ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 4TSZ .

911
S875ge

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Geſchichte

der

Religion Jeſu Chriſti.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgeſetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fortſetzung fünfzehnter Band.

Mainz, 1836.

Bei Kirchheim, Schott & Thielmann.

Geſchichte

der

Religion Jeſu Chriſti.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgeſetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Acht und zwanzigſter Band.

Mainz, 1836.

Bei Kirchheim, Schott & Thielmann.

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.

911
S875ge
1817
v. 28

Des

zweiten Zeitlaufes

vier und zwanzigſter Zeitraum.

Von dem Frieden von Verdün 843
bis zur völligen Erlöſchung des carolingiſchen
Hauſes 987.

Zweite Abtheilung.

Von dem Tode Kaiſer Carls II. 877
bis zum Untergange des ächten Stammes der
Carolinger in Deutſchland nach dem Tode
Kaiſer Carls III. *) 888.

I.

1. Geſchichte des morgenländiſchen oder byzantiniſchen Kaiſerreichs. — Die bisher nicht blos ermüdende, ſondern nicht ſelten Geiſt und Herz völlig ertödtende Einförmigkeit der byzantiniſchen Geſchichte gewinnt jetzt wieder, und zwar auf länger als ein Jahrhundert, eine ganz andere, ungleich mehr Leben und Kraft athmende Geſtalt. Einleitung.

*) In den Geſchichtsbüchern heißt dieſer Carolinger gewöhnlich Carl der Dicke.

Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts beginnt für das, ſeit den Zeiten Juſtinians I. immer tiefer geſunkene oſt-römiſche Reich eine neue Periode wieder aufblühender ehemaliger Größe und Hoheit, und zu unſerm nicht geringen Erſtaunen behaupten nun die Griechen oder Oſt-Römer im zehnten und eilften Jahrhundert auf das neue wieder den erſten Rang unter allen und ſelbſt den mächtigſten Völkern des Erdkreiſes. Mag man es auch immerhin mit dem letzten Auflodern einer nachher völlig erlöſchenden Flamme vergleichen; ſo verbreitet dieſe doch jetzt ihren Schimmer über die ganze damals bekannte Welt, und erliſcht erſt gänzlich nach einem ziemlich langen Zeitraum in den erſten Decennien des zwölften Jahrhunderts *).

2. Nach einer ſchnell vorübergehenden, aber an Thorheit und Wahnſinn alles überbietenden Regierung, gibt jetzt das Haus des Baſilius dem Reiche Regenten, welche die, an die Schlechtigkeit einer langen Reihe von Kaiſern gewöhnten, daher ſchon über mittelmäßiges Regentenverdienſt ſtaunenden Griechen mit den Beinamen: der Weiſe, der Philoſoph, der Gelehrte ꝛc. beehren. Zwar vermögen dieſe noch nicht, das Reich gegen benachbarte barbariſche Völker zu ſchützen; noch immer ſind ſie gezwungen, ihrer Grenzen Sicherheit mit ihren, obgleich durch weiſen Haushalt angehäuften Schätzen zu erkaufen. Aber unter ihnen kehren doch wieder Gerechtigkeit und Milde in die Verwaltung zurück; das durch

*) Das heißt, es ſank in ſeine frühere Unbedeutſamkeit zurück, nachdem es ſchon wieder im eilften Jahrhundert einen nicht kleinen Territorialverluſt erlitten hatte. Der gänzliche Untergang des griechiſchen Reiches ereignete ſich erſt im Anfange der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

zügelloſe despotiſche Willkühr völlig verdrängte Rechts-ſtudium wird auf das Neue geweckt; Künſte und Wiſſenſchaften werden befördert; Tugend und Verdienſt, bisher nicht ſelten Verbrechen in den Augen argwöhniſcher Despoten, können wieder furchtlos und ungeſcheut ſich den Stufen des Thrones nähern, und die Laſter des Palaſtes und deſſen innere Greuel entzieht ein dichter Schleier den Augen der Völker.

3. Den weiten Schauplatz des Krieges und der Politik betreten daher nun auch nach und nach wieder Männer von Verdienſt und ausgezeichneten Geiſtesgaben, und eine Reihe von Feldherren, gebildet in der Kriegsſchule des alten Roms, und theils durch ihr perſönliches Verdienſt, theils auch durch Frauengunſt, zur Genoſſenſchaft des Throns und der Herrſchaft erhoben, erfüllen nun bald alle drei Welttheile mit dem Geräuſche ihrer Siege, und dem Ruhme römiſcher Waffen. In kurzer Zeit erſtrecken ſich die Grenzen des Reiches wieder bis an die Ufer des Tygris und Euphrats. Das bisher ſo furchtbare Reich der Bulgaren wird zerſtört. Cilicien, Syrien und Paläſtina kehren unter die Botmäßigkeit der Oſt-Römer zurück. Ueber den Mauern von Antiochien prangt wieder die Fahne des Gekreuzigten, und das ſtolze Damaskus, einſt der Sitz des die Welt beherrſchenden Kaliphats wird eine zinsbare Stadt der Griechen. Eben ſo drohend und gebietend weht nun auch die griechiſche Flagge jetzt wieder auf allen Meeren. Sicilien und Creta werden erobert, und bilden mit den Inſeln Cypern und Rhodus und den fünfzig größern und kleinern Eilanden des ägäiſchen Meeres *) einen nicht wenig be-

*) Die Griechen nannten dieſes Meer das heilige Meer ʽαγιος πελαγος (hagios pelagos), woraus nachher

deutenden Inſelſtaat. Beinahe ein Drittel von Italien wird ebenfalls auf das neue eine griechiſche Domaine, und die ganze, über ſiebenzig Meilen ſich hinſtreckende Küſte von Dalmatien, wie auch das, durch ſeinen Handel damals ſchon ſo reich und mächtig gewordene Venedig, ſammt der, einen verhältnißmäßig nicht minder ausgebreiteten Seehandel treibenden Republik Raguſa huldigen der Oberhoheit des Kaiſers von Conſtantinopel.

4. Nur Schade, daß dieſem weit ſchimmernden äußern Glanze nicht eine verhältnißmäßige innere Stärke des Reiches entſprach; denn ob es in ſich ſelbſt die durchaus ſo nöthige Bürgſchaft ſeiner Größe und Dauer auch für die Zukunft hatte, und ob demnach alle Elemente der Staaskraft in einem vollkommen harmoniſchen Ebenmaß ſich befanden, daran läßt ſich, obgleich mit voller Beſtimmtheit nichts darüber entſchieden werden kann, doch aus mehrfachen Gründen nur gar zu ſehr zweifeln. Hätte jener gekrönte Schriftſteller (Conſtantin Porphyrogenetes), ſtatt über die Pracht und Sitten des Hofes, über die oft ſehr langweiligen Ceremonien beim Empfange fremder Geſandten, über die kaiſerlichen Paläſte, deren Luxus, und zahlreiche höhere, wie mindere Dienerſchaft, und viele andere nicht ſehr wiſſenswürdige Gegenſtände ſich mit ſo vielem Umſchweife zu verbreiten, uns vielmehr einen Blick in den innern Organismus des Staatslebens erlaubt, über die verſchiedenen Zweige der Verwaltung, beſonders den Staatshaushalt, und die der Regierung

---

die verdorbene Benennung Archipelagus, Archipel entſtand; ein Name, den man jetzt überall jeder nur einigermaßen bedeutenden Inſelgruppe gibt, wie z. B. der indiſche Archipel, der mexicaniſche Archipel ꝛc.

zu Gebote ſtehenden materiellen, wie moraliſchen Kräfte nur einigermaßen belehrt; ſo würden Geſchichte und Nachwelt ſich ewig ihm dankbar verpflichtet fühlen; da im Gegentheil jetzt ſeine Bücher, welchen hiſtoriſchen Werth man ihnen auch immer beizulegen gewohnt iſt, doch offenbar blos eine müßige Neugierde, nicht aber eine vernünftige Wißbegierde befriedigen werden.

5. Bei dem, alle Begriffe überſteigenden Aufwande des Hofes, bei den ungeheuern Summen, welche die Unterhaltung zahlreicher Flotten erfoderte, und dem, im Orient eingeführten, und von den meiſten Kaiſern gewöhnlich ſehr ſorgſam befolgten Theſaurationsſyſtems würde unſtreitig eine nur einigermaßen genaue Ueberſicht des wahren Finanzzuſtandes des Reiches, der mannigfaltigen Quellen ſeines Nationalreichthums, ſo wie ſämmtlicher aus den Provinzen jährlich in den Staatsſchatz nach Conſtantinopel fließender Einkünfte, für den beſchauenden Sinn des Geſchichtforſchers ein höchſt merkwürdiger Gegenſtand ſeyn. Welche intereſſante Aufſchlüſſe müßte dieſe Kenntniß nicht über den Geiſt und Charakter der byzantiniſchen Regierung, und ihrer Verwaltung in jener, für ſie wieder ſo glänzenden Periode geben. Aber weder die Bücher des im Purpur gebornen Schriftſtellers, noch die griechiſchen Chroniker verbreiten hierüber auch nur das mindeſte Licht. Aus den wenigen Bruchſtücken, die wir hierüber befragen können, ergibt es ſich jedoch mit der größten Wahrſcheinlichkeit, daß die ganze byzantiniſche innere Staats- und Verwaltungs-Kunſt blos darin beſtand, das Nationalcapital jedes Jahr mit den höchſten Zinſen in den ſchnellſten Umlauf zu verſetzen, das heißt, Handel und Fabrikthätigkeit auf die höchſte und einträglichſte Stufe zu er-

höhen; während die beiden einzigen Quellen wahren Reichthums, nämlich Boden und Ruralbetriebſamkeit, wo nicht völlig vernachläſſiget, doch als höchſt untergeordnete Gegenſtände betrachtet wurden. Wir finden bei den Griechen jener Zeit eine Menge den Handel und Handelsſtand befördernde und begünſtigende Geſetze *), ohne dabei die mindeſte Spur zu entdecken, daß man durch weiße Verordnungen auch eben ſo ſehr den Landbau belebt, wenigſtens von ſeinen drückendſten Feſſeln ihn gelößt **), und dadurch die Zahl fleißiger, das Land bauender Hände zu vermehren geſucht hätte. Der Reichthum einer Provinz, ſo wie die Gewißheit des Staatseinkommens beruheten alſo blos auf dem ergiebigen Ertrag des Handels, und dem Abſatz der Fabriken. Aber Beides iſt den Launen der Zeit unterworfen. Nichts iſt veränderlicher, als der Handel. Von einer Region wandert er in die andere. Keine Nation hat ihn je noch für immer an ſich zu feſſeln vermocht; und die Geſchichte liefert mehr als ein Beiſpiel, daß Länder, durch ihren Handel

*) So z. B. waren alle Purpurfärber, Weber und Seidenſpinner, wie auch die zu Kauffartheiſchiffen gehörigen Seeleute von allen Abgaben befreit.

**) Eine der drückendſten war die Einquartierung des größten Theils des Heeres auf dem platten Lande. Noch grauſamer und zugleich unvernünftiger war das eingeführte Steuerſyſtem. Wenn nämlich, entweder durch feindliche Einfälle barbariſcher Völker, oder auch Mißwachs und andere öffentliche Calamitäten große Noth in einer Provinz entſtand, und viele, ihre Steuern zu bezahlen, durchaus nicht im Stande waren, ſo mußte dennoch die Provinz die ganze in der Steuerrolle auf ſie angeſchlagene Summe bezahlen. Die Beiträge der Nicht-Zahlungsvermögenden wurden demnach unter die Zahlbaren vertheilt, und dadurch nicht ſelten auch noch viele von dieſen zu Grunde gerichtet.

einſt Sitze der Macht und des Reichthums, einige Jahrhunderte nachher in Armuth und völlige politiſche Unbedeutenheit verſanken *). Zudem können auch der einträglichſte Handel und die gewinnreichſte Betriebſamkeit in den Fabriken, wenn ſie nicht auch zu gleicher Zeit in dem Innern der Provinzen ſtets die Anzahl der Pflugſcharen vermehren, gewöhnlich nur eine, im Verhältniß mit der Totalität, ganz kleine Claſſe ungeheuer bereichern, nie aber den Wohlſtand des Volkes im Allgemeinen vermehren, müſſen im Gegentheil demſelben nicht ſelten eher hinderlich als förderlich werden**). Begegnen wir nun noch über-

*) Selbſt das, heut zu Tag alle Meere und den ganzen Welthandel beherrſchende England wird zu ſeiner Zeit dieſe Wahrheit beſtätigen.

**) Auch hierzu kann das jetzt ſo reiche und mächtige Krämervolk ſprechende Belege liefern. In einer Fabrick z. B. arbeiten viele Hundert, des täglichen Brodes bedürftige Menſchen. Um nun ihren, ohnehin blos zur höchſten Nothdurft hinreichenden Lohn um einige Pfennige zu vermehren, bringen ſie ihre Kinder, ſchon in deren zarteſtem Alter, und ſobald dieſelben nur eine Stecknadel von der Erde aufzuheben im Stande ſind, in die Fabrik. Den armen Kleinen wird nun eine, ihren ſchwachen Kräften angemeſſene Arbeit angewieſen, wodurch dann deren Eltern einige Pfennige mehr des Tages gewinnen. Wie nun der Körper dieſer Kinder nach und nach erſtarkt, werden ſie auch verhältnißmäßig bei immer ſchwerern Arbeiten angeſtellt; der Lohn wird nun freilich ihnen ebenfalls erhöhet; aber die unglücklichen Geſchöpfe, von den früheſten Jahren an unaufhörlich in jenen Zwangsanſtalten, die man Fabriken nennt, beſchäftiget, bleiben ohne alle Erziehung, erhalten nicht den mindeſten, ſelbſt nicht einmal den nothdürftigſten Religionsunterricht, wachſen in thieriſcher Rohheit auf, und ſind dann nicht viel beſſer, als bloſe, nur etwas künſtlichere, weil ſich ſelbſt bewegende Arbeitsmaſchi-

dies Privatleuten, wie z. B. jener am Hofe von Conſtantinopel ſo ſehr gefeierten, griechiſchen Matrone Danielis, in deren Händen ſich unermeßliche, alles Verhältniß weit überſteigende Reichthümer zuſammengehäuft finden; ſo iſt dies Letztere ſchon ein ſprechender Beweis von einem tief geſunkenen Wohlſtand der Geſammtnation, und einem, jenen auf einigen Haufen zuſammengeſchütteten ungeheuern Reichthümern vollkommen entſprechenden Elende der Totalität der Bevölkerung *).

---

nen zu betrachten. Natürlicher Weiſe wird der Fabrikherr dabei reich; aber für einen einzigen, unermeßlich Reichen müſſen dann tauſende einer völligen geiſtigen Stumpfheit und ſchauderhaften Rohheit anheimfallen; und da ohnehin bei dieſen Leuten jeder Tag das, was ſie gewinnen, auch verzehrt; ſo bleibt ewige Knechtſchaft im Fabrikendienſte mit allem damit verbundenen phyſiſchen und moraliſchen Elende, für immer das traurige Loos ihres ſchwer belaſteten, und im ganzen genommen leider doch blos thieriſchen Lebens. — Unſtreitig bringen Fabriken einem Lande manchen Nutzen; aber nur da, wo gleichſam die Natur ſelbſt ſie anlegt, oder wenigſtens ſehr merkbar darauf hindeutet; und von allen politiſchen Vorurtheilen iſt keines verderblicher, als das ſtete Verwechſeln des Mittels mit dem Zweck.

*) Die hier oben erwähnte Danielis war eine in Naupaktus wohnende Wittwe. Als Baſilius in ſeiner Jugend noch in einer ſehr untergeordneten Stelle nach Griechenland kam, nahm Danielis ihn in ihr Haus, ließ ihm reichliche Unterſtützung zufließen, und ſetzte durch ihre außerordentliche Freigebigkeit ihn, und ſeine völlig verarmte Familie wieder in blühenden Wohlſtand. Nachdem Baſil den Thron beſtiegen hatte, konnte die ehrwürdige Matrone ihrer Eitelkeit das Vergnügen nicht entſagen, ihren ehemaligen, nunmehr gekrönten Schützling in Conſtantinopel zu beſuchen. Größerer Bequemlichkeit wegen wollte ſich Danielis auf dieſer Reiſe keines Fuhrwerkes, ſondern einer

Sänfte bedienen. Auf einem Wege von ungefähr fünfhundert Stunden wurden demnach von Danielis Sclaven ſo viele vorausgeſchickt, daß immer je zehen und zehen einander ablöſend die Herrin in ihrer, mit allen Bequemlichkeiten verſehenen Sänfte auf eine ſehr mäßig vorgeſchriebene Weite tragen konnten. Ihr voran gingen wahrhaft königliche Geſchenke an den Kaiſer. Z. B. ſechshundert Stücke der feinſten leinenen und ſeidenen Zeuge; die letztern mit tyriſcher Farbe gemalt, zum Theil durch die künſtlichſten Stickereien in Gold und Silber noch mehr verſchönert, und mit ächten Perlen und edeln Steinen geziert. Ferner viele koſtbare Teppiche, und zwar von ſolcher Größe, daß einer davon den ganzen Fußboden einer Kirche bedeckte. Mehrere ungemein große, mit ſeltener Kunſt bearbeitete goldene und ſilberne Gefäße, endlich dreihundert der ſchönſten, prachtvoll gekleideten Jünglinge, und unter dieſen hundert Verſchnittene. In Conſtantinopel ward Danielis, gleich der Mutter eines Kaiſers, auf das prächtigſte empfangen. Sie ſetzte den Sohn des Kaiſers, den Prinzen Leo zu ihrem Univerſalerben ein; verſchenkte aber bei ihren Lebzeiten den größten Theil ihrer in Griechenland gelegenen Landgüter, beſtimmte auch in ihrem Teſtamente ſehr viele, und zwar ungemein bedeutende Legate, und als dieſe alle berichtiget waren, beſtand der Danielis Verlaſſenſchaft doch noch in einem ganz ungeheuern Vorrathe von geprägtem Golde und ſo vielem baarem Geld, daß man dieſes gar nicht zu zählen vermochte — (**inventa auri signati ingens copia, ac pecuniae innumerabiles**) — ferner in einem Ueberfluß an goldenen und ſilbernen Gefäßen, den koſtbarſten Gewanden, mehr als königlichem Hausgeräth, einer zahlloſen Menge Sclaven, Laſt- und Zug-Vieh, und endlich in achtzig der größten Maierhöfe. Die Anzahl der Sclaven war ſo groß, daß deren neuer Herr, der Prinz Leo, oder deſſen Vater Baſilius, viertauſend von denſelben die Freiheit ſchenkte, und ſie als eine Colonie nach Unteritalien, in die dort dem griechiſchen Reiche gehörigen, aber durch Krieg ſehr verödeten Provinzen ſandte. (**Combef., Script. p. Theoph. p. 195 et 96.**) — Selten möchte heute

6. Auch für die griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft beginnt jetzt in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts eine neue, glänzende Periode. Als in Alexandrien und in Athen, im Erſtern durch die Eroberung der Sarazenen, in dieſem durch die Einwanderung ſclavoniſcher und bulgariſcher Volksſtämme, die einſt ſo berühmten hohen Schulen erloſchen, flüchteten ſich auch im Orient Künſte und Wiſſenſchaften in die Klöſter. Aber der Hauptſitz der Muſen und griechiſcher Gelehrſamkeit ward das, durch eine Menge Privilegien ausgezeichnete, kaiſerliche große Collegium in Conſtantinopel. Ehrentitel und Belohnungen jeder Art weckten den Eifer der dort zahlreich angeſtellten Lehrer, gewöhnlich ſehr gelehrte und durchaus tadelloſe Männer, und ihrem Forſchungsgeiſte ſtand eine Bibliothek von mehr als dreißigtauſend Bänden zu Gebote. Aber durch Leo des Iſauriers unſeligen Bilderſtürmer Wahn ward, wie die Leſer ſich erinnern werden, dieſes herrliche Collegium, des ganzen Reiches erſte und vornehmſte hohe Schule, ſammt allen dazu gehörigen Gebäuden, und den darin wohnenden Profeſſoren, nebſt der ſo koſtbaren Bibliothek ein Raub der Flammen *). Gleiche

---

zu Tage das Privatvermögen eines großen Fürſten, das heißt, von jenen, bei welchen es den neuern Staatsſophiſten gelungen iſt, ihnen ihre Domaingüter abzuſchwatzen, dem Reichthum dieſer Danielis gleichkommen.

*) Dieſes Collegium ſtand ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit wegen im ganzen Reiche in dem größten Anſehen. Sein Ruhm war ſelbſt bis zu den Sarazenen gedrungen, und als Liebe zu den Wiſſenſchaften auch unter Arabern erwachte, ſuchten die Kaliphen ähnliche Inſtitute, nach dem Muſter jenes in Conſtantinopel, in Bagdad zu errichten. In der hochtrabenden Sprache des Orients nannten die Griechen den Director des

Proſcription erſtreckte ſich jetzt auch über alle Klöſter. Die darin errichteten Schulen gingen demnach ebenfalls ein, und alle gelehrte Inſtitute wurden von der blinden Wuth der Ikonoklaſten von Grund aus zerſtört. Daß ein roher Emporkömmling, wie der Iſaurier, ein Feind der Künſte und Wiſſenſchaften war, läßt ſich leicht begreifen. Aber auch alle Nachfolger aus ſeinem Hauſe, ſo wie die verſchiedenen auf ſie folgenden, und durch den, im Orient ſo häufigen Dynaſtienwechſel auf den Thron erhobenen Kaiſer brandmarkten ſich und ihre Regierung durch eine, nur bald mehr bald minder zur Schau geſtellten Geringſchätzung aller wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe. Eine völlige Verachtung alles deſſen, was den menſchlichen Geiſt erheben und veredeln und das Leben verſchönern konnte, ward demnach gleichſam Hofton, mithin von den Großen und Reichen nachgeahmt, und eine nothwendige Folge davon war nun eine immer dichter werdende Finſterniß, welche das oſtrömiſche Reich in dem ganzen achten Jahrhundert und dem größten Theil

---

Collegiums die Sonne der Wiſſenſchaften, und die zwölf vornehmſten der unter ihm ſtehenden Profeſſoren die zwölf Zeichen des Thierkreiſes. Natürlich war dem Kaiſer Leo dem Iſaurier, als ſein Zerſtörungswerk aller Bilder beginnen ſollte, ungemein viel daran gelegen, ein ſo allgemein hochgeehrtes Collegium, deſſen Entſcheidungen von der ganzen griechiſchen Welt als Orakelſprüche betrachtet wurden, für ſeine Abſichten zu gewinnen. Aber das Gutachten des Directors und ſeiner ehrwürdigen Amtsgenoſſen fiel gar nicht nach dem Wunſche des Kaiſers aus; und da weder durch Verſprechungen noch Drohungen eine, dem Wahn des Despoten günſtigere Entſcheidung erhalten werden konnte; ſo ließ Leo bei nächtlicher Weile Feuer anlegen, und in Geheim ſolche Anſtalten treffen, daß weder Perſonen noch Sachen gerettet werden konnten.

des neunten bedeckte *). Aber jetzt in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts durchbrechen dieſe lange Nacht plötzlich einige Strahlen einer, auf das neue wieder aufgehenden wiſſenſchaftlichen Morgenröthe, die, obgleich ſie keinen Tag in ſeinem vollen Mittagsglanz erzeugt, dennoch den finſtern Nebel nach und nach zertheilt, und den wiſſenſchaftlichen Horizont des chriſtlichen Orients um vieles wieder erhellt.

7. Vorzüglich wird unter den erſten Kaiſern des baſiliſchen Hauſes ein ungemeines wiſſenſchaftliches Treiben überall rege. Die Schätze des Alterthums werden wieder geſammelt und in öffentlichen Bibliotheken niedergelegt, und die vielen Scholiaſten und Kritiker, von welchen zwar oft nicht viel mehr als blos ihre Namen auf uns gekommen ſind, dienen zum Beweiſe, mit welchem Eifer man ſich dem Studium des claſſiſchen Alterthums wieder hingab. Sogar im Purpur erſchienen jetzt nicht ſelten die Muſen, und ſelbſt auf dem Throne verſchmäht man nicht, das

*) Der Kaiſer Theophilus z. B. mußte erſt von den Sarazenen erfahren, daß er noch einige gelehrte Leute in ſeinem Reiche habe. Der Kaliph Motaſem ſchickte ihm nämlich eine Geſandtſchaft, und ließ einen gewiſſen Leo, der große aſtronomiſche Kenntniſſe gehabt haben ſoll, und dem die Griechen nachher, obgleich mit großem Unrecht den Namen des Philoſophen beilegten, ſich von ihm ausbitten. Jetzt erſt ward dem Theophilus dieſer Mann bekannt. Dem ſogenannten Beherrſcher der Gläubigen ſchlug er demungeachtet deſſen Bitte ab, jedoch nicht aus Achtung für Leos ihm gerühmte Gelehrſamkeit, ſondern blos um Motaſem zu kränken, und ihm zu zeigen, daß er Theophilus Etwas beſitze, was der Kaliph zu beſitzen ſich fruchtlos ſo viele Mühe gebe.

Quadrivium zu ſtudiren, und die gekrönten Schriftſteller betrachten die gelehrten Werke, die ihrer Feder entfließen, als eben ſo viele unvergängliche Denkmäler einer ruhmvollen Regierung. Unter den, nun nicht blos ſchützenden, ſondern auch erwärmenden Strahlen des Thrones werden alle wiſſenſchaftliche Zweige, Grammatik, Rhetorik, Poeſie, Philoſophie, Geſchichte, reine und angewandte Mathematik, Staats- und Kriegskunſt ꝛc. mit gleichem Eifer, jedoch nicht mit demſelben, einige ſogar mit nur geringem Erfolge bearbeitet *); da es aber darauf jetzt bei den Griechen nicht gerade ankommt, und nicht nur wahre, wie blos ſcheinbare Gelehrſamkeit, ja ſelbſt ſchon ein excerpirter geiſtloſer Apparat von Gelehrſamkeit jede Bahn zu Ehrenſtellen und zum Reichthum ebnet; ſo ſchließt nun auch bald Conſtantinopel ein ganzes Heer von Gelehrten und Halbgelehrten innerhalb ſeiner Mauern ein.

8. Aber trotz dieſen, an ſich lobenswerthen Beſtrebungen, gebricht es doch allen gelehrten Erzeugniſſen der Griechen ſo wohl in dem zehnten, als eilften und zwölften Jahrhundert, und zwar ohne Unterſchied und Ausnahme, durchaus an Geſchmack,

---

*) Darin ſtimmen die gelehrteſten neuern Kritiker mit einander überein. — Von dem Zuſtande der griechiſchen Literatur bis zum völligen Untergange des Reichs wird übrigens in der Folge bei ſchicklicher Gelegenheit wie z. B. in der Regierungsgeſchichte Leo des Weiſen, noch mehrmals die Rede ſeyn; und zwar um ſo mehr, als man den Griechen nicht ſelten den Ruhm zugeſteht, nach Conſtantinopels Eroberung durch die Türken, die wiſſenſchaftliche Fackel nach dem Abendland gebracht, und mit dem angehäuften Vorrath ihrer wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe nun auch die Lateiner nicht wenig bereichert zu haben.

wie an Fülle und Feinheit der Empfindung. Weder ihren Rednern noch Dichtern wird eine höhere Weihe zu Theil; und ſelbſt den geprieſenſten ihrer Werke fehlt es gerade an dem Unentbehrlichſten, nämlich an dem unverfälſchten Stempel einer ungeſchmückten kunſtloſen Natur. Statt des Erhabenen finden wir überall blos Schwulſt, Uebertreibung und Unnatur; und ein verworrener, mit unpaſſenden Bildern und Allegorien durchwebter phraſeologiſcher Vortrag ſoll gewöhnlich den alltäglichſten Gedanken, und längſt ſchon allgemein bekannten Wahrheiten bald den Reiz der Neuheit, bald gar den Schein einer ganz neuen Ergießung bewundernswürdiger Denkkraft ertheilen. Zudem iſt endlich alles wiſſenſchaftliche Streben und Treiben der Griechen in dieſem Zeitraume völlig unproduktiv ſo wohl für die Kirche und den Staat, wie für die Veredlung des griechiſchen Geiſtes überhaupt. Die Nation bleibt immer das alte Sclavenvolk, Verfaſſung und Regierung ſtets derſelbe ekelhafte, Geiſt und Menſchenwürde ertödtende Despotismus, und der Griechen Kriegs- und Staatskunſt blos eine leere Wortwiſſenſchaft. Das größte Geheimniß der letztern beſteht jetzt vorzüglich in kunſt- und ſinnreicher Erfindung einer Menge von Ceremonien und zahlloſer, den Ehrgeiz eitler Griechen ſchmeichelnder Ehrentitel. Beſonders erfinderiſch hierin war der Kaiſer Alexis *), und wirklich waren die neuen Würden, die er creirte, eine, man muß es geſtehen, wahrhaft künſtliche, immer höher führende Stufenfolge von Hoffnungen äußerer Ehre

*) Die Prinzeſſin Anna Commena, die Tochter des Alexis, erſchöpft ſich diesfalls in Lobeserhebungen auf ihren Vater, den ſie den Erfinder dieſer Fürſten-Kunſt nennt, und ganz in Bewunderung über die tief darin liegende Staatsklugheit ſich verliert.

und immer wachſendem, jedoch ſtets auch äußerſt ſchwankendem Anſehen; denn wer auch die höchſte, beinahe auf gleicher Linie mit dem Throne ſtehende Stufe erklommen hatte *), den konnte doch ſchon ein Wink des Kaiſers ſogleich wieder in die niedrigſte Claſſe des gemeinen Volkes herabſtürzen.

---

*) Dieß war die Würde eines Sebaſtokrators. Sie war höher als die des Cäſars. Bei den öffentlichen Acclamationen ward auch der Name des Sebaſtokrators genannt. Im Aeußern unterſchied er ſich von dem Kaiſer blos durch eine kleine Veränderung in den Kleidungsſtücken. Er trug nämlich keine purpurne, ſondern grüne Halbſtiefel; auch war die Krone, die ſein Haupt zierte, mit ungleich weniger Perlen und Juwelen, als jene des Kaiſers bedeckt. Nachher wurden noch einige andere neue Würden, nämlich die eines Despoten, Panhyberſebaſtos und Protoſebaſtos erdacht, und der Erſtere über den Sebaſtokrator geſtellt. Die fünf erſten und höchſten Würdeträger waren demnach der Despot, der Sebaſtokrator, Cäſar, Panhyperſebaſtos und Protoſebaſtos. Mit dieſen Würden waren keine Aemter verbunden. Indeſſen übertrug man doch bisweilen, obgleich nur ſelten, denen, welche damit geſchmückt waren, die Anführung eines Heeres. In ihrer Kleidung und Umgebung, wie in ihrem ganzen Aeußern glichen ſie ſelbſtſtändigen Fürſten, und wer ſie nicht kannte, hätte jeden derſelben für den wirklichen Monarchen gehalten, in deſſen Gegenwart jedoch alle Größe und aller Glanz dieſer Würdeträger ſogleich dahinſchwanden. Ueberhaupt gab es bei den Neu-Griechen eigentlich gar keinen Unterſchied zwiſchen edler und gemeiner Geburt. Alle Vorzüge und Auszeichnungen waren blos perſönlich, und die Quelle davon einzig und allein der Wille oder die Launen des Kaiſers, und zwar nicht ſelten eines halb wahnſinnigen Kaiſers; daher wir auch bald Beiſpiele ſehen werden, daß ſelbſt aus der gemeinſten und niedrigſten Klaſſe oft Leute ohne alles andere Verdienſt, als blos, weil vielleicht der eine ein guter Wagenführer, der andere

9. Auch auf den äußern, wie innern Zuſtand der morgenländiſchen Kirche hat das Wiedererwachen griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft nicht den mindeſten, Segen und Gedeihen bringenden Einfluß. In dem hohen Clerus vermißt man immer mehr und mehr das kirchliche, wahrhaft apoſtoliſche Element. Die Biſchöfe ſammt der ganzen übrigen Geiſtlichkeit ſind größtentheils blos ſalbungsloſe Diener des Ehrgeizes und der Schwungſucht der Patriarchen von Conſtantinopel; und ſo lange dieſen es gelingt, ſich in der Gunſt des Kaiſers zu erhalten, geht der wilde Despotismus der weltlichen Regierung in ſeiner ganzen, hier nur noch widerlichern Geſtalt auch in das Kirchenregiment über *). Da nun offenbar

---

ein geſchickter Flötenſpieler war, plötzlich zu jenen erſten und höchſten Würden des Reiches erhoben wurden.

*) Der griechiſche Clerus wußte ſich nie, wie der abendländiſche zu der ihm geziemenden Würde und Selbſtſtändigkeit zu erheben. Beſaß der Patriarch die Gunſt des Hofes, ſo konnte er ein Despot, jawohl ein Tyrann in der Kirche ſeyn, blieb jedoch ſamt ſeiner ganzen Geiſtlichkeit, gleich dem geringſten der Unterthanen, dem Willen des Monarchen ſclaviſch unterworfen. Wie es ihm beliebt, ſetzte der Kaiſer Patriarchen und Biſchöfe ein und ab, verſetzte ſie nach Laune von einer Kirche zu der andern, unterwarf ſie ſogar den ſchimpflichſten Strafen, ließ z. B. auf Eſeln ſie in dem Cirkus herumführen, öfters verſtümmeln und bisweilen tödten. Die griechiſche Geiſtlichkeit war ungleich reicher, als jene im Abendlande. Da aber der Kaiſer dieſe Reichthümer geben und nehmen konnte; ſo ward gerade dadurch die griechiſche Kirche immer noch tiefer in die Knechtſchaft unter der weltlichen Macht herabgedrückt. Durch Furcht und mehrfaches zeitliches Intereſſe gebunden und gefeſſelt, verſtummten Biſchöfe und Patriarchen in der Gegenwart des gewaltigen und allmächtigen Autokrators, und wenn bisweilen einer,

alle Symptome eines innern Verfalls der morgenländiſchen Kirche längſt ſchon eingetreten waren; ſo darf man ſich nicht wundern, daß es dem Photius, deſſen ungemeſſenem Stolze ganz ungewöhnliche Verſtandeskräfte zu Gebote ſtanden, endlich wirklich gelang, den ohnehin halb verdorrten Aſt von dem lebendigen und kräftigen Stamme auf immer loszureißen.

10. Den ſelbſt nicht blöde Augen täuſchenden Glanz alſo, der beſonders in dem zehnten Jahrhundert das griechiſche Reich wieder umſtrahlt, hat daſſelbe demnach blos dem Waffenglücke ſeiner Heere, deren Siegen und glänzenden Eroberungen zu danken. Aber auch an dieſem kriegeriſchen Ruhm, dieſer Heldenglorie haben die Griechen wahrhaftig nur kleinen Antheil; denn die Siege, welche die Nicephorus, die Zimiszes, Romanus und andere erringen, ſind größtentheils die Früchte der Tapferkeit der in griechiſchem Solde ſtehenden Truppen, meiſten barbariſche Völker, Slavonier, Bulgaren, Türken, Ruſſen, Waräger ꝛc., zum Theil auch das Werk einiger außerordentlicher militairiſcher Genies, die entweder durch einen Zuſammenfluß ganz ungewöhnlicher Umſtände ſich ſelbſt auf den Thron ſchwingen, oder doch demſelben ſich ganz nahe geſtellt finden. Wenigſtens haben die Griechen, wie auch Conſtantius VII. ſtrategiſche und taktiſche Lehrbücher ganz gewiß nichts dazu beigetragen; denn während der letztere in ſeinen Schriften die Regeln der Caſtrametation, der Märſche und übrigen ſtrategiſchen und

---

weder Gefängniß noch Verbannung fürchtend, zu widerſprechen wagte; ſo war dieß eine ſeltene Erſcheinung, die in der Folge immer noch ſeltener ward.

taktiſchen Evolutionen nach Weiſe der alten Griechen und Römer ganz richtig angab, wurden ſeine Heere von ganz unwiſſenden, des Krieges unkundigen Barbaren geſchlagen, und er ſelbſt, der große theoretiſche Strateg, ward in ſeiner Kaiſerſtadt von jenen belagert.

11. Man würde ſich alſo ſehr irren, wenn man das Ende des neunten Jahrhunderts, wie auch das zehnte, und einen Theil des eilften, als eben ſo viele Epochen einer ſtufenweiß höhern geiſtigen Entwickelung der Griechen halten wollte. Der Schimmer von äußerer Größe, der ſie in dieſem Zeitraum umgibt, iſt, wie wir geſehen, mehr ſcheinbar als reel, zum Theil ſelbſt blos von dem Zufall erborgt, hat in dem Geiſte der Nation, wie in dem Charakter ihrer Verfaſſung und Regierung weder feſte Grundlage, noch ſichere Bürgſchaft ſeiner Dauer, fängt daher ſchon nach hundert Jahren wieder an, nach und nach zu verbleichen, verſchwindet endlich gänzlich gleich nach den erſten Decennien des zwölften Jahrhunderts, und die Majeſtät und antike Hoheit, worin wir noch das edle Haus der Commenen auf dem Throne erblicken, ſind dann die letzten Strahlen einer für das griechiſche Reich auf immer untergehenden Sonne. — Wir ergreifen jetzt wieder den Faden der Geſchichte da, wo wir, zu Folge des dieſem Werke zu Grunde liegenden Plans, ihn in dem dreizehnten Bande abzubrechen genöthiget waren.

II.

1. Theodora und Michaël III. — Durch ſeinen, auf dem Sterbelager erklärten letzten Willen

hatte Kaiſer Theophilus (842) ſeine Gemahlin, die Kaiſerin Theodora zur Regentin des Reiches und Vormünderin ſeines kaum ſechsjährigen Sohnes Michaël ernannt; aber auch einen, ihr zur Seite ſtehenden Staatsrath geordnet, an deſſen Spitze der tapfere und edle Manuel und der Großlogothete*) Theoktiſtus ſtanden. Sobald Theophilus die Augen geſchloſſen hatte, berief Manuel das Volk und die Truppen nach dem Cirkus; er ſelbſt eilte dahin, um dem Sohne des verſtorbenen Kaiſers huldigen zu laſſen. Bei dem Heere und dem Volke war Manuel gleich beliebt. Man kannte ſeinen kriegeriſchen Geiſt, ſeine Tapferkeit und ſtrenge Tugend, und die Regierung einer Frau und eines Kindes konnte weder das Heer noch das Volk zu großen Hoffnungen berechtigen. Sobald alſo Manuel erſchien, rief die ganze Verſammlung wie mit einer Stimme: „Es lebe Manuel; viele Jahre dem von Gott geliebten Manuel!“ Aber mit zürnender Miene gebot dieſer Stille. „Ihr „habt“, ſprach er, „ſchon euern Herrn. Der ver„ſtorbene Kaiſer hat mich gleichſam an die Wiege „ſeines Sohnes geſtellt, um deſſen väterliches Erbe „gegen jeden Feind mit meinem letzten Blutstropfen

---

*) Logothete war anfänglich blos oberſter Aufſeher über ſämmtliche Staatseinkünfte. Die ihm untergeordneten Beamten hießen ebenfalls Logotheten, zeichneten ſich aber dadurch aus, daß ſie ihrem Titel auch noch die Benennung des Finanzzweiges, dem ſie vorſtanden, beifügten, ſo hieß z. B. der Eine Logothet der Domainen, der Andere Logothet der Poſten ꝛc. Unter Heraclius Nachfolger wurde die Würde des eigentlichen Logotheten um vieles erhöhet, und mit ſeinem Departement auch jenes aller innern Zweige der Verwaltung vereinigt. Er hieß nun Großlogothete, und war das, was man heute zu Tage Großkanzler, oder Prinzipal-Miniſter zu nennen pflegt.

„zu vertheidigen. Dies iſt meine heiligſte Pflicht, „und in Erfüllung derſelben beſteht mein Stolz und „höchſter Ruhm.“ Er ſelbſt rief: „Es lebe Michaël III. und Theodora!“ Aber eine allgemeine düſtere Stille herrſchte jetzt in dem weiten Circus. Von keiner einzigen Stimme wurden Manuels Worte wiederholt. Entrüſtet und mit erhöhter Stimme rief Manuel noch einmal: „Es lebe Michaël III. und Theodora!“ und von der Tugend des grauen Helden gezwungen, wiederholten nun Volk und Heer denſelben frohen Zuruf. Nach herkömmlichem Gebrauch ward jetzt dem kaiſerlichen Knaben als künftigem Beherrſcher gehuldiget; worauf die Verſammlung, voll Bewunderung der Größe des Mannes, der ſelbſt eine ihm freiwillig angetragene Krone verſchmäht hatte, ſich wieder trennte.

2. Nichts iſt einem Staate verderblicher als der Conflikt entgegengeſetzter religiöſer Lehren; und als eine eben ſo kluge, als wahrhaft fromme Fürſtin, machte daher Theodora es ſich zur erſten Aufgabe ihrer nunmehr angetretenen Regentſchaft, der Kirche wieder den Frieden zu geben, die Gewiſſen ihrer Unterthanen zu entfeſſeln, und die Einheit des Glaubens zwiſchen Rom und der morgenländiſchen Kirche wieder herzuſtellen. Den Beſchlüſſen des zweiten allgemeinen Conciliums von Nicäa, mithin der wahren Lehre der Kirche über die Verehrung der Heiligen, deren Reliquien und Bildniſſe ꝛc. war Theodora in ihrem Herzen ſtets treu geblieben, und als Regentin eines großen Reiches wünſchte ſie nun aus religiöſen, wie aus Staatsgründen, daß alle, ihrem und ihres Sohnes Scepter unterworfenen Völker ſich zu eben dieſer, von der allgemeinen Kirche längſt ſchon angenommenen Lehre bekennen möchten. Leider ſtanden der Ausführung dieſes Wun-

ſches große Hinderniſſe im Wege. Auf dem Patriarchenſtuhl von Conſtantinopel ſaß ein wüthender Ikonoklaſt, der berüchtigte, unſern Leſern längſt ſchon bekannte Johannes Lecanomantes. Ein großer Theil der Metropolitan- und Suffragan-Biſchöfe war demſelben Wahn ergeben; ebenſo auch viele Senatoren und Großen am Hof, endlich die ganze zahlreiche, ebenſo ſtupide, als unwiſſende Maſſe des gemeinen Pöbels von Conſtantinopel. Selbſt der treue und redliche Manuel rieth der Regentin, in den kirchlichen Angelegenheiten keine Neuerungen zu machen, alles, wie es unter den letzten Kaiſern beſtanden, unangetaſtet zu laſſen.

3. Manuel gehörte längſt ſchon nicht mehr zur Parthei der Bilderſtürmer. Auf einer Reiſe durch Klein-Aſien von einem frommen Mönche über den grauſamen Wahn dieſer Sekte gehörig belehrt, hatte er ſchon vor mehreren Jahren ſich der wahren Lehre wieder hingewandt, und jetzt blos aus Furcht vor Aufſtand und Empörung während einer Minorität, der Kaiſerin jenen Rath ertheilt. Aber nun ward er plötzlich von einer gefährlichen Krankheit befallen, und ſein Uebel machte ſo ſchnelle und furchtbare Fortſchritte, daß ſchon nach wenigen Tagen die Aerzte ihn ohne Rettung für verloren hielten. Jetzt an dem Rande des Grabes, wo jede Täuſchung ſchwindet, und der Gedanke an die Ewigkeit jedes irdiſche Intereſſe des Lebens verſchlingt, erſchien ihm jene wichtige Angelegenheit der Kirche in einem ganz andern, ungleich reinern Lichte. Er machte ein Gelübde, daß, wenn Gott ihm ſeine Geſundheit wieder ſchenken würde, er der Regentin frommes Vorhaben aus allen Kräften befördern wolle. Zum Erſtaunen der Aerzte genaß Manuel in kurzer Zeit; und von jeher ſeinem, den Menſchen

gegebenen Worte ſtets treu, erfüllte der Edle nun um ſo gewiſſenhafter das, ſeinem Gott gemachte Verſprechen. Der Entſchluß der Kaiſerin, die Verehrung der heiligen Freunde Gottes, deren Reliquien und Bildniſſe wieder in der Kirche einzuführen, ward alſo vor den Staatsrath gebracht. In ſeinem Herzen hatte der Großlogothet Theoktiſtus ebenfalls von jeher die Wuth der Bilderſtürmer verabſcheut. Er und Manuel unterſtützten alſo mit den einleuchtendſten Gründen den Antrag der Kaiſerin. Nach jenen Beiden war Bardas, Theodorens Bruder, der drittte und einflußreichſte im Staatsrath. Er war zwar ein durchaus ſchlechter, grundſätzloſer Menſch und, gleich jedem ſeichten oberflächlichen Kopf, höchſt gleichgültig für alles, was Religion, Kirche und Glaubenslehren betraf. Aber um ſich noch höher emporzuſchwingen, ſuchte er das Zutrauen ſeiner Schweſter zu gewinnen, und erklärte ſich demnach jetzt ſogleich mit der größten Wärme für die Nothwendigkeit, unverzüglich zur alten Lehre der Kirche wieder zurückzukehren. Alle übrigen Mitglieder des Staatsraths ſtimmten bei, theils aus Ueberzeugung, theils auch aus Furcht, die Gunſt der Kaiſerin und deren angeſehenſten Räthe zu verſcherzen.

4. Indeſſen foderte die Ausführung deſſen, was jetzt im Staatsrath war beſchloſſen worden, die größte Klugheit und Vorſicht. Am meiſten hatte man den verſchmitzten, ſtolzen und durchgreifenden Johannes Lecanomantes und deſſen nicht wenig zahlreichen Anhang zu fürchten. Theodora wollte zuerſt den Weg der Güte verſuchen. Sie ließ dem Patriarchen ihren Entſchluß bekannt machen, und ihn verſichern, daß, wenn er ſich der Ausführung deſſelben nicht widerſetzen, ſondern vielmehr behülflich dabei ſeyn wollte, er nicht nur ungeſtört auf ſei-

nem Patriarchenſtuhle bleiben, ſondern auch noch fernere Beweiſe der kaiſerlichen Gnade erhalten ſollte. Lecanomantes begehrte einige Tage Bedenkzeit. Aber kaum hatte der Bote der Kaiſerin ſich entfernt, als er mit Hülfe einiger ſeiner Diener ſich an mehrern Orten ſeines Körpers leicht verwundete, und mit Blut beſpritzt aus den Fenſtern des biſchöflichen Palaſtes das Volk gegen Mörder zu Hülfe rief, die die Kaiſerin gegen ihn ausgeſandt habe. In einem Augenblick war eine Menge gemeinen Volkes beiſammen. Bald zog die Neugier neue Schaaren des zahlreichen, ſtets müßigen Pöbels von Conſtantinopel herbei. Voll Abſcheu gegen eine ſo ruchloſe That, ergoſſen ſich ſchon unter tumultariſchem Geſchrei und Verwünſchungen gegen die Kaiſerin, zahlreiche Haufen in die benachbarten Straßen, und der förmliche Ausbruch eines, leicht höchſt gefährlich werdenden allgemeinen Aufſtandes ſchien gar nicht mehr ferne. Zum Glücke hatte man in dem Palaſte bei Zeiten Kunde von dem ganzen Vorfall erhalten. Bardas eilte ſogleich nach der Wohnung des Patriarchen, und die Verrätherei des Lecanomantes ahnend, ließ er durch mehrere, in der Eile herbeigerufene Aerzte die Wunden deſſelben genau unterſuchen. Sie waren alle nur ganz leicht und ohne die mindeſte Bedeutung. Nirgends war die Hand eines Mörders ſichtbar; und als auch noch die Bedienten des Patriarchen hervortraten, ihren Herrn verriethen und ſogar die Lanzette vorzeigten, mit der er, unter ihrem Beiſtande, ſich ſelbſt verwundet hatte, wüthete das leicht gewandte Volk nun eben ſo ſehr gegen den Lecanomantes, als es vorher gegen deſſen vermeindliche Mörder getobt hatte. Sicher wäre die Wohnung des Patriarchen von dem Pöbel geſtürmt worden, hätte nicht Bardas das Volk bald wieder zu beſänftigen gewußt. In wenigen Stun-

den waren Ruhe und Ordnung wieder hergeſtellt, und Theodora konnte nun, ohne die mindeſte bedenkliche Folge befürchten zu müſſen, den Patriarchen, weil des Hochverraths ſchuldig, aus Conſtantinopel verbannen, und in einem von der Stadt ziemlich weit entfernten Kloſter einſperren laſſen. In ſeiner eigenen Schlinge gefangen, war jetzt der ärgſte Feind und Widerſacher der Wahrheit auf immer unſchädlich gemacht.

5. Theodora war nun geſonnen, ein zahlreiches Concilium nach Conſtantinopel zu berufen. Aber um ſich eines erwünſchten Erfolges zu verſichern, waren kluge und kräftige Vorkehrungen nöthig. Von jeher ſah man ſtets zu jeder Zeit eine Menge fremder Biſchöfe in Conſtantinopel; die wenigſten davon dringender Geſchäfte wegen, die mehrſten blos um Hofluft einzuathmen, oder weil ſie die Zerſtreuungen einer großen, geräuſchvollen und genußreichen Hauptſtadt der ſtillen Einſamkeit ihrer biſchöflichen Sitze vorzogen. Von dieſen bekamen nun alle, von welchen man wußte, daß ſie hartnäckige Ikonoklaſten wären, die Weiſung, unverzüglich nach ihren Diöceſen zurückzukehren. Auf dieſe Weiſe ſah ſich Theodora von vielen, ſowohl durch ihr Anſehen, als durch ihre geheimen Intriguen ihr höchſt läſtigen Gegnern auf einmal befreit. Aber nun öffneten ſich auch auf ihren Befehl alle Gefängniſſe im ganzen Reiche und alle, unter Theophilus tyranniſcher Regierung eingekerkerte Biſchöfe, Aebte, Prieſter und Mönche erhielten ihre Freiheit, und die Erlaubniß, wieder in ihre Kirchen oder Klöſter zurückzugehen. Auch von den mehrſten Senatoren und den erſten und angeſehnſten Reichsbeamten ſuchte man in Geheim deren Geſinnungen und Grundſätze in Anſehung der jetzt auf das neue

wieder in Frage geſtellten kirchlichen Lehre zu erfor=ſchen; und zu ihrer größten Zufriedenheit überzeugte ſich die Kaiſerin, daß die Anzahl der ächten Katho=liken nicht blos unter der Geiſtlichkeit, ſondern auch unter den Großen, ſo wie in allen Ständen des Volkes eine ganz unverhältnißmäßige Majorität bilde. Ohne länger zu zögern, verſammelte alſo jetzt die Kaiſerin ein ungemein zahlreiches Concilium. Nicht nur Biſchöfe, auch Aebte, Prieſter, Mönche und eine Menge Senatoren und weltliche Großen wohn=ten demſelben bei. Die Sitzungen wurden in dem Palaſte des Kaiſers gehalten. Da die Catholicität der Regentin wie des geſammten Staatsraths all=gemein bekannt war; ſo feſſelte auch keine Furcht mehr die Zungen. Viele, die blos aus Kleinmuth und Geiſtesſchwäche ſich zu der Sekte der Ikono=klaſten bekannt hatten, waren jetzt froh, ein offenes und beſſeres Bekenntniß ablegen zu können; und da man noch überdies ſehr weislich alle jene Biſchöfe, deren verknöcherter Wahn die Bemühungen der Kai=ſerin, wenn nicht hintertreiben, doch um vieles hät=ten erſchweren können, nicht zu dem Concilium be=rufen hatte; ſo entſprachen nun die Beſchlüſſe der verſammelten Väter vollkommen den gerechten Er=wartungen der Regentin. Einſtimmig ward die Glaubensdefinition des zweiten öcumeniſchen Conci=liums von Nicäa in Betreff der Verehrung der Hei=ligen, deren Reliquien und Bildniſſe rc. angenom=men, und gegen die Ketzerei der Ikonoklaſten das Anathema ausgeſprochen. Alle unter den vorigen Regierungen gemachte und den Beſchlüſſen des Con=ciliums von Nicäa entgegenlaufende Verordnungen wurden aufgehoben, und als ketzeriſch und gottlos verdammt. Johannes Lecanomantes, weil hartnä=ckig in ſeiner Irrlehre verharrend, ward der Patri=archenwürde entſetzt, aller prieſterlichen Verrichtung

für unfähig erklärt, und an deſſen Stelle der fromme gelehrte Abt Methodius, der unter Theophilus Regierung, in Banden und unter Schmach und Geißelung ſo manches ehrenvolle Bekenntniß abgelegt hatte, zum Lohn ſeiner Standhaftigkeit, auf den Patriarchenſtuhl erhoben. Die verſammelten Väter verordneten noch ferner, daß alle Biſchöfe, welche ſich nicht zu dem zweiten Concilium von Nicäa bekennen würden, alſogleich ihre Kirche verlaſſen, und dieſe andern rechtgläubigen Biſchöfen gegeben werden ſollten.

6. Die Weihe des Methodius zum Patriarchen von Conſtantinopel ward auf den folgenden Tag, den erſten Sonntag in der Faſten, feſtgeſetzt. Die ganze Nacht über beharrten die Kaiſerin, der neue Patriarch, viele Biſchöfe und andere Geiſtlichen einmüthig in dem Gebete in der Blackerner Kirche, Gott unter Hymnen und Pſalmen-Geſang dankend für den, der Wahrheit geſchenkten Sieg und der Kirche wieder gegebenen Frieden. Am Tage der Conſecration ſelbſt war die Kirche herrlich beleuchtet, mit Bildern und heiligen Vorſtellungen prächtig geſchmückt und ungemein groß der Zulauf des von allen Seiten herbeiſtrömenden Volkes. Nach beendigter Feier gab die Kaiſerin den Biſchöfen und Aebten, wie allen Senatoren und Großen ihres Hofes ein feſtliches Mahl; und nun ergab es ſich, daß die ikonoklaſtiſche Ketzerei, trotz ihrer nur ſelten, und ſtets nur auf ſehr kurze Zeit unterbrochenen Dauer von hundert und ſechszehn Jahren, dennoch nichts weniger, als ſehr tiefe Wurzeln geſchlagen hatte; denn allgemein war der Jubel in der Hauptſtadt, wie in den Provinzen über die eingetretene Veränderung und die glorreiche Befreiung der Kirche von dem Joche blutigen ketzeriſchen Wahnes. Um das Andenken an dieſes glückliche Ereig-

niß zu verewigen, verordnete der neue Patriarch einen jährlichen Feſttag. Man nannte die Feier deſſelben das Feſt der Orthodoxie, und bis auf den heutigen Tag wird es noch jedes Jahr, am erſten Sonntag in der Faſten, von der griechiſchen Kirche gefeiert.

7. Der abgeſetzte ehemalige Patriarch Lecanomantes betrug ſich in ſeinem Kloſter gleich einem Wahnſinnigen. Um ſeine Wuth gegen die Bilder auszulaſſen, ſtieß er jedem, deſſen er in dem Kloſter habhaft werden konnte, die Augen aus. Als die Mönche ſich endlich bei der Kaiſerin darüber beklagten, befahl Theodora, dem Raſenden ebenfalls die Augen auszuſtechen. Da jedoch von mehrern Seiten Fürbitte für ihn eingelegt ward, nahm die Fürſtin ihr Urtheil wieder zurück, und überließ die Beſtrafung des Verbrechens ihrem Staatsrath, der ſich damit begnügte, den Ruheſtörer zu zweihundert Hieben mit Ochſenzähmern zu verurtheilen. Mit demſelben Maße, welches Lecanomantes, ſolange er auf dem Patriarchenſtuhle ſaß, ſo vielen frommen Aebten, Mönchen und rechtgläubigen Laien einſt vormeſſen ließ, ward ihm zur gerechten Vergeltung nun ebenfalls ausgemeſſen.

8. Um die Kirche hatte ſich Theodora jetzt große Verdienſte erworben; aber nicht minder ſorgenvoll für ihre Völker war auch ihre übrige Regierung. Sie ſchaffte mehrere der drückendſten Steuern ab, beſchränkte durch weiſe Geſetze den ungeheuern Aufwand des Hofes, vermehrte durch ſparſamen Haushalt mit jedem Jahre den kaiſerlichen Schatz, ſuchte die, durch Krieg verödeten Grenzprovinzen wieder zu bevölkern, und eben ſo beſorgt für die geiſtigen, wie leiblichen Bedürfniſſe ihrer Völker,

machte ſie die Schulen und öffentlichen Erziehungs⸗anſtalten zu einem Hauptgegenſtand ihrer, über alle Zweige der Verwaltung ſich verbreitenden Aufmerk⸗ſamkeit. Auch dem Geringſten ihrer Unterthanen ge⸗ſtattete ſie freien Zutritt zum Throne, war dabei freundlich und herablaſſend gegen Jedermann, und da ſie allen Statthaltern und Richtern ſtets ſcho⸗nende und menſchliche Behandlung ſelbſt der gröbſten Verbrecher empfahl, ſo waren während ihrer vier⸗zehnjährigen Regentſchaft Todesſtrafen oder Verſtüm⸗melungen nur äußerſt ſeltene Ereigniſſe; kurz, Theodora herrſchte mit eben ſo viel Milde als Weisheit. Nur in ihren Kriegen mit auswärtigen Feinden war dieſe treffliche Fürſtin weniger glück⸗lich. Natürlicher Weiſe konnte ſie nicht ſelbſt ſich an die Spitze ihrer Heere ſtellen, mußte alſo die Führung derſelben Andern überlaſſen. Unglücklicher Weiſe wollte der Großlogothet Theoktiſtus, der durch weiſe und kluge Verwaltung ſich Ehre erworben, nun mit dem Ruhm eines ausgezeichneten Staats⸗mannes auch jenen eines großen Feldherrn vereini⸗gen. In dem ungetheilten Beſitze des Zutrauens der Kaiſerin erhielt er leicht, was er begehrte, und die liebenswürdige Theodora hatte nun die, obgleich ihr hier ſehr verzeihliche Schwachheit, einem Groß⸗kanzler auch die Leitung des Kriegsweſens und die Anführung des Heeres zu überlaſſen. Mehrere Jahre nach einander übertrug ſie ihm den Oberbe⸗fehl über die ſämmtliche Land⸗ und Seemacht; und am Ende jedes Jahres kehrte er entweder mit Ver⸗luſt eines Heeres oder einer Flotte wieder nach Con⸗ſtantinopel zurück. Stets gelang es ihm jedoch, ſich in den Augen der Kaiſerin zu rechtfertigen. Nach ſeinem letzten unglücklichen Feldzug warf Theoktiſtus alle Schuld der erlittenen Schmach auf den Bar⸗das, den nun die Kaiſerin, der die Schlechtigkeit

ihres unwürdigen Bruders längſt ſchon kein Geheim- niß mehr war, vom Hofe und aus Conſtantinopel verbannte. Immerhin mochte die Entfernung eines ſolchen Menſchen vom Hofe und den Staatsgeſchäf- ten für das Reich eine, wenn auch nicht völlige, doch wenigſtens nicht ganz unbedeutende Entſchädi- gung für den Verluſt eines Feldzuges geweſen ſeyn.

9. Da unter ihrer Regierung das Kriegsglück den griechiſchen Waffen nicht günſtig ſeyn wollte, ſo beſtrebte ſich Theodora, mit allen, das Reich umwohnenden Völkern in freundſchaftlichen Verhält- niſſen zu leben, und auf dieſe Weiſe ihren Völkern den Frieden und alle Segnungen deſſelben zu erhal- ten. Dieſem Vorſatze blieb die eben ſo kluge als fromme Fürſtin die ganze übrige Zeit ihrer Regent- ſchaft treu, und vermehrte dadurch nur um ſo mehr ihre gerechten Anſprüche auf die allgemeine Liebe und Dankbarkeit aller Provinzen ihres Reiches. Indeſ- ſen fiel es doch dem Bulgaren-König Bogoris end- lich ein, Theodorens friedliebende Geſinnungen zu misdeuten. Durch ſeinen Geſandten ließ er jährli- chen Tribut von ihr fodern. Aber der Kaiſerin troz- zige und entſchloſſene Antwort machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er dem ungewiſſen Erfolge des Krieges einen dauerhaften Frieden vorzog, den ohnehin das gegenſeitige Handelsintereſſe beider Na- tionen gebieteriſch verlangte, und der noch überdieß auch bald darauf die Bekehrung der ganzen bulgari- ſchen Nation zum Chriſtenthum zur Folge hatte. Von den ſonderbaren Wegen, auf welchen es dem Ewigen gefiel, die Leuchte des Evangeliums auch zu den Bulgaren gelangen zu laſſen, wird ſpäter in der ſpeciellen Kirchengeſchichte noch umſtändlicher die Rede ſeyn, beſonders da dieſes an ſich für die Kirche höchſt erfreuliche Ereigniß dennoch leider eine Quelle neuer Zwiſtigkeiten zwiſchen Rom und Conſtantinopel ward.

10. Nur Schade, daß die grauſame und blutige Verfolgung der Manichäer oder Paulicianer Theodorens ſonſt ſo weiſe und milde Regierung beflecken mußte. Daß eine nicht blos ſehr fromme, ſondern auch eben ſo ſtaatskluge Fürſtin die gottloſe Sekte in ihren Staaten nicht dulden, mithin dieſe ſobald als möglich davon ſäubern wollte, dies verdient gewiß das größte Lob. Aber gerechter Tadel trifft Theodora, daß ſie die Bekehrung dieſer Verirrten, in welche Laſter ſie auch verſunken ſeyn mochten, nicht der Kirche und deren Dienern, ſondern ihren Kriegsbeamten überließ, die, um den Manichäismus auszurotten, nun freilich kein anderes Mittel kannten, als Galgen und Henkerbeile. Theodorens Wunſch war es, daß die Sekte völlig erlöſchen möchte; aber durch der kaiſerlichen Beamten unkluge Behandlung bekam dieſelbe immer nur neue, noch ſtärkere Nahrung; und obgleich in dem kurzen Zeitraume von kaum zwei Jahren mehr als hunderttauſend Paulicianer unter den Händen zahlloſer Henker bluteten, war doch die Sekte nie ſtärker, zahlreicher und blühender, als gerade während der Regierung Theodorens und ihres Sohnes, Michaels III. Gewöhnlich iſt der Uebergang vom Fanatismus zur Wuth und völligen Raſerei eben ſo leicht als ſchnell. Bei der unmenſchlichen Behandlung, die die Manichäer oder Paulicianer einige Jahre erduldeten, mußten nothwendig ſich endlich Wuth und Verzweiflung der Gemüther bemächtigen. Wie in einem gemeinſchaftlichen Brennpunkt, concentrirten ſich daher jetzt in der verfolgten Sekte die wildeſten Leidenſchaften im Bunde mit allen nur gedenkbaren Verbrechen und Laſtern; und von den benachbarten Emios geſchützt, erhob ſich in den Gebirgen Armeniens nun gar ein förmlicher manichäiſcher Raub- und Freiſtaat, der, beinahe dreiſig

Jahre ſeine Unabhängigkeit behauptend, über Klein-Aſiens ſchönſte Provinzen unüberſehbares Elend herbeiführte *).

11. Noch ungleich unheilbringender für das Reich, für Theodora ſelbſt und ihren ungerathenen Sohn war deſſen völlig vernachläſſigte, nicht einmal auf Verfeinerung ſeiner thieriſchen Menſchheit ſich erſtreckende Erziehung. Aber auch diesfalls kann die unglückliche Mutter kein gerechter Tadel treffen, und grundlos und offenbar geſchichtwidrig iſt der, ihr bisher von einigen neueren Geſchichtſchreibern gemachte Vorwurf, als habe ſie vorſätzlich ihrem Sohne keine, oder nur eine höchſt ſchlechte Erziehung gegeben, abſichtlich die Fortſchritte ſeiner Vernunft gehemmt, blos um deſſen Unmündigkeit, und mit dieſer ihr vormundſchaftliches Regiment zu verlängern, und bei ihres Sohnes ſich endlich kundgebender, gänzlicher Unfähigkeit zur Regierung, ſich ausſchließlich der Herrſchaft zu bemächtigen. Nur in Anſehung ihrer weiſen und milden Regierung ſtehet Theodora auf gleicher Linie mit der Kaiſerin Irene; theilte aber nie deren unmäßige, jedes mütterliche Gefühl in ihrer Bruſt erſtickende Herrſchſucht. — Einem Heuchler ohne Gleichen, auf deſſen Lippen ſtets die Worte Tugend und Religion ſchwebten, denen er jedoch in ſeinem, bis in die geheimſten Faſern verdorbenen Herzen offenbar nur höhnte, aber, geübt in allen Künſten der Verſtellung, ſeine tiefe Verworfenheit unter einem ungemein einnehmenden, ſelbſt Zutrauen einflößenden Aeußern zu verbergen wußte, war es gelungen, die Gutmüthig-

---

*) Man ſehe die Fortſetzung 12. Band, Abſchnitt 11 §. 8. und 9.

keit der argloſen Fürſtin ſo zu täuſchen und zu gewinnen, daß ſie ihm bald nach dem Antritt ihrer Regentſchaft die Erziehung ihres Sohnes, des künftigen Beherrſchers ſo vieler Völker, mit unbeſchränktem Zutrauen übertrug. Mit der Verwaltung eines ungeheuern Reiches und der Leitung deſſen, beſonders im Anfange ſo ſchwierigen und verwickelten äußern Verhältniſſe beſchäftiget, hatte Theodora weder Zeit noch die nöthige Ruhe des Geiſtes, dem, einer frommen Mutter ſonſt ſo ſüßen Geſchäfte der erſten Bildung und Erziehung ihres Sohnes ſich hinzugeben, in deſſen kindlichem Gemüthe den Sinn für das Göttliche zu wecken, die erſten und wichtigſten Grundwahrheiten der Religion frühzeitig dem, noch jedem Eindruck offen ſtehenden Herzen einzuprägen, und mit ängſtlich mütterlicher Sorgfalt über dieſes ſo lange zu wachen, bis deſſen Regungen der nach und nach immer mehr erſtarkende Geiſt nur einigermaßen zu gebieten im Stande iſt *). Alles dieſes mußte

*) Auch in der Erziehung, und vorzüglich in dieſer muß vor Allem das Reich Gottes geſucht und gegründet, mithin ſo frühe als möglich, ja ſelbſt ſchon bei dem noch kaum lallenden Säugling damit der Anfang gemacht werden. Aber dieſe frühzeitige Gründung des Reiches Gottes in der Seele des Kindes, das heißt, dieſen erſten Unterricht, der folglich kein anderer als ein religiöſer ſeyn kann, vermag niemand als die Mutter zu ertheilen. Nur ihrem, von Liebe geſchärftem mütterlichen Blicke iſt es gegeben, das anfänglich ſo unmerkſame Aufſproſſen der ihrer Pflege überlaſſenen zarten Pflanze richtig zu beobachten, um in den nur langſam und allmählig ſich entwickelnden Thätigkeiten des Verſtandes, wie in der rege werdenden Phantaſie, und der mit dieſer gleichen Schritt haltenden Reitzbarkeit des Gefühls ſogleich den Sinn für das Wahre, für das Heilige und Göttliche zu wecken, und dann nach und nach in das für jede, auch die

ſie dem, der um ihr Zutrauen ſie betrogen, unbe-

---

leiſeſte Berührung ſo empfindſame kindliche Herz jenen heiligen, dem alltäglichen Weltmenſchen freilich unverſtändlichen Myſticismus zu verpflanzen, welcher nichts anders iſt, als eine endlich zur andern Natur werdende Fertigkeit, in jeder Erſcheinung das Göttliche zu ahnen, in Allem ſtets Gott zu erblicken, überall ſeine unmittelbare Nähe lebendig zu fühlen, alles auf Ihn zu beziehen und — was dann von ſelbſt erfolgt, ſich, wie das Kind an das Herz der Mutter, eben ſo auch an den Buſen unendlich göttlicher Liebe und erbarmender Leitung ſorgenlos zu ſchmiegen. Hiezu kann ſpäter in den Schulen nie der Grund gelegt werden; auch der frömmſte Erzieher, wäre er ſelbſt einer der geliebteſten Schüler des heiligen Ignatius, vermag ihn kaum mehr zu legen; da ohnehin, wenn der Knabe den männlichen Händen übergeben wird, gewöhnlich die erſten, feinſten, und leider ſo wenig beachteten Blüthen des kindlichen Gemüthes ſchon abgefallen ſind. Alſo nur dem mütterlichen Herzen allein bleibt dieſes eben ſo ſüße, als heilige Tagwerk vorbehalten. Da jedoch niemand einen andern zu Etwas machen kann, was er nicht ſelbſt iſt; ſo folgt auch daraus, daß hier nur von einer frommen, tief in ihrem Innern vom Geiſte wahrer Religioſität ergriffenen Mutter die Rede ſeyn kann. Aber welcher überſchwänglicher Segen waltet dann auch nicht über einer ſolchen mütterlichen Erziehung! Unauslöſchbar iſt ihr Eindruck. Selbſt in dem Herzen des Mannes werden die, ihm als Kind ſo bekannten, lieblichen Töne der mütterlichen Stimme nie verhallen; und wie Viele hat nicht ſchon die Rückerinnerung an die Lehren einer geliebten und liebevollen Mutter ſelbſt mitten aus dem Tumult der Leidenſchaften und dem betäubenden Gewühl eines frivolen Weltlebens wieder auf die ernſte Bahn der Tugend und Religion zurückgeführt? Beweiſe hierüber, und zwar in Menge, liefert die Lebensgeſchichte nicht nur vieler Heiligen, ſondern ſelbſt einer Menge anderer, auch in der Welt durch ächte Religioſität ausgezeichneter, großer Charaktere. Schwerlich würde vielleicht

dingt überlaſſen. Aber dieſer Elende machte es ſich jetzt gleichſam zu einer ganz beſondern Aufgabe, die gerechteſten Erwartungen der Kaiſerin, ſo wie des Staates und der Kirche auf immer zu vereiteln, die Seele ſeines kaiſerlichen Zöglings bis in deſſen feinſten Gedanken-Organe zu vergiften, jeden Funken von Edelmuth und Tugend in ihm zu erſticken, und ihn zu einem, an groben Ausſchweifungen, pöbelhaften Sitten und Geſinnungen, und der ſchrecklichſten Irreligioſität, alles noch weit übertreffenden, völlig vollendeten Böſewicht zu erziehen. Nicht nur daß er gleich vom Anfange ſchon allen, und ſelbſt den ſündhafteſten Neigungen ſeines Zöglings ſtets ſchmeichelte, ſchon dem Knaben bei jeder Gelegenheit den Taumelkelch ſeiner künftigen Allmacht an die Lippen hielt, und die nach und nach in ihm erwachenden Leidenſchaften immer noch mehr zu entflammen ſuchte; ſein Streben ging auch vorzüglich dahin, das Laſter aus Grundſätzen, mit Anerkennung und völligem Bewußtſein dem Knaben und Jüngling als einzige, ihn künftig leidende Lebensregel darzuſtellen. Ihm zufolge waren blos Vergnügen und Sinnengenuß des Lebens einziger und höchſter Zweck, und die Macht, allen, ſelbſt den gröbſten Lüſten ungeſcheut zu fröhnen, des Menſchen größtes Glück; und wie gierig Theodorens unglücklicher Sohn dieſe giftigen Lehren einſchlürfte, davon werden wir jetzt gleich die traurigen Beweiſe ſehen. Als die Früchte dieſer ſaubern Erziehung nach und nach zu reifen anfingen, und die Kaiſerin den ſchreck-

---

die Kirche ſchon ſeit Jahrhunderten Ludwig **IX.** von Frankreich als einen Heiligen verehren, wäre nicht die eben ſo fromme, als geiſtreiche und ſchöne Königin Blanca deſſen Mutter und erſte Erzieherin geweſen.

lichen Abgrund überſchaute, an deſſen Rand ihr dem Verderben geweihter Sohn dahin taumelte, wollte ſie den Verführer von ihm entfernen. Aber leider war es jetzt zu ſpäte. Der Böſewicht war in der Gunſt des jungen Kaiſers, den er auf gleicher Stufe eigener Schlechtigkeit hinaufgezogen hatte, ſchon viel zu feſt gewurzelt. Auch das zahlreiche Hofgeſchmeis, das jener in ſein Intereſſe zu ziehen gewußt hatte, widerſetzte ſich durch ſein geheimes Intriguenſpiel dem Vorhaben der Kaiſerin; und ſo mußte nun Theodora, das Unglück und den künftigen Fall ihres Sohnes ſchon voraus ahnend und bejammernd, ihn rettungslos ſeinem verhängnißvollen Schickſale überlaſſen.

12. Sobald Michaël ſein ſechzehntes Jahr erreicht hatte, wollte er den Staats- und Regierungsgeſchäften nicht länger mehr fremd bleiben. Gerne geſtattete ihm Theodora einigen Antheil daran. Aber eben ſo unwiſſend als träge, und keines ernſten Gedankens, viel weniger noch einer anhaltenden Anſtrengung fähig, gebrauchte er ſeinen Einfluß blos, um die Kaiſerin, ſeine Mutter zu kränken. Durch ſeine Zudringlichkeit zwang er ſie, ihren nichtswürdigen Bruder, den Bardas wieder nach Conſtantinopel und an den Hof zurückzurufen. Bald darauf wollte er ſeinen bisherigen Erzieher, oder vielmehr ſchändlichen Verführer, deſſen Verrichtungen nun ein Ende hatten, den er jedoch ſtets in ſeiner Nähe zu haben wünſchte, zu einer der erſten und höchſten Würden im Reiche erheben. Aber diesmal zeigte Theodora eine unerſchütterliche Feſtigkeit. „Dergleichen Würden,“ ſagte ſie zu ihrem Sohne, „ſind die „Zierden und Stützen des Throns, und man würde „ſie in Schandſäulen verwandeln, wenn man ſie „ſolchem Nichtswürdigen, wie jener Menſch iſt, er-

„theilen wollte.“ — Michaël verſtummte; der elende Günſtling verlor ſich unter dem Gewühle der übrigen Hofleute, ward bald vergeſſen, und ſank in ſeine ehemalige Dunkelheit, aus welcher man ihn nie hätte herausziehen ſollen, wieder zurück.

13. Sobald Bardas wieder nach Conſtantinopel und an den Hof zurückgekehrt war, ſuchte er um jeden Preis des jungen Kaiſers Zutrauen zu gewinnen. Schwer war dies nicht; denn um Michaëls Gunſt zu erhalten, durfte man nur eben ſo laſterhaft ſeyn als er, und um in jener immer höher zu ſteigen, ihn blos an Laſtern und Thorheiten noch übertreffen; und in beiden war Bardas ein wahrer Virtuoſe. Seine Schweſter, die Kaiſerin, haßte er von ganzem Herzen; und da er nur auf ihrem Sturz das Gebäude ſeiner eigenen künftigen Größe erheben zu können hoffen durfte; ſo vereinigten ſich jetzt in ihm Haß und Ehrgeiz, um die edle Fürſtin zu ſtürzen und von den Geſchäften gänzlich zu entfernen. So lange der redliche und furchtloſe Manuel, und der ſtaatskluge, der Kaiſerin völlig ergebene Theoktiſtus an der Spitze des Staatsraths ſtanden, ſchien dem Bardas die Ausführung ſeines Vorhabens unmöglich. Nur durch ihre bisherige Einigkeit und ihr ſtets gemeinſchaftliches Streben waren Manuels und Theoktiſtus Einfluß und Anſehen ſo hoch geſtiegen. Um ſie zu ſtürzen, bedurfte es alſo blos ſie von einander zu trennen; und nun wußte Bardas mit der, ihm eigenen Schlauheit und Argliſt, den Samen des Mißtrauens und Zwiſtes unter beide große Männer ſo geſchickt zu ſtreuen, daß bald gegenſeitige, zuſehends wachſende Eiferſucht ſie immer mehr von einander entfernte, und endlich ein förmlicher Bruch ſie einander feindlich gegenüberſtellte. Dieſe veränderte Gemüthsſtimmung der beiden erſten

Männer im Staate hatte nothwendig in kurzer Zeit ſo wohl auf die Berathungen, als Leitung aller übrigen Geſchäfte einen fühlbar verderblichen Einfluß. Die Kaiſerin ſelbſt ſah es ein, daß einer von beiden ſich vom Staatsruder entfernen müſſe; und da in Theodorens Wagſchale Theoktiſtus ſchwerer als Manuel wog, ſo entfernte ſich letzterer aus dem Staatsrathe, ließ jedoch der Regentin ſagen, daß, ſo oft ſie ſeiner bedürfen ſollte, er ſtets auf ihren Rufe, jedoch nie mehr wie bis jetzt ungerufen am Hofe erſcheinen würde.

14. Der erſte Theil ſeines Plans war alſo dem Verräther Bardas gelungen, und mit dem Staatskanzler hoffte er um ſo leichter fertig zu werden, da dieſer ſeiner verunglückten Feldzüge wegen bei dem Heere nicht beliebt, und aus der nämlichen Urſache auch in der Achtung des Volkes nicht wenig geſunken war. Indeſſen hatte er doch gegen denſelben keine andere Waffen, als blos die der niederträchtigſten ſchändlichſten Verläumdung; daß dieſe aber an den Ohren der Kaiſerin völlig unbeachtet vorüber gehen würde, davon war er vollkommen überzeugt. Er wandte ſich alſo an den jungen Kaiſer. Er wiſſe, ſagte er zu Michaël, aus ſicherer Quelle, daß Theoktiſtus mit dem Gedanken umgehe, ſich mit der Kaiſerin zu vermählen, ſie alsdann zu bereden, ihrem Sohne, um ihn zum Regieren unfähig zu machen, die Augen ausſtechen zu laſſen, und hierauf ihren neuen Gemahl zum Kaiſer und Mitregenten zu ernennen. Um in der Bruſt eines feigen Tyrannen den ſchwärzeſten Argwohn zu wecken, bedarf es nur weniges; und ſo ward nun auch von dem, jetzt für ſeine eigene Erhaltung zitternden Michaël ſogleich die Ermordung des Theoktiſtus beſchloſſen, und weil, wie Bardas dem Kaiſer vorſpiegelte, mit jeder Ver-

zögerung die größte Gefahr verbunden ſey, auch die Ausführung dieſer Greulthat ſchon auf den folgenden Tag feſtgeſetzt. Als nun wie gewöhnlich des Morgens am andern Tage Theoktiſtus mit verſchiedenen Staatspapieren ſich in das Kabinet zu der Regentin begeben wollte, trat Michaël, von ſeinen Trabanten umgeben, und den Bardas an ſeiner Seite, ihm mit zürnendem Blicke entgegen. „Weißt „Du nicht“, fuhr Michaël ihn an, „daß mir ebenfalls und zwar vorzüglich von Allem muß Bericht „erſtattet werden. Ließ mir alſo jetzt gleich vor, „was dieſe Papiere enthalten.“ Theoktiſtus, obſchon erſtaunt über Michaëls ſonderbares, ſtürmiſches Betragen, that dennoch wie ihm befohlen war. Als er geendet hatte, befahl ihm der Kaiſer, alſogleich und ohne vorher mit der Kaiſerin zu ſprechen, ſich nach ſeiner Wohnung zu begeben. Theoktiſtus zog ſich zurück, hatte aber noch nicht die Thüre des Saals erreicht, als er hörte, daß Michaël ganz laut ſeinen Trabanten den Befehl gab, ihn nieder zu ſtoßen. Aus Ehrfurcht für die Kaiſerin wagte keiner der Trabanten an Theodorens erſten Miniſter die Hand zu legen. Durch ſchleunige Flucht ſuchte Theoktiſtus ſein Leben zu retten, ward aber leider noch gerade an dem Thore des Palaſtes von Bardas erreicht. Dieſer ſchlug ihm mit der Fauſt in das Geſicht, nannte ihn einen Verräther, und befahl im Namen des Kaiſers der unten ſtehenden Wache, denſelben augenblicklich zu tödten. Aber auch hier regte ſich keine Hand, um den Mordbefehl zu vollſtrecken. Gleich darauf kam Michaël ſelbſt herbei. Haufen Volkes hatten ſich indeſſen ebenfalls ſchon herbei gedrängt. Michaël wiederholte den blutigen Befehl. Aber eben ſo wenig wie die Trabanten, gehorchte auch jetzt die Palaſtwache. Um jedoch den Kaiſer einigermaßen zu befriedigen, kam

man endlich überein, daß Theoktiſtus einſtweilen in ein Staatsgefängniß gebracht, und ſein Schickſal, ſobald die Kaiſerin von dem Vorfall Kunde erhalten haben würde, in geſetzlichem Wege entſchieden werden ſollte. Damit waren jedoch Michaël und Bardas nichts weniger als zufrieden; denn daß Theodora bei der erſten Nachricht von der Verhaftung ihres Miniſters ihn ſogleich wieder frei laſſen würde, davon waren ſie überzeugt. Um einem ſolchen Befehl zuvorzukommen, ſandten ſie auf der Stelle einige, unter den Palaſttruppen ausgeſuchte Mörder nach dem Gefängniß, die, als ſie unter einem erlognen Vorwand den Aufſeher über die Gefängniſſe bewogen hatten, ihnen die Kerkerthür des Theoktiſtus zu eröffnen, ſogleich über ihn herfielen und mit vielen Dolchſtichen ermordeten.

15. Als Theodora was vorgefallen war erfuhr, entbrannte ſie in gerechten, aber auch furchtbaren Zorn. Mit fliegenden Haaren eilte ſie in das Gemach ihres Sohnes; noch war Bardas bei demſelben. Dieſen trafen alſo auch zuerſt der Fluch und die gräßlichſten Verwünſchungen der Kaiſerin. „Bis jetzt“, ſagte Theodora, nachdem ſie ihren unwürdigen Bruder mit Vorwürfen überhäuft hatte, „hat während der ganzen Zeit, die ich dem Reiche „vorſtehe, noch kein ſchuldlos vergoſſenes Blut meine „Regierung befleckt. Du, Elender! biſt der erſte, „der heute den blutigen Dolch in die Hände meines „Sohnes legte. Möge nur die gewiß nicht ſäumende „Strafgerechtigkeit Gottes blos dein mit Schuld be„laſtetes Haupt treffen, und jenes meines unglück„lichen, bethörten, von Elenden Deines Gleichen „verführten Sohnes ſchonen.“ Sich hierauf an Michaël wendend, ſagte ſie ihm, wenn er auf der jetzt betretenen Laufbahn fortſchreiten würde, ſein

ihn einſt treffendes Schickſal gleichſam in prophetiſchem Geiſte voraus, und da ſie in Michaëls kalten verſteinerten Geſichtszügen auch nicht die mindeſte Spur von Rührung oder Reue entdeckte, wandte ſie ihm voll Verachtung den Rücken; und die Laſter, den ſchnöden Undank und unvermeidlichen Untergang ihres ungerathenen Sohnes laut beweinend, kehrte ſie in den, von ihr bisher bewohnten Flügel des Palaſtes zurück.

16. Völlig erſchöpft und einigemal die Hände ringend, trat Theodora wieder in ihr Gemach. Sie warf ſich auf ein Ruhebett, und gab Befehl, niemand, auch ſelbſt ihren Sohn, den Kaiſer nicht vorzulaſſen. Als aber die Erinnerung an das, was ſie ſich ſelbſt jetzt ſchuldig ſey, jede leidenſchaftliche Aufwallung in ihrem Herzen gedämpft hatte, überſchaute ihr klarer, chriſtlich gebildeter Verſtand ſehr richtig alle Folgen des heutigen, verhängnißvollen Tages. Auf dem nunmehr durch Mord und Ungerechtigkeit beſudelten Schauplatz glaubte ſie nicht länger mehr verweilen zu dürfen. Aber von dem Thron, welchen Theodora ſeit zwölf Jahren geziert, und mit Würde behauptet hatte, wollte ſie wenigſtens jetzt mit eben ſo vieler Hoheit wieder herabſteigen. Sie berief demnach ſämmtliche Senatoren. Vor dieſer, durch alte Rückerinnerungen noch immer ehrwürdigen Verſammlung erklärte Theodora feierlich die Volljährigkeit ihres Sohnes. Sie ſagte, daß ſie ſeinen Händen das Ruder des Staates übergeben, daher von jetzt an, von allem Gewühle der Geſchäfte entfernt, in den Privatſtand zurücktrete. Von ihrer ganzen Verwaltung legte ſie nun öffentlich förmliche Rechenſchaft ab. Während ihrer ganzen Regierung, erklärte ſie jetzt vor dem Senate, ſey niemand von ihr zum Tode, oder zur

Verſtümmelung verurtheilt worden, und dennoch habe weder Aufſtand noch Anarchie die Fortſchritte bürgerlicher Ordnung gehemmt, oder freche Willkühr das Anſehen der Geſetze unterdrückt. Die Beamten des Schatzes wurden hierauf vorgefodert, und die Regiſter über Einnahme, Ausgabe und Erſparniſſe dem Senat vorgelegt. Land- und See-Truppen waren regelmäßig bezahlt, die Flotten in ſegelfertigem Stande, alle Bedürfniſſe des Staates gehörig gedeckt, und dennoch durch klugen Haushalt ganz ungeheure Summen für unvorgeſehene Ereigniſſe in den Staatsſchatz zurückgelegt. Ihren Sohn empfahl ſie endlich der Treue und Liebe des Senats, alle Anweſenden dringend auffordernd, durch ihren weiſen Rath ihm die ſchwere Bürde der Regierung ſo viel wie möglich zu erleichtern. Als Theodora geendet hatte, rief ſie: „lange lebe Kaiſer Michaël III.“! Dieſer frohe Zuruf ward jedoch von keiner Stimme erwiedert; aber ergriffen von Theodorens Seelengröße, und der jetzt eben ſo erhabenen, als rührenden Scene, ergoſſen ſich ſämmtliche Senatoren in lauten Dank und zahlloſen Segenswünſchen auf das Haupt der ſo weiſen, gerechten und frommen Fürſtin. — Theodora verließ nun ſogleich die kaiſerliche Burg, und begab ſich nach ihrem, in der Stadt nicht weit von der Blackerner Kirche gelegenen Palaſt. Ihre drei älteſten Töchter, Thecla, Anna und Anaſtaſia nahm ſie zu ſich. Gerne hätte ſie auch die ſchöne Pulcheria an ihrer Seite geſehen. Aber Bardas, der wohl wußte, daß Theodora ihre jüngſte Tochter am zärtlichſten liebe, und das Herz der Mutter nun gerade auf der empfindlichſten Seite zu verwunden ſuchte, bewog den unnatürlichen Sohn, die jüngſte ſeiner Schweſtern durchaus nicht aus dem Palaſte zu entlaſſen. Bald darauf ward Pulcheria

ſogar in einem Kloſter eingeſperrt und den Schleier zu nehmen gezwungen.

17. Ein roher, unwiſſender, und ſich ſelbſt zu beherrſchen völlig unfähiger, achtzehnjähriger Jüngling war nun im Alter wildaufbrauſender Leidenſchaften unbeſchränkter Beherrſcher des größten und mächtigſten Reiches der damaligen Welt. Mit Theodoren verſchwanden natürlicher Weiſe nun bald auch am Hofe alle Würde, Weisheit, Religioſität und Sittlichkeit, und wechſelnd theilten ſich jetzt Laſter und Thorheit in die Herrſchaft einer halben Welt. Nur die niedrigſten, gemeinſten und ſchlechteſten Menſchen, Hofnarren, Poſſenreiſer, Gauckler, Wagenrenner, Flötenſpieler ꝛc. wurden jetzt des Kaiſers ausgeſuchteſte und liebſte Umgebungen, ja nicht ſelten mit Ehrentiteln und hohen Würden geſchmückt, und Millionen von Gold und Silber an dergleichen Geſindel verſchwendet, ſobald es nur des Kaiſers unmäßigem Hange zu Vergnügungen und deſſen Leidenſchaften zu ſchmeicheln, oder an Ausſchweifungen und Laſtern ihn gar noch zu übertreffen wußte. Michaëls einziger Ehrgeiz und ganze Thätigkeit beſchränkten ſich blos auf die unedeln, die Ruhe der Hauptſtadt nicht ſelten ſtörenden Spiele des Cirkus. Gleich einem ſeiner würdigen Vorfahren, dem Kaiſer Nero, gab er ſich anfänglich den Blicken des gaffenden vornehmen wie gemeinen Pöbels auf dem Theater preis; und da es ihm hier nicht gelingen wollte, ſuchte er als geſchickter Wagenführer zu glänzen, und machte die Rennbahn zum Schauplatz ſeiner, die Würde des Purpurs ſo ſehr entehrenden Triumphe. Unter die übrigen Wagenführer ſich miſchend, wählte er die blaue Farbe, zwang ſeine Günſtlinge und die Vornehmſten ſeines Hofes, ſich in die übrigen drei Farben zu theilen, und kämpfte um Preiſe, die er-

rungen zu haben, auch der niedrigſte und letzte ſeiner Staatsdiener ſich hätte ſchämen müſſen. In ſeiner Gunſt wie in ſeiner Achtung ſtanden geſchickte Wagenführer ungleich höher, als die berühmteſten Feldherren und einſichtsvollſten Staatsmänner; mit verſchwenderiſcher, ja wohl an Raſerei grenzender Freigebigkeit belohnte er ihre verächtlichen Künſte, ließ ſich von ihnen zu ihren Gaſtmälern einladen, ſchmaußte in ihren Häuſern, hielt ihre Kinder über die Taufe, und wann er dann berauſcht wieder in ſeinen Palaſt zurücktaumelte, rühmte er ſich gegen das ihn begleitende Gefolge ſeiner ausnehmenden Popularität, und rügte, wie er es nannte, den Unverſtand ſeiner Vorfahren, die aus Stolz es verſchmähet hätten, auf ähnliche Weiſe zu Leuten aus dem gemeinen Volke ſich herabzulaſſen. — Da Vergnügen Michaëls einziger Lebenszweck war; ſo koſtete es ihm wenige Ueberwindung, der Befriedigung irgend einer auch noch ſo frivolen Laune ſelbſt die Erhaltung ganzer Provinzen zum Opfer zu bringen. Als er eines Tages ſich wie gewöhnlich wieder als einer der Wagenführer in dem Cirkus befand, und das Rennen ſo eben beginnen ſollte, kam gerade ein Eilbote mit der traurigen Nachricht von einem Einfall der Sarazenen in eine der Grenzprovinzen an. Man hielt natürlicher Weiſe die Sache für ſo wichtig, daß man den Kurier ſogleich zum Kaiſer führte. Aber Michaël ſchreckte ihn mit zürnendem Blicke zurück, gab das Signal, und rennte nun nach Herzensluſt mit den übrigen Wagenführern in die Wette. Als endlich nach einigen Stunden die Spiele beendiget waren, ließ er den Eilboten vor ſich kommen, und ſogleich mit harten Worten ihn anfahrend, ſagte er: „Biſt du dann ſo unverſtändig, daß du nicht einmal einſaheſt, wie ich durchaus jenem Wagenführer die linke Seite abgewinnen mußte, wenn ich

„anders als Sieger gekrönt ſeyn wollte.“ — Von den Höhen von Tarſus bis nach Conſtantinopel waren, in gar nicht weiter Entfernung von einander, Lärmſtangen errichtet, wodurch man von einem feindlichen Einfall der Sarazenen ſchon in wenigen Stunden in Conſtantinopel unterrichtet ſeyn konnte. Wie wohlthätig dieſe Anſtalt war, ergibt ſich von ſelbſt. Der Bewohner des platten Landes konnte bei Zeiten ſich mit ſeinem Vieh und andern Habſeligkeiten in feſte Schlöſſer oder wohlbefeſtigte Städte flüchten, und die Regierung in Conſtantinopel, um das weitere Vordringen des Feindes zu hemmen, in aller Eile die zweckmäßigſten Vorkehrungen treffen. Nun geſchah es eines Tages, daß gerade in dem Augenblick, wo Michaël durch ſeine Geſchicklichkeit im Wagenführen die Bewunderung des im Cirkus verſammelten Volkes auf ſich ziehen wollte, die brennenden Fackeln der, jenſeits des Bosphorus auf dem Hügel des heiligen Auxentius errichteten Lärmſtange die Aufmerkſamkeit der zahlloſen Zuſchauer in der Rennbahn auf ganz andere Gegenſtände lenkte. Aber dadurch ward die Eitelkeit des gekrönten Wagenführers nicht wenig verletzt; und ſo verſchwanden gleich an den folgenden Tagen alle dieſe, des Kaiſers läppiſches Vergnügen ſtörenden Lärmzeichen von Conſtantinopel bis nach Tarſus. Der Einfall eines Sarazenenheeres konnte jetzt freilich die Spiele der Rennbahn nicht mehr unterbrechen; aber der Feind deſto bequemer in das Herz ſelbſt einer im Innern gelegenen Provinz eindringen, und alles mit Feuer und Schwerdt verheeren, bevor man noch in der Hauptſtadt, wie in jeder andern größern Stadt des Reiches auch nur die mindeſte Gegenvorkehrung zu treffen im Stande war.

18. Offenbar betrachtete Michaël den Thron

blos als einen privilegirten Sitz der Willkühr, Schwelgerei und zügelloſeſten Ausgelaſſenheit. Unmäßiger Genuß viehiſcher Wolluſt ſchwächte ſeinen Körper, und verſchlang die wenigen, in ihm noch nicht völlig erſtorbenen geiſtigen Kräfte. Nicht nur Spiele der Rennbahn, ſondern auch Spiele jeder Art füllten alle Stunden ſeines Tages, und dieſes ſaubere Tagwerk krönten dann gewöhnlich die üppigſten, bis tief in die Nacht verlängerten Gelage, an welchen ſtets die ausgelaſſenſte, über alle Grenzen des Anſtändigen und Sittlichen hinaus ſchweifende Fröhlichkeit herrſchte, und von welcher er ſich nie anders, als taumelnd und bis zur Bewußtloſigkeit berauſcht, wieder erhob. — Aber ſo ſehr auch durch ein ſolches unwürdiges Betragen, Theophilus Sohn ſeiner Zeitgenoſſen wie der Nachwelt Verachtung verdient; ſo müßte und würde dieſer Empfindung, wegen der völlig vernachläſſigten Bildung ſeines Herzens und ſeiner Sittlichkeit, doch immer noch ein gewiſſes Gefühl von Mitleiden ſich beimiſchen, hätte derſelbe nicht durch eine gefliſſentlich zur Schau geſtellte Irreligioſität und freche Entweihung alles Göttlichen, vor allen Wüſtlingen, die je vor oder nach ihm Kronen trugen, ſich auf die empörendſte Weiſe auszuzeichnen geſucht. Jede ſeiner Ausſchweifungen und Thorheiten hatte erſt dann ihren größten Reiz für ihn, wenn irgend eine gottloſe Profanirung nicht blos ehrwürdiger, kirchlicher Ceremonien, deren tiefen Sinn der Bube im Purpur nicht aufzufaſſen vermochte, ſondern ſelbſt die ſacrilegiſchſte Entweihung der heiligſten Geheimniſſe der Religion gleichſam das Salz und die Würze dabei waren. Nicht ſelten ward bei ſeinen ſchwelgeriſchen, ſtets in heidniſche Bachanalien ausartenden Gelagen das heilige Abendmahl, dieſes unbegreifliche Geheimniß unendlicher, ſich zu den Menſchen herablaſſender gött-

licher Liebe auf das ſchändlichſte nachgeäfft, eine ekelhafte, die Geſichter fratzenartig verziehende, aus Senf und Eſſig beſtehende Miſchung gemacht, dieſe nach Art der heiligen Euchariſtie unter den beſoffenen Gäſten ausgetheilt, unſaubere Lieder nach der Melodie heiliger Pſalmen und Hymnen dabei geſungen, und die koſtbarſten, zur Darbringung des heiligen Opfers nöthigen Kirchengefäße bei dieſem teufliſchen Poſſenſpiel mißbraucht und entweihet. Seinen erſten Hofnarren, einen gewiſſen Hymärus*), ernannte er ſpottweiſe zum Patriarchen, und legte ihm deſſen Kleidung an. Er ſelbſt mit noch eilf andern ſeiner Poſſenreiſer ſtellten die zwölf Metropolitane vor, und legten ebenfalls das ehrwürdige Gewand derſelben an. Dieſe Greuel wurden nicht einmal den Augen des Volkes verhüllt, ſondern daſſelbe vielmehr vorſätzlich zum Zeugen ſolcher Schandthaten gemacht. Wenn an hohen Feſttagen der, durch hohe Frömmigkeit ausgezeichnete Patriarch Ignatius, an der Spitze ſeiner Geiſtlichkeit und eines zahlloſen Volkes, in feierlicher Prozeſſion durch die Straßen von Conſtantinopel zog, vermummten ſich Michaël und ſein Geſindel in ihre biſchöflichen Kleidungen, ſetzten ſich auf Eſeln, führten gleich einem Trupp von Satyrn, eine Menge mißtönender, aber deſto mehr Lärm machender Inſtrumente bei ſich, ritten dann unter Abſingung ſchmutziger, ſelbſt nicht ſehr keuſche Ohren verletzender Lieder der Prozeſſion entgegen, ſtörten und unterbrachen durch das ärgerliche Schariwari, das ſie machten, den feierlichen Kirchen-

---

*) Eigentlich hieß dieſer Menſch Theophiles. Michaël gab ihm den Namen Hymärus, das iſt, der Angenehme, der Liebliche. Wegen ſeines ungemein häßlichen Geſichts und unflätigen Weſens nannte man ihn in ganz Conſtantinopel nur das große Schwein.

geſang und, indem ſie die ganze Prozeſſion in Unordnung und Verwirrung brachten, verſcheuchten ſie jeden chriſtlichen Gedanken, wie jede fromme Empfindung aus den Herzen der Gläubigen. — Zu ſeinen, auf dem Theater oder in dem Cirkus errungenen Siegeskronen nahm Michaël am liebſten jene, welche früher ſchon die Frömmigkeit der Chriſten der Mutter unſers göttlichen Erlöſers in der Blackerner Kirche geweihet hatte. Dieſe nahm er, ſich rühmend, daß die Mutter Gottes ſelbſt ſie ihm reiche, von den, der öffentlichen Verehrung ausgeſetzten Bildſäulen Mariens öffentlich in der Kirche hinweg, und ſetzte ſie auf ſeinen völlig verwüſteten, keines vernünftigen, wie keines reinen Gedankens mehr fähigen Kopf. Kurz, dieſer, eher Kaiſer als Menſch gewordene, halb verrückte Prinz ſuchte ſeinen größten Ruhm und Stolz blos in ununterbrochener Herabwürdigung, Verſpottung und Läſterung alles deſſen, was, ſeit Anbeginn des Chriſtenthums, der erneueten Menſchheit theils heilig, theils ein Gegenſtand allgemeiner Verehrung war. Er, der durchaus für Religion und deren Lehren, ſo wie für alles, was ſich über das thieriſche Leben erhebt, weder Sinn noch Gefühl hatte, ließ dennoch die Gebeine des Conſtantius Copronymus ausgraben und öffentlich verbrennen; offenbar blos um das Vergnügen zu haben, irgend ein Grabmahl entweihen zu können. — Eines Tages ließ er ſeine Mutter rufen, unter dem Vorwande, daß der Patriarch ſie zu ſprechen wünſche. Theodora kam, glaubte den Patriarchen Ignatius an der Seite des Kaiſers ſitzen zu ſehen, nahete ſich alſo demſelben, ließ ſich auf ein Knie nieder, und bat ihn um ſeinen Segen. Aber der vermeintliche Patriarch war des Kaiſers in Patriarchengewand eingehüllte Hofnarr Hymärus. Als dieſer ſein ſcheusliches Angeſicht der Kaiſerin zeigte, und auch durch

Reden und Gebärden, die näher zu bezeichnen der Anſtand verbietet, ſich ihr zu erkennen gab, ſtand Theodora haſtig auf, und ſuchte ſich eiligſt zu entfernen. Ein laut ſchallendes Hohngelächter ihres Sohnes und des ihn umgebenden Geſindels folgte ihr auf dem Fuße. Aber nun konnte die tief gebeugte Fürſtin ihren, ohnehin nur mit Mühe zurückgehaltenen Zorn nicht länger mehr unterdrücken. Unter der Thüre wandte ſie ſich noch einmal gegen Michaël um: „ungerathener, gottesvergeſſener Sohn“, rief ſie ihm zu „ich ſehe jetzt, daß Gott Dich rettungslos Deinen Lüſten und Deinem verkehrten „Sinne überläßt; aber zittere, um deſto ſicherer wird „Dich vielleicht bald ſchon der furchtbare Arm ſeiner „ſtrafenden Gerechtigkeit ergreifen!“ — Auch dieſes, in dem Munde einer Mutter ſo zermalmende Wort war an dem Laſterhaften verloren. — Offenbar übertraf Michaël an Wahnſinn ſelbſt die wahnſinnigſten der alten heidniſchen Cäſaren. Wie es ſcheint, waren es die Caligulas und Heliogabalus, die er ſich zu ſeinen Vorbildern gewählt hatte; und ſicher würde er dieſe auch an Grauſamkeit übertroffen haben, hätte nicht zum Glücke der Menſchheit die Natur ſeinem Schädel das Mordorgan verſagt. Vom Wein erhitzt oder vielmehr berauſcht, gab er jedoch nicht ſelten die blutigſten Befehle, lobte aber — ein Beweis, daß bisweilen noch ein Funke von Menſchengefühl in ſeinem Herzen glimmte — den Ungehorſam derer, die einen Befehl des beſoffenen Kaiſers von jenem des nüchternen Monarchen zu unterſcheiden gewußt hatten *).

*) Dieſer lobenswerthe Ungehorſam trat jedoch nur ein, wenn der, gegen den ein Mordbefehl im Rauſch war geſchleudert worden, einen Bekannten oder guten Freund am Hofe hatte. War dieſes aber nicht der

19. Eben ſo unwiſſend als träge zu jedem ernſten Geſchäfte, überließ Michaël dem Bardas, den er gleich nach Theodorens Entfernung zum Cäſar ernannt hatte, die ganze Leitung aller innern wie äußern Angelegenheiten des Reiches. Bardas beſaß eben ſo viele Klugheit als Schlauheit, dabei viele und gründliche adminiſtrative Kenntniſſe, war auch überdies der Künſte und Wiſſenſchaften nicht unkundig. In ſeinem hohen, ſeinem Ehrgeitze ſo ſehr ſchmeichelnden Berufe, deſſen Foderungen er auf das thätigſte zu entſprechen ſuchte, entwickelte er daher jetzt mehr als gewöhnliche Fähigkeiten, führte in alle Zweige der Verwaltung ſtrenge Ordnung ein, beſuchte nicht ſelten in eigner Perſon die Gerichtshöfe, führte eine beſſere, in der ungeheuern, mit einem zahlreichen müßigen Pöbel gefüllten Hauptſtadt höchſt nothwendige Polizeiordnung ein, machte überhaupt viele ſehr zweckmäßige Verordnungen, wachte ſtrenge über deren Befolgung, und wußte endlich gar noch Michaëls unſinniger Verſchwendungsſucht eine ziemlich bedeutende Summe zu entreiſſen, mit der er in dem Palaſte Magnaura eine hohe Schule errichtete, an ihre Spitze den, wegen ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit berühmten Leo, ehemaligen Erzbiſchof von Theſſalonich*) ſetzte, viele treff-

---

Fall, oder hatte gar der zum Tode Verurtheilte unter dem Hofgeſinde einen nur einigermaßen bedeutenden Mann zum Feinde, dann ward auch der kleine Nebenumſtand, daß nämlich der Kaiſer, als er die Hinrichtung befahl, bis zur Bewußtloſigkeit beſoffen war, nicht weiters mehr in Betrachtung gezogen.

*) Weil der Sekte der Ikonoklaſten anhängend, und hartnäckig bei deren Wahn beharrend, ward Leo mit noch einigen andern ikonoklaſtiſchen Biſchöfen, welche ebenfalls weder der Stimme der Kirche noch der Vernunft

lich gewählte Lehrer dabei anſtellte, ihren Vorleſungen oft ſelbſt beiwohnte, und durch ſeine Gegenwart und anſehnliche, von Zeit zu Zeit ausgetheilte Belohnungen den Fleiß der Lehrer, wie Schüler ermunterte. Kurz, Bardas Adminiſtration war im höchſten Grade lobenswerth, und er ſelbſt würde gerechtes Lob verdienen, wären ſeine Bemühungen für das Wohl des Staates aus einer reinen, edlern Quelle gefloſſen. Aber ſein an ſich verdienſtvolles Streben hatte blos den Zweck, zwiſchen Michaël dem Kaiſer und Bardas dem Cäſar einen recht ſchneidenden Contraſt den Augen des Volkes darzuſtellen, und, in der ſehr vernünftigen Vorausſetzung, daß Michaëls ſchwachen Händen frühe oder ſpät der Zepter von ſelbſt entfallen würde, ſich den Weg zur Alleinherrſchaft zu ebnen, oder wenn ein günſtiger Augenblick erſcheinen ſollte, den trägen, der allgemeinen Verachtung preisgegebenen Tyrannen deſto leichter vom Throne zu ſtürzen.

20. Mit jedem Tage ſtieg nun Bardas in der Achtung des Volkes, nur bei dem Heere war er weniger beliebt; denn er verſtand nichts vom Krieg, und war ein eben ſo unverſtändiger, als unglücklicher Feldherr. Unter Michaëls Regierung und Bardas Verwaltung hatten demnach auch alle Feinde des Reiches, Sarazenen, Paulicianer, Bulgaren ꝛc. gewonnenes Spiel, verheerten die Provinzen ſelbſt oft bis in das Herz von Klein-Aſien, ſchlugen die kaiſerlichen Heere aus dem Felde, und kehrten ſtets

Gehör geben wollten, im Anfange der Regentſchaft der Kaiſerin Theodora, ſeines biſchöflichen Stuhles entſetzt, aber gerade dafür jetzt von Bardas zum Rektor der neuen, in Conſtantinopel errichteten hohen Schule ernannt.

mit reicher Beute beladen wieder nach Hauſe. Michaël ſelbſt, von Bardas begleitet, führte zweimal das Heer gegen die Feinde, aber blos um Augenzeuge der ſchmählichen Niederlage ſeiner Legionen zu ſeyn. Auf der Flucht von einem Haufen ſarazeniſcher Reiter ereilt, wäre der Kaiſer einmal rettungslos verloren geweſen, hätte ihn nicht, wie einſt ſeinen Vater Theophilus, der edle, auch in hohem Alter noch ausgezeichnet kühne und tapfere Manuel den feindlichen Händen wieder entriſſen*). So we-

*) Daß die wiederholten Niederlagen der Griechen nicht die Schuld des Heeres, ſondern blos Folgen der Kriegsunkunde, und vielleicht auch der Feigheit des Bardas waren, geht ganz klar ſchon daraus hervor, daß, als dieſer, endlich müde den unglücklichen Feldherrn zu ſpielen, den Oberbefehl über das Heer ſeinem Bruder Petronax übergeben hatte, der zwar eben ſo unkriegeriſch und des Krieges unkundig war, als Bardas, jedoch die Klugheit hatte, einen ſehr tapfern und erfahrnen Officier, nämlich den Nazar, Statthalter von Galatien, ſich an die Seite zu ſtellen, und in Allem deſſen Rath und Einſicht zu folgen, das griechiſche Heer auch ſogleich bei Amaſia, einer in Cappadocien gelegenen Stadt, einen der glänzendſten Siege über die Sarazenen erfocht, und zwar über den Omar ſelbſt, dem tapferſten und kühnſten der ſarazeniſchen Heerführer, der, bisher ſtets glücklich in ſeinen Heerszügen gegen die Griechen, in frühern Jahren beinahe ganz Cappadocien, Pontus und Cilicien in eine Einnöde verwandelt hatte. Des Sieges entwöhnt, war man in Conſtantinopel über dieſe gewonnene Schlacht ſo ungemein erfreut, daß dem Petronax der Triumph nach Art und Weiſe der alten Römer geſtattet ward; Er, demnach an der Spitze ſeines mit grünen Reiſern geſchmückten Heeres, als Triumphator durch das goldene Thor und die vornehmſten Straßen von Conſtantinopel ziehen durfte, und dann im Circus, wo er mit Triumphgeſängen empfangen ward, ihm zu Ehren die Spiele der Rennbahn gegeben wurden.

nig nun auch verlorne Schlachten und ſchimpfliche Flucht dem Bardas die Liebe der Soldaten erwerben konnten; ſo wußte er dennoch durch jede Art von Gnadenbezeigungen gegen die höhern Officiere und zeitgemäße Geldaustheilungen unter den Legionen ſich in dem Heere zahlreiche Anhänger zu machen; und da er nun auch noch, indem er die glänzende Rolle eines Beſchützers der Künſte und Wiſſenſchaften übernahm, einen Theil der Geiſtlichkeit und zugleich alle Philoſophen, Hiſtoriographen, Dichter und Redner in und außer Conſtantinopel für ſich gewann, und dieſe, weil einer reichen Belohnung ſicher, den Ruhm ihres hohen Gönners in Proſa wie in Verſen unaufhörlich feierten, und bis an den Himmel erhoben; ſo gab es bald, außer Bardas geheimen Feinden am Hofe, im ganzen Reiche keinen Menſchen mehr, der nicht den thätigen, arbeitſamen Cäſar dem trägen, ausſchweifenden Kaiſer bei weitem vorgezogen hätte.

21. Aber bei allem dieſem blieb Bardas immer derſelbe grundſatzloſe, ſchlechte Menſch. Seine Schweſter, die Kaiſerin Theodora verfolgte er bis auf das Blut. Bei ihrem unnatürlichen, ganz in viehiſchen Lüſten verſunkenen Sohn konnte die unglückliche Fürſtin keinen Schutz finden, und ungeſcheut und ungeſtraft würde ſogar Bardas ſie haben ermorden können, hätte er das Volk nicht gefürchtet, welches Theodora ſchon während der letzten Jahre ihres Lebens als eine Heilige verehrte. Was er jedoch wagen zu dürfen glaubte, war, daß er ſeine edle Schweſter, als ſie aus der Blackerner Kirche nach ihrer Wohnung zurückkehrte, auf dem Wege aufgreifen, nach einem Kloſter bringen und dort einſperren ließ. Er und der elende Schattenkaiſer wollten nun Theodora zwingen, den Schleier

zu nehmen, und den Patriarchen Ignatius, ihr ſolchen zu ertheilen. Aber mit Feſtigkeit wieß Ignatius dieſes ſchändliche Anſinnen zurück, indem er, wie er ſagte, bei dem Antritte ſeines hohen Patriarchenamtes geſchworen hätte, nichts gegen die Ehre des Kaiſers zu unternehmen, und eine ſolche unwürdige Behandlung einer erhabenen Mutter von Seite ihres Sohnes in deſſen Lebensgeſchichte ein unauslöſchlicher Schandflecken ſeyn würde. Indeſſen blieb Theodora mit ihren drei Töchtern in dem Kloſter eingeſperrt. Ihr ganzes Vermögen ward eingezogen, ſie ſogar des Geſchmuckes und der Geſchenke beraubt, die ſie von ihrem verſtorbenen Gemahl, dem Kaiſer Theophilus erhalten hatte, und in dem Kloſter nicht wie die Gemahlin des verſtorbenen, und Mutter des jetzt regierenden Kaiſers, ſondern gleich einer, auf einer weit tiefern Stufe ſtehenden Matrone behandelt. Ganz in den Willen Gottes ergeben, und alle ihre Tage ſeinem Dienſte weihend, lebte Theodora in Geſellſchaft ihrer drei Töchter noch über zehn Jahre in ihrem Kloſter. Aber das ſchreckliche Ende ihres Sohnes, deſſen Verwirrungen und Laſter ſie ſo viele Jahre bitter beweint hatte, brach endlich ihr mütterliches Herz; und ihren Sohn nur um einige Monate überlebend, ſtarb ſie gleich im erſten Jahre der Regierung des Kaiſers Baſilius. Nach ihrem Tode ward ſie von der griechiſchen Kirche den Heiligen beigezählt.

22. Gleiche Härte und Grauſamkeit erlaubte ſich Bardas gegen alle, welche das Unglück hatten, ihm zu mißfallen, oder gar ſeinen Argwohn zu wecken; beſonders ſeit dem eine Verſchwörung gegen ihn entdeckt, und jeder der Verſchwornen mit dem Tode war beſtraft worden. Er ſelbſt fröhnte ohne Scheu und Scham allen Lüſten ſeines verdorbenen

Herzens, verkaufte bisweilen, wenn ein groſser Preis darauf ſtand, ſogar Recht und Gerechtigkeit, ſchied ſich endlich ohne alle Urſache von ſeiner rechtmäßigen Gemahlin, und lebte mit ſeines jüngern, weit edlern und eines beſſern Vaters würdigen Sohnes Gattin in blutſchänderiſcher Verbindung. Als dieſes Laſterleben endlich notoriſch ward, und Bardas demungeachtet am Tage der Erſcheinung des Herrn, mit einem Herzen voll der Unzucht und aller Laſter ſich in der Kirche zum Empfang des heiligen Abendmahls näherte, wieß der Patriarch Ignatius ihn vor den Augen aller Anweſenden zurück, und gebot ihm, ſich von dem geſegneten Tiſche des Herrn zu entfernen. Bardas, öffentlich beſchimpft, entbrannte in heftigem Zorn, und hätte nicht abermals die Furcht vor dem Volke ihn zurückgehalten; ſo würde er den Ignatius an den Stufen des Altars ermordet haben. Wüthend und in laute Verwünſchungen gegen den Patriarchen ausbrechend verließ er die Kirche, und der Untergang des ehrwürdigen Oberhirten war von jetzt an unwiderruflich beſchloſſen. Ein leichtes war es dem Bardas, auch den Kaiſer, der ebenfalls dem Ignatius zürnte, weil er vor einigen Jahren der Kaiſerin Theodora den klöſterlichen Schleier nicht hatte geben wollen, in ſein Intereſſe zu ziehen, und ſobald er deſſen Genehmigung erhalten hatte, ließ er den Patriarchen, unter dem Vorwand, daß er von dem, von einem gewiſſen Gebon begangenen Majeſtätsverbrechen Wiſſenſchaft gehabt, und denſelben zur Begehung des Frevels noch mehr ermuntert habe, in ſeiner erzbiſchöflichen Wohnung verhaften und nach der Inſel Terebinthus abführen *).

---

*) Gebon war erſt unlängſt aus Dyrrachium nach Conſtantinopel gekommen. Er gab ſich für einen Geiſt-

Indeſſen ſah Bardas wohl ein, mit welchen Schwierigkeiten er würde kämpfen müſſen, wenn er den Ignatius, der bei allem Volke beliebt war, und allgemein in dem Rufe einer ganz ausgezeichneten Frömmigkeit ſtand, mit Gewalt von ſeiner Kirche vertreiben wollte. Er wählte alſo zuerſt den Weg gütlicher Ueberredung, und ſandte einige ihm ergebene, vielleicht auch erkaufte Biſchöfe nach Terebinthus, welche den Patriarchen zu bereden ſuchen ſollten, ſich in keinen ungleichen Kampf mit dem alles vermögenden Cäſar einzulaſſen, ſondern lieber, um den Frieden in der Kirche zu erhalten, freiwillig zu reſigniren, und ſich in ein, von Conſtantinopel ziemlich weit entferntes Landhaus zurückzuziehen. Die-

---

lichen aus, trug auch geiſtliche Kleidung, und erzählte und verſicherte überall, er ſey ein Sohn der Kaiſerin Theodora, den dieſe Fürſtin vor ihrer Vermählung mit dem Kaiſer Theophilus geboren hätte. Gebon ward auf Befehl des Kaiſers verhaftet und ſtrenge bewacht. Indeſſen zeigten ſich jetzt öfters bei dem Unglücklichen unverkennbare Spuren von Geiſtesabweſenheit und ſtillem Wahnſinn. Aber dem ungeachtet machte Bardas aus dem, gar keiner Beachtung werthen Geſchwätze eines Verrückten ein höchſt ſtrafwürdiges Majeſtätsverbrechen; und da er in dem Lügen und Verläumden eine ungemeine Fertigkeit beſaß, ſo behauptete er nun ohne Scheu und Scham, Ignatius ſtecke mit dem Gebon unter der Decke, ſey höchſt wahrſcheinlich ſogar ſelbſt der Erfinder des, von jenem verbreiteten, die Ehre der kaiſerlichen Familie ſo ſehr verletzenden Gerüchts; und um dem Volke glauben zu machen, daß wirklich die Urſache der Verhaftung des Patriarchen mit dem ſogenannten Majeſtätsverbrechen des Gebons in Verbindung ſtehe, ward dieſer arme, unglückliche Menſch an demſelben Tage, an welchem man den Ignatius nach der Inſel Terebinthus abführte, auf eine äußerſt grauſame, martervolle Weiſe öffentlich hingerichtet.

ſen ſchmählichen Antrag wies natürlicher Weiſe Igna-
tius mit Verachtung zurück, und da zu gleicher Zeit alle
in Conſtantinopel anweſenden Biſchöfe, empört durch
das ungerechte und harte Verfahren gegen den erſten
und angeſehenſten Biſchof der orientaliſchen Chriſten-
heit, laut erklärten, daß ſie nie einen andern, als
den Ignatius für ihren Patriarchen erkennen wür-
den; ſo befürchtete Bardas mit Grunde, daß, wenn
er ſein Vorhaben mit Gewalt durchſetzen wollte,
ein ihm höchſt unangenehmes, weil vielen Lärm und
großes Aufſehen erregendes Schisma die unvermeid-
liche Folge davon ſeyn würde. Um dieſes zu ver-
meiden, bediente er ſich einer Liſt, die in ſo ferne
ſeinem Verſtand einigermaßen Ehre macht, da ſie
beweiſet, daß es ihm wenigſtens nicht an Menſchen-
kenntniß gebrach. Mit jedem der Biſchöfe nämlich,
die ſich der Sache des Patriarchen am lebhafteſten
annahmen, ſuchte er in Geheim ganz allein zu ſpre-
chen, erwähnte mit wenigen Worten die Unfähig-
keit des Patriarchen, der, zwar an ſich kein übler
Mann, jedoch für die gegenwärtigen Zeiten nicht
paſſe, und verſicherte dann einen jeden, daß er ihn
dem Kaiſer zum Patriarchen vorgeſchlagen habe.
Die in ſo naher Perſpective gezeigte Patriarchen-
würde hatte nun vollkommen die gehoffte Wirkung.
Jeder dieſer Herren Biſchöfe ſah nun ein, daß Ig-
natius wirklich nicht recht paſſe, und der liebe Friede
in der Kirche es erfordere, dem Drange der Zeit-
umſtände jetzt nachzugeben. Einer nach dem andern
gab alſo zu der Entfernung des Ignatius ſeine Zu-
ſtimmung. Damit aber keiner ſie wieder zurückneh-
men könne, ſagte Bardas noch ferner jedem Bi-
ſchofe, daß der Kaiſer feſt entſchloſſen ſey, ihn ſchon
heute oder längſtens morgen zum Patriarchen zu er-
nennen, jedoch möchte er, wenn der Kaiſer ihm da-
von ſpreche, ſich ſtellen, als wollte er die angetra-

gene Würde aus Beſcheidenheit von ſich ablehnen; dieſes werde alsdann nicht nur dem Monarchen wohlgefallen, ſondern auch ſogleich allgemein bekannt werden, und dem neu ernannten Patriarchen um ſo mehr das Zutrauen der Gläubigen erwerben. Alles dies geſchah pünktlich, wie Bardas es eingeleitet hatte. Aber nun nahm dieſer die feilen Biſchöfe ſämmtlich bei ihrem letzten Wort, und zum größten Erſtaunen der Betrogenen, wie der ganzen Stadt ward jetzt plötzlich ein Laie, Namens Photius auf den Patriarchenſtuhl von Conſtantinopel erhoben.

23. Photius war aus einem der edelſten Geſchlechter entſproſſen, und als Schwager der Prinzeſſin Irene, einer Schweſter der Kaiſerin Theodora, mit dem kaiſerlichen Hauſe verwandt. Im Beſitze eines beinahe unermeßlichen Vermögens ſtand er überall in großem Anſehen, hatte auch ſowohl auf Geſandtſchaftsposten als in Bekleidung anderer hoher Militär- und Civil-Aemter ſich ſchon viele Ehre erworben, und war jetzt einer der vier geheimen Staatsſecretaire des Kaiſers. Er war ein Mann von ganz ungewöhnlichen Geiſtesgaben. Mit einer eben ſo gründlichen als alles umfaſſenden Gelehrſamkeit und einer ganz ungeheuern, wahrhaft Erſtaunen erregenden Beleſenheit verband er einen ſcharfen, tief eindringenden, alles mit Leichtigkeit ſich eigen machenden Verſtand. Selbſt nach dem Zeugniß ſeiner Gegner war Photius, nur mit Ausnahme der Dichtkunſt, ein ächtes Univerſalgenie. Keine Wiſſenſchaft war ihm fremd, und er in keiner ein bloßer Dilettant, ſondern ſtets tief in alle ihre Geheimniſſe eingeweiht. In ſeinem berühmten Buch, die B i b l i o t h e k, welches er zum Theil während ſeiner Geſandtſchaft an dem Hofe des Kaliphen von Bagdad

ſchrieb *), liefert er von zwei hundert und achtzig Schriftſtellern, Philoſophen, Theologen, Geſchichtſchreibern, Rednern ꝛc. gedrängte, jedoch lichtvolle Auszüge ihrer Werke, nebſt einer oft ſehr treffenden kritiſchen Beurtheilung des Inhalts ihrer Schriften, wie ihres Styls und Charakters. Kurz dem von der Natur wie von dem Zufalle ſo verſchwenderiſch begünſtigten Photius fehlte durchaus nichts, als blos — ächtes Chriſtenthum, wahre Frömmigkeit und ein redliches, wahrheitliebendes Herz. Aber eben deswegen war er gerade ein Patriarch wie Bardas ihn bedurfte **); denn da er dieſen für ſeinen Wohlthäter erkannte, ſo war blinde Anhänglichkeit an denſelben, ſelbſt mit Aufopferung ſeiner heiligſten Pflichten, ihm das erſte und höchſte Geſetz. Auch das Zutrauen und Wohlwollen des Kaiſers wußte Photius bald im höchſten Grade zu gewinnen. Allen Ausſchweifungen des gekrönten Thoren gab er ſeinen vollen Beifall, nannte Michaëls ſacrilegiſche Poſſenſpiele einen unſchuldigen harmloſen Scherz, ward daher zu allen kaiſerlichen Feſten und Bachanalien ſtets eingeladen, und es wird ſogar erzählt, daß, als eines Tages an der Tafel des Kaiſers eine Wette in Vorſchlag gebracht ward, welcher nämlich von den Gäſten am meiſten

---

*) Als dem Photius dieſe Geſandtſchaft übertragen ward, war er Befehlshaber der kaiſerlichen Leibwache in Conſtantinopel.

**) Michaël, der die wichtigſten Angelegenheiten zu einem Gegenſtand ſeines Geſpöttes machte, pflegte jetzt im Kreiſe ſeiner Poſſenreiſer und Luſtigmacher gewöhnlich zu ſagen, Hymarus (der Hofnarr nämlich) ſey ſein Patriarch, Photius jener des Bardas, aber Ignatius der Patriarch aller Chriſten und redlich denkenden Leute.

trinken könne, Photius den Michaël, der ſchon fünfzig Becher Wein geleert hatte, doch noch um zehen Becher übertraf, und zwar ohne dadurch auch nur im mindeſten berauſcht zu werden. Ein ſolches Sauftalent gab nun natürlicher Weiſe dem Photius bei dem Kaiſer ein ganz ungemeines Anſehen. Einen trefflicheren Patriarchen konnte Michaël ſich nicht wünſchen, und ſo wie er bisher dem Bardas völlig unbeſchränkt das Reichsregiment überlaſſen hatte, überließen er und Bardas nun auch dem Photius eben ſo unumſchränkt das Kirchenregiment.

24. Indeſſen hatte die, die ganze Welt in Erſtaunen ſetzende und den Canons der Kirche ſo offenbar zuwiderlaufende Erhebung des Photius bei dem geſammten hohen wie niederen Clerus gleich gerechten Unwillen erregt. Durch ihren Eifer zeichneten ſich ganz beſonders aus die Suffraganbiſchöfe der Kirche von Conſtantinopel. Sie traten zuſammen, und verpflichteten ſich durch gegenſeitige Eidſchwüre, zu keiner Zeit den Ignatius zu verlaſſen, nie den Photius für ihren Patriarchen zu erkennen. Selbſt jene Biſchöfe, welche zur Abſetzung des Ignatius ſchon ihre Zuſtimmung gegeben hatten, glaubten jetzt wenigſtens gegen die Wahl des Photius proteſtiren zu müſſen. Leider war es nun zu ſpät. Photius, dem die Allgewalt des Cäſars Bardas zu Gebote ſtand, verfuhr mit der größten Härte gegen alle, welche ihm nicht als rechtmäßigen Patriarchen huldigen wollten. Ein aus erkauften Biſchöfen und Prälaten zuſammengeſetztes Concilium, wobei Photius den Vorſitz führte, hatte die Frechheit, durch einen förmlichen, conciliariſchen Beſchluß nicht nur den Ignatius abzuſetzen, ſondern auch alle ſeine Anhänger ihrer Würden zu entſetzen und ihnen das Anathema zu ſprechen. Biſchöfe, Aebte, Prieſter,

Mönche und Laien, die ſich der Kirchengemeinſchaft des Photius entziehen wollten, wurden überall verfolgt, gegeiſelt, eingekerkert, verbannt; ja einem Geiſtlichen, welcher die Aufſicht über das Archiv der Kirche von Conſtantinopel hatte, ward ſogar, weil er über die Erhebung des Photius zu frei geſprochen hatte, die Zunge aus dem Halſe geſchnitten. Furcht und Schrecken bemächtigten ſich jetzt der Gemüther. Man unterwarf ſich dem Photius, den man im Herzen verachtete, und Ignatius, der würdige Gegenſtand der allgemeinen Liebe und Verehrung ward verlaſſen, und nur wenige harrten mit Treue und Standhaftigkeit bei ihm aus. Demungeachtet glaubte Photius ſich im Beſitze ſeiner Würde noch nicht ſicher, ſo lange nicht Ignatius wenigſtens dem Scheine nach reſignirt hätte. Mit der größten Grauſamkeit ſuchte man alſo eine ſolche Reſignation von ihm zu erpreſſen und weder ſeine erlauchte Geburt *), noch die allgemein anerkannte Heiligkeit ſeines Wandels, noch auch die Liebe des Volkes vermochten ihn gegen die gröbſten und unerhörteſten Mißhandlungen zu ſchützen. Bis auf das Gebein ward er mit Geiſelhieben zerfleiſcht, von einem Kerker in den andern herumgeſchleppt, öfters in Gräbern und Viehſtällen eingeſperrt, dem Hunger, der Blöße und der Kälte preisgegeben, und um die Gunſt des Photius und Bardas noch in höherm Maaße zu gewinnen, erſchöpften die Unmenſchen, deren Händen Ignatius war überliefert worden, ihre ganze Erfindungskraft, um neue Qua-

*) Ignatius war der jüngſte Sohn des, von Leo dem Armenier von dem Throne vertriebenen Kaiſers Michael Rhangabe, und Ignatius Mutter die Tochter des Kaiſers Nycephorus.

len auszumitteln, womit ſie ihr unſchuldiges Schlachtopfer martern konnten. So vielen Leiden ſchien endlich der ohnehin durch eine ſchmerzhafte Krankheit völlig erſchöpfte Körper des Ignatius zu unterliegen. Bewegungslos, gleich einem Todten, lag er auf einem Stein, und ſchnell ergriffen nun die um ihn ſtehenden Peiniger ſeine erſtarrte Hand, ſteckten zwiſchen die Finger derſelben eine Feder, und machten damit auf ein weißes Papier ein Kreuz. Dieſes Papier ward dem Photius gebracht, das darauf ſtehende Kreuz für ein Zeichen der Unterſchrift des jetzt ſchwer darnieder liegenden Ignatius ausgegeben, und darüber eine, gleichſam von dem Kranken diktirte Urkunde geſetzt, in welcher derſelbe ſich der Patriarchen-Würde unwürdig erklärt, und aus Ueberzeugung ſeiner Unfähigkeit, dieſes hohe Amt gehörig verwalten zu können, daſſelbe reſignirt.

25. Ignatius ward jetzt wieder frei gelaſſen, und lebte einige Zeit in einem Kloſter in Conſtantinopel. Aber auch hier droheten ihm bald wieder neue Gefahren. So lange der rechtmäßige Patriarch lebte, glaubte Photius noch immer ſeine uſurpirte Würde gefährdet, und ſchon hatte dieſe Schlange von dem elenden Kaiſer Michaël den Befehl zu erſchleichen gewußt, daß Ignatius ſeiner beiden Augen beraubt und zugleich die rechte Hand ihm abgehauen werden ſollte. Dieſer grauſamen Verſtümmelung entging jedoch Ignatius durch ſchleunige Flucht. In ein Sclavengewand gehüllt, kam er mitten durch die Soldaten, welche das Kloſter ſchon umringt hatten, fand glücklicher Weiſe am Bosphorus ein ſegelfertiges Schiff, und ſichtbar von der Hand der Vorſehung geſchützt, entzog er ſich auf den Inſeln des Propontis allen fernern Nachſtellungen ſeiner Feinde. Indeſſen hatte auch Rom

ſeine mächtige Stimme längſt ſchon hören laſſen; und Pabſt Nicolaus I. mit dem ihm eigenen apoſtoliſchen Flammeneifer die Vertheidigung des unſchuldig Verfolgten übernommen. Die päbſtlichen Legaten machten ſich zwar in Conſtantinopel einer ſchändlichen Prävarication ſchuldig. Aber Nicolaus, das Gewebe der Lüge und Bosheit durchſchauender Blick entdeckte bald den geſpielten Betrug, und ward dadurch von der Unſchuld des Ignatius und der Niederträchtigkeit des Photius nur noch mehr überzeugt. Leider blieben jedoch alle Bemühungen des heiligen Vaters, und welche entſcheidende Schritte er auch thun mochte, für jetzt noch einige Zeit fruchtlos, und ſo lange Michaël III. lebte und regierte, wußte auch der eingedrungene, eben ſo gewaltthätige als argliſtige Photius ſich auf dem Patriarchenſtuhle von Conſtantinopel zu behaupten.

26. Aber während dieſer unruhigen Bewegungen in der auf das neue erſchütterten morgenländiſchen Kirche, näherten ſich des Cäſars Bardas Macht und Herrlichkeit mit immer raſcherm Schritte ihrem Ende. Bardas hatte geheime Feinde am Hofe; zwar waren derſelben nicht viele, aber dieſe deſto gefährlicher, theils durch das Zutrauen, das der Kaiſer ihnen ſchenkte, theils durch ihre eigene Kühnheit, und endlich ſtand auch der oberſte Kämmerling Baſilius an ihrer Spitze *). Indeſſen

*) Als Bardas die Cäſars Würde erhielt, ſtand ihm in der vollen Gunſt des Kaiſers nur noch ein gewiſſer Damianus, Michaëls damaliger Oberſtkämmerling im Wege. Lange gab er ſich alle Mühe, jenen von der Perſon des Kaiſers zu entfernen. Endlich gelang es ihm. Nun wollte Bardas dieſe wichtige Stelle, in

würden ſie gegen den übermächtig Gewordenen doch wenig oder nichts vermocht haben, hätte nicht längſt ſchon lauernder ſchwarzer Argwohn gegen ſeinen Oheim den Michaël überall verfolgt. Unaufhörlich wiederholten Bardas Feinde dem Kaiſer, daß derſelbe alle Gewalt an ſich geriſſen, daß zwiſchen ihm und dem Thron nur noch eine ſchwache Scheidewand ſtehe, die deſſen Herrſchſucht vielleicht nächſtens ſchon durchbrechen werde; und zarte Beſorgniß für das Leben des Kaiſers heuchelnd, drangen ſie in ihn, ſich bald möglichſt von dieſem immer gefährlicher werdenden Nebenbuhler zu befreien. Michaël, durch dergleichen Schreckbilder geängſtiget, gab endlich, obgleich nicht ohne einigen Kampf mit ſich ſelbſt, ſeine Einwilligung zum Mord ſeines Oheims, und trat uun ſelbſt an die Spitze der Verſchworenen. In Conſtantinopel glaubte man jedoch, nichts gegen das Leben des Bardas wagen zu dürfen. Sein Sohn Antigones befehligte die Leibwache. Von den übrigen in der Stadt liegen-

---

der man ſo leicht das ganze Zutrauen des Kaiſers gewinnen, und in alle ſeine Geheimniſſe eingeweiht werden konnte, nur einer ſeiner Creaturen ertheilen. Aber zu des Cäſars größtem Erſtaunen hatte Michaël gegen alle, die er ihm vorſchlug, ſtets etwas einzuwenden. Die Stelle blieb alſo einige Zeit unbeſetzt; bis auf einmal der Kaiſer ganz unerwartet, und bald möchte man ſagen, nicht ohne höhere Fügung oder Zulaſſung, ſeinen bisherigen Stallmeiſter Baſilius zum Oberſtkämmerer ernannte. Als Bardas dies hörte, ſagte er zu ſeinen Vertrauten: „Wohl haben „wir von dem Kaiſer den Fuchs zu entfernen gewußt; „aber leider iſt jetzt an deſſen Stelle ein Löwe getre„ten, der über kurz oder lang uns alle zerreißen wird.“ — Dieſe Vorherſagung, wie wir jetzt und in der Folge ſehen werden, fing nun an in dem ausgedehnteſten Sinne ihrer Worte in Erfüllung zu gehen.

den Truppen waren alle höheren Offiziere ſeine Creaturen. Unter allen Ständen hatte er zahlreiche Anhänger, und durch Gnadenbezeugungen, mit denen er nichts weniger als ſparſam war, die geſammte nicht minder zahlreiche Dienerſchaft des Palaſtes ſich zu verpflichten gewußt. Man kam alſo überein, daß der Kaiſer, unter dem Vorwand einer kriegeriſchen Expedition nach Creta, die thraciſchen Legionen zuſammenziehen, über den Bosphorus gehen, und mit dem Heere ſogleich in der Richtung nach jener Inſel aufbrechen ſollte. Bardas müßte nothwendig den Kaiſer begleiten, nnd dann würde zur Ausführung ihres Vorhabens ſich auf dem Marſch ſchon eine günſtige Gelegenheit darbieten. — Seit dem der Kaiſer ſelbſt einer der Verſchworenen war, hatte ſich deren Anzahl ſehr vermehrt. Das Geheimniß ward alſo nicht ſehr ſtrenge bewahrt. Leo, Vorſtand der im Palaſt Magnaura errichteten hohen Schule erfuhr Etwas von dem Complott, warnte ſogleich ſeinen Gönner und Wohlthäter, und Bardas weigerte ſich nun gradezu, den Kaiſer auf dieſem Zuge zu begleiten. Jetzt zeigte es ſich, wie ſelbſtſtändig die Macht des Cäſars ſchon geworden war; denn um ihn zu bewegen, dem vorgeblichen Feldzuge beizuwohnen, mußten der Kaiſer und Baſilius in Gegenwart des Patriarchen ihm in der Sophienkirche vor dem Altar einen feierlichen Eid ſchwören, daß ſie keinen verderblichen Anſchlag gegen ihn im Sinne hätten *) — Am Vorabend

*) Nichts iſt fluchwürdiger und ſelbſt die weiteſten Grenzen der Ruchloſigkeit noch überſchreitend, als wenn man die ehrwürdige, geheiligte äußere Hülle irgend eines unſerer heiligen Myſterien als Mittel zu einem ſchlechten oder gar gottloſen Zweck mißbraucht. Als

des Aufbruches der Armee gab Bardas allen ſeinen Freunden ein feſtliches Mahl. Nach aufgehobener Tafel theilte er Geſchenke unter ſie aus, mit der Bitte, ſich ſeiner zu erinnern, gleichſam ſchon ahnend, daß er ſie nie mehr ſehen werde.

27. Schon mehrere Tagmärſche hatte das Heer gemacht, und noch immer zauderte Michaël mit dem letzten Befehl zum Mord ſeines Oheims. Die Urſache dieſer Zögerung war des Bardas ziemlich zahlreiche, ihm gänzlich ergebene Leibwache, und die Ungewißheit der Geſinnungen des aus mancherlei Nationen und Truppengattungen beſtehenden Heeres. Ein zufälliger Umſtand gab endlich des Kaiſers ſchwankendem Entſchluß eine feſte Beſtimmung. Nicht ferne von dem Geſtade des Meeres hatte eines Tages das Heer ſein Lager aufgeſchlagen. Das kaiſerliche Zelt ſtand in einer, durch eine ſanfte, unmerkbare Abdachung des Bodens, ein kleines Thal bildenden Ebene, jenes des Bardas aber auf einer, dieſe Ebene beherrſchenden Anhöhe. Dieſem unbedeutenden Umſtande, der vielleicht blos in der Natur des Terrains ſeinen Grund hatte, gaben Bardas Feinde die boshafteſte Deutung. Die Gefahr, die, wie Michaël glaubte, jetzt über ſeinem eigenen Haupte ſchwebe, gab ihm nun den Muth, den Verſchworenen endlich den, von ihnen ſo ſehnlichſt erwarteten Befehl zu ertheilen. Wenn der Cäſar am Morgen des folgenden Tages, wie gewöhnlich, kom-

---

der Kaiſer und Baſil dem Bardas den obigen Eid ſchwuren, ſtand der Patriarch vor ihnen mit dem geſegneten Kelch des Herrn. In dieſen tauchte nun Photius die Feder, mit welcher Michaël dieſelbe eidliche Verſicherung niederſchrieb, und dann die Schrift dem Cäſar übergab.

men würde, die Befehle des Kaiſers zu empfangen, ſollten ſie auf ein verabredetes Zeichen über ihn herfallen, und ihn tödten. Bardas kam wirklich. Alle Verſchwornen ſtanden auf ihren Poſten, theils im äußern, theils im innern Raume des Zeltes. Aber Bardas hatte ſich von einem Theile ſeiner Leibwache begleiten laſſen, und bei dem Anblick der vor dem Zelte in Schlachtreihe aufmarſchirten Krieger verloren die Verſchworenen alle Faſſung. Symbacius, welcher das verabredete Signal geben ſollte, ſtand wie erſtarrt. Noch mehr geſchreckt war Michaël ſelbſt. In der Meinung, ſein Anſchlag ſey entdeckt, hielt er ſich für verloren. In der Angſt ruft er dem Baſil, und ſagt ihm leiſe in das Ohr: „Wenn Bardas jetzt nicht ſtirbt, muß ich ſterben, „wähle zwiſchen ihm und mir.“ — Sogleich zieht Baſil ſein Schwert, und ſtürzt unter dem Rufe: „Rettet den Kaiſer!“ auf den Bardas los; flehend wirft dieſer ſich dem Kaiſer zu Füßen; aber in demſelben Augenblick verſetzt ihm Baſilius einen gewaltigen Hieb auf den Kopf, und nun drängen ſich alle Verſchwornen um ihr Schlachtopfer, und ſtoßen ihm ihre Schwerter in die Bruſt. Auf den erſten Angſtſchrei des Bardas wollte ſeine Leibwache ihm zu Hülfe in das Zelt dringen. Aber Baſil hatte auf dieſen Fall ſchon die nöthige Vorkehrung getroffen, und ein gewiſſer Conſtantin, welcher über die innere Ruhe und Ordnung im Lager zu wachen hatte, warf ſich jetzt mit der ihm zu Gebote ſtehenden Schaar den Soldaten von Bardas Leibwache entgegen; und da man ihnen eiligſt die entſeelte Leiche des Cäſars zeigte, zugleich auch die fürchterlichſten Drohungen mit den glänzendſten Verſprechungen wechſeln ließ; ſo gaben ſie ſich zur Ruhe, und kehrten, von Conſtantins Schaaren begleitet und bewacht, wieder in ihr Lager zurück. — Dem Getödteten wurden Kopf

und Hände abgehauen. Der Kopf ward auf einer Picke durch das ganze Lager getragen, und dabei dem Heere verkündiget, Cäſar Bardas habe den Kaiſer ermorden wollen, ſey aber, bevor er die ſchreckliche That habe vollbringen können, ergriffen, und wie er es verdient hätte, beſtraft worden. — Die Ermordung des Cäſars erregte indeſſen mancherlei Bewegungen im Heere. Michaël hielt es nicht für rathſam, länger zu bleiben. Ohne Zeit zu verlieren, eilte er an das Meer, ſchiffte ſich ein, und kehrte mit der Flotte nach Conſtantinopel zurück. In kurzen, abgemeſſenen Tagmärſchen folgte das Heer ihm langſam nach. Sobald die kaiſerliche Fregatte in dem Angeſichte von Conſtantinopel erſchien, liefen alle Einwohner an die Ufer des Bosphorus, um wie gewöhnlich den, von einem Feldzuge zurückkehrenden Kaiſer mit freudigen Zurufungen zu begrüßen. In zahlloſer Menge war das Volk verſammelt, und Michaël ſchien ungemein vergnügt darüber. Aber kaum hatte er ſeinen Fuß an das Land geſetzt, als ein, in Mönchsgewand gekleideter, auf einer ſteilen Anhöhe ſtehender Menſch ihm mit lauter Stimme zurief: „Freue dich, Herr! „und triumphire nach Herzensluſt; du haſt einen „ſchönen Sieg errungen, deinen Oheim, den Bru„der deiner Mutter, der ſo lange Dir ein Vater „war, haſt Du gemordet; aber bald wird das Blut „des Erſchlagenen auf deinen eigenen Schädel herabtreufeln“. Baſilius gab auf der Stelle Befehl, dem anſcheinenden Mönch den Kopf abzuſchlagen; aber das Volk entriß ihn den Händen der Soldaten, laut bezeugend, daß jener Menſch von einem unreinen Geiſt beſeſſen ſey, der oft gegen den Willen des Unglücklichen aus demſelben ſpreche.

28. Nach Bardas Tod ruhete die ganze Schwere

der Regierung wieder einzig auf den Schultern des Kaiſers. Dieſe waren jedoch viel zu ſchwach, um eine ſolche Bürde zu tragen; es bedurfte einer kräftigern Stütze. Zwar machte Michaël jetzt einen Verſuch, ſelbſt zu regieren. Aber nicht Arbeit, ſondern blos Vergnügen war ſein eigentliches Element, und ſo ward die mit Anſtrengung, und oft mit ſehr vielem Zeitaufwand verbundene Leitung aller Angelegenheiten des Reiches für ihn bald wieder eine ganz unerträgliche Laſt. Er entſchloß ſich alſo auf das neue, einen Cäſar zu ernennen. Natürlich konnte ſeine Wahl auf niemand anders fallen, als auf den Baſilius, den vermeintlichen Retter ſeines Lebens. Seinen Oberſtkämmerling an der Seite begab ſich demnach der Kaiſer nach dem Senat, ſtellte jenen unter großen Lobſprüchen den verſammelten Senatoren vor, lobte ganz beſonders die treue Ergebenheit des Baſilius, der er ganz allein, wie er ſagte, die Erhaltung ſeines von einem Verräther bedroheten Lebens zu danken habe, ernannte ihn hierauf zum Mitregenten, beſtimmte ihm, da er ſelbſt kinderlos ſey, die Nachfolge auf den Kaiſerthron, und ließ ihn gleich am folgenden Tage von dem Patriarchen Photius in der großen Sophienkirche mit der größten Feierlichkeit krönen *).

---

*) Conſtantinus Porphyrogenetes beſchreibt ſehr umſtändlich und mit ſichtbarer Vorliebe die Krönungsceremonien ſeines Großvaters. Das Weſentlichſte ſeiner Erzählung iſt folgendes. — Die Krönung hatte am erſten Tage des Pfingſtfeſtes ſtatt. Am Vorabend deſſelben erhielt der Patriarch Photius den Befehl, die Kirche auf eine, der morgigen Krönungsfeierlichkeit entſprechende Weiſe auf das prächtichſte zu ſchmücken, und unter den hohen kaiſerlichen Baldachin zwei Thronſtühle ſetzen zu laſſen. Am Morgen des Feſtes ſelbſt begab ſich Michaël in ſeinem ganzen kaiſerlichen Ornat, die

Krone auf dem Haupt, und von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge begleitet nach der Sophienkirche. Unmittelbar hinter ihm ging Baſilius in der gewöhnlichen, ſeiner bisherigen Würde vorgeſchriebenen Kleidung, mit dem feſtlichen Ceremonienmantel um die Schultern, und trug in ſeiner Eigenſchaft als oberſter Kämmerling das kaiſerliche Schwert. In einiger Entfernung hinter ihm folgten ſämmtliche höhere und niedere Palaſtbeamten. In der Kirche angekommen, legte der Kaiſer nicht, wie es üblich war, die Krone ab, ſondern ſchritt gerade gegen den Altar vor, und beſtieg den für ihn errichteten Thron. Auf der oberſten Stufe deſſelben nahm Baſilius ſeinen Platz, eine Stufe unter ihm der Großlogothet, und dann auf den unterſten Stufen die übrigen Palaſtbeamten, jeder nach ſeinem Range. Auf einen Wink des Monarchen erhob ſich der Logothet, und las mit lauter Stimme folgende Erklärung des Kaiſers: „Der Cäſar Bardas „ſtrebte nach meiner Krone und meinem Leben. Ohne „des Baſilius und Symbacius Wachſamkeit würde „ſein verrätheriſcher Anſchlag gelungen ſeyn. Der Verräther ward, wie ſein gottloſer Frevel es verdiente, „beſtraft. Von des Baſilius treuer Ergebenheit, und „deſſen zarter Anhänglichkeit an meine Perſon vollkommen überzeugt, lege ich das Wohl meines Reiches „in ſeine Hände, und befehle, daß alle meine Unterthanen ihn für ihren Herrn und Kaiſer erkennen ſollen." — Der Kaiſer nahm nun die Krone von ſeinem Haupt, und übergab ſie dem Patriarchen, der ſie auf den Altar legte, ſich dann wieder gegen den Thron wandte, und die üblichen Kirchengebete über den Baſilius ſprach. Als er geendet hatte, traten einige der vornehmſten Palaſtbeamten herbei, nahmen dem neuen Imperator den ſeine bisherige Würde bezeichnenden Mantel ab, legten ihm die Purpurſtiefeln an, und warfen den kaiſerlichen Purpurmantel um ſeine Schultern. Baſilius fiel ſeinem Wohlthäter zu Füßen. Er zerfloß in Thränen der Rührung und des Dankes. In dieſer Stellung ſetzte ihm der Patriarch die Kaiſerkrone auf das Haupt, und in demſelben Augenblick rief die ganze zahlreiche Verſammlung: „Viele Jahre „unſern Herrn, dem Michaël und Baſilius." Dieſer ließ

ſich nun neben dem Kaiſer auf dem bisher ledig ſtehenden Thronſtuhle nieder, worauf ſogleich der feierliche Gottesdienſt begann.

III.

1. **Baſilius frühere Geſchichte.** — Baſilius von ganz gemeinen, völlig obſcuren Aeltern geboren, durchlebte ſeine erſte Jugend in dürftiger Niedrigkeit. Erſt als er durch den wunderbarſten Glückswechſel den Thron von Conſtantinopel beſtiegen hatte, verfertigten ihm Schmeichelei und Albernheit einen Stammbaum, der väterlicher Seits bis zu den Arſaciden, Parthiens ehemaligen Beherrſchern, und von Seite der Mutter bis zu Conſtantin dem Großen hinaufreichte; ja der ſchlaue und gelehrte Patriarch Photius entdeckte endlich ſogar, daß durch lange, obgleich etwas dunkle Seitenlinien Baſilius ein Sproſſe des großen Alexanders, des Welteroberers ſey. Dieſer Fiction zu Folge kamen in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts zwei Arſaciden, Namens Artabanus und Chlienes nach Conſtantinopel. Beide waren von der jüngern, auch nach der Zerſtörung des parthiſchen Reiches noch in Armenien fortherrſchenden Linie der Arſaciden. Als aber auch dieſes Reich getheilt und unterjocht ward, wollten ſie nicht Zeugen der Sclaverei Armeniens und des völligen Unterganges ihres uralten königlichen Hauſes ſeyn, verließen demnach ihr Vaterland und flohen nach Conſtantinopel. Mit vielem Wohlwollen wurden ſie von dem damals regierenden Kaiſer Leo I. aufgenommen. Er ſchenkte ihnen bedeutende Ländereien in Macedonien, und die beiden Prinzen wählten nun Adrianopel zu ihrem künftigen Aufenthalt.

2. Einige Generationen hindurch lebten Artabanus und Chlienes Nachkommen mit einem ihrer hohen Geburt entſprechenden Anſtand; und als nachher Perſiens Könige, und ſpäter auch ſelbſt die Kaliphen ſie wieder zurückriefen, verſchmähte ſtolzes Bewußtſeyn ihrer königlichen Abkunft, und dankbares Gefühl gegen die Römer ſelbſt die lockendſten Anerbietungen jener Mächte. Aber Unfälle mancherlei Art, welche im Laufe der Zeit das erlauchte Geſchlecht trafen, verlöſchte nach und nach ſeinen Glanz, und drückten es endlich, wo nicht gerade in Armuth, doch in äußerſt beſchränkte Verhältniſſe herab. Einem Abkömmling des alten Königshauſes blieb endlich nichts übrig, als ein kleines Pachtgut von ſo ſchwachem Ertrag, daß deſſen Beſitzer jetzt ſchon gleichſam an der Schwelle der Armuth ſtand. Aber demungeachtet wollte dennoch der edle Arſacide das, in ſeinen Adern fließende königliche Blut nicht mit einem unedlern vermiſchen. Zu ſeiner Gemahlin nahm er demnach eine nur wenig bemittelte Wittwe aus Adrianopel; die aber, wie man ihm ſagte, Conſtantin den Großen unter ihren Ahnen zählte.

3. Eine Frucht dieſer Ehe war Baſilius*). Aber ſchon die Wiege deſſelben umgaben neue Gefahren und noch größere Unfälle. Der, dem Leſer ſchon bekannte Bulgaren-König Crum eroberte Adrianopel, verwandelte den größten Theil der Stadt in einen Steinhaufen, ermordete viele Einwohner, führte ihrer noch ungleich mehr als Gefangene hinweg. Unter den Letztern befand ſich auch die Fami-

*) Als Baſilius geboren ward, ſaß der edle, aber unglückliche Michaël I. mit dem Beinamen Rhangabe auf dem Thron von Conſtantinopel.

lie des Baſilius. In fremdem Lande als Sclave erzogen, lernte er bei Zeiten Gehorſam und ſtrenge Zucht, ward an Entbehrungen jeder Art gewöhnt, und durch anhaltende, große körperliche Kraft erfodernde Arbeit, ſeine ohnehin ſtarke Leibesbeſchaffenheit immer noch mehr abgehärtet. Zum Jüngling gereift, nahm er thätigen Antheil an dem Entſchluß ſeiner Landsleute, ſich aus der Sclaverei der Barbaren zu befreien. Zwar wurden ſie längſt ſchon nicht mehr als Sclaven, ſondern blos als fremde Coloniſten betrachtet, theilten auch größtentheils alle bürgerliche Rechte mit den Bulgaren, und nur weil ſie Chriſten waren, laſtete auf ihnen ein größerer Druck, als auf den übrigen Eingebornen des Landes. Aber auch mitten unter dieſem heidniſchen Volk blieben die mit Gewalt dahin geſchleppten Chriſten dem Glauben ihrer Väter treu, bekehrten ſogar manchen Bulgaren, und ſelbſt etliche der vornehmſten Männer der Nation zum Chriſtenthum. Darüber empörte ſich der heidniſche Aberglaube des Königes. Er ließ mehrere Chriſten hinrichten; und einige Seitenverwandten des Baſilius errangen bei dieſer Gelegenheit die Märtyrerkrone *). Die Bekehrungen gingen indeſſen fort; aber in eben dem Verhältniß ward auch die Verfolgung der Chriſten immer heftiger; und als endlich die Könige Mortagon und Baldimer an Grauſamkeit alle ihre Vorfahren übertrafen, beſchloſſen die Chriſten ihre Ketten zu zerbrechen, und mit den Waffen in der Hand die Rückkehr in das Vaterland zu erkämpfen. Das Unternehmen war nicht leicht. Aber der kühne und tapfere Cordylas ſprach ihnen Muth ein, entwich heimlich nach Conſtantinopel, und ſetzte den

*) Unter dieſen Märtyrern befand ſich auch Manuel, Erzbiſchof von Adrianopel.

damals regierenden Kaiſer Theophilus von dem Vorhaben ſeiner Landsleute in Kenntniß, den Monarchen bittend, ihnen die zu ihrer Rückkehr nöthigen Transportſchiffe zu ſchicken. Gerne bewilligte Theophilus die Bitte des Cordylas; und bald lag die nöthige Anzahl von Schiffen nicht ferne von dem Geſtade in dem Pontus Euxinus vor Anker. Sobald Cordylas wieder zurückgekommen war, brach der ganze zahlreiche Haufe der Chriſten mit Weibern und Kindern, und allem beweglichen Habe zur Auswanderung auf. Aber der Bulgaren-Fürſt wollte ſo viele brauchbare, aller bürgerlichen Gewerbe kundige Unterthanen nicht verlieren. Er verfolgte die Chriſten, und hatte ſchon nach wenigen Tagen ſie ereilt. Der Anblick des feindlichen Heeres ſchreckte anfänglich die Auswanderer. Bald faßten ſie jedoch wieder Muth. Angefeuert von dem unerſchrockenen Cordylas, beſchloſſen ſie ſämmtlich entweder zu ſterben oder zu ſiegen, und die natürliche, bald möchte man ſagen, ſtets nothwendige Folge dieſes Entſchluſſes war ein vollkommener Sieg über die Bulgaren. Aber auch jetzt waren ſie noch nicht von jeder Gefahr befreit. Nicht mehr ſehr ferne von dem Ziele ihres Marſches ſtießen ſie auf zahlreiche Schaaren wilder Madgiaren *), ein damals noch wenig bekanntes, an den Ufern des Boryſtenes wohnendes, barbariſches Volk. Man will, riefen die Anführer der Barbaren den Chriſten zu, Euch ruhig ziehen laſſen, nur müßt Ihr eure Waffen und euer Gepäck uns zur Beute

*) Madgiaren war der orientaliſche Nationalname der Ungarn. In der Geſchichte erſcheinen ſie erſt vollſtändig in dem folgenden Jahrhundert, als ſie ſich in Panonien niedergelaſſen hatten, und ihre zahlloſen, wilden Schaaren ſich verheerend über Deütſchland und Italien ergoſſen.

überlaſſen. Ohne lange Berathung ward dieſer ſchmähliche Antrag ſogleich verworfen. Eine zweitägige Schlacht begann. Verzweiflung erhöhete den Muth der Chriſten. Die Madgiaren wurden geſchlagen, und der größte Theil ihres Heeres vernichtet. Stolz auf ihren Sieg, und keinen Feind mehr fürchtend, ſetzten ſie mit frohem Muth ihren Marſch fort, erreichten nach wenigen Tagen die Ufer des gaſtfreundlichen Meeres *), gingen mit allem ihrem Habe zu Schiffe, liefen nach einer günſtigen Farth glücklich in den Hafen von Conſtantinopel ein, wurden mit Güte von Theophilus empfangen, Geld und Kleidungsſtücke unter ihnen ausgetheilt, und ſie dann ſämmtlich in ihr Vaterland zurückgeſandt.

4. Baſil war jetzt zwar frei, aber nackt und bloß. Der Vater war indeſſen geſtorben, das Pachtgut, lange nicht gebaut, ſo gut wie verſchwunden, und eine hülfloſe Mutter, nebſt zwei armen, aber reitzenden Schweſtern, Baſils einziges väterliches Erbe. — Zuerſt trat er in die Dienſte des Zantes, Statthalters von Macedonien. Aber das Gehalt, das er hier erhielt, war ſo unbedeutend, daß er ſeiner Familie kaum die allernothdürftigſte Unterſtützung reichen konnte. Er ſah die Nothwendigkeit ein, ſich einen größern Schauplatz zu ſuchen. Im Gefühle ſeiner Kraft und ſeines Muthes beſchloß er nach Conſtantinopel zu gehen, und dort in dem Mittelpunkte einer halben Welt, gleichſam von dem Glücke deſſen Gunſt zu erzwingen. Was Baſil ſchnell beſchloſſen hatte, ward eben ſo ſchnell ausgeführt. —

*) Warum die alten Griechen dieſen Namen dem Pontus Euxinus gaben, werden ſich wahrſcheinlich die Leſer aus einem der frühern Bände erinnern.

Nach einer langen, höchſt mühſeligen Reiſe kam in Lumpen gekleidet des Photius letzter Sproſſe der Arſaciden in Conſtantinopel an. Aber ohne Geld, ohne einen Freund, oder auch nur Bekannten in der ungeheuern Stadt: was ſollte er machen? Baſil überließ ſich der Leitung der Vorſehung, und von der Reiſe ermüdet, ſchlief er ſorgenlos auf den Stufen der Diomedeskirche ein. — Ein ſanfter mitleidiger Geiſtlicher dieſer Kirche bemerkte, als er nach Hauſe ging, den ſchlafenden ſchönen Jüngling. Baſil war von hohem ſchlankem Wuchs, ſehr einnehmenden Geſichtszügen, und einem, in dem vollkommenſten Ebenmaße aller ſeiner Theile, ſich ungemein ſtark und kräftig hervorhebenden Körperbau. Der menſchenfreundliche liebevolle Mann weckte ihn auf, nahm ihn mit ſich in ſein Haus, labte ihn mit Speis und Trank, und da er jetzt den Zweck von Baſils Reiſe erfuhr, führte er ihn am Morgen des folgenden Tages in das Haus eines, in großem Anſehen ſtehenden Verwandten des kaiſerlichen Hauſes. Derſelbe hieß ebenfalls Theophilus, und hatte die Eigenheit, daß er, obgleich ſelbſt klein und unanſehnlich, dennoch lauter große, ſchöne und ſtarke Leute unter ſeinen Dienern haben wollte. Baſil fand alſo gute Aufnahme, und erhielt noch an demſelben Tage eine Stelle unter der Dienerſchaft des kleinen Theophilus. Durch ſeltene Geſchmeidigkeit des Geiſtes wußte Baſil bald die Gunſt ſeines neuen Herrn zu gewinnen; und es dauerte nicht lange, ſo ernannte ihn Theophilus zu ſeinem Stallmeiſter. In dieſer Eigenſchaft begleitete er den Vetter des Kaiſers auf einer Reiſe nach dem Pelopones, wohin ihn die Kaiſerin Theodora einiger nicht ſehr bedeutender Angelegenheiten wegen geſchickt hatte. Aber wo immer, und in welcher Stadt Griechenlands Theophilus jetzt erſchien, zog ſtets der unter allen

Männern hervorragende Baſilius Aller Augen ausſchließlich auf ſich. Trotz ſeiner hohen Geburt und ſeines Ranges überſah man den kleinen, winzigen Theophilus. Alle Blicke waren blos auf Baſilius gerichtet. Auch die dem Leſer nicht mehr unbekannte Danielis fand Wohlgefallen an dem ſchönen, in aller Fülle der Jugendkraft aufblühenden Mann; und da in dem Augenblicke, wo Theophilus nach Conſtantinopel zurückkehrte, Baſilius plötzlich erkrankte, nahm ſie ihn zu ſich in ihr Haus, pflegte mit liebevoller Sorgfalt den Kranken, und nahm ihn, als er wieder geſund war, ſogar an Kindesſtatt an. Durch der ehrwürdigen Matrone verſchwenderiſche Freigebigkeit ward Danielis Schützling nun ſchnell in eine ganz andere, wahrhaft mehr als glänzende Lage verſetzt. Sie ſchenkte ihm dreißig Sclaven, viele Pferde und Wagen, eine Menge der koſtbarſten goldenen und ſilbernen Gefäße, und gab ihm noch überdieß ſo bedeutende Geldſummen, daß man ihn von jetzt an nicht blos wohlhabend, ſondern einen der reichſten Eigenthümer von Griechenland nennen konnte. Einer der ſchönſten und edelſten Züge in Baſilius Charakter war grenzenloſe kindliche Pietät. Alle Früchte von Danielis Großmuth und Freigebigkeit verwandte er blos zum Beſten ſeiner Mutter. Er kaufte ihr in Macedonien mehrere der einträglichſten Landgüter, auch ein, beinahe einem Palaſte ähnliches Haus in der Stadt. Er gab ihr die zu ihrem Dienſte, wie zum Landbau nöthigen Sclaven, eine Menge Zugvieh, und alles zu einem anſtändigen Hausweſen Erforderliche im Ueberfluß; kurz des Sohnes kindliche Liebe verſetzte die beglückte Mutter ſammt deren beiden Töchtern in einen, ſelbſt ihre glühendſten Wünſche weit überſteigenden Wohlſtand.

5. Frei und unabhängig hätte jetzt Baſilius im Schoße ſeiner Familie die heiterſten Tage verleben können. Aber Ergebenheit an ſeinen Herrn, vielleicht auch die, ſeinem jetzt immer mehr erwachenden Ehrgeiz ſchmeichelnde Hoffnung, ſich am Hofe nach und nach noch weit höher empor zu ſchwingen, führten ihn wieder nach Conſtantinopel zurück. Dieſe treue Anhänglichkeit gefiel dem Theophilus, und da Baſilius Beſonnenheit und richtiger Verſtand dem kleinen Manne oft ſehr guten Rath ertheilte, ſo behandelte er auch endlich ſeinen Stallmeiſter mehr wie einen vertrauten Freund, als einen von ihm abhängigen Diener. — Ein an ſich unbedeutendes aber in ſeinen Folgen für Baſilius höchſt glückliches Ereigniß gab jetzt auf einmal dem Stallmeiſter des Theophilus eine ganz ungeheure Celebrität. Antigones, des Bardas Sohn nämlich gab dem ganzen Hofe und den erſten und vornehmſtrn Beamten des Reiches ein feſtliches Mahl. Auch die bulgariſchen, in Conſtantinopel reſidirenden Geſandten *) wurden dazu eingeladen. Während der Tafel kam das Geſpräch auf einen Bulgaren von rieſenmäßiger Größe, der, weil von der Natur mit ungeheurer Muskelkraft ausgerüſtet, bisher in allen gymnaſtiſchen Spielen und Uebungen ſelbſt die ſtärkſten und geübteſten Kämpfer nieder geworfen habe. Theophilus, ebenfalls des Antigones Gaſt, dachte jetzt an ſeinen Stallmeiſter. Er äußerte den Gedanken, daß es doch noch Leute geben könnte, unter welchen der Bulgar vielleicht ſeinen Mann finden würde. Er nannte

*) So wie heute zu Tage unter den Mächten, hatten auch damals ſchon die bulgariſchen Könige, wegen der ſeit mehreren Jahren zwiſchen Griechen und Bulgaren angeknüpften Handelsverhältniſſe, ihre permanenten Geſandten an dem Hofe von Conſtantinopel.

den Baſilius. Sogleich wurden dafür und dagegen Wetten eingegangen, Theophilus Stallmeiſter und der Bulgar herbeigerufen. Aber kaum hatten beide Kämpfer ſich einander genähert, als Baſilius mit Löwenſtärke den Bulgaren bei der Bruſt faßte, und vor den Augen der erſtaunten Gäſte zu Boden ſchleuderte. Dieſer Sieg ſchmeichelte ganz ungemein der Eitelkeit der Griechen; man bewunderte Baſils mehr als menſchliche Körperkraft, und einige Wochen hindurch ward er der allgemeine Gegenſtand der Bewunderung und des Geſpräches von ganz Conſtantinopel.

6. Aber auch dem Kaiſer ſollte Baſilius endlich bekannt werden. Michaël hatte ein Pferd von ungewöhnlicher Schönheit, aber auch von ganz unbändiger Wildheit erhalten. Fruchtlos hatten an demſelben alle kaiſerlichen Stallmeiſter und Bereiter ihre Künſte verſucht, und in ſeinem Unwillen hatte Michaël ſchon befohlen, dem ſchönen Thiere die Knieſehnen zu durchſchneiden. Theophilus erwähnte abermals ſeines Stallmeiſters, lobte deſſen Stärke und Geſchicklichkeit. Michaël verlangte ihn zu ſehen. Baſilius kam, und um unter den Augen des Kaiſers ſogleich eine Probe ſeiner Reitkunſt abzulegen, ſchwang er ſich mit ungemeiner Behendigkeit ſchnell auf das Pferd. Aber das ſtolze Thier, des Reiters ungewöhnt, bäumte ſich furchtbar in die Höhe, nahm alle ſeine Kraft zuſammen, um den kühnen Reiter wieder abzuwerfen. Zwiſchen Mann und Roß begann nun ein langer Kampf. Aber Baſil ſaß nicht nur felſenfeſt im Sattel, ſondern bewieß auch nach und nach eine ſolche Geſchicklichkeit in der Führung, daß er zuletzt das unbändige Thier dennoch zwang, ſeinen Willen dem Willen des Reiters zn unterwerfen, und nun tummelte er das Pferd anfänglich in

weiten, und dann in immer mehr ſich verengenden Kreiſen ſo lange und ſo kräftig herum, daß es endlich, als er abgeſtiegen war, völlig ermattet, und über und über mit Schweiß bedeckt, ganz ruhig ſeinem Führer wieder in den Stall folgte. Täglich ritt nun Baſil mehrere Stunden lang das Pferd, und ſtellte nach Verlauf von ein paar Monaten es ſo zahm und ſo gut zugeritten dem Kaiſer vor, daß es von jetzt an deſſen Lieblingspferd ward. — Die Kunſt, wilde Roſſe zu zähmen war bekanntlich nächſt jener des Wagenrennens in Michaëls Augen das höchſte, alles Uebrige verdunkelnde Verdienſt. Er nahm daher den Baſil jetzt ſogleich in ſeine Dienſte, ernannte ihn zum Stallmeiſter, und erhob kurze Zeit darauf denſelben ſogar ſchon zu der ihn der Perſon des Kaiſers ſehr oft nähernden, mithin auch nicht wenig einflußreichen Stelle eines kaiſerlichen Oberſtallmeiſters.

7. Daß man oft, um kleine irdiſche Zwecke zu erreichen, Tugend, Religion und Redlichkeit heuchle, iſt etwas ganz Gewöhnliches; daß man aber, der nämlichen Urſache wegen, den angebornen edeln Charakter verleugne, ſich Ausſchweifungen, die man verabſcheut, zügellos überlaſſe, und in dem eigentlichen Sinne des Wortes, Laſter und Untugenden heuchle; dies iſt gewiß eine höchſt ſeltene Erſcheinung. Indeſſen war Baſil jetzt in dieſem Falle; denn nur ſo und nicht anders konnte er ſich in der Gunſt des Kaiſers erhalten, noch immer höher darin ſteigen. Eben ſo ſchmeidig an Geiſt, als gewandt an Körper, wußte Baſilius, gleich einem wahren Kamäleon, in allen Farben zu glänzen. Jeder Thorheit, jeder Ausſchweifung des Kaiſers zollte er lauten Beifall, lobte und rühmte, was er in ſeinem Herzen verachtete, verwirrte, wenn man ihn an der

Tafel des Kaiſers ſprechen hörte, alle Begriffe von Tugend und Laſter, und übertraf bei Michaëls nächtlichen Bachanalien alle übrige an ausgelaſſener Fröhlichkeit. Zum Lohne dafür ward er, wie wir wiſſen, ganz unvermuthet zu der Würde eines Oberſtkämmerers erhoben. Dieſe wichtige Stelle gab ihm nun zu jeder Stunde, ohne ſich melden zu laſſen, freien Zutritt zu dem Kaiſer; auch waren ſämmtliche höhere und niedere Palaſtbeamten ihm untergeordnet. Trefflich wußte Baſil dieſe günſtigen Umſtände zu benutzen; und bald war blos des Cäſars Bardas Anſehen das einzige Gegengewicht gegen des neuen Günſtlings immer zunehmenden Credit. Aber mit jeder Art der Schande längſt ſchon innigſt vertraut, verſchmähte es nun auch Baſilius nicht, ſich mit der Ingerine, der bisherigen Beiſchläferin des Kaiſers zu vermählen *), und dieſem dafür ſeine eigene,

*) Baſilius war ſchon ſeit mehreren Jahren vermählt. Seine fromme und tugendhafte Gemahlin hieß Marie. Er liebte ſie aufrichtig, und aus keiner andern Urſache, als blos um Michaëls bisherige Buhlſchweſter zu heirathen, ſchied er ſich von derſelben und ſchickte ſie zu ihren Anverwandten nach Macedonien zurück, überhäufte ſie jedoch mit Reichthümern, und that überhaupt alles, was er nur immer thun konnte, um ihr die Schmerzen der Trennung ſo viel wie möglich zu verſüßen. — Eben ſo hatte auch Michaël längſt ſchon eine Gemahlin. In der Meinung und Hoffnung, ihren Sohn von Ausſchweifungen abzuhalten, hatte ihn Theodora ſehr frühzeitig, als er kaum ſein ſechszehntes Jahr erreicht hatte, mit der liebenswürdigen Eudokia, der Tochter des Decapolites, eines wegen ſeiner hohen Geburt, großen Reichthums, und tadelloſen, religiöſen Wandels im größten Anſehen ſtehenden Mannes vermählt. Aber beinahe an dem Tage, an welchem Michaël mit Eudokia getraut ward, nahm er die oben erwähnte Ingerine als Beiſchläferin zu ſich.

jetzt an Ingerinens Stelle tretende Schweſter Thecla zu überlaſſen. An dreifachen Banden hielt jetzt Baſilius den Kaiſer gefeſſelt. Erſtens, durch ſeine Genoſſenſchaft an allen Ausſchweifungen deſſelben; zweitens, durch den, durch Gewohnheit befeſtigten, daher auch jetzt noch fortdauernden Einfluß Ingerinens, und endlich drittens, durch den Zauber ſeiner Schweſter, der reizenden Thecla. — Nunmehr blos mit weit ausſehenden Entwürfen ſeines Ehrgeizes beſchäftiget, blieb Baſilius den, durch Photius erregten Streitigkeiten in der Kirche völlig fremd, hielt ſich auch von allen Angelegenheiten der Reichsverwaltung entfernt, ward aber ein deſto wachſamerer und ſtrengerer Beobachter aller Handlungen und Schritte des Cäſars, trug das meiſte zu deſſen Sturz bei, und ſchritt endlich, wie wir geſehen, über Bardas blutige Leiche zur höchſten Stufe irdiſcher Größe und Hoheit empor.

IV.

1. **Fortſetzung und Beſchluß der Regierungsgeſchichte Michaëls III.** — Das Ziel ſeiner ausſchweifendſten Wünſche hatte Baſilius nun erreicht, mithin fernere Verſtellung auch keinen weitern Zweck mehr für ihn. Die bisher getragene Larve des Laſters warf er demnach ab, und erſchien wieder in ſeinem, ihm eigenen, weit ehrenvollern Charakter. Er ward nüchtern, mäßig, arbeitſam, ein Feind lärmender Vergnügungen, dabei ernſt und zurückhaltend, und dennoch gegen jedermann leutſelig und herablaſſend, ohne den, an Michaëls Hofe längſt ſchon nicht mehr gekannten, und einem Monarchen doch ſo ſehr geziemenden, würdevollen An-

ſtand zu verletzen. Baſilius hatte dem Kaiſer Alles zu danken; ohne eigentliches Verdienſt hatte dieſer ihn blos aus Neigung oder Laune auf den höchſten Gipfel des Glückes erhoben. Baſil dachte zu edel, um ſolche Wohlthaten mit ſchwarzem Undank zu lohnen. Obgleich jetzt Michaëls Machtgenoſſe, ſchauete er doch ſtets zu ihm, als ſeinem Oberherrn mit Ehrfurcht empor; liebte ihn auch mit wahrer, aus warmem Dankgefühle entſpringender Liebe. Aber eben dieſe treue Ergebenheit machte es ihm nun zur ſtrengſten Pflicht, die bisherige Rolle eines niederträchtigen Schmeichlers gegen jene eines aufrichtigen, und daher Wahrheit liebenden Freundes zu vertauſchen. Nichts war für den Baſilius ſchmerzhafter, als ſo oft Augenzeuge ſeyn zu müſſen, wie Michaël, völlig uneingedenk ſeiner hohen Würde, die Majeſtät des Purpurs täglich immer tiefer in den Schlamm herabzog, aber auch eben dadurch den, die geheiligte Perſon eines Monarchen unſichtbar umſtrahlenden Nimbus, wie jenen mächtigen Zauber, der ſeinen Thron umgibt, in den Augen des Volkes nach und nach völlig zerſtörte *). Er wagte es alſo dem Kai-

*) Wenn Michaël durch die Straßen von Conſtantinopel ritt, oder ging, hielt er ſich oft mit Leuten aus der letzten und niedrigſten Klaſſe auf; begleitete den einen oder andern bis an deſſen Wohnung, trat mit ihm in das Haus, und lud ſich ſelbſt bei einer ſolchen Familie zu Gaſte. In dieſem Falle half er alsdann die Speiſen zubereiten, deckte ſelbſt den Tiſch, verrichtete noch andere ähnliche kleine Dienſte, und vergaß ſich endlich gar ſo weit, daß er in Gegenwart und unter den Augen dieſer gemeinen Leute ſich ſo ſehr berauſchte, daß er ohne Führer nicht in ſeinen Palaſt zurückkehren konnte. Der ganz niedrige Pöbel von Conſtantinopel nannte ihn daher gewöhnlich nur den Saufhans.

ſer ſehr ernſte Vorſtellungen darüber zu machen, ſuchte wo möglich die in ihm noch nicht völlig erſtickten edlern Kräfte wieder zu wecken, und ihn, wenn auch nicht auf die Bahn ſtrenger Tugend zurückzuführen, doch wenigſtens dem Abgrund des Verderbens, an deſſen Rand er taumelte, noch bei Zeiten zu entreißen. Aber Michaël, im Wirbel ſeiner thörichten Freuden und Vergnügungen unaufhaltſam herumgetrieben, war völlig unfähig, auch nur die mindeſte ernſthafte Betrachtung über ſich ſelbſt mehr anzuſtellen; und ſein Ohr, ſchon ſeit ſo vielen Jahren blos an ſchmeichelnde Töne gewöhnt, blieb taub bei der Stimme der Wahrheit wie des wohlwollenden Freundes.

2. Gleichſam ſeinem neuen Mentor zum Trotze, gab Michaël ſeinen Ausſchweifungen jetzt nur noch einen deſto größern Spielraum. Aber grenzenlos und alle Begriffe überſteigend war beſonders ſeine Verſchwendungsſucht. Der von ſeinem Vater geſammelte, und ſeiner Mutter ſo ſehr vermehrte, ungeheure Schatz war ſchon ſeit mehrern Jahren verſchwunden, und die jährlichen Einkünfte des Staates wurden beinahe ſämmtlich von des Kaiſers wahnſinnigem Luxus verſchlungen. Michaël ſah ſich gezwungen, die prächtigſten und koſtbarſten goldnen und ſilbernen Gefäße ſeines Palaſtes in die Münze zu ſchicken; und eingeſchmolzen und in Geld verwandelt wurden ſogar jene herrlichen Kunſtwerke, die ſelbſt den Neid der Abaſſiden in Bagdad erregt hatten. Unter andern auch jener ungeheuer große, von dem berühmteſten Mechaniker damaliger Zeit aus lauter gediegenem Golde gearbeitete Baum, auf deſſen mannichfaltigen goldenen Blättern eine Menge aus demſelben edeln Metall verfertigter Vögel ſaßen, und mittels eines ganz unmerkbar dabei angebrach-

ten Mechanismus von Zeit zu Zeit ihren natürlichen Geſang hören ließen; und endlich auch zwei Löwen von natürlicher Größe, und gleichfalls von gediegenem Golde, die, ſobald man eine dem Auge verſteckte Feder berührte, ſogleich durch furchtbares Gebrüll alle Anweſenden ſchreckten. So groß aber auch die, durch das Einſchmelzen ſo vieler goldenen und ſilbernen Geräthſchaften und Kunſtwerke zuſammen gebrachten Summen ſeyn mochten; ſo hatte ſie Michaël doch in wenigen Monaten ſchon wieder verſchwendet. Nun wurden auch Kirchen geplündert und Altäre beraubt. Die dadurch gewonnene Beute reichte jedoch ebenfalls nicht zu; und ſo ſah Michaël, noch vor zehn Jahren der allerreichſte Monarch des Erdbodens, ſich jetzt in die Nothwendigkeit verſetzt, ſogar die kaiſerliche Garderobe plündern und zum Theile verkaufen zu laſſen. Alle dieſe nicht zu berechnenden Summen waren größtentheils an das niedrigſte, lüderlichſte Geſindel verſchwendet worden, und nur weniges davon hatte Michaël, weil alle ſeine Vorfahren ihrem Andenken in Errichtung prachtvoller Gebäude ein Denkmahl geſetzt hatten, ebenfalls zum Bau einer Kirche verwendet.

3. Durch ſein, mit dem Betragen des Kaiſers ſo ſehr contraſtirendes würdevolles Benehmen, war Baſilius längſt ſchon in Michaëls Gunſt bedeutend geſunken. Dieſem wurden jetzt ſeines Mitregenten öftere Ermahnungen von Tag zu Tag läſtiger. Der ſtrenge Mentor ward ihm endlich ganz verhaßt, und als Baſilius eines Tages dem Kaiſer, zwar zudringlicher als je, jedoch in den ehrerbietigſten Ausdrücken, die Folgen ſeiner Verſchwendung und der gänzlich zerrütteten Finanzen vorſtellte, ließ Michaëls finſterer, zürnender Blick ihm deutlich

fühlen, was vielleicht ſchon in kurzem ſein eigenes Los ſeyn würde. — Des Baſilius geheime Ahnungen gingen ſchnell in Erfüllung. Michaël hatte ſeit einiger Zeit einen gewiſſen Baſilicinus, einen ganz gemeinen Mann, der noch unlängſt Ruderknecht auf einer der kaiſerlichen Galeren war, ganz beſonders liebgewonnen. Täglich ſtieg dieſer Menſch in der Gunſt des Kaiſers, und zwar ſo, daß dieſer ihn endlich ſogar zu einem ſehr glänzenden, zur Feier eines, von ihm an demſelben Tage auf der Rennbahn errungenen Sieges, angeordneten Gaſtmahle einladen ließ. Vom Weine erhitzt, hatte Baſilicinus gegen das Ende der Tafel die Frechheit, ſich in das Geſpräch zu miſchen, und dem Kaiſer über ſeine, heute im Circus bewieſene, ganz bewunderungswürdige Geſchicklichkeit und Gewandtheit die allerübertriebenſten Lobſprüche zu ertheilen. Da er zu bemerken glaubte, daß der Kaiſer ihm mit Wohlgefallen zuhörte; ſo konnte der unerträgliche Schwätzer, zum Ueberdruß aller übrigen Gäſte, mit ſeinem Lobe gar nicht zu Ende kommen. Aber gerade darüber war Michaël außer ſich vor Freude, und ſchon mehr als zur Hälfte berauſcht, ließ er ſich plötzlich von einem ſeiner Kämmerlinge aus der kaiſerlichen Garderobe Purpurſchuhe und einen Purpurmantel herbei bringen, und überreichte beide Inſignien dem Baſilicinus. Dieſer ganz beſchämt und verwirrt, und in der größten Verlegenheit, was er jetzt thun ſollte, ſchaute den Baſilius an, der ihm ſogleich durch einen Wink zu verſtehen gab, daß er beides nur annehmen möchte. Aber dieſen Wink hatte der Kaiſer bemerkt, und aufgebracht darüber fuhr er den Baſilius mit harten Worten an: „Siehſt „du nicht“, ſagte er zu ihm, „daß dieſem der Pur„pur weit beſſer ſteht, als Dir? bin ich es nicht, „der Dich zum Kaiſer gemacht hat, und habe ich

„nicht Macht und Gewalt, auch wieder einen andern „dazu zu machen?“ Schweigend ſchauten die erſtaunten Gäſte einander an; keiner konnte ſich jedoch vorſtellen, daß es des Kaiſers wirklicher Ernſt ſey, einen Ruderknecht zum Auguſtus zu ernennen, und als die Tafel aufgehoben war, trennte ſich die ganze Geſellſchaft in der vollen Ueberzeugung, daß, wenn der Kaiſer morgen ſeinen Rauſch würde ausgeſchlafen haben, er aus der ganzen Sache einen Scherz machen werde.

4. Leider ſahen am folgenden Tage ſich alle auf das demüthigendſte getäuſcht. Michaël, der, wie in den gröbſten Ausſchweifungen, auch in den unerhörteſten Narrheiten eine ganz eigene Art von Ruhm ſetzte, beharrte dabei, aus einem Ruderknecht einen Kaiſer zu machen, ließ den Senat zuſammen berufen und ſtellte ihm den Baſilicinus, mit allen Inſignien der kaiſerlichen Würde geſchmückt, als wirklichen Auguſtus vor. Erſtaunen feſſelte jede Zunge. Keiner der Senatoren wagte den Kaiſer anzuſchauen; denn alle waren in ihrem Innern überzeugt, daß Michaël nun vollkommen, und in allem Ernſte den Verſtand verloren haben müſſe. An das ominöſe Schweigen des Senates kehrte ſich jedoch Michaël nicht im mindeſten. Er beſtimmte den Tag zur Krönung des Baſilicinus, und ſchickte dem Patriarchen Befehl, zu dieſer Feierlichkeit die Hauptkirche nach herkömmlicher Weiſe ſchmücken zu laſſen. — Baſilius fühlte jetzt nur zu ſehr, daß es um ihn geſchehen ſey. Nicht nur war ſeine Würde durch Ernennung eines Gehülfen, der noch vor kurzem an der Ruderbank geſeſſen hatte, auf das ſchändlichſte entehrt; ſondern auch ſeinem Leben drohete offenbar die größte Gefahr. Er beſchloß, derſelben zuvorzukommen. In Michaël erblickte er jetzt nicht

mehr einen Wohlthäter, ſondern einen launenhaften Tyrannen, der blos aus Eigenſinn ihn erhoben, und nun abermals nur aus Eigenſinn ihn zu ſtürzen und ermorden zu laſſen im Begriffe ſtehe. Werkzeuge zur Ausführung ſeines Vorhabens fand Baſilius an allen, an die er ſich wandte; denn längſt ſchon harrte jeder mit Sehnſucht auf Rettung des Staates, und Befreiung von einem verächtlichen, halb wahnſinnigen Despoten. Einer von beiden, entweder Baſilius oder Michaël, mußte jetzt fallen. Die Würde und Wohlfahrt des Reiches erfoderten das Letztere, und ſo ward die Vollbringung der That ſchon auf den Abend des folgenden Tages feſtgeſetzt.

5. Seit dem Tode des Bardas hatte ſich Theodorens Schickſal um vieles verbeſſert. Wie es ſcheint, war ihr ein anſtändigeres, weit reichlicheres Gehalt ausgeſetzt, auch in dem, außerhalb Conſtantinopel gelegenen Palaſte zum heiligen Mamas eine Wohnung angewieſen, wo ſie im Sommer mit ihren Töchtern eine reinere Luft einathmen, und die Annehmlichkeiten eines ſtillen, zwangloſern Lebens genieſen konnte. Hier gab ſie nun öfters ihrem Sohne und einem Theile des Hofes ein ländliches Abendeſſen. Zu einem ähnlichen kleinen Feſte hatte ſie nun auch jetzt wieder den Kaiſer, nebſt dem Baſilius und deſſen Gemahlin Ingerine, wie auch den Baſilicinus und noch Einige andere vom Hofe, für den Abend des folgenden Tages eingeladen. — Keiner von den geladenen Gäſten blieb aus. Beſonders fröhlich und guten Muthes war der Kaiſer ſelbſt. Als er aber gegen 10 Uhr, ſeiner Gewohnheit nach ſchon wieder ziemlich berauſcht zu ſeyn ſchien, ſtand Baſilius ganz ſtille von der Tafel auf, begab ſich in das für den Kaiſer bereit gehaltene Schlafgemach,

zerrüttete dort etwas an dem Schloß der Thüre, ſo daß dieſe nicht geſchloſſen werden konnte, und kehrte dann wieder zur Tafel zurück. Michaël hatte die Entfernung des Baſilius nicht bemerkt, indem deſſen Gemahlin Ingerine ihren ehemaligen Geliebten einſtweilen durch witzige, vielleicht auch muthwillige Scherze zu unterhalten wußte. Von den Dünſten des im Ueberfluſſe genoſſenen Weines betäubt, fühlte Michaël bald darauf das Bedürfniß des Schlafes. Er ſtand alſo auf, und ließ ſich in das für ihn zubereitete Zimmer führen; mit ihm ging Baſilicinus, und auch Baſilius begleitete den Kaiſer bis an deſſen Schlafgemach, und nachdem er demſelben, wie es Sitte war, die Hand geküßt hatte, wünſchte er ihm ſanfte Ruhe und ungeſtörten Schlaf. Der Kaiſer und deſſen ephemerer Auguſtus warfen ſich nun auf die zwei im Zimmer ſtehenden Betten, und ſchliefen augenblicklich ein. Jetzt erſchien Baſilius, der nicht mehr zu Theodoren und den übrigen Gäſten zurückgekehrt war, an der Spitze einer bewaffneten Schaar. Die Thürſteher, welche, weil ſie die Thüre nicht ſchließen konnten, ſich vor dieſelbe geſtellt hatten, wollten den Ankommenden den Eintritt verwehren, wurden jedoch mit leichter Mühe in das Zimmer hineingeſtoßen, aber auch Michaël und Baſilicinus durch das dadurch entſtandene Geräuſch aus dem Schlafe geweckt. Als der Kaiſer die ihm entgegen blitzenden Schwerter ſeiner Mörder ſah, hob er unter großem Geſchrei ſeine Hände zu ihnen flehend empor. Aber Chaldeas, einer der Verſchwornen hieb mit einem Streiche ihm beide Hände ab, und ſtieß ihm hierauf noch einigemal ſein Schwert in den Leib, indeſſen andere ſich mit dem Baſilicinus beſchäftigten, und der elende Tropf nun für die Narrheit ſeines Kaiſers, ihm den Purpurmantel umgeworfen zu haben, ebenfalls mit ſeinem Leben

büßen mußte. Während dieſes im Innern des Gemaches geſchah, ſtand vor deſſen Eingang Marianus, des Baſilius Bruder, um mit ſeinen Begleitern, die ſämmtlich wohl bewaffnet waren, die auf das Geſchrei des Kaiſers von allen Seiten herbeilaufende Dienerſchaft zurückzuhalten. Auch Baſilius war nicht in das Zimmer gegangen, ſondern harrte des Ausgangs des tragiſchen Schauſpiels vor der Thüre. Sobald die blutige That vollbracht war, eilte er, von ſeiner ganzen Trupp begleitet nach dem großen, kaiſerlichen Palaſt, erzwang ſich den Eingang, und nahm von demſelben Beſitz. Eudokia, des ermordeten Kaiſers Gemahlin ward auf der Stelle in ihr väterliches Haus zurückgeſchickt, Ingerine dagegen, unter der Bedeckung einer Menge Diener und Hausbeamten, nach dem Palaſte abgeholt. Den Paul, einen ſeiner Kämmerlinge, beauftragte Baſilius, für die Beerdigung des Ermordeten zu ſorgen. Als Paul nach St. Mamas kam, fand er den entſeelten Körper mit ausgeſchütteten Eingeweiden auf der Erde liegen; um ihn her ſtanden Hände ringend Theodora mit ihren Töchtern, jene des Sohnes, dieſe des Bruders unſeliges Ende bejammernd, das ſie längſt ſchon geahnet, und im Stillen nicht ſelten bitter beweinet hatten. Paul ließ den todten Körper in eine Pferdedecke wickeln, in eine Barke werfen, und noch in derſelben Nacht nach Chriſopolis bringen, wo er in einem ganz einſam gelegenen Kloſter, eine der Welt unbekannte Ruheſtätte fand *) (24. September 867). — Als

*) Baſilius Theilnahme an dem Mord des Kaiſers erſcheint indeſſen doch in einem etwas mildern Licht, wenn es wahr iſt, daß, ohne ſein Wiſſen und Zuthun ſich eine Verſchwörung gegen das Leben des Michaëls entſponnen, die Verſchwornen jedoch nichts ohne Zu-

Michaël in der Stunde des Rauſches und der Mitternacht gemordet ward, hatte er ein und dreißig Jahre gelebt und fünf und zwanzig geherrſcht *).

V.

1. **Eintritt der Ruſſen in die allgemeine Welt- und Völkergeſchichte.** — Noch nie erſchien bis jetzt der Name der Ruſſen in der Geſchichte. Aber in den letzten Jahren der Regierung Michaels III. als Cäſar Bardas noch lebte, lernten zum erſtenmale nun auch die Griechen jene, in kurzer Zeit ſo mächtig gewordene Nation kennen, die, viele Jahrhunderte verborgen und unbekannt, jetzt plötzlich hervorbricht, und in dem vollen Licht ihrer Thaten immer feſter und kräftiger einherſchreitet **). Wie von allen Völkern, iſt auch Rußlands

---

ſtimmung des Baſilius hätten unternehmen wollen, und dieſer erſt mit vieler Mühe und nach langem Widerſtreben, ſeine Einwilligung dazu gegeben habe, und zwar mehr aus Rückſicht auf das Wohl des Reiches, als auf ſeine eigne Erhaltung.

*) Das heißt, von dem Tage an, an welchem ſein Vater Theophilus ſtarb, und ihm, obgleich noch unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, als Kaiſer gehuldiget ward.

**) Quellen der ruſſiſchen Geſchichte ſind: 1. Die Byzantiner, vorzüglich Conſtant. Porphyr. und zum Theile auch Anna Commena. 2. Die alten, größtentheils von deutſchen Gelehrten überſetzten ruſſiſchen Annaliſten, an deren Spitze der ehrwürdige Neſtorius ſteht, ein in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts blühender ruſſiſcher Mönch. Profeſſor Schlözer hat ihn überſetzt. Neſtorius beginnt ſeine Annalen mit dem Jahre

früheſte Geſchichte in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Im fünften oder ſechſten Jahrhundert zogen zwei ſlaviſche Volksſtämme, deren älteſte bekannte Wohnſitze das nördliche Ufer der Donau und des ſchwarzen Meeres waren, mehr nordwärts in das heutige Rußland. Der eine, unter der Anführung des Kii, den die alten Annaliſten einen Fürſten nennen, ließ ſich am Dnieper nieder, und erbauete Kiew, noch heut zu Tage die Hauptſtadt der ruſſiſchen Ukraine. Der andere wanderte noch weiter hinauf, ſchlug am Ufer des Wolchow, beim Ilmenſee ſeine Zelte auf, und legte den Grund zu der Stadt Nowgorod Weliki; und mit der Gründung und Er-

862. und ſchließt ſie im Anfange des 12. Jahrhunderts. Fortgeſetzt ward des Neſtorius Chronik von Sylveſter, Abt des ruſſiſchen Kloſters zum heiligen Michaël; und die Annalen des Abts ſetzten zwei unbekannte ruſſiſche Mönche fort. Auf dieſe folgte eine Menge anderer Annaliſten, und da jeder nur die Ereigniſſe ſeiner Zeit, wovon er Augenzeuge war, berichtet; ſo gewinnen ihre Erzählungen nicht nur an Glaubwürdigkeit, ſondern es entſteht dadurch eine vom Jahre 862 an fortlaufende, vollkommen zuſammenhängende, lückenfreie Geſchichte des ruſſiſchen Reiches. — Hülfsſchriften, oder gleichſam Quellen zweiter Art ſind die ruſſiſchen Geſchichtbücher geborner Ruſſen, wie z. B. Tatiſchtſchew, Lomonſow, Sumarokew, aber ganz vorzüglich des Fürſten Michaëls Schtſcherbatowo ruſſiſche Geſchichte, von Chr. H. Haſe überſetzt. Ferner die allgemeine Weltgeſchichte; dann die verſchiedenen in den Memoirs der Petersburger Akademie über ruſſiſche Geſchichte enthaltenen Abhandlungen von Schlözer, Müller, Bayer ꝛc. und endlich auch die jetzt überall citirte **histoire de la Russie par Mr. Leveque.** — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir bei weitem nicht alle, ſondern von den vorzüglichſten blos einige hier anzugeben für zweckmäßig fanden.

bauung dieſer zwei Städte durch die beiden ſlaviſchen Stämme beginnt die ruſſiſche Geſchichte.

2. Aber von dieſer Epoche bis zur Regierung Ruricks (862), den man gewöhnlich als den Gründer des ruſſiſchen Reiches betrachtet, entſteht in Rußlands Geſchichte eine durchaus nicht auszufüllende Lücke. Weder die Slaven, noch die andern Völker, welche ſich nach und nach mit ihnen vermiſchten, kannten die Buchſtabenſchrift, hatten demnach auch keine Jahrbücher, und ihre einzigen hiſtoriſchen Denkmäler waren blos Sagen und Lieder, die die Schickſale der Nation und die Thaten ihrer Helden den Nachkommen überlieferten, aber größtentheils ſchon nach einigen Generationen wieder in Vergeſſenheit ſanken. Von allem Wunderbaren und offenbar Fabelhaften geſäubert, geben ſie uns doch über die verſchiedenen Zuſtände der Nation in jener Periode wenigſtens im Allgemeinen ziemlich befriedigende Aufſchlüſſe. Ihnen zu Folge wurden die an den Dnieper ausgewanderten Slaven, nach Erbauung ihrer Stadt, von den, am ſchwarzen Meere wohnenden Kozaren überwältiget, und zu einem jährlichen Tribut, als Zeichen ihrer Unterwürfigkeit gezwungen. Jede ſlaviſche Familie mußte jährlich den Kozaren ein Eichhorn und einen Fuchs als Steuer zahlen. In dieſer Abhängigkeit blieben die kiewſchen Slaven bis zur Ankunft Ruriks in Rußland.

3. Weit glücklicher waren die Slaven, welche am Ilmenſee Nowgorod erbaut hatten. Durch Vermiſchung der Kriwitſchen, Tſchjuden, Merier und einiger andern Völker, ward Nowgorod in kurzer Zeit ein ungemein volkreicher und mächtiger Staat. Sein Gebiet erſtreckte ſich bald über ſämmtliche, das heutige Gouvernement von Nowgo-

rod ausmachende Kreiſe, ferner über den heutigen Gouvernementsbezirk von Pleskow und das Land an der Wage und Dwina, von welchem er jährlichen Zins erhob. Die Nowgoroder zählten hundert tauſend waffenfähige Männer, ſtets bereit, in das Feld zu ziehen. Dieſe, in jenen Gegenden gewaltige Macht erzeugte unter allen umliegenden Völkern jene ausnehmende Ehrfurcht, welche endlich das Sprichwort gebar: „Wer vermag etwas gegen Gott und Groß Nowgorod!" Aber die nowgoroder Slaven hatten ſich eine republikaniſche Regierungsform gegeben. Die natürlichen, ja wohl nothwendigen Folgen davon waren häufige innere Unruhen, Factionen, ein immer gefährlicher werdender, die Kräfte der Republick lähmender Partheikampf, und endlich Unterjochung des Staates ſammt allen davon abhängigen Völkerſchaften durch einen zahlreichen Schwarm nordiſcher Abentheurer, Warjäger oder Waräger genannt *). Die Herrſchaft der Warä-

*) Die Warjäger oder Waräger gehörten jenem Volke an, welches ungefähr um die nämliche Zeit unter dem Namen Normänner dem Süden und Weſten von Europa ſo furchtbar ward. Puffendorf glaubt jedoch, es ſeyen Preußen geweſen, und giebt dieſes Land als den Wohnſitz derſelben an; andere wieder Finnland und Liefland. Alle drei Meinungen laſſen ſich in ſo fern mit einander vereinigen, wenn man annimmt, was auch gar nicht zu bezweifeln iſt, daß nämlich die Normänner auf ihren Raubzügen nicht nur die ſüdlichen und weſtlichen, ſondern auch öſtlichen Küſtenländer heimſuchten, und daß endlich, ſo wie ſie in Norddeutſchland, Frankreich, und Italien ſich niederließen, und in denen, ihnen abgetretenen Ländern ſich zu behaupten wußten, ihnen das nämliche auch in Preußen, Liefland und Finnland gelungen ſeyn mochte. In dieſem Falle würde es doch ſehr wahrſcheinlich ſeyn, daß es die Rußland näher gele-

ger war jedoch von kurzer Dauer. Zu ſchwach, um einen ſchon ſo mächtig gewordenen Staat lange in Unterwürfigkeit zu erhalten, wurden ſie nach einiger Zeit wieder über die See zurückgejagt. Die Nowgoroder ſtellten ihre republikaniſche Verfaſſung wieder her, und wählten aus ihrer Mitte einen ſehr verſtändigen Mann, Namens Goſtomyſl zu ihrem Poſadnick (Oberbürgermeiſter).

4. Aber die Nowgoroder wußten weder zu gehorchen, noch zu herrſchen. Neid und Eiferſucht trennten auf das neue die Bürger; Faktionen erhoben ſich gegen Faktionen, und die Waffen, mit denen ſie die Waräger vertrieben hatten, brauchten ſie jetzt untereinander gegen ſich ſelbſt. In dieſer anarchiſchen Verwirrung berief der Poſadnick die vornehmſten Einwohner von Nowgorod zuſammen, ſtellte ihnen die Folgen ihres blutigen, ſchon permanent gewordenen Zwiſtes vor, und gab ihnen den weiſen Rath, ſich einem Fürſten zu unterwerfen, und um unter ihren Mitbürgern nicht Neid und Haß zu wecken, einen Fremden dazu zu wählen. Die der ſchrecklichen innern Zerrüttungen ebenfalls längſt ſchon müden Bürger nahmen willig dieſen Vorſchlag an, und bei der Berathſchlagung über die Wahl des neuen Oberherrn, wußte der kluge Goſtomyſl dieſe ſo zu lenken, daß ſie auf Rurick, einen Fürſten der Warjäger fiel, der entweder ſein Schwiegerſohn, oder einer ſeiner Enkel war*). Ge-

genen liefländiſchen Waräger waren, welche den Staat von Nowgorod ſich unterwarfen.

*) Däniſche Geſchichtſchreiber erzählen, die Dänen hätten kurz vor dieſer Zeit mit den Liefländern Krieg geführt. Der liefländiſche Fürſt, oder König ſey im Treffen erſchlagen, und ſeine Söhne, obgleich ſie von dem

ſandten gingen alſo nach Preußen oder Liefland, und als ſie zu Rurick und deſſen beiden Brüdern Sineus und Truwor kamen, ſprachen ſie zu ihnen folgende Worte: „Unſer Land iſt groß; an „Allem haben wir Ueberfluß; nur fehlt es uns an „Verwaltung der Gerechtigkeit, innerer Ordnung „und obrigkeitlichen Anſtalten. Kommt alſo in un„ſer Land, herrſchet über uns, und ſchützet unſre „Grenzen gegen feindliche Einfälle.“ — Unter den Warjägern war jedoch der Nowgoroder wilder, un-

---

ruſſiſchen (nowgorodſchen) Fürſten, deſſen Schwiegerſöhne ſie geweſen, Hülfe erhalten, wären dennoch ebenfalls überwunden worden. — Dieſer Erzählung zu Folge iſt es ziemlich wahrſcheinlich, daß derjenige, welchen die däniſchen Annaliſten aus Irrthum einen nowgorodſchen Fürſten nennt, kein anderer als Goſtomyſl war, deſſen Würde als Poſadnick ohnehin mit jener eines, nur an Macht ſehr beſchränkten Fürſten ſo viele Aehnlichkeit hatte. Aber in dieſem Falle würde daraus ein neuer Beweis hervorgehen, daß jene Waräger, welche früher ſchon über Nowgorod herrſchten, und nachher durch Rurick dem ganzen ruſſiſchen Reiche eine lange, wahrhaft glänzende Reihe ausgezeichneter Großfürſten gaben, aus Liefland gekommen ſind. Wenn ruſſiſche Chroniſten ſie aus Preußen kommen laſſen; ſo liegt der Grund davon vielleicht blos darin, weil ſie die beiden Länder Preußen und Liefland gar zu leicht mit einander verwechſelten; ein Irrthum, der wahrſcheinlich daher entſtand, daß das Meer, welches die Küſten dieſer Länder beſpült, das Wariägiſche Meer genannt ward. — Einige Gelehrten, als Müller und Gatterer halten endlich die Warjäger oder Waräger für Schweden. Schlözer läßt ſich in dieſe Unterſuchungen gar nicht ein, ſondern ſagt blos, was auch gar nicht beſtritten werden kann, die Waräger ſeyen ein ſcandinaviſches Volk geweſen. — (Ueber die Herkunft Ruricks ſehe man des Fürſten Schtſcherbatowo's ruſſiſche Geſchichte. B. 1. K. 4. S. 233 u. f.)

bändiger Charakter nur zu ſehr ſchon bekannt. Die drei Brüder weigerten ſich demnach lange des ihnen gemachten Antrags, und erſt auf dringendes Bitten der Geſandten verſprachen ſie zu kommen und die Regierung zu übernehmen.

5. Von einem kleinen Heere ihrer Landsleute, der Warjäger begleitet, kamen Rurick, Sineus und Truwor in Nowgorod an. Das ganze Land ward unter die drei Brüder getheilt. Rurick, der älteſte, erhielt das Großfürſtenthum Nowgorod; aber den Einwohnern von Nowgorod noch nicht völlig trauend, bauete er am See Ladoga eine neue Stadt, jetzt Starajá Ladoga genannt, und wählte ſie zu ſeiner Reſidenz *). Sineus ſchlug ſeinen Sitz zu Bielo Oszero auf, und Truwor wählte die in dem heutigen Gouvernement von Pleskow gelegene Stadt Iſſaborg zu ſeinem Aufenthalt. Anfänglich hatten die drei Brüder nur eine ſehr beſchränkte Macht; aber eine neue allgemeine Empörung der Nowgoroder und der ihnen einverleibten Völker verſchaffte ihnen die volle königliche Gewalt; denn die Aufrührer wurden in mehrern Treffen geſchlagen, und die Anführer, größtentheils ſehr angeſehene und einflußreiche Bürger, mit dem Tode beſtraft. Theils durch das Schwert, theils durch freiwillige Unterwerfung kleinerer Völker, ſuchten und wußten die drei Fürſten ihre Gebiete bedeutend zu erweitern; und als ſchon nach zwei Jahren Sineus und Trawor ſtarben, und ihre ſämmtlichen Länder an Rurick fielen, ſo beherrſchte dieſer nun ein

*) Noch heute zu Tage werden in dieſer Stadt Ruinen eines alten Gemäuers gezeigt, die man des Fürſten Ruricks Haus nennt.

ſehr ausgedehntes, volkreiches und mächtiges Groß⸗fürſtenthum; beſonders nachdem bald darauf auch das Fürſtenthum Kiew mit Nowgorod vereinigt ward.

6. Rurick ward nun im wahren Sinne der Schöpfer eines neuen Staates. Das ganze, ſeiner Herrſchaft unterworfene Land theilte er in mehrere Provinzen, ernannte für jede einen ſeiner Getreuen zum Statthalter, regelte die bürgerlichen Rechte der verſchiedenen, in dem Großfürſtenthum wohnenden und ihm gehorchenden Völker; ſo z. B. wurden jetzt die Waräger die erſten Grundeigenthümer in Kiew, die Slaven in Nowgorod, die Kriwitſchen in Polotsk u. ſ. w. Er machte ferner mehrere zweckmäßige polizeiliche Verordnungen, beſtimmte auch die Zahl der waffenfähigen Leute, welche jede Stadt, jede Provinz zum Heere zu ſtellen hatte, und gab endlich dem ganzen Lande den Namen Roſ⸗ſijá (Russia, Rußland) *)

*) Ueber den Urſprung des Namens Rußland ſind die Meinungen eben ſo zahlreich als verſchieden, und wenn man noch ferner darüber ſtreiten wollte, ſo würde doch ganz gewiß der Streit nie entſchieden werden. Einige leiten es von Raſſijäne, wel⸗ches Zerſtreuung heißt. Da nämlich das ſo weit ausgedehnte Land erſt lange nach der Sündfluth ſey bevölkert worden, aber nur ſehr wenige Ein⸗wohner gezählt habe, dieſe demnach über die ganze ungeheure Strecke Landes gleichſam wie geſäet und zerſtreut geweſen wären, ſo hätte man dieſem Erdſtrich den Namen Rasſſijäne gegeben, und deſſen Bewohner nachher Ruſſen genannt. — Andere leiten den Namen Rußland viel einfacher von Roß oder Ruß, Japhets achtem Sohne her, der bei der allge⸗meinen Völkerwanderung, mit ſeinem Bruder, Meſech, Japhets ſechstem Sohne, nach der Erdenge zwiſchen dem kaspiſchen und ſchwarzen Meer zog. Beide

7. In Nowgorod lebten zwei aus fürſtlichem

Brüder wurden die Stammväter zweier Völker, wovon das eine von Roß oder Ruß Roſſe oder Ruſſen, und das andere von Meſech Mosken genannt ward. Als die Nachkommenſchaft dieſer Völker ſich ſehr vermehrte, ſie vielleicht auch von dem, immer von Oſten her ſich bewegenden Völkerſtrom vertrieben wurden, zogen ſie weiter gegen Norden an den Don, die Wolga und den Palus Mäotis; rückten dann immer weiter fort, und kamen zuletzt in die mitternächtlichen, unter dem Namen Rußland bekannten Länder. Hier wohnten nun Ruſſen und Mosken neben und unter mancherlei andern Völkern, mit denen ſie ſich nach und nach immer mehr vermiſchten, ſo daß dieſe endlich ebenfalls die Namen Mosken und Ruſſen annahmen. Daher auch die doppelte Benennung dieſer Länder, und deren Bewohner, nämlich Ruſſia und Moskovia, Ruſſen und Moskoviten, welcher letztere Name demnach auch nicht von der Stadt Moskau, welche erſt weit ſpäter erbaut ward, und anfänglich blos die vierte Hauptſtadt des Reiches war, ſondern von dem Wort Mosken herzuleiten iſt. — Prof: Schlözer iſt der Meinung, daß von einem, nördlich des ſchwarzen Meeres wohnenden Volke, welches Roſſi, Ruſſen hieß, der Name auf die Nowgoroder und Kiewer ſlaviſchen Stämme, und von dieſen auf alle übrigen Länder des ruſſiſchen Reiches übergegangen ſey. — Man ſieht dieſe Meinung widerſpricht in der Hauptſache gar nicht der vorhergegebenen Erklärung. Auch iſt es in der Geſchichte nicht etwas ganz ſeltenes, daß bisweilen ein Stammvolk, ſollte es auch minder zahlreich ſeyn, nicht nur ſeinen Namen, ſondern auch ſeinen Stammcharakter, in deſſen ganzer geiſtigen Richtung, einem ungleich größern und zahlreichern Volke, ſelbſt mehreren Völkern, mit denen es ſich vermiſcht hat, nach und nach aufdrückt. — Wieder andere Gelehrten, wie z: B: Gatterer und Thunman (letzterer in ſeiner Unterſuchung über die Geſchichte der öſtl: Europ: Völk.) leiten den Namen Ruſſen von Ruoſſi her, einer Benennung, welche die Finnen den Schweden

Geſchlechte entſproſſene Männer, Namens **Oskold** und **Dir**. Sie behaupteten, Sprößlinge des ſlaviſchen Fürſten **Kii** zu ſeyn, welcher mit ſeinem Volksſtamme ſich am Dnieper niedergelaſſen und Kiew erbaut hatte. Dieſen ward von Rurick keine Statthalterſchaft gegeben, wahrſcheinlich weil ihre fürſtliche Geburt ſeinen Argwohn geweckt hatte. Sie baten alſo den Großfürſten um die Erlaubniß, mit ihren Getreuen auf Abentheuer auszugehen, und ihr Waffenglück in dem griechiſchen Reiche zu verſuchen. Die begehrte Erlaubniß erhielten ſie ohne Mühe *), und mit einem eben ſo zahlreichen, als

---

gaben. Da nun nach der Meinnug dieſer Gelehrten Rurick und ſeine Waräger aus Schweden kamen, und die nowgorodſchen Slaven ſie nur unter der, von den Finnen ihnen gegebenen Benennung kannten; ſo gaben ſie ihnen ebenfalls dieſen Namen, der nun bald auch über alle von Rurick und deſſen Nachfolgern unterworfenen und beherrſchten Völkerſchaften überging. — Der Erklärungen und Ableitungen des Namens Ruſſen gibt es noch mehrere. Der hier angegebenen wird es jedoch ſchon genug ſeyn, und aus ihnen mag jeder unſerer Leſer diejenige ſich auswählen, die ſeinen hiſtoriſchen Anſichten am beſten ſich anſchmiegt. Gegen alle dieſe Erklärungen werden übrigens eine Menge von Einwendungen erhoben. Zur vollen Gewißheit wird man daher nie gelangen; wie überhaupt bei der, durch die ganze Weltgeſchichte ununterbrochen fortlaufenden Völkerbewegung und Völkervermiſchung über deren Abſtammung, Verwandſchaft, Namen ꝛc nie etwas mit Beſtimmtheit wird entſchieden werden können. In die uralten dunkeln Hallen der Urwelt zurückgehen, und dort der Menſchheit ganzen Stammbaum, nach allen ſeinen Verzweigungen und Abartungen, ſyſtematiſch ordnen wollen, wird wohl ſtets ein eben ſo mühevolles, als wenig lohnendes Streben bleiben.

*) Zu Folge des Herkommens, das bei allen uncultivirten Na=

tapfern Gefolge marſchirten ſie gegen den Dnieper, zogen dieſen Fluß hinab und kamen nach Kiew. Die Einwohner, viele Jahre ſchon von den Kotzaren hart gedrückt, riefen das ſtammverwandte Volk zu Hülfe. Oskolk und Dir verjagten die Kotzaren, bemächtigten ſich der Stadt und ihres Gebietes und wurden, beſonders weil ſie Abkömmlinge Kiis waren, von den befreiten Kiewern auf den Fürſtenſtuhl erhoben. Sobald die Kunde davon nach Nowgorod kam, zog eine Menge Nowgoroder und Warjäger, weil mit Ruricks Regierung unzufrieden, nach Kiew, wodurch Oskolds und Dirs Macht ſo bedeutend verſtärkt ward, daß beide Fürſten jetzt Größeres zu unternehmen im Stande waren, endlich ſogar zu einem Raubzug nach Conſtantinopel ſich rüſteten.

8. Schon ſeit vielen Jahren trieben zuerſt Nowgorod und dann auch Kiew einen nicht unbedeutenden Handel mit Conſtantinopel und der Küſte von Kleinaſien. Der Dnieper ſetzte ſie in Verbindung mit dem ſchwarzen Meere (Pontus Euxinus). Auf den, in jenen Hauptſtrom ſich ergießenden Flüſſen ſchifften die Nowgoroder bis nach Kiew herab. Hier war der Sammelplatz aller nach Conſtantinopel und einigen Seeſtädten Kleinaſiens auszuführenden nordiſchen Produkte. Sie beſtanden in Skla-

---

tionen das heiligſte Geſetz iſt, konnte und durfte unter den ſcandinaviſchen Völkern ein ſolches Begehren nicht zurück gewieſen werden. Räuberei in fremden Ländern, oder gegen ganze Völkerſchaften ausgeübt, war die erſte Tugend eines ſcandinaviſchen Helden; und fand er eine hinreichende Anzahl Waghälſe, die ihn begleiten wollten; ſo war es ihm unbenommen, mit ſeinem Gefolge auf Beute, oder beſſere Wohnſitze auszuziehen.

ven von jedem Alter und Geſchlecht, allerlei Art Pelzwerk, Thierhäuten, Honig, Wachs ꝛc. und kamen mit reichen Ladungen von Getreide, Wein, Oel, griechiſchen Fabrikaten und allen übrigen Geſchenken des ſüdlichen Himmels, ſelbſt indiſchen Aromaten wieder in ihr rauhes Vaterland zurück. Die Fahrt war nicht ſehr lange und größtentheils gefahrlos; nur in dem untern Dnieper mußten ſie bei den ſieben Waſſerfällen, wo des Stromes Gewäſſer über eben ſo viele, den Fluß durchſchneidende Felſen ſich toſend herabſtürzt, ihre Kähne und Waaren an das Land bringen, und ſie mittelſt der Räder, die ſie an dieſelben befeſtigten, mit großer Beſchwerlichkeit und nicht ſelten unter hitzigen Gefechten mit den dort herumſchweifenden Räuberbanden, über eine Strecke von wenigſtens ſechs Meilen durch die Wüſte ziehen. Auf einer, ganz nahe vor der Mündung des Fluſſes gelegenen Inſel feierten ſie dann gewöhnlich das Feſt ihrer glücklichen Durchfahrt des Dniepers, beſſerten ihre allenfalls ſchadhaft gewordenen Schiffe aus, und ſteuerten dann in den Pontus Euxinus. Hier öffnete ſich ihnen eine zweifache Handelsſtraße. Schifften ſie weſtlich längs der Küſte herab, ſo konnten ſie bequem zum Eintauſch ungariſcher Produkte in die Donau einlaufen. Wollten ſie nach den Küſten von Kleinaſien ſegeln, ſo war die Ueberfahrt bei günſtigem Winde beinahe ſchon in zweimal vier und zwanzig Stunden geſchehen.

9. Aber der Zurückkommenden wunderbare, gewöhnlich übertriebene Erzählungen von dem herrlichen, an allen Erzeugniſſen der Natur überſchwänglich reichen Boden Klein-Aſiens und beſonders von den Reichthümern und der Pracht Conſtantinopels weckten bald die Raubluſt dieſer Halbbarbaren; und ſchon unter der erſten Herrſchaft der Warjäger lie-

ſen nowgorodiſche Raubſchiffe, wovon die größten nicht über ſiebenzig Bewaffnete, nebſt dem nöthigen Mund- und Waſſervorrath faſſen konnten, aus der Mündung des Boryſtenes (Dniepers) aus, machten den Pontus Euxinus unſicher, und ängſtigten und plünderten die Bewohner der gegenüber liegenden kleinaſiatiſchen Küſte. Leicht wäre es den Griechen geweſen mit einem Seegeſchwader die Mündung des Boryſtenes zu verſchließen. Aber ihre Indolenz gab einer ſolchen Vorſichtsmasregel keinen Raum; und ſo lange nur die Hauptſtadt verſchont blieb, nahm beſonders Michaëls ſorgen- und gedankenloſe Regierung an den Gefahren und Drangſalen eines entfernten Küſtenlandes wenig oder gar keinen Antheil. Aber jetzt, in dem Jahre 865 lief eine Flotte von zweihundert Fahrzeugen, unter der Anführung der ſchon erwähnten beiden Brüder Oskold und Dir aus der Mündung des Dniepers aus, ſteuerte gegen den thraciſchen Bosphorus, durchſchiffte, ohne Widerſtand zu finden, den Kanal, und lief in dem Hafen von Conſtantinopel ein.

10. Die ganz unvermuthete Erſcheinung einer ſo zahlreichen Korſarenflotte ſetzte die ganze Stadt in Angſt und Verwirrung. Von ihren Mauern herab ſahen die geſchreckten Einwohner, wie die Barbaren jeden Tag an das Land ſtiegen, überall raubten, und alles was Leben hatte, mordeten. Keine der nahe liegenden Inſeln ward verſchont. Kirchen und Klöſter wurden geplündert und zum Theile zerſtört, die Menſchen erwürgt, und in dem Kloſter, in welches der fromme Patriarch Ignatius während ſeiner Verbannung ſich zurückgezogen, vier und zwanzig Mönchen die Hälſe abgeſchnitten. Der Kaiſer war gerade abweſend, auf einem Zug gegen die Sarazenen begriffen. Oryphas, während der Ab-

weſenheit des Kaiſers, Oberbefehlshaber in Conſtantinopel, ſchickte ihm ſogleich einen Courier über den andern nach. Michaël eilte unverzüglich nach der Hauptſtadt zurück, ſegelte nicht ohne die größte Gefahr über den Kanal, und landete an der Treppe ſeines Palaſtes. Aber durch die Ankunft des Kaiſers war Conſtantinopel noch lange nicht gerettet. Die Barbaren waren Meiſter von dem Hafen, konnten der ungeheuer volkreichen Stadt alle Zufuhr abſchneiden, dabei ihre blutigen Verheerungen noch immer fortſetzen, und die kaiſerlichen, in weiter Entfernung gegen die Sarazenen kreuzenden Flotten ſobald noch nicht zurückerwartet werden. In dieſer mit jedem Tage ſteigenden Gefahr gab die Geiſtlichkeit dem geſchreckten Volke den Rath, zu der Fürbitte der Mutter des Allerhöchſten ſeine Zuflucht zu nehmen. Dieſer Rath ward befolgt, aus der Kirche der Blackerner eine heilige Reliquie der Mutter Gottes in feierlicher Prozeſſion durch die Hauptſtraßen von Conſtantinopel an das Geſtade des Meeres getragen. Selbſt der gekrönte, bisherige Religionsſpötter hörte jetzt in der Stunde der Noth auf, ein ſeichter Witzling und frevelnder Spötter zu ſeyn, und voll des Aberglaubens *), folgte er mit wan-

*) Unſtreitig gibt es keinen größern, abgeſchmacktern und auch gefährlichern Aberglauben, als den ſchrecklichen Wahn, daß ein mit den gröbſten Laſtern beflecktes, ganz von Gott abgezogenes Gemüth, blos durch äußere Andachtsübungen von dem Ewigen ſchon erhört werden und ſogar wunderbare Gnadenerweiſungen von Ihm erlangen könne; und in dieſem dumpfen Aberglauben war nun, wie es ſcheint, auch der leichtfertige, nur ſeinen Lüſten fröhnende Kaiſer Michaël verſtrickt. — Es iſt ſonderbar, daß, nachdem in unſern Tagen ſo viel Ueberflüſſiges über Aberglauben geſchrieben und perorirt worden, und noch täglich ge-

kendem Schritte, dem Verräther eines zagenden Herzens, dem feierlichen Zug. Das Angſtgeſchrei des gläubigen Volkes drang zu den Ohren des Allerbarmers; denn kaum hatte man die heilige Reliquie, welches ein Kleidungsſtück der Hochgebenedeiten geweſen ſeyn ſoll, unter dem Gebete der Kirche und des Volkes, einigemal in das Meer getaucht, als das bisher ruhige Element ſich plötzlich in furchtbarem Sturm erhob. In wenigen Augenblicken wa-

---

ſchrieben und perorirt wird, man doch dieſer, auch leider jetzt noch oft unter uns herrſchenden Art von Aberglauben noch nie mit gehörigem Nachdruck erwähnt hat. So z. B. ſehen wir in calamitöſen Zeiten, in Tagen mörderiſcher Seuchen, oder gar nahender Peſt unſere Kirchen gar oft mit Menſchen angefüllt. Aber wie wenige nahmen ihren Weg dahin durch den Beichtſtuhl; und dennoch wünſcht und hofft jeder Erhörung. Unſtreitig öffnet uns das Gebet die Pforten des Himmels. Da uns aber die heilige Schrift belehrt, daß wir nicht einmal wiſſen, was und wie wir beten ſollen, und daß es der heilige Geiſt iſt, der in uns und für uns betet; ſo iſt es auch ein, unſerm Gebete durchaus nothwendig vorangehendes Erforderniß, dieſem heiligen Geiſte, dem Tröſter, den die erbarmende unendliche Liebe uns ſendet, vor allem eine reine, das heißt, durch das Sacrament der Buße gereinigte Wohnung in unſerm Herzen zu bereiten. Unſere Kirchen mit allen ihren heiligen Ceremonien und ihrem ganzen ehrwürdigen, ſinnvollen Ritus ſind immer doch erſt nur die Vorhallen zum ächten Chriſtenthum, zum wahren Sanktuarium der Religion, deren Tempel blos in dem innerſten Heiligthum eines unbefleckten, Gott unbedingt ergebenen Gemüthes ſich erhebt. Wer alſo nur in jenen Vorhallen weilt, — ſey es auch ganze Tage lang — und nicht in jenes Heiligthum einzudringen ſucht, mithin mit allen ſeinen Neigungen ſich ſtets noch an das Irdiſche gefeſſelt fühlt, der iſt auch immer noch in einem, und zwar ſehr großen Aberglauben verſtrickt.

ren die Schiffe der Barbaren zerſtreut, viele von den Wellen in den Abgrund gezogen, andere an das Ufer geſchleudert, oder an Felſen zerſchmettert. Nur Oskold und Dir nebſt ſehr wenigen von ſeinem, vor kurzem noch ſo zahlreichen Gefolge, hatten das Glück, ſich an das Land zu retten, und dem allgemeinen Verderben ihrer Landsleute zu entgehen *).

11. So groß auch die Niederlage und der Verluſt der Ruſſen war, ſuchten doch weder Michaël, noch deſſen Nachfolger Baſilius ſich wegen des feindlichen Ueberfalls an ihnen zu rächen. Ueberhaupt hatte ein Krieg mit Rußland nichts Lockendes für die Griechen. Beute war von der Armuth des Landes nicht zu hoffen, während deſſen undurchdring-

*) Einſtimmig und ohne Ausnahme bezeugen alle griechiſche Geſchichtſchreiber dieſes Ereigniß. Um ihren einmal angenommenen Standpunkt zu behaupten, werden nun ganz natürlich unſere neuern Philoſophen, die man jedoch, welche ehrenvolle Männer ſie auch übrigens ſeyn mögen, nie über das, was nur im Licht des Glaubens erkannt werden kann, befragen ſollte, alles blos für ein zufälliges Zuſammentreffen zweier, mit einander nicht in der mindeſten Verbindung ſtehender Erſcheinungen erklären; und da freilich weder das pro noch das contra mathematiſch erwieſen werden kann; ſo haben jene Herren mit dieſer Erklärung Alles ganz kurz und in wenigen Worten abgemacht und abgefertigt. Man ſieht, daß das Philoſophiren auf dieſe Art eine ganz hübſche, weil leichte Sache iſt. Aber bei allem dem bleibt es eine feſtſtehende Regel, daß ein, auf dem Zeugniß aller Schriftſteller beruhendes Faktum eine hiſtoriſche Wahrheit iſt, mithin in den Bereich des Geſchichtſchreibers gehört, der es alsdann einem jeden ſeiner Leſer überläßt, daſſelbe nach ſeinem frommen, oder auch verkehrten Sinn zu interpretiren.

liche Wälder und öde Steppen, ſelbſt nach einem erfochtenen Sieg, die Mühſeligkeiten des ſiegenden Heeres nur immer noch vermehrten. Zudem ſchreckte auch die Griechen eine geheime, auf einer ehernen Bildſäule in Taurus ſtehende, den Ruſſen einſt, und zwar in den letzten Tagen, die Herrſchaft über Conſtantinopel verſprechende Inſchrift *). Aber auch auf die Großfürſten Oskold, Dir, und deren Begleiter hatte jener furchtbare Sturm, wie die wundervolle Befreiung Conſtantinopels einen tiefen Eindruck gemacht. Dieſer öffnete nun auch jetzt dem Chriſtenthum zuerſt den Weg nach Rußland. Gleich nach geſchloſſenem Frieden zwiſchen Baſilius und den beiden Großfürſten kamen auf deren Verlangen griechiſche Miſſionäre nach Kiew und verkündigten dort das Wort vom Kreuz. Der Same, den ſie ſtreuten, fiel jedoch größtentheils auf ſteinigen Boden; denn obgleich anfänglich eine unſägliche Menge ſich taufen ließ, ſo fielen doch nachher, als nach Oskolds und Dirs Tod, der Großfürſt Oleg auf das neue den Teufeln zu opfern befahl **), alle, nur we-

---

*) Man weiß nicht, was oder wen die Bildſäule hatte vorſtellen ſollen. Aber zwei Geſchichtſchreiber, Nicetas Choniates und der unbekannte Verfaſſer der Schrift: De Antiquit. C. P. bei Baduri, bezeugen den damaligen allgemeinen Glauben der Griechen an dieſe Prophezeihung; ihr Sinn iſt nicht verhüllt, und der Ausdruck klar und deutlich. — Was übrigens bis jetzt nicht geſchehen, kann immer noch in der Zukunft zu Stande kommen. Wenigſtens deuten jetzt ſchon die Aspekten ſo ziemlich darauf hin. Nur wäre noch dabei zu bemerken, daß der Prophezeihung zu Folge dieſes erſt in den letzten Tagen geſchehen würde.

**) Die heidniſchen Ruſſen hatten eine Menge Gottheiten, die größte und verehrteſte davon war der Kriegsgott,

nige ausgenommen, wieder von dem Chriſtenthum ab. Beinahe völlig erloſch jetzt die Leuchte des Evangeliums, jedoch blos auf kurze Zeit, und um dann nur in deſto reinerer und hellerer Flamme dem ganzen Norden zu leuchten. Immer inniger verflicht ſich jetzt die ruſſiſche Geſchichte mit jener der Griechen. Nur zwei ruſſiſche Flotten erſchienen nach kurzen Zwiſchenräumen noch feindlich vor Conſtantinopel. Die erſte wird von den Griechen geſchlagen, aber die zweite erkämpft über die Unvorſichtigkeit des griechiſchen Admirals, der das Treffen ſchon gewonnen zu haben glaubte, einen vollſtändigen Sieg. Indeſſen waren die Ruſſen nur zur See den Griechen einigermaaßen gefährlich. Zu Lande vermochten ihre noch wilden, der Kriegskunſt

---

der in jedem Bezirke einen ungeheuer langen Altar haben mußte, auf welchem ein Schwert aufgerichtet war. Nebſt einer Legion von Gottheiten wurden noch Quellen, Flüſſe, Bäche von den Ruſſen angebetet. Auch Menſchenopfer waren bei ihnen eingeführt. Beſonders war es der Kriegsgott, der nur durch Mord geziemend verehrt werden konnte. Dem dazu gewählten Schlachtopfer ward von Prieſtern der Kopf abgehauen, das Blut in einer großen Schale aufgefaßt, und das auf dem Altar ſtehende Schwert damit begoſſen. Auch Vieh ward den ruſſiſchen Götzen geopfert, wovon ſie jedoch blos das Eingeweide erhielten, das Fleiſch fraßen die Götzenpfaffen ſelbſt. Dieſe ſtanden bei dem, in heidniſchem Aberglauben verſunkenen Volke in ungemeinem Anſehen; und wehe dem unglücklichen Vater, der ſeinen, vielleicht einzigen Sohn gegen das Opfermeſſer des fanatiſchen, mordluſtigen Pontifex hätte zu ſchützen verſucht; auf der Stelle würde er ſelbſt ein Opfer des bethörten, und daher nur noch fanatiſchern und grauſamern Volkes geworden ſeyn. — Ueberall und zu allen Zeiten waren doch ſtets Lug und Betrug, Mord und Unzucht der diſtinktive Charakter des Götzenthums.

unerfahrenen Heere der Taktik und Kriegszucht der morgenländiſchen Legionen nicht zu widerſtehen, und als der Eroberer Swateslaws, (963) vor deſſen Waffen ſchon alle Nationen von der Wolga bis an die Donau ſich hatten beugen müſſen, ſeine frühere Stellung, als treuer Bundesgenoſſe der Griechen, in jene eines Feindes verwandelte, ward er von dem tapfern Zimiszes geſchlagen, gedemüthiget und in ſein rauhes Vaterland jenſeits des Pontus Euxinus wieder zurückgetrieben. Stets ward jedoch der Friede, da er im gegenſeitigen Intereſſe beider Nationen lag, bald wieder hergeſtellt; und nach Olga's und Wladomirs Taufe, beſonders als endlich noch gar Bande des Blutes die Beherrſcher beider Völker mit einander vereinten, wurden die Berührungen unter den beiden Mächten immer freundlicher und dauerhafter. Die Ruſſen hatten den Griechen alles zu danken; von ihnen erhielten ſie das Chriſtenthum, und mit dieſem eine höhere Landes- und Geiſtescultur, mildere Sitten, feſtere Rechtsverfaſſung, und endlich Wiſſenſchaften, Gelehrſamkeit und alle Künſte des Friedens und geſelligen Lebens. Für dieſe herrlichen Gaben waren die Ruſſen doch nichts weniger als undankbar. Mit ihrer Hülfe ſtürzten die Griechen das ihnen bisher ſo furchtbare bulgariſche Reich, bemächtigten ſich des nordiſchen Handels, und erhielten zuletzt noch von ihnen das ſchöne Geſchenk einer Schaar von zwölf tauſend tapfern Warägern, die fortan die zuverläſſigſte Leibwache der griechiſchen Kaiſer, wie den Kern ihrer Heere bildeten. Sie ergänzten ſich ununterbrochen aus den ſcandinaviſchen Ländern. Wohin der Kaiſer ging, in die Kirche, in den Senat, auf den Hypodrom ꝛc., überall begleitete ihn ſeine brave Waräger-Garde mit ihren blänkenden, zweiſchneidigen Streitärten auf der Schulter. Ihre kriegeriſche Hal-

tung, ihre Waffen und wilder Blick verſcheuchten beinahe ſchon jeden Gedanken an Empörung aus der Seele; auch machten ſie, beſonders bei den Audienzen feindlicher Geſandten, gewöhnlich auf die Gemüther derſelben einen nicht wenig imponirenden Eindruck. Ihre Ergebenheit an die Perſon des Kaiſers war grenzenlos; und bis zum Sturz des byzantiniſchen Reiches erhielt ſich der Waräger unerſchütterliche Treue ſtets rein und unbefleckt. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Alles, was wir hier angedeutet, nachher in Rußlands ſpecieller Geſchichte zu ſeiner Zeit noch weit umſtändlicher wird vorgetragen werden. Jetzt wollten wir blos in wenigen gedrängten Zügen unſern Leſern einſtweilen einen flüchtigen Ueberblick gewähren, ſo wohl über die nunmehr zwiſchen den Griechen und Ruſſen ſich nach und nach geſtaltenden und immer mehr ausbildenden politiſchen Verhältniſſe, als auch vorzüglich über den ungemein raſchen Gang der Entwickelung dieſer neuen, jetzt zum erſtenmale in den hiſtoriſchen Geſichtskreis eintretenden, und doch ſchon in dem zehnten und eilften Jahrhundert den ganzen Norden theils beherrſchenden, theils darin vorherrſchenden ruſſiſchen Macht. Unſtreitig würde die ruſſiſche Nation, durch ihre immer engere Verbindung mit Conſtantinopel, beſonders als der Naturkraft dieſes nordiſchen Volkes auch das Chriſtenthum noch eine höhere Weihe gab, nicht erſt ſeit Peter dem Erſten in die Reihe cultivirter Völker eingetreten, ſondern ungleich weit früher ſchon mit Europens civiliſirteſten Nationen auf gleicher Stufe geſtanden, ja vielleicht den Abendländern darauf noch vorgeeilet ſeyn; hätte nicht die, durch unſelige Trennung und Ländertheilung herbeigeführte, furchtbar zerſtörende, alles Gute ſchon im Keim erſtickende Oberherrſchaft der Mongolen, in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhun-

derts, der Ruſſen Fortſchritte in ihrer Entwickelung nicht blos gehemmt, ſondern die ganze Nation, weil nunmehr von dem Meere und der ganzen Chriſtenheit abgeſchnitten, auf mehrere Jahrhunderte wieder in ihre frühere Rohheit, Barbarei und Unwiſſenheit zurückgeſchleudert.

VI.

1. Fortſetzung der byzantiniſchen Geſchichte. Baſil I. — — So ruhig als nur immer in einem wohl geordneten Staat der älteſte Sohn ſeinem Vater in der Regierung folgt, eben ſo ruhig und ungeſtört folgte Baſil I. ſeinem, von ihm gemordeten Wohlthäter auf dem Throne von Conſtantinopel. Nirgends ward auch nur ein ſtiller Laut einer Mißbilligung hörbar. Alles war froh, die Welt von einem halb wahnſinnigen, in den niedrigſten Lüſten verſunkenen Despoten befreit zu wiſſen. Durch Meineid und doppelten Mord war zwar Baſil zur Herrſchaft gelangt; aber kaum hatte er den Thron beſtiegen, als er ſich deſſen vollkommen würdig erwieß. An ſeinem Krönungstage warf er ſich im Angeſicht des Volkes und aller Großen ſeines Hofes vor den Stufen des Altars nieder; in ſtillem Gebete erhob er ſein Gemüth zu Gott, und brach dann mit lauter Stimme in die Worte aus: „Ewiger, Allmächtiger, unendlich barmherziger Gott! „Du haſt mir eine Krone gegeben. Zu Deinen „Füßen lege ich ſie jetzt wieder nieder, und ſchwöre „unter Deinen Augen den feierlichen Eid, in Zukunft mein ganzes Leben blos Dir, und wegen Dir „der Menſchheit zu weihen.“ — Alle Anweſenden waren bis zu Thränen gerührt. Bei der nahen Aus-

ſicht künftiger beglückter und froher Tage erheiterte ſich jetzt plötzlich die bisher ſo ſchwüle, beängſtigende Gegenwart. Lange anhaltende, und oft wiederholte Segenswünſche auf das Haupt des neuen Kaiſers unterbrachen endlich die feierliche Stille des Tempels, und von dem Patriarchen bis auf den niedrigſten im Volke, dankte Alles dem Allmächtigen, nun einmal wieder das Diadem um die Stirne eines Prinzen zu erblicken, den es, ohne vor ſich ſelbſt zu erröthen, mit edelm Stolze und würdevoller Unterwürfigkeit, laut für ſeinen Herrn erkennen durfte.

2. Obgleich jetzt von allen nur gedenkbaren Formen aſiatiſcher Anbetung umgeben, vermochte doch der Glanz des Diadems den Baſilius weder über ſeine eigene gefahrvolle Lage, noch über jene des tief geſunkenen Staates zu täuſchen. Unter des tollen und zügelloſen Michaëls Regierung war auch der letzte Reſt der ehemaligen Majeſtät des Reiches verſchwunden. Bei der ſchmachvollen, bisher eingeführten Käuflichkeit der Stellen und Aemter herrſchte in allen Zweigen der Verwaltung die ſchrecklichſte Verwirrung. Nur Laune und freche Willkühr entſchieden über Eigenthum und Freiheit der Bürger. Die Geſetze, ohnehin dem Volke unverſtändlich, weil noch nicht in deſſen Mutterſprache überſetzt, waren ohne alle Kraft und beinahe völlig vergeſſen, die Finanzen in der furchtbarſten Zerrüttung, die ſchönſten Provinzen Aſiens, ohne Schutz, theils den grauſamſten Verwüſtungen der wüthenden Paulicianer, theils den Einfällen raubſüchtiger Sarazenen preisgegeben; die mehr als zur Hälfte eingeſchmolzenen Legionen hatten weder Kleidung noch Waffen *); alle

*) Weil unter Michaëls Regierung die Truppen keinen Sold oder ihn nur höchſt unregelmäßig erhalten hat-

höhere Officiere, blos Geſchöpfe des launenhaften Eigenſinnes des verſtorbenen Kaiſers, waren ohne Erfahrung, und gröſstentheils noch Neulinge im Kriege, und endlich alle Kaſſen ſo völlig erſchöpft, daſs ſelbſt die augenblicklichen dringendſten Bedürfniſſe nicht befriediget werden konnten.

3. Die Schwere der Aufgabe, die er jetzt zu löſen hatte, fühlte Baſilius in ihrem ganzen Umfang. Einem völlig erſtorbenen, beinahe ſchon in Fäulniſs übergehenden Staatskörper ſollte er neues Leben einhauchen, einen zwölfjährigen, auf dem Reiche laſtenden Fluch in Segen verwandeln, und ein völlig zerrüttetes, tief geſunkenes Reich in eine blühende, kräftige Monarchie wieder umſchaffen. — Den längſt entflohenen, den Griechen nunmehr völlig unverſtändlich gewordenen Geiſt römiſcher Gröſse konnte freilich Baſilius unmöglich mehr in das Leben zurückrufen, kaum noch in wenigen edlern Seelen den Patriotismus des alten Roms wieder wecken. Aber er that, was nur immer ein mit beſchränkten menſchlichen Kräften ausgerüſteter Monarch zu thun vermag. Mit einer beiſpielloſen, und auf dem Throne nur ſeltenen Anſtrengung überlieſs er ſich allen, und ſelbſt den trockenſten und ermüdendſten Arbeiten des Kabinetes. In alle Theile der Verwaltung führte er wieder Ordnung und Thätigkeit ein; ſchuf ein

---

ten, waren die Soldaten meiſtentheils davon gelaufen. Um den Abgang zu erſetzen, wurden neue Werbungen angeſtellt; aber nun fehlte es wieder an Geld, um die neu angeworbenen zu kleiden und zu bewaffnen. Waffenübungen konnte man alſo nicht mit ihnen vornehmen, und in den Provinzen und auf dem Lande zerſtreut, waren ſie, dem Staate völlig unnütze, blos eine neue drückende Laſt für den Landmann.

neues, ſeine Völker ſo wenig als möglich drückendes Finanzſyſtem, ſtellte das ſo durchaus nothwendige Gleichgewicht zwiſchen Einnahme und Ausgabe wieder her; wieß jedem Zweige des öffentlichen Dienſtes ſein eigenes Budjet an; ſorgte für ſtrenge, und unpartheiiſche Gerechtigkeitspflege; beſuchte öfters in eigner Perſon die Gerichtshöfe; ernannte eigene, aus dem öffentlichen Schatz beſoldete Sachwalter zur Führung der Prozeſſe wenig bemittelter, oder gar völlig verarmter Bürger; machte in der Geſetzgebung die durch Sitten in dem Laufe der Zeiten nothwendigen Abänderungen *); brachte die Geſetze, indem er ſie in das griechiſche überſetzen ließ, zur allgemeinen Kunde ſeiner Unterthanen, wählte mit ſeltenem Scharfblick nur treffliche Männer zu Richtern und Beamten **); ſtrafte und zerſtreute mit

*) Juſtinians weitläufige Werke ſeiner Inſtitutionen, Pandekten und Novellen ließ Baſilius nach ſcharfer Durchſicht und Läuterung unter vierzig Kapitel in die griechiſche Sprache überſetzen. Man nannte ſie die Baſilikai. Von ſeinem Sohne und Nachfolger Leo wurden ſie verbeſſert und ergänzt; daher wir in der Regierungsgeſchichte dieſes Kaiſers auf dieſen wichtigen Gegenſtand der Geſetzgebung wieder zurückkommen werden.

**) Seine Miniſter hatten ihm einmal eine lange Liſte von Männern überreicht, welche ſie zu Beſetzung gewiſſer ſehr bedeutender, von dem Kaiſer erſt unlängſt creirten Staatsämter für die tauglichſten hielten. Aber unter allen den vielen Namen, die auf der Liſte ſtanden, fand Baſilius nach ſcharfer Prüfung nur zwei, denen er ſeinen Grundſätzen nach ein Amt anvertrauen wollte, unter deſſen Aegide der unredliche Beamte ſich große Ungerechtigkeiten erlauben, und doch von den Geſetzen nicht erreicht werden konnte. Die Miniſter mußten nun eine andere Liſte vorlegen, und um ſich nicht zum zweitenmale einem ſtillſchwei-

unerbittlicher Strenge jenes Heer von Vampyren, das unter einer ſorgen- und liebloſen Regierung in den Provinzen mit lechzender Zunge das Blut des Volkes ſaugt; nahm an dem Wohl oder Wehe ſeiner Unterthanen ſtets den zärtlichſten und wärmſten Antheil *); wachte daher mit väterlicher Sorgfalt, mit-

---

genden Verweiße ihres Herrn auszuſetzen, gingen ſie jetzt wie auch nachher, bei der Wahl der, dem Monarchen vorzuſchlagenden Subjecte mit ungleich ſtrengerer Gewiſſenhaftigkeit zu Werke, als bisher noch je in ähnlichen Fällen geſchehen war. Kurz, unter dieſes Kaiſers Regierung waren zu Staatsämtern blos ächtes Verdienſt, Kenntniſſe, Religioſität und tadelloſer Wandel die einzigen, ausſchließlichen Beförderungsmittel.

*) An einem hohen Feſttage bemerkte einmal der Kaiſer in der Kirche zu den heiligen Apoſteln mehrere ihm bekannte wohlhabende Bürger in ſchlechtem abgetragenem Gewand; auch eine gewiſſe, über ihr ganzes Geſicht verbreitete Niedergeſchlagenheit entging ebenfalls nicht ſeinem ſtets ſcharf beobachtenden Blick. Baſil ahnete, daß die guten Leute vielleicht ſeiner Hülfe bedürften. Sobald alſo der Gottesdienſt beendigt war, ließ er ſie vor ſich kommen. Auf ſeine Frage, warum ſie heute in ſo ſchlechtem Anzuge und nicht, wie ſonſt an dergleichen Tagen gewöhnlich, in feſtlicher Kleidung erſchienen, auch ſo traurig und niedergeſchlagen einhergingen, gab ihm Einer derſelben zur Antwort: „Herr! wie können wir froh und „freudig ausſehen, oder gar uns mit koſtbaren Ge„wändern ſchmücken, da jetzt das Brod auf einem „ſo ungeheuern Preis ſteht, daß viele unſerer ärmern „Mitbürger Gefahr laufen, vor Hunger zu ſterben." Sichtbar war die Rührung des Kaiſers, als er dieſe Rede hörte. Seinen Blick gegen den Himmel erhebend, ſchwieg er einige Minuten. Als aber ein aufrichtiger, nicht erkünſtelter, ſondern dem Herzen entquollener Seufzer ſeine gepreßte Bruſt etwas erleichtert hatte, verſicherte er mit der größten Leutſeligkeit

hin ohne mit roher Hand in die innern Verhältniſſe der Familie einzugreifen, über öffentlicher Sittlichkeit und häuslichem Familienglück *); ehrte die Kirche und deren Diener, beſchützte, ohne ſelbſt ein Gelehrter zu ſeyn, Künſte und Wiſſenſchaften; und ſchuf und bildete endlich ein Heer, das den Einfällen der Barbaren Einhalt that, und die römiſchen Waffen ihnen auf das neue wieder furchtbar machte.

4. Sein großes Tagwerk wollte Baſilius nicht

---

die um ihn Herſtehenden, daß noch an dem heutigen Tage dieſem Elende würde abgeholfen werden. Er eilte nun in ſeinen Palaſt zurück, ließ ſeine Miniſter rufen, gab ihnen einen ſcharfen Verweiß, daß ſie ihn von der herrſchenden Theurung nicht in Kenntniß geſetzt, befahl, auf der Stelle alle kaiſerlichen Kornböden in und um Conſtantinopel zu öffnen, und das Getreide um den zwanzigſten Theil des Preiſes, den es in den ergiebigſten und geſegneteſten Jahren koſtet, dem Volke zu verkaufen. — Ein einziger ſolcher Zug, der ohnehin in keinem Charakter ſich jemals iſolirt finden wird, mithin ſtets noch auf viel anderes Großes und Edles hindeutet, würde allein ſchon den Geſchichtſchreiber berechtigen, dieſem Kaiſer den glorreichen Beinamen — glorreicher als alle Lorberen des Eroberers — eines Vaters ſeiner Völker beizulegen.

*) Der Kaiſer ſelbſt, ſobald er die höchſte Gewalt erlangt hatte, war tadellos in ſeinen Sitten, wachte aber auch ſehr ſtrenge über Sittenreinheit in dem Palaſte. Als er hörte, daß ſeine Schweſter Thecla, die freilich er ſelbſt vor einigen Jahren in die Arme Michaëls geführt hatte, nach deſſen Tode neue Verbindungen ähnlicher Art angeknüpft habe, ließ er ſie und ihren Geliebten, die erſtere in ein Frauen-, den andern in ein Mannskloſter einſperren; jedoch weniger um ſie zu ſtrafen, als vielmehr, wo möglich ſie wieder in die Schranken der Tugend und Sittſamkeit zurückzuführen.

ohne beſondern Segen von oben beginnen. Gleich die erſten Tage ſeiner Regierung bezeichnete demnach ein Akt der Gerechtigkeit, welcher die Kirche und alle Gläubigen zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. — Schon am dritten oder vierten Tage nach ſeiner Krönung verſammelte Baſilius die in Conſtantinopel anweſenden Biſchöfe, von welchen er wußte, daß ſie keine Creaturen des Patriarchen wären, zu einem Concilium in ſeinem Palaſte, mit dem Auftrage, die Wahl des Photius auf das neue zu unterſuchen, und als dieſe ihm ihren Bericht erſtattet hatten, entſetzte er den ſtolzen Mann ſeiner uſurpirten Würde, und wieß ihm ein Kloſter zu ſeinem künftigen Aufenthalt an. Dem Elias, Befehlshaber der Flotte, befahl er, den rechtmäßigen Patriarchen Ignatius auf der kaiſerlichen Galeere, gleichſam wie im Triumphe wieder nach Conſtantinopel zurückzuführen, wo er nun wirklich am 28. November des Jahres 867, unter dem Jubel des am Geſtade des Bosphorus zahllos verſammelten Volkes ankam, und noch an dem nämlichen Tage von ſeiner Kirche wieder Beſitz nahm. Es verdient bemerkt zu werden, daß Ignatius auf ſeinem Patriarchen-Stuhl jetzt gerade an demſelben Tage wiederhergeſtellt ward, an welchem er vor zehen Jahren ſo ungerechter Weiſe von ſeiner Kirche und aus Conſtantinopel war vertrieben worden. Baſil ſchrieb nun an den Pabſt, und durch ſeine Bemühungen kam auch bald darauf, zur Wiedervereinigung der morgenländiſchen mit der abendländiſchen Kirche das achte öcumeniſche Concilium in Conſtantinopel zuſammen; und wenn auch die darauf verſammelten Väter jeden Funken gegenſeitigen Mißvergnügens nicht erſtickten, im Gegentheil ſogar neuen Stoff künftigen Zwiſtes zurückließen; ſo war dies nicht ſowohl die Schuld des Kaiſers, als vielmehr theils

des Patriarchen Ignatius nicht von Weisheit geleiteten Eifers für die vermeintlichen Rechte ſeiner Kirche, theils auch der, den Griechen längſt ſchon zur andern Natur gewordenen Schelſucht gegen den römiſchen Stuhl, deſſen hohe Bedeutung ihnen in dem Laufe ihrer nie endenden unheiligen Zänkereien und Neckereien, immer fremder und unverſtändlicher ward *).

5. Aber während Baſil ſich in der erſten Woche nach angetretener Regierung mit kirchlichen Angelegenheiten beſchäftigte, ſchenkte er auch nicht mindere Aufmerkſamkeit allen zeitlichen Angelegenheiten des Staats. Viel und groß waren die Wunden, die er zu heilen hatte. Was aber jetzt ſelbſt die erfahrenſten Staatsmänner beinahe zur Verzweifelung brachte, war die ganz unbegreifliche Armuth des Staatsſchatzes. In allen Kaſſen hatte man nach Michaëls Tod kaum noch dreihundert Pfund Gold gefunden. Man ſah keine Möglichkeit auch nur den ſchreiendſten Foderungen des laufenden Dienſtes Genüge zu leiſten, und ein völliges, obgleich nur augenblickliches Stocken und Stillſtehen der ganzen Staatsmaſchine, doppelt gefährlich bei einer, beſonders gewaltſamen Regierungsveränderung, ſchien unvermeidlich. Baſils, in Auffindung neuer Hülfsquellen unerſchöpflicher Geiſt wußte auch hierin bald Rath zu ſchaffen. Er erließ eine Verordnung, kraft welcher alle von Michaël in den letzten Jah-

*) Wir wiederholen hier die ſchon einigemal gemachte Bemerkung, daß nämlich in der allgemeinen Völkergeſchichte kirchliche Angelegenheiten nur kurz und in wenigen Worten angedeutet, deren näheres Detail, ſo wie die eigentlich dogmatiſche Geſchichte erſt in der ſpeciellen Kirchengeſchichte könne vorgetragen werden.

ren ſeiner Regierung, gewöhnlich im Rauſche an Unwürdige verſchleuderten Summen unverzüglich wieder in die Schatzkammer mußten zurückgebracht werden. Um jedoch dieſe Verordnung ſo viel als möglich zu mildern, begnügte ſich der Kaiſer mit der Hälfte, und dieſe, die ſich auf mehr als vierzehn Millionen unſeres Geldes belief, war ſchon vollkommen hinreichend, nicht blos alle laufenden Staatsbedürfniſſe zu decken, ſondern auch um zu wohl überdachten, dauerhaften finanziellen und ſtaatsöconomiſchen Einrichtungen die nöthige Zeit zu gewinnen.

6. Unter den vielen Gegenſtänden, welche die Thätigkeit des Kaiſers in Anſpruch nahmen, war es beſonders die Schöpfung und Bildung eines ganz neuen, dem ehemaligen Ruhme der römiſchen Waffen entſprechenden Heeres. Die in Dalmatien wohnenden Slaven hatten ſich ſeit mehrern Jahren der griechiſchen Oberherrſchaft entzogen. Raguſa, durch ſeinen blühenden Handel, eine der reichſten Städte in Oberitalien, ward ſeit acht Monaten von den Sarazenen hart belagert, und die eben in Conſtantinopel angekommenen raguſiſchen Geſandten fleheten bei dem Kaiſer dringend um Hülfe. Zahlreiche Heerhaufen der Paulicianer oder Athiganen verheerten unaufhörlich die öſtlichen Provinzen des Reiches, und ein ſtarkes, mord- und raubſüchtiges Sarazenen-Heer zog ſich abermals jenſeits des Euphrats zuſammen. Die Marine der Griechen war in weniger ſchlechtem Zuſtande, als ihre Landmacht. In aller Eile rüſtete alſo Baſilius, um den Raguſanern zu Hülfe zu eilen, eine Flotte von hundert Segeln aus, übergab darüber dem tapfern und erfahrenen Oryphas den Oberbefehl, und dieſer hatte ſich kaum den Küſten Italiens genähert, als die Sarazenen, auf die erſte Nachricht von der Annäherung einer kaiſer-

lichen Flotte, ſogleich die ſchon fünfzehn Monate dauernde Belagerung aufhoben, auf ihre Schiffe eilten, und nach Afrika zurückſegelten. Des Oryphas glückliche Expedition trug nicht wenig dazu bei, das in Italien völlig geſunkene Anſehen der byzantiniſchen Regierung wenigſtens doch jetzt in etwas wieder zu heben. Gegen die Sarazenen und Paulicianer wollte Baſilius in eigener Perſon zu Felde ziehen. Auf ſeinen Ruf kehrten nun alle alten, gedienten Soldaten wieder zu ihren Fahnen zurück. Jede Legion ward vollzählig gemacht, die neu angeworbene Mannſchaft gekleidet, bewaffnet und unaufhörlich in den Waffen geübt, und durch des Kaiſers unermüdete Thätigkeit, und kluge Wahl ſeiner Officiere, ſtand ſchon in einigen Monaten ein zahlreiches, wohl geübtes, mit allem reichlich verſehenes, völlig marſchfertiges Heer jenſeits des Bosphorus im Lager.

7. Gegen die Sarazenen, deren Macht er wenigſtens auf einige Zeit brechen wollte, zog Baſilius in eigener Perſon. Ueberall wurden die Feinde aus dem Felde geſchlagen. Ganz Cilicien ward von ihnen geſäubert. Nur die ganz feſten Plätze blieben in ihren Händen. Siegreich kam das Römer-Heer an dem Euphrat an. Obgleich mitten im Sommer, war dennoch durch den, mehrere Tage anhaltenden Regen, der Fluß ungemein angeſchwollen. Bei der heftigen Strömung des Waſſers ſtellten die Ingenieure der Armee dem Kaiſer die Unmöglichkeit vor, eine Brücke darüber zu ſchlagen. Der Kaiſer beſtand jedoch hartnäckig darauf, und alle Gegenvorſtellungen waren fruchtlos. Aber nun zeigten ſich die Soldaten, weil an dem Erfolge zweifelnd, nur träge und unwillig bei der Arbeit. Baſilius, ſobald er dies merkte, miſchte ſich ſogleich ſelbſt unter die

Arbeiter, verrichtete daſſelbe, was er auch ihnen zu verrichten gebot, trug bei ſeiner ungewöhnlichen Leibesſtärke ganz ungeheuere Balken herbei, arbeitete fort, wenn er ſeine Soldaten ruhen ließ, und ſein Beiſpiel war nun ſo ermunternd und mächtig wirkend, daß auch das Unmöglichſcheinende zu Stande kam, blos weil der Monarch es ſo wollte. Was ſeit vielen Jahren nicht mehr geſchehen war, geſchah jetzt. Die Römer gehen über den Euphrat, verwüſten die ſchöne und reiche Provinz Sophene, ſchlagen alle ihnen entgegenrückenden Heerhaufen in die Flucht, dringen bis in das Herz von Meſopotamien, verwandeln die ganze nördliche Hälfte dieſes Landes in eine Einöde, und gehen dann über den Euphrat in der Richtung von Malatia wieder zurück. Dieſe Stadt hatten die Sarazenen zum Sammelplatz ihrer geſammten Streitkräfte gemacht. Auf die Nachricht von der Annäherung des chriſtlichen Heeres zogen ſie ſich aus der Feſtung, rückten ungefähr eine römiſche Meile weit den Griechen entgegen, und ſtellten ſich in Schlachtordnung. Eine Reihe ſich ſanft in die Ebene herabziehender Hügel deckte die Bewegungen der Sarazenen. Erſt als der Kaiſer auf den Anhöhen ankam, erblickte er die feindliche Schlachtordnung. Ohne ſeinen Colonnen Zeit zu laſſen, ſich zu entwickeln, und ihre Schlachtreihen zu bilden, ſetzt ſich jetzt Baſilius ſogleich an die Spitze einiger Schwadronen, ſprengt auf den Feind los, ſtürzt ſich mitten unter denſelben, und thut Wunder der Tapferkeit. Aber von allen Seiten blitzten ihm zahlloſe Lanzen, Schwerter und Wurfſpieſe entgegen. Mit Schrecken ſehen die Griechen die Gefahr, in welche ihren Kaiſer deſſen, bald möchte man ſagen, tollkühner Heldenmuth geſtürzt hatte. Alles eilet ihm ſchleunigſt zu Hülfe. So wie nur eine Cohorte, oder eine Manipel ſich entwickelt hatte, ſtürzte ſie ſogleich auf den

Feind. Die Gefahr des gekrönten Anführers machte jeden Soldaten zum Helden; in weniger als einer Stunde wüthete die Schlacht auf allen Punkten der feindlichen Frontlinie, und das ganze griechiſche Heer war mit dem Feinde Handgemein. Nach der, den Sarazenen eignen Art ſich zu ſchlagen, machten ſie nie den erſten Angriff; ſondern dicht aufgeſchloſſen, bildeten ſie mit ihren großen, feſt an einander gehaltenen Schilden und ausgeſtreckten Lanzen eine beinahe undurchdringliche Mauer. Aber ſo bald ſie glaubten, daß der Feind in ſeinen fruchtloſen Angriffen ſich ermüdet haben könnte, dann griffen ſie ſelbſt an, und ſtets mit deſto größerm Ungeſtüm, je größer jedesmal bei ihnen die Zuverſicht des Sieges war. Diesmal war jedoch dieſe Taktik nicht anwendbar; denn gleich bei dem erſten Zuſammenſtoßen beider Heere wurden die Schlachtreihen der Sarazenen an mehrern Orten durchbrochen, ihr erſtes Treffen ward auf das zweite zurückgeworfen, dieſes dadurch ebenfalls in Unordnung gebracht, und als endlich die griechiſche Reſerve, durch eine ſehr geſchickt ausgeführte Bewegung, die Sarazenen in die Flanke nahm, war das Schickſal des Tages entſchieden, und die Niederlage des Feindes vollſtändig. In wilder Flucht aufgelößt, ſuchte das geſchlagene Heer ſo bald als möglich die Thore von Malatia zu erreichen. Aber die Sieger folgten den Fliehenden auf dem Fuße, und der ganze Weg bis an die Mauern der Stadt, ſo wie das Schlachtfeld ſelbſt waren mit Leichen erſchlagener Sarazenen bedeckt. — Noch vom Gefecht erhitzt, und vom Siege berauſcht, forderten die Soldaten ſogleich zum Sturm geführt zu werden. Baſilius ließ alſo die Kriegsmaſchinen vorführen. Aber während dieſe gegen die Stadt ſpielten, beſann ſich der Kaiſer eines beſſern. Er zog eine regelmäßige, mit geringerm

Verluſt an Menſchen verbundene Belagerung einem ungewiſſen, zu ſehr gewagten Sturm vor. Die Stadt ward alſo von allen Seiten eingeſchloſſen, und die Arbeit mit Eröffnung der Laufgraben begonnen. Als aber ſchon nach einigen Tagen Baſilius theils von Gefangenen, theils von Ueberläufern erfuhr, daß der größte Theil des geſchlagnen Heeres ſich in die Stadt geworfen, dieſe auch ungemein befeſtiget, und noch über dieß auf viele Monate mit allem nöthigen Kriegs- und Mundvorrath verſehen ſey, hob er bei der ohnehin ſchon ziemlich weit vorgerückten Jahreszeit, die Belagerung auf, und trat den Rückmarſch an. Wieder in Conſtantinopel angekommen, begab ſich Baſilius, bevor er ſeinen Palaſt betreten wollte, in die Sophienkirche, um Gott für den glänzenden Erfolg zu danken. An dem Eingange der Kirche empfing ihn der Patriach Ignatius mit ſeiner geſammten Geiſtlichkeit, und überreichte ihm einen aus Lorbeeren gewundenen Siegeskranz. An den Stufen des Altars warf ſich jetzt Baſilius auf die Knie; und erſt, nachdem er ſein Gebet während dem Hymnen- und Pſalmengeſang der Geiſtlichkeit verrichtet hatte, begab er ſich unter dem Jubel- und Siegesgeſchrei des zahlloſen Volkes nach ſeinem Palaſte, wo er, ſtatt von den ausgeſtandenen Mühſeligkeiten des Feldzuges auszuruhen, mit der nämlichen Anſtrengung und Thätigkeit, die er in Lagern, auf Märſchen, wie auf dem Schlachtfelde gezeigt hatte, ſich auf das neue wieder allen Arbeiten der innern Verwaltung überließ.

8. Minder glücklich waren des Baſilius Feldherren gegen die Paulicianer. Auch gegen dieſe entſchloß ſich alſo jetzt der Kaiſer in eigner Perſon zu Felde zu ziehen. Aber bevor er noch den Feldzug

eröffnen konnte, lag ſchon des wilden Chryſogiris, der Paulicianer gefürchteten Anführers Kopf zu den Füßen des Kaiſers. Chryſogir hatte den Winter nicht unbenutzt wollen vorübergehen laſſen, war demnach raubend und verheerend in Kleinaſien eingefallen. Als er aber mit reicher Beute beladen ſchon wieder auf dem Rückzuge begriffen war, fiel er durch Verrath, oder eigene Unvorſichtigkeit in einen Hinterhalt, ward von den Seinigen abgeſchnitten, und in der Flucht ſein Heil zu ſuchen gezwungen. Aber ein Grieche, eben ſo gut beritten, als der Paulicianer, folgte ihm mit hocherhabenem Wurfſpies auf der Ferſe. Chryſogir wandte ſich gegen denſelben um, und erkannte in ihm einen gewiſſen Pulades, der erſt unlängſt ſein Gefangener geweſen, den er mit der größten Schonung behandelt, ihm ſogar ohne Löſegeld ſeine Freiheit geſchenkt hatte. „Wie Pulades,“ rief er ihm zu, „du ſtrebſt „ſo gierig nach dem Leben desjenigen, der erſt vor „kurzem Dir das deinige ſo großmüthig erhalten hat. „Iſt dieß deine Dankbarkeit? — Mein Dank“ erwiederte der Grieche, „liegt auf der Spitze meines „Wurfſpieſes, und mit dieſem hoffe ich jetzt Dir zu „lohnen.“ Chryſogir gab ſeinem Pferde nun wieder die Sporn, und wahrſcheinlich würde er ſeinem Verfolger entkommen ſeyn, hätte er nicht auf der Flucht ſeinem Pferde eine falſche Richtung gegeben. Ein tiefer, breiter und ſteiler Schlund hemmte den Lauf deſſelben; es vermochte nicht darüber zu ſetzen. In dieſem Augenblick ward er von Pulades ereilt und ſank, von deſſen Wurfſpies getroffen, vom Pferde. Noch athmete Chryſogir, als mehrere andere griechiſche Reiter dazu kamen, ihm den Kopf abſchlugen, damit nach Conſtantinopel eilten und ihn dem Kaiſer überreichten. In ſeinem Unmuth hatte dieſer ſchon öfters den Wunſch geäußert, einſt noch

ſo glücklich zu ſeyn, durch den Kopf dieſes ſeines ärgſten Feindes drei Pfeile zu ſchießen. Dieſen abgeſchmackten Wunſch konnte er jetzt in Erfüllung bringen; und wirklich war er nun ſo ſchwach, und ſeiner ſelbſt, wie ſeiner Würde ſo wenig eingedenk, daß er Chriſogirs Kopf an einen Baum aufhängen ließ, und mit eigner Hand drei Pfeile durch denſelben jagte. Welche unedle, erbärmliche, eines Fürſten wie Baſilius ſo höchſt unwürdige Rache! Chriſogirs Tod brachte den Paulicianern Verderben und Untergang. Ohne bedeutenden Anführer, und unter ſich ſelbſt uneinig und in Faktionen getheilt, waren alle ihre Operationen ohne Kraft und Zuſammenhang. Ihr Heer ward endlich völlig geſchlagen, die Bergfeſte Tefreis erobert, von Grund aus zerſtört, und, obgleich leider noch lange nicht der verderblichen Sekte, doch wenigſtens dem paulicianiſchen, allen Provinzen Kleinaſiens über dreißig Jahre ſo furchtbaren Raubſtaat ein Ende gemacht.

9. Mit demſelben Erfolge, wie das erſtemal, zog bald darauf Baſilius abermals in eigner Perſon gegen die Sarazenen. Auch in dieſem Feldzuge war er zu gleicher Zeit Soldat und Feldherr; vereinte die Unerſchrockenheit und Tapferkeit des Einen mit der Beſonnenheit und Einſicht des Andern; wußte ſich ſtets zu vervielfältigen, war überall gegenwärtig, und wo nur immer ihn die Soldaten erblickten, vergaßen ſie ſogleich jede Gefahr wie jede Beſchwerde; denn beides theilte ununterbrochen der Kaiſer mit ihnen. Als er über das tauriſche Gebirg zog, und ſeine Soldaten auf dem größtentheils ſehr ſteilen, oft beinahe gar nicht praktikabeln Wege nach und nach zu ermüden anfingen, ſtieg er ſogleich vom Pferde, machte den ganzen Marſch zu Fuße, ließ ſich bald an der Spitze, bald im Cen-

trum ſeines Heeres erblicken, ſprach gleich leutſelig mit den Officieren, wie mit den Soldaten, und wußte nicht ſelten ſogar durch ermunternden Scherz ihren Muth noch mehr zu beleben. — Bei dem nächtlichen Uebergang über den Fluß Paradiſus in Syrien, über welchen er nicht Zeit hatte, eine Brücke zu ſchlagen, durch den aber eine, obgleich nichts weniger als ganz gefahrloſe Furt führte, war Baſilius der erſte, der den Uebergang verſuchte; aber in der Mitte der Furt, die er durch eine Menge brennender Fackeln beleuchten ließ, blieb er ſtehen, und ließ das ganze Heer vor ſich vorbei defiliren. Wo er jetzt Strauchelnde, oder ſolche bemerkte, die der Strom mit ſich fortgeriſſen hatte, eilte er ihnen zu Hülfe, reichte ihnen die Hand, zog ſie mit der, ihm eignen Rieſenſtärke aus der Strömung, und rettete ſo mehreren ſeiner Soldaten das Leben. In dieſem beſchwerlichen, naſſen Poſten blieb Baſilius ſo lange, bis der letzte ſeines Heeres das jenſeitige Ufer erreicht hatte. Unter einem ſolchen, und noch dazu gekrönten Feldherrn, hätte er auch weniger Kriegskunde beſeſſen, mußte dennoch jedes Heer, wenn nicht alle moraliſche Kraft in ihm verſchwunden war, den Sieg ſtets gleichſam an ſeine Fahne feſſeln. Wirklich ſchlug auch wieder Baſilius alle ſarazeniſchen Heerhaufen, die ſich ihm entgegen ſtellten, verwüſtete weit und breit das feindliche Land, zwang blos durch ſeine perſönliche Größe zwei Emirs, mit dem ganzen Gebiete, dem ſie vorſtanden, ſich ihm zu unterwerfen, und kehrte dann mit dem Raube aller, von ihm ſiegreich durchzognen Provinzen wieder zurück.

10. Nur Schade, daß auf dieſem Rückzuge Baſilius ſeinen Ruhm nicht wenig befleckte, und zwar ſo wohl als Feldherr, wie auch als Chriſt

und Menſch. Das griechiſche Heer nämlich ſchleppte eine ungeheuere Menge Gefangener mit ſich. Dieſe erſchwerten an ſich ſchon nicht wenig den Marſch der Armee. Aber nun hatte auch Baſilius mehrere feſte, von den Sarazenen ſtark beſetzte Plätze auf ſeinen Seiten, wie im Rücken unberührt liegen laſſen. Es war demnach zu befürchten, daß beſonders die Sarazenen von Tarſus die tauriſchen Gebirgspäſſe auf das neue wieder beſetzt haben möchten; und nun war freilich der unter beſtändigen Gefechten mit dem Feinde, auf unwegſamer, ſteiler Gebirgsſtraße fortzuſetzender Marſch einer Armee, die noch überdieß ein kleines Heer von Gefangenen zu führen und zu bewachen hatte, eine äußerſt bedenkliche Sache. Um alſo die Bewegungen ſeines Heeres zu erleichtern, und einem möglichen Aufſtand der Gefangenen zuvorzukommen, ließ Baſilius ſie ſämmtlich, mehrere Tauſende an der Zahl, von einigen Schaaren ſeiner Leute umringen, und mit kaltem Blute erbarmungslos niederhauen. Heidniſches Kriegsrecht mag vielleicht den Sieger zu einer ſolchen Bluthat berechtigen. Aber in der Bruſt eines chriſtlichen Feldherrn ſollte ein anderes Geſetz geſchrieben ſtehen, und nur ein in der Hölle erzeugter, religiöſer Fanatismus kann in dem Umſtande, daß die Gefangenen lauter Sarazenen waren, eine Rechtfertigung ſolcher Greuelthat zu finden glauben. — Uebrigens war Baſilius überhaupt nur im offnen Felde ein ſtets glücklicher Feldherr. Die Sarazenen ſchlug er, ſo oft er auf ſie ſtieß, erſtürmte die ſteilſten und gefährlichſten Engpäſſe, kam in ſeinen Bewegungen immer jenen des Feindes zuvor, wählte ſtets treffliche Stellungen, berechnete eben ſo richtig ſeine Märſche, und ſorgte mit ſeltener, in das ganze ungeheure Detail eingehender Aufmerkſamkeit für ununterbrochene, ſtets vollkommen geſicherte Subſi-

ſtenz ſeines Heeres. Nur im Belagerungskriege war Baſilius nie glücklich, und vor allen Feſtungen, die er belagerte, wie z. B. Malatia, Germanicia, Adanes ꝛc. mußte er ſtets unverrichteter Dinge wieder abziehen. Nicht glücklicher waren auch ſeine Generäle. Andreas, ein geborner Scythe, aber durchaus redlicher Mann, und dabei vielleicht der erfahrenſte und tapferſte unter allen Feldherren des Kaiſers, hatte nicht ferne von Tarſus über ein zweimal ſtärkeres Sarazenen-Heer einen der glänzendſten Siege erfochten. Am Vorabend der Schlacht ſchickte ihm der commandirende Emir einen, in den ſtolzeſten und zugleich das Chriſtenthum ſchmähenden Ausdrücken abgefaßten Herausforderungsbrief. Morgen, ſagte unter anderm der Emir darin, wollen wir ſehen, wer mächtiger iſt, Mohamed oder Joſephs und Mariens Sohn. Dieſe Gotteslaſterung, die eigentlich in dem Munde und nach den Begriffen der Sarazenen keine war, entflammte das ganze Heer zu wüthender Rache. Als es Andreas mit Anbruch des Tages in Schlachtordnung geſtellt hatte, verſchmäheten die Soldaten, das Treffen in einer gewiſſen Entfernung, wie gewöhnlich, mit den Wurfwaffen zu beginnen. Mit dem Schwert und der Lanze in der Hand, ſtürzten ſie ſich mit beiſpielloſem Ungeſtüm ſogleich auf den Feind. Die Griechen ſchienen übermenſchliche Kräfte zu haben. Nichts vermochte ihnen Widerſtand zu leiſten. Der Emir ward gleich im Anfang des Treffens erſchlagen. Eine zahlloſe Menge fiel unter dem furchtbar wüthenden Schwert der Chriſten, und in weniger als zwei Stunden war das ganze feindliche Heer vernichtet. Nur der Nachtrab, weil Tarſus viel näher, rettete ſich durch die Flucht, und kam ohne bedeutenden Verluſt vor den Thoren der Stadt an. Mit den Leichen der Erſchlagenen errichtete Andreas

im Angeſicht der Stadt eine, den Sarazenen in Tarſus lange Zeit furchtbare Trophä. Aber eben ſo beſcheiden und beſonnen nach dem Siege, als vor der Schlacht, wollte Andreas, ſeine Mittel des Angriffes mit jenen des Widerſtandes und der Vertheidigung der Sarazenen in Tarſus genau abwägend, dennoch ungeachtet ſeines errungenen Sieges die Stadt nicht belagern. Er zog alſo an ihr vorüber, und kehrte mit dem Heere nach Conſtantinopel zurück. Die Eroberung von Tarſus lag dem Kaiſer ungemein am Herzen; die Sicherheit eines großen Theils von Kleinaſien hing davon ab. So ſehr ſich alſo Baſilius des von Andreas erfochtenen Sieges erfreute, eben ſo ſehr ſchmerzte es ihn, daß die Eroberung dieſer wichtigen Feſtung nicht eine Frucht deſſelben war. Dieſe Stimmung des Monarchen wußten die Feinde des Andreas trefflich zu benutzen. Ihre giftigen Bemerkungen blieben nicht ohne Wirkung. Argwohn und mancherlei Verdacht erwachten in der Bruſt des Kaiſers, und einer aus ſeinen nächſten Umgebungen hatte ſogar die Frechheit, den Andreas ganz laut und ſelbſt in Gegenwart des Kaiſers des Verraths zu beſchuldigen. „Hätte ich“ ſetzte er prahlend hinzu „nach jenem glänzeuden Sieg ein ſo muth„volles Heer unter meinem Commando gehabt, ſo „würde ſchon in zweimal vier und zwanzig Stunden „der Kaiſer Herr von Tarſus geweſen ſeyn“. — Baſilius ließ ſich bethören, nahm ſogar den Stypiotes — ſo hieß der unverſchämte Schwätzer — beim Wort, übertrug ihm den Oberbefehl des Heeres, und ſchickte ihn vor Tarſus. An der Spitze eines Heeres, und dem Feinde gegen über, fand Stypiotes nun alles ganz anders, als er es in ſeinen Kriegsbüchern mochte gefunden und geleſen haben. Ohne alle Erfahrung, des Krieges ganz unkundig, machte er demnach jetzt Fehler über Feh-

ler, und verſtand endlich gar nicht einmal, die bekannteſten, und bei einer Belagerung durchaus nothwendigen Vorſichtsmasregeln zu treffen. Eine Folge davon war, daß die zahlreiche Beſatzung bei Nacht einen Ausfall machte, ganz unbemerkt in das kaiſerliche Lager drang, eine Menge Griechen erſchlug, und deren ganzes Heer auseinander ſprengte. Von den Soldaten, welche dem Blutbade entronnen waren, aber nun auch nicht zum zweiten Male das Opfer der Unwiſſenheit eines ungeſchickten und unerfahrnen Feldherrn werden wollten, kehrte nicht ein einziger zu ſeiner Fahne zurück, und nur von ſehr wenigen begleitet, aber mit deſto mehr Schmach bedeckt, kam der gedemüthigte, prahlende Verläumder wieder in Conſtantinopel an. Baſilius war zu verſtändig, um nicht vielmehr ſich ſelbſt, als dem Stypiodes zu zürnen. Er begnügte ſich alſo, ihn blos von ſeiner Perſon zu entfernen, und aus Conſtantinopel zu verbannen. — Indeſſen hatte doch Baſilius, troß aller mißlungenen Belagerungen, durch ſeine beiden Feldzüge, wie durch die von ihm ſelbſt und ſeinen Generalen erfochtenen Siege, den Sarazenen wieder den römiſchen Namen zu ehren gelehrt. Sie enthielten ſich ihrer räuberiſchen Einfälle, und Kleinaſiens Provinzen genoſſen ſeit vielen Jahren keiner ſo lange anhaltenden Ruhe, als unter der Regierung dieſes Kaiſers.

12. Nicht minder furchtbar ward den Sarazenen auch auf allen Meeren jetzt wieder die griechiſche Flagge. Seeräuberei war längſt ſchon, beſonders für die ſpaniſchen und afrikaniſchen Sarazenen eine unerſchöpfliche Quelle von Reichthümern. Unter Baſilius Regierung fing dieſe Quelle an ſehr ſparſam zu fließen. Zahlreiche, aus den Häfen von Creta ausgelaufene ſarazeniſche Flotten plünder-

ten bisher nicht ſelten alle Inſeln des Archipelagus, durchſchifften bisweilen den Helleſpont, wagten ſich ſogar in den Propontis, und bedroheten dann ſelbſt Conſtantinopel. Dies geſchah nun auch jetzt wieder. Aber die griechiſche Marine war durch des Kaiſers Vorſorge in einem ganz andern Zuſtande als bisher, und den Nicetas, einem erfahrnen, tapfern Seemann, hatte Baſilius zum Oberbefehlshaber über die Flotte ernannt. Dieſer ſchlug und verbrannte die ſarazeniſchen Flotten, wo ſie nur immer in dem ägeiſchen Meere, oder überhaupt in den Gewäſſern des Peloponneſus ſich blicken ließen *).

*) Als Nicetas einſt die ſaraceniſche Flotte an der weſtlichen Küſte des Peloponnes aufſuchte, ſie hier nicht fand, aber in Erfahrung brachte, daß ſie auf der andern Seite die Küſten von Methom und Patras verwüſtete; es jedoch, wenn er das Vorgebirg von Malea hätte umſegeln wollen, mehrere Tage erfordert, mithin der Feind genug Zeit gehabt haben würde, die gemachte reiche Beute in Sicherheit zu bringen; ſo ließ Nicetas, was beinahe unerhört war, alle ſeine Schiffe zu Lande über den ungefähr zwei Stunden breiten Iſtmus transportiren. In einer einzigen Nacht ward dieſe ungeheure Arbeit vollbracht, und ſchon am folgenden Morgen ſteuerte der griechiſche Admiral mit vollen Segeln auf die feindliche Flotte los. Da die ſaraceniſchen Schiffe, in der Vorausſetzung, daß ſie die kaiſerliche Flotte erſt in einigen Tagen zu Geſicht bekommen könnten, ſich, um eine deſto längere Küſtenſtrecke zu plündern, ſehr zerſtreut hatten; ſo griff Nicetas, nun jedes dieſer Schiffe einzeln an, bohrte es in Grund, oder verbrannte es durch das gregorianiſche Feuer, wovon er einen guten Vorrath bei ſich hatte, und vernichtete die Flotte der Sarazenen ſo gänzlich, daß auch nicht ein einziges Fahrzeug davon wieder nach Creta zurückkam. — Bemerken müſſen wir bei dieſer Gelegenheit, daß die größten Schiffe jener Zeit höchſtens nur zweihundert ſechzig bis ſiebenzig Mann faſſen konnten.

Da Nicetas aber die Gefangenen, Soldaten, wie Matroſen ſtets mit der größten Grauſamkeit behandelte, ſie gewöhnlich lebendig ſchinden, oder in Keſſel voll ſiedenden Oels werfen ließ; ſo wollte Baſilius, der ſolche Greuel verabſcheute, ſich deſſelben zu keiner fernern Expedition mehr bedienen, nahm ihm daher den Oberbefehl über die Flotte, und übergab dieſe dem Naſar, einem nicht minder erfahrnen, aber ungleich menſchlichern Befehlshaber. Unter dieſem Admiral weheten die griechiſchen Flaggen eben ſo ſiegreich an den Küſten von Sicilien und Unteritalien, als in den Gewäſſern des ägeiſchen und joniſchen Meeres. Nachdem er eine gegen die Inſel Cephalonia beſtimmte, aus mehr als sechszig Schiffen beſtehende, ſarazeniſche Flotte bei Methone gänzlich geſchlagen hatte, ſegelte er auf Befehl des Kaiſers nach Sicilien, landete bei Panorma, erhob von mehrern Städten ungeheure Brandſchatzung, nahm eine Menge reich beladener Kauffahrteiſchiffe weg, ſteuerte hierauf wieder nach den Küſten von Calabrien, ſchlug und zerſtreute bei Crotona eine eben aus den Häfen von Afrika angekommene ſarazeniſche Flotte, ſetzte nach dieſem Siege ſeine Truppen an das Land, ſchlug in Verbindung mit dem dort commandirenden griechiſchen General Procopius die Sarazenen in mehrern Gefechten, ſäuberte beinahe ganz Calabrien und Apulien von dem Feinde, und kam dann mit einer Menge, den Sarazenen abgenommener Schiffe und ganz unermeßlicher Beute triumphirend in Conſtantinopel wieder an *). —

*) Einen ſehr ſchönen Zug der Menſchlichkeit in dem Charakter des Kaiſers Baſilius dürfen wir hier nicht unerwähnt übergehen. Als ſein Admiral Naſar zu ſeinen Seezügen aus dem Hafen von Conſtantinopel ausgelaufen war, hatte er während der Fahrt das

Dieſe glücklichen und ruhmvollen Seezüge thaten

Unglück, daß ſo oft die Flotte bei irgend einer Inſel anlegte, immer einige Matroſen ihm davon liefen. Sie verſteckten ſich auf den Inſeln, und flüchteten ſich dann bei der erſten günſtigen Gelegenheit nach Conſtantinopel. In dem Hafen von Methom angekommen, ſah Nicetas aus Mangel an Ruderknechten ſich außer Stand geſetzt, etwas gegen den Feind zu unternehmen. Er berichtete es alſo an den Kaiſer, auf deſſen Befehl der Präfekt von Conſtantinopel die Ausreiſſer aufſuchen, und in die Gefängniſſe der Präfektur bringen ließ. Nach den Kriegsgeſetzen war ſowohl bei den Land- als See- Truppen Todesſtrafe auf Deſertion während des Marſches gegen den Feind geſetzt. Baſilius, obgleich gar nicht ſchüchtern im Strafen, ſobald er daſſelbe für nothwendig fand, ſuchte doch ſtets die Forderungen ſtrenger Gerechtigkeit, ſo viel wie möglich mit jenen der Menſchlichkeit und Milde zu vereinbaren. Er erbarmte ſich jetzt dieſer Ausreiſſer. Er wollte ihr Leben retten, aber zugleich auch, weil Strafloſigkeit hier dem Wohl des Staates, ja ſelbſt der Erhaltung deſſelben gefährlich werden könnte, durch ein Beiſpiel ſtrenger Gerechtigkeit, andere ſo wohl für jetzt wie für die Zukunft von ähnlichen Verbrechen zurückſchrecken. Um dieſen doppelten Zweck zu erreichen, erſann nun ſein menſchliches Herz eine Liſt, in welche er niemand als den Präfeckten von Conſtantinopel einweihete. Aus den Gefängniſſen der Stadt wurden nämlich alle wegen Mord zum Tode verurtheilte Verbrecher, deren Begnadigung ein, an der menſchlichen Geſellſchaft begangener Frevel geweſen ſeyn würde, ausgeſucht, in Matroſenkleider geſteckt, ihre Geſichter ſo viel möglich unkenntlich gemacht, hierauf genau bewacht, ſo daß niemand ſich ihnen nähern durfte, nach Methon gebracht, und dort, zwar im Angeſicht der Flotte, jedoch in einer gewiſſen Entfernung von derſelben, an dem Geſtade des Meeres aufgehenkt. Da der Abgang an Ruderknechten auf der Flotte des Naſars indeſſen von dem Statthalter von Griechenland war erſetzt worden, ſo wurden nun auch die in Conſtantinopel gefangenen Matroſen ganz geheim und in der Stille ihrer Haft wieder entlaſſen.

vollkommen die nämliche Wirkung, welche des Baſilius und ſeiner Feldherren nicht minder glänzende Feldzüge auf dem feſten Lande hervorgebracht hatten. So wenig die Sarazenen es jetzt wagten, ihre frühern Einfälle in die Provinzen Kleinaſiens zu wiederholen, eben ſo wenig gelüſtete es nun auch ihren Flotten nach neuer Beute auf den aſiatiſchen oder europäiſchen Inſeln; und die Bewohner erfreueten ſich jetzt ebenfalls einer, ihnen längſt ſchon völlig fremd gewordenen Ruhe und Sicherheit.

13. Auch jenſeits des Pontus Euxinus war Baſilius Name eben ſo geehrt, als gefürchtet. Die Geſandten und Miſſionäre, welche er nach Rußland ſandte, fanden dort willkommene und freundliche Aufnahme. Neue, das gegenſeitige Intereſſe beider Völker mit Billigkeit berückſichtigende Verträge legten den Grund zu einem dauerhaften, friedlichen Verhältniß zwiſchen beiden Völkern; und der, beiden Theilen ſo vortheilhafte Handel gewann jetzt mit jedem Jahre mehr Leben und größere Ausdehnung. — Selbſt die in Dalmatien wohnenden Slaven, die ſich längſt ſchon der griechiſchen Herrſchaft entzogen hatten, kehrten freiwillig wieder unter dieſelbe zurück, und ganz Dalmatien, wie auch das ſtolze Venedig und die betriebſamen Raguſaner huldigten dem griechiſchen Kaiſer, als ihrem einzigen, rechtmäßigen, ſie ſchützenden Oberherrn *).

*) Nie mehr empörten ſich von jetzt an die dalmatiſchen Slaven; denn Baſilius ſchickte nicht, wie vormals geſchehen, ihnen wieder Stadthalter, Beamten und Einnehmer, welche ſie drücken, plagen und quälen konnten; ſondern überließ ihnen unbeſchränkt die Wahl ihrer obrigkeitlichen Perſonen. Er ſelbſt beſtimmte nur die Contribution, die jeder Bezirk jährlich an den Staatsſchatz nach Conſtantinopel zu ſchicken hatte;

14. Aber auch die edelſten Charaktere haben ihre Schattenſeite, und die größten Monarchen ihre Schwächen, und gegen die Schlingen jener, die dieſe ſcharf zu durchſchauen und ſchlau zu benutzen wiſſen, vermag kaum die tiefſte und vollendetſte Menſchenkenntniß einen Fürſten zu ſchützen. Einen, nicht ſehr erfreulichen Beweis davon liefert nun ebenfalls der ſonſt ſo weiſe, ſo verſtändige und gerechte Kaiſer Baſilius; denn auch er ward von dem abgefeimt ſchlauen Photius, obgleich er ſelbſt ihn des Patriarchenſtuhls für unwürdig erklärt hatte, am Ende doch noch umſtrickt und nicht wenig bethört. Der Stolz des eben ſo unruhigen, als talentvollen Mannes war hinter den Mauern des Kloſters, wohin er verbannt worden, nichts weniger als erſtorben; im Gegentheil gaben Stille und klöſterliche Einſamkeit ſeinem Ehrgeiz hier täglich mehr Nahrung. Mit lauernder Aufmerkſamkeit beobachtete er anfänglich alle Schritte des Patriarchen Ignatius. Da aber dieſer fromme Prälat, den auch nachher die Kirche den Heiligen beizählte, der ſpähenden Bosheit nirgends eine Blöße darbot; ſo änderte der Schalk ſeinen Plan, heuchelte Unterwerfung, und buhlte um die Gunſt und Liebe des ehrwürdigen Patriarchen. Was Photius verlangte, war, daß Ignatius ihn als Biſchof anerkennen, demnach auch ihm, allen biſchöflichen Verrichtungen ſich zu unterziehen, geſtatten möchte. Aber Ignatius, der nicht leicht zu täuſchen war, blieb unerbittlich. Als Photius ſah, daß ſeine Künſte bei dem Patriarchen nicht anſchlagen wollten, wandte er ſich an die nächſten Umgebungen des Kaiſers.

---

das Ausſchlagen der Steuern, ſo wie die Erhebung derſelben überließ er jedoch ebenfalls wieder den Dalmatinern ſelbſt.

In dem Beſitze unermeßlicher Reichthümer, war es ihm ein leichtes, Freunde zu finden, oder auch neue Freunde ſich zu machen. Es dauerte alſo nicht lange, ſo erhoben ſich am Hofe eine Menge Stimmen zum Lobe des Photius. Der Eine pries dem Monarchen die hohe Frömmigkeit des Mannes, ein Anderer deſſen allumfaſſende Gelehrſamkeit, ein Dritter die Großmuth, mit der er ſein vielleicht unverdientes Schickſal ertrage; kurz, der Kaiſer hörte dergleichen Lügen ſo viele und ſo oft, daß dieſe endlich einen Schein von Wahrheit bei ihm gewannen, er daher auch nach und nach anfing, ſich gegen den Photius immer milder und ſchonender zu erweiſen. Aber nun hatte Baſilius, trotz der ihm eigenen, gar nicht zu verkennenden Charakterſtärke, dennoch nicht Seelenhoheit genug, um über ſeine niedrige Geburt nicht zu erröthen. Zwar ſchämte er ſich nicht ſeiner frühern Armuth; was ihn ſchmerzte, war blos ſeine ganz obſcure, gemeine und niedere Abkunft. Dieſe Schwachheit des Kaiſers entging nicht dem Scharfblick einiger Freunde des Photius, und dieſer zauberte nun in der Geſchwindigkeit einen Stammbaum hervor, der den Baſilius zu einem Sprößling der Arſaciden, und endlich gar Alexander den Großen zu einem ſeiner Herren Stammvettern machte. Obgleich jetzt vielleicht im ganzen Reiche Baſilius der einzige Getäuſchte war; ſo wagte doch niemand, dem Stammbaum zu widerſprechen, und das hohe Verdienſt dieſer wichtigen Entdeckung blieb alſo dem Photius ganz allein. Um ihm gehörig dafür zu lohnen, erlaubte ihm der Kaiſer, das Kloſter zu verlaſſen, wies ihm in einem der kaiſerlichen Paläſte in Conſtantinopel eine prächtige Wohnung an, übertrug ihm den Unterricht ſeines Sohnes, des Prinzen Leo, fragte ihn ſelbſt bei wichtigen Angelegenheiten um Rath, beſtätigte ihm

ſeine biſchöfliche Würde, und erlaubte ihm ſogar, troß den Canons und des Ignatius Gegenvorſtellungen, alle biſchöfliche Verrichtungen, ſo oft er es für gut finden würde, vorzunehmen.

15. Photius einziges Streben ging jeßt dahin, die Zahl ſeiner Creaturen wie ſeiner Freunde am Hofe zu vermehren, aber vorzüglich in der Gunſt des Kaiſers immer höher und höher zu ſteigen. Da er nie irgend ein, ihn zum Zwecke führendes Mittel verſchmähete; ſo wurden jeßt auch alle, ſelbſt die nur ſchnell vorübergehenden Schwachheiten des Monarchen für ihn gleichſam die Stufenleiter, auf welcher er ſich nach und nach zu dem Ziele ſeiner Wünſche zu erheben ſuchte. — Baſilius hatte unlängſt ſeinen älteſten Sohn, den, zu den größten Hoffnungen berechtigenden Prinzen Conſtantin durch einen, leider für das Vaterherz viel zu frühzeitigen Tod verloren. Er war der Liebling des Vaters geweſen, aber auch in Wahrheit eine ſeltene, rein organiſirte, für alles Große und Schöne empfängliche Jünglingsſeele, mit Recht die Hoffnung aller Edeln im Reiche. Tief beugte den Vater dieſer Verluſt; und indem er, beſonders in den erſten Tagen, in ſeiner wirklichen wie vermeintlichen Freunde Buſen ſeinen brennenden Schmerz ausſtrömen ließ, äußerte er mehrmals den Wunſch ſeinen theuern, geliebten Conſtantin nur ein einziges mal noch ſehen und umarmen zu können. Auch hiezu machte Photius dem Kaiſer Hoffnung; denn was wäre dem verſchmißten, durch ſeine gefühlte Superiorität ſich alles zutrauenden Manne nicht möglich geweſen! — Unter Photius geheimſten Vertrauten befand ſich ein gewiſſer Santabarenus, ein Menſch, der einſt zum Strange verurtheilt, vom Cäſar Bardas war begnadiget und in einem Klo-

ſter eingeſperrt worden. Dieſer Elende, ſchon oft das geheime Werkzeug der lichtſcheuen Thaten ſeines Gönners, ward auch jetzt wieder zu einem neuen Bubenſtück deſſen Gehülfe. Dem Kaiſer war Santabarenus noch unbekannt; aber nun machte Photius den Monarchen täglich mehr aufmerkſam auf denſelben. Er rühmte deſſen ſeltene Heiligkeit, ſprach vieles von der ihm eben daher gewordenen höhern Erleuchtung, und bezeichnete ihn endlich gar als einen, mit prophetiſcher Gabe von Gott ausgerüſteten Wunderthäter. Durch das Gebet dieſes Heiligen, ſetzte Photius hinzu, würde des Kaiſers ſo ſehnlicher Wunſch, ſeinen Sohn noch einmal zu ſehen, vielleicht wirklich erfüllt werden können. In der That geſchah es auch bald darauf, daß, als der Kaiſer auf der Jagd war, plötzlich ein junger Ritter von blendender Wohlgeſtalt und in ſtrahlendem Gewandt auf ihn losſprengte. Aber welche Ueberraſchung und welche namenloſe Wonne für den Kaiſer, als er in dem jungen Ritter alle Geſichtszüge ſeines geliebten Conſtantins erkannte, dieſer ihm ſogar um den Hals fiel, aber auch ſogleich wieder vor ſeinen Augen verſchwand. — Es wäre überflüſſig, die Art des geſpielten Betrugs unterſuchen zu wollen; vielleicht war es ſelbſt ein dämoniſches Blendwerk; genug, Baſilius ſehnlichſter Wunſch war nun erfüllt; er hatte ſeinen Sohn geſehen oder vielmehr zu ſehen geglaubt, und in ſeiner Meinung war nun niemand größer und heiliger, als Photius und deſſen Geſell Santabarenus *). Dieſen

*) Daß man dem Kaiſer ſeinen Sohn hat ſehen laſſen, dieſes bezeugt **Georgius Monachus**, und mit ihm bezeugen es noch die mehrſten der übrigen griechiſchen Chroniker. Die Sache gewinnt auch dadurch eine noch größere Gewißheit, daß Baſilius eine, nach dem heiligen Conſtantin genannte Kirche, — **Georg.**

betrachtete der Kaiſer von jetzt an als ein untrüg-liches Orakel, ließ es geſchehen, daß Photius ihm die biſchöfliche Würde ertheilte, ſah ihn gerne in ſeiner Umgebung, und fragte ihn nicht ſelten bei den wichtigſten Angelegenheiten um Rath.

16. Alles ging jetzt dem Photius nach Wun-ſche. Mit der wiederkehrenden Sonne ſeines Glük-kes ſammelten ſich auch ſeine früheren Freunde wie-der um ihn her, und als der Patriarch Ignatius am 23. Oct. des Jahres 877 ſtarb, ward auf den erledigten Patriarchenſtuhl Photius von der nämli-chen Hand erhoben, die vor zehn Jahren ihn ſo ſchmachvoll von demſelben herabgeſtürzt hatte. Um zu ſeiner Erhebung die päbſtliche Genehmigung zu erhalten, heuchelte Photius die tiefſte Unterwerfung unter den römiſchen Stuhl, ſchrieb Briefe an den Pabſt, worin auch nicht ein einziges wahres Wort ſtand, und ſchickte endlich noch Santabarenus als ſeinen Apogriſiarius nach Rom, der unſtreitig eben ſo gut oder vielleicht noch beſſer heucheln und lügen

---

Mon. ſagt ein Kloſter — an der Stelle, wo er die Erſcheinung gehabt hatte, erbauen ließ. — Wir müſſen hier bemerken, daß Baſilius ein ſo großer Verehrer Conſtantins des Großen war, daß ihm zu Gefallen, und auf ſein Verlangen der Patriach Pho-tius jenen unter die Zahl der Heiligen der griechiſchen Kirche verſetzte, daher auch jetzt Baſilius die ſo eben erwähnte, von ihm erbaute Kirche dieſem neuen, durch kaiſerliches Decret — denn ein Wunſch des Kaiſers war für den Photius ſo gut wie ein Befehl — cre-irten Heiligen weihen ließ. Das Heiligſprechen war damals in der morgenländiſchen, wie abendländiſchen Kirche noch den Biſchöfen, ohne beſondere Zuziehung des römiſchen Stules geſtattet. Nur wurden nicht immer die von Biſchöfen Heiliggeſprochenen auch in das römiſche Martyrologium eingetragen.

konnte, als ſelbſt ſein großer Herr und Meiſter. Auch der Kaiſer ordnete diesfalls eine beſondere Geſandtſchaft nach Rom; und da der Pabſt, von den Sarazenen hart gedrängt, abermals eine griechiſche Flotte an den Küſten von Italien zu ſehen wünſchte, auch die beiden Legaten, die er unlängſt wegen der bulgariſchen Angelegenheit nach Conſtantinopel geſchickt hatte, theils von Photius ſchmeichelnden Worten und herrlichen Geſchenken gewonnen, theils durch deſſen Drohungen geſchreckt, nun ebenfalls ſich der Sache des neuen Patriarchen mit vieler Wärme annahmen; ſo ertheilte dieſem endlich der Pabſt die Abſolution, erkannte ihn als rechtmäßigen Patriarchen von Conſtantinopel, und nahm ihn in die Gemeinſchaft der römiſchen Kirche wieder auf *).

17. Unumſchränkt lag nun im Orient wieder das ganze Kirchenregiment in den Händen des Photius, des ſtolzeſten und ſchrecklichſten kirchlichen Despoten, den es ſeit Gründung des Chriſtenthums noch jemals gegeben hatte. Nicht nur im ungeſtörten Beſitze der höchſten Gunſt und des vollen Zutrauens des Kaiſers, hatte er ſich auch am Hofe eine ungemein zahlreiche und ſtarke Parthei zu verſchaffen, ja ſogar ſeinen Bruder Catoceles, — ein eben ſo verdorbener Menſch als er ſelbſt — zum oberſten Befehlshaber der kaiſerlichen Leibwache zu befördern gewußt. Gegen alle Biſchöfe, von deren Frömmigkeit und Redlichkeit er vermuthen konnte,

---

*) Eine umſtändliche Erzählung der zweiten Erhebung des Photius gehört in die ſpecielle Kirchengeſchichte. Hier wollen wir nur blos in der Kürze bemerken, daß der Pabſt dem Photius die Abſolution nur unter gewiſſen Bedingungen gab, die derſelbe aber auf die ſchändlichſte, trügeriſchſte Waiſe zu umgehen wuſte.

daß ſie ihm nicht ſehr geneigt ſeyn möchten, glaubte er ſich nun Alles erlauben zu dürfen. Ohne Urſache wurden ſie abgeſetzt, oder wenigſtens entfernte, weniger einträgliche Kirchen ihnen angewieſen. Wer, ſey es Biſchof, Prieſter oder Abt, ſich über die Rechtmäßigkeit der Erhebung des Photius auch nur den leiſeſten Zweifel erlaubte, und dieſen in einem unbewachten Augenblick hörbar merken ließ, dem ward Entſetzung des Amtes, Geißelung, Einkerkerung oder Verbannung zu Theil. Seinen Santabarenus, dem er den Titel eines Protothromus, das heißt, eines erſten Biſchofes unter allen, unter dem Stuhl von Conſtantinopel ſtehenden Sufraganbiſchöfen beilegte, drang er einer Kirche von Cappadocien auf, aus welcher er den rechtmäßigen, von der ganzen Diöceſe geehrten und geliebten Biſchof gewaltſam vertrieb. Alle, von ſeinem Vorfahrer, dem heiligen Ignatius, gemachte Einrichtungen wollte er vernichten, die von jenem geweihten Biſchöfe, Prieſter und Diaconen ſämmtlich ihrer Aemter entſetzen, die von Ignatius aber, mancherlei Verbrechen wegen, abgeſetzten Biſchöfe und Prieſter in ihren Würden wiederherſtellen; kurz, dieſer gewaltthätige, gewiſſenloſe Kirchendespot würde der ganzen morgenländiſchen Kirche eine andere, aber wahrhaft furchtbare Geſtalt gegeben haben, hätte nicht Baſilius, mit ſeiner gewöhnlichen Beſonnenheit ihm endlich Einhalt gethan, und des Photius eigene Furcht, die Gunſt des Kaiſers zu verlieren, ſeiner beiſpielloſen Willkühr wieder einige Schranken geſetzt.

18. Ob Photius Ehrgeiz ſich innerhalb der Grenzen des Kirchenregiments beſchränkte, oder ob derſelbe noch nach Höherem ſtrebte, und, wie er unter Baſilius Nachfolger angeklagt ward, ſogar die Kaiſerkrone an ſein Haus zu bringen ſuchte,

dieß muß unentſchieden bleiben. Zwar endigte ſich die unter Leo's Regierung gegen ihn erhobene Anklage nicht gerade ſehr ehrenvoll für die Kläger; aber von wie vielen Greuelthaten und Werken der Finſterniß hat bis auf den heutigen Tag die Geſchichte den ſie bedeckenden Schleier noch nicht hinwegzunehmen vermocht? Wie dem übrigens auch ſeyn mag, ſo wird doch der Verdacht, den Photius auch mit in das Grab nahm, durch ſeines Schülers, des Santabarenus ſchwarze That nicht wenig gerechtfertiget. Dieſer Elende ging mit nichts geringerem um, als den nach Conſtantins Tod vermuthlichen Thronerben, nämlich den Prinzen Leo auf immer zu verderben. Da der Betrüger vermöge ſeines erborgten, falſchen Heiligenſcheines nicht nur bei dem Kaiſer, ſondern auch bei allen übrigen Gliedern des kaiſerlichen Hauſes freien Zutritt hatte, ſo ſuchte er bei jeder Gelegenheit den Sohn bei dem Vater zu verdächtigen, ſchilderte jenen als einen, mit Ungeduld nach der Herrſchaft ſtrebenden Prinzen, dem der Vater viel zu lange lebe, heuchelte Beſorgniß für das Leben des Kaiſers, und trieb dies teufliſche Spiel ſo lange, bis endlich in der Bruſt des Baſilius der ſchwärzeſte Argwohn gegen ſeinen Sohn erwachte. Jetzt wagte es der Böſewicht, den Prinzen bei dem Kaiſer eines offenbaren vatermörderiſchen Anſchlages zu beſchuldigen, und wußte dieſer gottloſeſten aller Verläumdungen einen ſo hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit zu geben, daß Baſilius in der erſten Aufwallung ſeines Zornes, auf der Stelle ſeinen Sohn beider Augen zu berauben, und in ein Kloſter einzuſperren befahl *).

*) Santabarenus hatte dem Prinzen Leo, ihn auf die Gefahren einer erſt unlängſt entdeckten Verſchwörung aufmerkſam machend, den boshaften Rath gegeben,

19. Zum Glücke für den Prinzen waren, als der Kaiſer dieſen furchtbaren Befehl ertheilte, zwei Senatoren, beide durchaus redliche Männer, zugegen. Dieſe warfen ſich dem Monarchen zu Füßen, ihn flehentlichſt bittend, ſeinem eigenen Sohne wenigſtens jene Gerechtigkeit nicht zu verſagen, welche ja der geringſte und niedrigſte ſeiner Unterthanen von ihm zu fordern berechtigt wäre. Jedem Strafurtheile müſſe eine Unterſuchung vorangehen, und ſelbſt der größte Verbrecher, welchen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit auch das ihm angeſchuldete Verbrechen haben könnte, dennoch vorher gehört werden. Baſilius, der eine vernünftige und gerechte Vorſtellung nie unbeachtet vorübergehen ließ, nahm

---

ſeinen Vater auf der Jagd, wo Verräther ſo leicht Gelegenheit finden könnten, einen Mordanſchlag gegen das Leben des Kaiſers auszuführen, nie allein zu laſſen, aber auch ſtets für den Nothfall eine, unter ſeinem Gewand verborgene Waffe bei ſich zu führen. Er überreichte bei dieſer Gelegenheit einen ſehr ſchönen, langen, ſcharf geſchliffenen Dolch, indem dieſer, um einen Feind in der Nähe zu bekämpfen, die ſicherſte und furchtbarſte Waffe wäre. Der Prinz dankte dem Betrüger; und verſprach, deſſen Rath zu befolgen. Aber nun ging Santabarenus zu dem Kaiſer, ihn mit geheuchelter Anhänglichkeit an ſeine Perſon dringend bittend, ja für ſeine Erhaltung beſorgt zu ſeyn, indem er Grund habe zu glauben, daß ſein eigner Sohn, der Prinz Leo ihm nach dem Leben trachte. Der geſchreckte Vater wählte ſogleich den kürzeſten und ſicherſten Weg, ſich von der Wahrheit oder dem Ungrund dieſer Anklage zu überzeugen, und ließ, ſobald er ſeinen Sohn erblickte, deſſen Kleider durchſuchen. Leider fand man jetzt den unter dem Gewandt des Prinzen verborgenen Dolch. Baſilius gerieth darüber in den heftigſten Zorn, ließ ſeinen Sohn, ohne ihn weiters zu hören, auf der Stelle verhaften, und gab nun den hier oben erwähnten grauſamen Befehl.

zwar jetzt den ſchon gegebenen blutigen Befehl wieder zurück; aber die ganze Umgebung des Prinzen, ſelbſt die letzten ſeiner Diener wurden gefänglich eingezogen, einige ſogar peinlich befragt, und nun ward ſelbſt mitten unter den größten Schmerzen bei keinem auch nur ein Laut hörbar, welcher den Verdacht, man will nicht ſagen, eines vatermörderiſchen Anſchlages, ſondern ſelbſt blos einer Verletzung der ſeinem Vater ſchuldigen Ehrerbietung auch nur von weitem hätte rechtfertigen können. Im Gegentheil bezeugten und betheuerten alle, daß ſie den Prinzen in ſeinem ganzen Benehmen, wie in allen ſeinen Reden nie anders, als einen treu gehorſamen, ſeinen Vater zärtlich liebenden Sohn gefunden hätten. Die Unterſuchung hatte demnach bald ein Ende; jeder der hart mißhandelten ward ſoviel möglich ſeinem Stande nach entſchädigt, der Prinz jedoch noch immer gleich einem Gefangenen bewacht. Alle Vorſtellungen und Fürbitten, ſelbſt der Angeſehenſten am Hofe blieben fruchtlos, und weil von Santabarenus immer noch mehr gereizt, ſchickte Baſilius ſogar alle, ſelbſt die in den demüthigſten und zärtlichſten Ausdrücken abgefaßten Rechtfertigungsſchreiben des Prinzen demſelben uneröffnet wieder zurück. Die Anklage oder vielmehr Verläumdung des Santabarenus hatte zu tiefen Eindruck auf den Kaiſer gemacht, beſonders da dieſer noch immer in dem Wahn ſtand, der Betrüger werde bisweilen höherer Offenbarung gewürdigt. Da Baſilius gar nichts mehr von dem Prinzen hören wollte, und es das Anſehen hatte, als habe er dieſen Sohn ganz aus ſeinem Herzen geriſſen, ſo wagte es auch niemand mehr am Hofe den Namen deſſelben zu nennen, und der unglückliche und doch ſchuldloſe Leo ward nach und nach völlig vergeſſen. Aber gerade jetzt, da die Menſchen ihn verlaſſen hatten, ward ſein Vertheidiger und

Retter ein — Papagei. Dieſer Vogel, der mehrere Worte und Redensarten zu articuliren gelernt hatte, hing gewöhnlich in dem kaiſerlichen Speiſeſaal. Da nun, beſonders in den erſten Wochen, der ganze Palaſt über das Unglück des allgemein geliebten Leo voll Jammers war, jeder von dem traurigen Schickſale des Prinzen ſprach, und auch beinahe jedesmal am Ende in die Worte ausbrach: „Ach, der gute, unglückliche und doch ſo unſchuldige Leo!“ ſo lernte auch nach und nach der Papagei dieſe Worte. Nun geſchah es, daß einige Monate nachher der Kaiſer ſeinen Freunden, wie den Vornehmſten am Hofe ein glänzendes Mahl gab. Baſilius war an dieſem Tage ganz beſonders heiterer Laune, und dieſe verbreitete nun auch bald den Geiſt der Heiterkeit über ſämmtliche anweſende Gäſte. Froh und zwanglos überließ ſich jeder den Freuden der Tafel, und vom Weine immer mehr zu munterm Scherze und lautem, offenherzigem Geſpräche begeiſtert, herrſchte endlich eine, immer geräuſchvoller werdende, Fröhlichkeit an der ganzen Tafel. Aber plötzlich läßt jetzt der Papagei ſeine Stimme hören: „Ach, der gute, unglückliche, und doch ſo unſchuldige Leo!“ Zweimal wiederholt er dieſe Worte. Alle Zungen ſind jetzt auf einmal wie durch einen Zauber gefeſſelt, alle Blicke gegen die Erde geſenkt, und eine allgemeine traurige Stille folgt auf eine, bisher ſo lärmvolle, alle Gemächer des Palaſtes durchrauſchende Fröhlichkeit. Sogar Baſilius ſelbſt wird jetzt ernſt und nachdenkend. Das feierliche Schweigen unterbricht endlich einer der anweſenden Senatoren: „Herr!“ ſagte er, ſich an den Kaiſer wendend, „dieſer Vogel beſchämt uns alle; „ja er klagt uns ſogar ſämmtlich vor Dir an, daß „wir, uneingedenk des Sohnes unſers vielgeliebten „Kaiſers, uns hier ſorgenlos jeder Freude und

„jedem] Genuſſe überlaſſen, während der edle, unglück„liche Prinz, weil der väterlichen Liebe beraubt, in „tiefem Kummer und troſtloſem Jammer ſich ver„zehrt.“ — Wie von einem Geiſte getrieben, erheben ſich nun alle Anweſende von der Tafel und werfen ſich dem Kaiſer zu Füßen, ihn bittend, nicht länger mehr ſeinem Sohne alle Gerechtigkeit zu verſagen, ihn doch wenigſtens nur einmal zu hören. — Mit ungleich mehr Milde als ſonſt, nahm Baſilius dieſe Fürbitte auf; er verſprach ſogar, dieſelbe, wo möglich, in kurzem zu erfüllen. Leo ward ſogleich von der, ihm auf einmal wieder günſtig gewordenen Stimmung ſeines Vaters benachrichtiget. Er ſchrieb alſo wieder an denſelben. Mit Rührung las jetzt Baſilius den Brief ſeines Sohnes. Er erlaubte demſelben, zu ihm zu kommen, und eine Folge ihrer, bei zwei Stunden dauernden Unterredung war nun eine vollkommene Ausſöhnung zwiſchen Vater und Sohn *).

20. Aber nun verſchwand auch endlich die Täuſchung, in welcher Photius und Santabarenus

*) Wäre es dem tückiſchen Santabarenus gelungen, den Prinzen Leo bei ſeinem Vater ſo zu ſtürzen, daß dieſer ihn ſeiner Augen berauben, mithin zur Regierung hätte unfähig machen laſſen; ſo wäre, da des Kaiſers jüngſter Sohn Stephanus von Kindheit auf der Kirche war geweiht worden, der Prinz Alexander der einzige Kronerbe geweſen, und dieſen nichts weniger als herrſchſüchtigen und ruhmgierigen und daher auch ziemlich unthätigen Prinzen, nach ſeines Vaters Tod, auf irgend eine Weiſe vom Throne zu entfernen, würde dann gewiß für die zahlreiche Parthei des, durch ſeine Geburt, ſeine Verwandſchaft mit dem kaiſerlichen Hauſe, ſeine ungeheuern Reichthümer, und hohe Würde ſchon ſo mächtigen Photius keine ſehr ſchwer zu löſende Aufgabe geweſen ſeyn.

den Kaiſer ſo lange zu halten gewußt hatten. Beide gefährliche Männer waren entlarvt. Letzterer würde augenblicklich ſchon den Lohn ſeiner boshaften Ränke empfangen haben, hätte abermals Photius, deſſen hohe Patriarchenwürde ihn dem Baſilius, obgleich er den Mann jetzt kannte, doch noch immer zu einem Gegenſtand der Verehrung machte, nicht durch mancherlei Scheingründe, an denen es ſeinem ſophiſtiſchen Verſtand nie fehlte, das Verbrechen ſeines geliebten Schülers und Jüngers wieder in ein milderes Licht zu ſtellen gewußt. Indeſſen durfte Santabarenus nie mehr vor den Augen des Monarchen erſcheinen. Er verließ alſo Conſtantinopel, und eilte in ſeine Diöceſe nach Cappadocien, wahrſcheinlich zu neuem, obgleich von der Geſchichte nicht aufgezeichnetem Frevel.

21. In der Stadt verbreitete die Nachricht von Leos Befreiung und ſeiner Ausſöhnung mit dem Vater einen allgemeinen Jubel. Alle Stände nahmen an dieſem frohen Ereigniß Antheil; und als gleich am folgenden Tage, am Feſte des heiligen Elias, Leo an der Seite ſeines Vaters bei der an dieſem Tage gewöhnlichen Proceſſion erſchien, ſchrie alles Volk, ſobald es den Kaiſer und deſſen Sohn erblickte: „Preis, Ehre und Dank unſerm Gott, der uns unſern geliebten Prinzen Leo wieder geſchenkt hat!“ Als dieſer freudige Ruf öfters wiederholt ward, wandte ſich endlich Baſilius an das Volk, und rief mit lauter Stimme: „Kinder! Ihr freut euch, und danket Gott, daß Er euch euern Prinzen Leo wieder gegeben hat. Aber bittet zugleich auch jetzt den Herrn, daß er das Herz meines Sohnes ſo lenke, daß euer jetziges Freudengeſchrei ſich nicht einſt unter

„ſeiner Regierung in Klaggeſchrei ver„wandle“. — Baſilius liebte zwar alle ſeine Kinder gleich zärtlich; aber ſeinem ſcharfen Blicke entgingen doch auch nicht ihre Fehler, und er glaubte in Leo's Charakter Manches zu bemerken, was nicht gerade eine durchaus glückliche Regierung verſpreche. — Ueberhaupt war Baſilius ein eben ſo gerechter, als liebevoller Familienvater. Sogar den Sohn, mit welchem Ingerine, als er ſich mit ihr vermählen mußte, vom Kaiſer Michaël ſchwanger war, liebte und erzog er wie ſeine eignen Kinder, erhob ihn auch zu gleicher Zeit mit ſeinen beiden älteſten Söhnen Conſtantin und Leo zur Cäſars-Würde. Aber Ingerinens und Michaëls Sohn ſtarb bald darauf in noch ziemlich zartem Alter; und nach dem Tode des geliebteſten ſeiner Söhne, des Prinzen Conſtantins nämlich, ließ Baſilius auch ſeinen jüngern Sohn Alexander zum Cäſar ausrufen. Der Allerjüngſte, Namens Stephanus, ſchon als Kind dem Herrn geweiht, trat in den geiſtlichen Stand. Er hatte den Photius zum Lehrer, und benutzte den wiſſenſchaftlichen Unterricht deſſelben, ohne deſſen Handlungsweiſe zur Richtſchnur ſeiner eigenen Handlungen zu machen. Als Photius zum zweitenmale für immer ſeiner Würde entſetzt ward, beſtieg Stephanus in einem Alter von 17 Jahren, jedoch erſt zu Folge einer, von Rom erhaltenen Dispenſation, den Patriarchenſtuhl von Conſtantinopel. Seinem hohen Amte ſtand er mit eben ſo viel Würde als Einſicht vor, erbaute durch ſeinen ſtrengen tadelloſen Wandel die ganze morgenländiſche Kirche, und ſtarb im allgemeinen Rufe der Heiligkeit ſchon im zwei oder drei und zwanzigſten Jahre ſeines, von Kind auf Gott und der Kirche geweihten Lebens.

22. Wie ſehr in einem rein despotiſchen Staat,

ohne weiſe, die verſchiedenen Verhältniſſe der Stände regelnde und befeſtigende Fundamentalgeſetze, und ohne ſelbſtſtändige Corporationen, deren Erhaltung und gemeinſames Intereſſe auf der Erhaltung des Thrones, wie des herrſchenden Hauſes beruhen, die Lage auch ſelbſt des beſten und weiſeſten Monarchen gefährdet ſey, darüber liefert die Regierungsgeſchichte des Baſilius abermals einen ſehr inhaltsreichen Commentar. Unſtreitig war dieſer Monarch, ſelbſt in dem ſtrengſten Sinne des Wortes, der Vater ſeiner Völker, über deren Wohl er unabläßig mit mehr als väterlicher Sorgfalt wachte; und demungeachtet ward zu verſchiedenen Zeiten das Leben dieſes trefflichen Fürſten zweimal von höchſt gefährlichen Verſchwörungen bedrohet. Das erſtemal gleich im Anfange ſeiner Regierung, wenige Wochen nachher, als Kaiſer Michaël ihn zum Mitregenten ernannt hatte. Das zweitemal im Jahre 879. bald nach dem Tode ſeines geliebten Prinzen Conſtantin. Das Haupt der erſten Verſchwörung, oder vielmehr förmlichen Empörung war Symbacius, Schwiegervater des ermordeten Bardas. Aber nicht um die Ermordung ſeines Schwiegerſohnes zu rächen, — denn er war ja ſelbſt einer der Verſchwornen — erhob er die Fahne des Aufruhrs, ſondern blos um an Baſilius, von welchem er ſich perſönlich beleidiget glaubte, Rache zu nehmen. Der Thor hatte ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, daß nach dem Falle ſeines Schwiegerſohnes der Kaiſer Michaël ihn zum Cäſar und Mitregenten ernennen würde *). Als er

*) Hiezu hatte wirklich Baſilius, noch zu Lebzeiten des Bardas, dem Sympacius Hoffnung gemacht, auch ihm geſagt, daß bisher blos ſein eigner Schwiegerſohn ſich des Kaiſers wohlwollenden Abſichten widerſetzt habe. Natürlich ward Sympacius auf das äußer-

durch die Erhebung des Baſilius ſich in ſeiner eiteln Hoffnung betrogen ſah, warf er alle Schuld ſeiner vermeintlichen Zurückſetzung auf die Treuloſigkeit des Baſilius, verließ heimlich Conſtantinopel, und floh zu ſeinem Freunde Peganus, Gouverneur von Helleſpont. Beide hatten in kurzer Zeit ein anſehnliches Heer beiſammen, und erließen ein Manifeſt, voll der ehrerbietigſten Ausdrücke gegen den Kaiſer, aber auch voll der bitterſten Vorwürfe und ſchrecklichſten Anklagen gegen den Baſilius, der von dunkler, unbekannter Geburt, in Armuth und Elend groß geworden, und endlich von dem Kaiſer aus dem Staube gezogen, ſeine jetzt erſchlichene und errungene Macht blos zum Untergang des rechtmäßigen Monarchen gebrauchen wolle. Wer dieß Manifeſt las, und ein Neuling in der Geſchichte war, mußte glauben, daß es im ganzen Reiche keine beſſern und treuern Unterthanen gebe, als Peganus und Simbacius. Baſilius, der in ſeiner Wahl ſich nie oder nur ſelten trügte, ordnete gegen die Empörer den Nycephorus, einen erfahrnen, und dabei ſehr menſchlich denkenden Feldherrn. Da, wie es ſcheint, das Heer der Empörer zahlreicher war, als jenes des Kaiſers, ſo vermied Nycephorus ſehr ſorgfältig eine Schlacht, deren Erfolg ungewiß war, und wodurch, widrigen Falls, aus der jetzt erſt noch im Werden begriffenen Empörung nothwendig ein förmlicher blutiger Bürgerkrieg hätte werden müßen. Indeſſen machte er ſo geſchickte Bewegungen, daß das Heer der Auf-

---

ſte gegen Bardas aufgebracht, und nun von Baſilius mit leichter Mühe für die Sache der Verſchwornen ſo völlig gewonnen, daß er es ſogar übernahm, in dem kaiſerlichen Zelt das Signal zur Ermordung ſeines Schwiegerſohnes zu geben, welches er jedoch, weil von der, den Bardas begleitenden Leibwache geſchreckt, nachher zu thun, ſehr weislich unterließ.

rührer durchaus kein Terrain gewann, und blos mit Verheerung einer Küſtenſtrecke am Propontis ſich begnügen mußte. Aber nun geſchah bald, was Nycephorus vorausgeſehen hatte. Der erſte Eifer nämlich der Soldaten des Symbacius, als ſie ſahen, daß ſie keine Fortſchritte machten, fing an ſehr zu erkalten; noch ſchwieriger und unzufriedener wurden ſie, als beim Eintritt des Winters es ihnen an Subſiſtenzmitteln fehlte. Dieſen Augenblick benutzte Nycephorus, und ließ in dem Heer der Empörer eine Menge Proclamationen ausſtreuen, in welchen er jedem, der die beiden Chefs der Empörung verlaſſen würde, nicht nur Verzeihung und völlige Strafloſigkeit, ſondern auch noch Belohnung zuſagte. Dieſe Proclamationen thaten ihre volle Wirkung. Schon in wenigen Tagen hatte ſich das ganze Heer der Aufrührer von ſelbſt aufgelößt. Symbacius und Peganus waren ſich zu verſtecken gezwungen, jeder an dem Orte, wo er ſich am ſicherſten verborgen glaubte. Da aber ein Preiß auf ihre Köpfe geſetzt war; ſo wurden auch beide bald entdeckt, nach Conſtantinopel gebracht, und ihnen beide Augen ausgeſtochen. Dem Symbacius, als dem Urheber des Aufruhrs, ward noch überdieß die rechte Hand abgehauen, und dann jedem ſeine eigene Wohnung zu lebenslänglichem Gefängniß angewieſen.

23. Noch ſchändlicher war die zweite Verſchwörung, in welche ganz unbegreiflicher Weiſe ſehr viele Senatoren, und eine Menge der angeſehenſten Männer verwickelt waren. Am Feſte Mariä Verkündigung ſollte der Kaiſer während der Prozeſſion überfallen und ermordet werden. Aber einer der Verſchwornen, deren Anzahl ſehr groß war, gefoltert von den Vorwürfen ſeines Gewiſſens, ging noch zu rechter Zeit zu dem Kaiſer, entdeckte ihm

das teufliſche Complott, und alle Verſchworenen wurden nun unverzüglich in einer und derſelben Nacht verhaftet. Nach der, in Sachen des Hochverraths bei den Griechen, bisher üblichen Art zu verfahren, ward die Erhaltung des Monarchen als das erſte und höchſte Geſetz betrachtet, mithin ſeiner Sicherheit jeder, auf dem nur der leiſeſte Verdacht haftete, mit Umgehungen aller gerichtlichen Formen, ſogleich zum Opfer gebracht. Merkwürdig und für Baſilius im höchſten Grade ehrenvoll iſt demnach die offene, und durchaus rechtliche Art, mit der man jetzt in dieſer wichtigen, das ganze Reich intereſſirenden Sache zu Werke ging. Oeffentlich in dem Cirkus ward der Prozeß ſämmtlicher Verſchworenen geführt. Baſilius ſaß ſelbſt zu Gericht. In Gegenwart des Senats und des ganzen Volkes wurden alle Klagpunkte abgeleſen, die Zeugen verhört, die Rechtfertigung und Bekenntniſſe der Beklagten vernommen; und als das ſich laut kund gebende Urtheil des Volkes und aller Stände deſſelben die Verbrecher einſtimmig zum Tode verurtheilt hatte, erließ dennoch der ſtets zur Milde geneigte Kaiſer ihnen ſämmtlich die Todesſtrafe. Sogar keiner ward verſtümmelt, bis auf den einzigen Curcuas, der, weil die Wachſamkeit des Kaiſers ihm Mittel und Gelegenheit entzog, ſich auf Koſten des Volkes zu bereichern, das Haupt und der Urheber der Verſchwörung war. Dieſem allein wurden beide Augen ausgeſtochen, alle übrigen öffentlich gegeiſelt. Aber am Feſte Mariä Verkündigung, an welchem die ſchwarze That hatte ſollen vollbracht werden, mußten ſämmtliche Verurtheilte baarfuß und in Ketten der Prozeſſion folgen. Auf dem großen Platz bei der Sophienkirche angekommen, ward ihnen vor der Thüre derſelben ihr Endurtheil vorgeleſen, und dieſes beſtand in Confiscation ihrer ſämmtlichen beweglichen und

unbeweglichen Güter und lebenslänglicher Verbannung.

24. Wenn auch Baſilius nicht völlig von den Fehlern ſeines Jahrhunderts frei war; wenn ſogar von dem Roſt ſeines frühern Lebens, beſonders in jener Zeit, wo von allen Seiten nichts, als nur verführeriſche Beiſpiele der höchſten Immoralität ſich ihm darboten, ſeinem Charakter ſelbſt auf dem Throne noch etwas anklebte; ſo wird doch gewiß, auch abgeſehen von den vielen trefflichen und bleibenden Inſtitutionen, die er in das Staatsleben einführte, ſo wie von den nie verwelkenden Lorbern, die er theils in eigener Perſon, theils durch ſeine Feldherren, bald auf den Feldern von Kleinaſien, bald am Euphrat, bald jenſeits des Meeres in den Gefilden von Unteritalien errang; ja ſelbſt abgeſehen von der Größe und dem Flor, zu welchem er ein völlig geſunkenes, von Außen verachtetes, in ſeinem Innern zerfallenes Reich während ſeiner Regierung wieder erhob; ſo wird doch, ſagen wir, auch ohne alles dies zu berückſichtigen, ſchon dieſes Kaiſers zarte, unter allen Verhältniſſen ſich gleichbleibende, wahrhaft väterliche Sorgfalt für das Wohl ſeiner Völker jedem Geſchichtſchreiber mildes Urtheil und die größte Schonung zur Pflicht machen. Alle ſeine Unterthanen betrachtete Baſilius als ſeine Kinder. Jede Gelegenheit, jeder Vorſchlag, ihnen ihre Bürde zu erleichtern, oder das Leben noch froher zu machen, war für ihn ſtets ein höchſt freudiges Ereigniß; daher er auch jedes Projekt, wie verführeriſch es ſeyn mochte, wodurch aber ſeinen Völkern ihre Laſt wäre erſchwert worden, ſogleich mit dem größten Unwillen zurückwies. Ueberhaupt herrſchte unter ſeiner Regierung zwiſchen Einnahme und Ausgabe durchaus das ſchönſte Eben-

maß, und eben ſo ſtand auch die Erſtere ſtets in dem gerechteſten, nichts weniger als drückenden Verhältniß zu dem größern oder mindern Wohlſtand jeder Provinz. Dieſem edeln, menſchenfreundlichen Monarchen war der Staat nichts weniger, als ein kaltes Vernunftabſtraktum, ſondern vielmehr die Geſammtheit aller ſeiner Unterthanen. Dieſe Geſammtheit betrachtete er als eine große Familie, und ſich ſelbſt als den Vater derſelben. Dem todten Vernunftgötzen Staat ward demnach unter ihm nie der Bürger, und dem Bürger nie der Menſch zum Opfer gebracht. Jeder konnte auf der Stelle, wohin die Vorſehung ihn geſetzt, des Lebens froh werden, in dem Kreiſe ſeiner Familie ſich verjüngt fühlen, und war nicht gezwungen, das, was bei dem Volke Gottes einſt ein Segen war, nun als einen Fluch zu bejammern.

25. Als gleich in einem der erſtern Jahre ſeiner Regierung unvorgeſehene Staatsbedürfniſſe die Ausgaben eben dieſes Jahres um vieles vermehrten, jedoch die hiezu nöthigen Summen ſich nicht im Staatsſchatze fanden, und die Miniſter ihm nun eine Erhöhung der Steuern vorſchlugen, verwarf er mit Verachtung dieſe, den minder vermögenden, oder gar ärmern Volksklaſſen nur Thränen koſtende Plusmacherei; machte aber dafür auf der Stelle deſto bedeutendere Einſchränkungen an ſeinem Hofe, beſonders an der kaiſerlichen Tafel, deren Luxus er um vieles verminderte, und zu deren Unterhaltung er für die Zukunft blos den Ertrag von zwei, dazu noch nicht ſehr erheblichen Domaingütern anwies. „Nicht der äußere Glanz,“ ſagte Baſilius bei dieſer Gelegenheit, „der einen Thron umgibt, „kann die Majeſtät deſſelben erhöhen; dies vermö„gen nur der Charakter, die Tugenden und Ver-

„dienſte des Fürſten, den die Vorſehung darauf er„hoben hat; eben ſo,“ fügte der edle Monarch noch hinzu, „wie einem Gemälde nicht deſſen Umrah„mung, oder Einfaſſung, wie koſtbar ſie auch ſeyn „mag, ſondern blos das ſchöpferiſche Genie des Künſt„lers ſeinen wahren und höhern Werth zu geben „vermag.“

26. Der glorreichen Regierung, wie dem thatenvollen Leben dieſes trefflichen Monarchen machte endlich ein unglücklicher Zufall auf der Jagd ein Ende. Baſilius verfolgte einen ungewöhnlich großen und ſtarken Hirſch. Als er denſelben erreicht hatte, wandte ſich plötzlich das Thier, und griff nun ſelbſt ſeinen Verfolger wüthend an, verwickelte ſein Geweih in das Wehrgehenk des Kaiſers, riß ihn vom Pferde, hob ihn ſchwebend in die Höhe, und ſchleuderte ihn auf die Erde. Einer aus dem Gefolge eilte herbei, zog ſein Schwert, hieb das Wehrgehenk entzwei, und indem er hierauf den Hirſch tödtete, rettete er wenigſtens für den Augenblick ſeinem Herrn das Leben. Aber Baſilius war jetzt in Jahren ziemlich weit vorgerückt. Der ſchon frühzeitig bei ihm begonnene ſtürmiſche Wechſel der mannigfaltigſten Schickſale, unausgeſetzte geiſtige und körperliche Anſtrengung, mühſelige Feldzüge, anhaltende große Arbeiten, gewöhnlich mit noch größern Sorgen und Gefahren verknüpft, hatten nach und nach ſeinen Rieſenkörper erſchöpft. Der Schrekken und der ſchwere Fall auf der Jagd zogen ihm ein heftiges Fieber zu, deſſen immer gefährlicher werdenden Fortſchritten der Aerzte Kunſt, weil von des Kranken Naturkräften nicht mehr unterſtützt, keinen Einhalt zu thun vermochte. Eine Stunde ungefähr vor ſeinem Tode ließ er ſeinen Sohn Leo, und den Stylianus, den Hofmeiſter der Kinder

deſſelben zum letztenmale zu ſich kommen. Dem Erſtern gab er noch einige Ermahnungen, und ſchloß endlich ſeine Rede damit, daß er ſeinem Sohne, wie dem Stylianus den Rath gab, ſich ja vor dem Photius und dem Santabarenus in Acht zu nehmen. Beide wären durchaus verdorbene Menſchen, und der Erſtere hätte ihn beinahe von den Wegen Gottes abgezogen und an den Rand eines furchtbaren Abgrundes geführt. Wahrheit liegt in den Worten eines Sterbenden, und Baſilius verſchied gleich darauf unter den Thränen ſeiner Familie, und gewiß auch aller, ſeinem Scepter bisher unterworfenen und durch ſeine Regierung beglückten Völker. (1. März 886). — Fünfzehen Monate hatte Baſilius, als Mitregent, gemeinſchaftlich mit Michaël III. regiert, und achtzehn Jahre und fünf Monate als alleiniger Kaiſer das Reich beherrſcht *).

---

*) Zonaras, und mit dieſem noch einige andere Chroniſten erzählen, Baſilins habe jenem, der ihm, um ihn von dem Geweih des Hirſches loszumacheu, das Wehrgehäng entzwei gehauen, auf der Stelle den Kopf abſchlagen laſſen, und zwar aus dem Grunde, weil er gegen ſeinen Herrn und Kaiſer das Schwert gezogen. Von dieſer abgeſchmackten Sultansanekdote wiſſen jedoch Cedrenus, Europalates und noch viel weniger Conſtantinus Porphyrogenitus auch nur ein Wort. Nach der Regel hiſtoriſcher Kritik kann zwar das Stillſchweigen eines Geſchichtſchreibers nicht den Bericht des andern entkräften. Wenn aber ein ſolcher Bericht ſo abgeſchmackt und ſo unwahrſcheinlich iſt, und dabei noch mit allem Bekannten in ſo ſchreiendem Widerſpruch ſteht, wie es hier der Fall iſt, ſo möchte wohl dieſe Regel, die wie alle Regeln ebenfalls ihre Ausnahmen hat, nicht wohl anwendbar ſeyn. Hätte Baſilius, wie der nicht ſelten fabelnde Zonaras, und die andern griechiſchen Fabelkrämer, die meiſtens einander nach und ausſchreiben, uns berichten, ſich

27. Mag auch des Conſtantinus Porphyro=genitus Lebensbeſchreibung ſeines Großvaters blos als eine ununterbrochen fortlaufende Panegyrik betrachtet werden. Mag man ſelbſt vieles von dem, was manche byzantiniſche Geſchichtſchreiber uns Großes und Bewunderungswürdiges von Baſilius erzählen, zum Theile blos auf die Rechnung der Griechen bekannter Nationaleitelkeit ſetzen; ſo zeuget doch unſtreitig auch nur eine flüchtige Vergleichung des Reiches, als er die Regierung antrat, völlig geſunkenen und zerfallenen Zuſtandes mit dem Flor,

---

wirklich dieſer Grauſamkeit ſchuldig gemacht; ſo wäre er offenbar ſein ganzes Leben hindurch nichts anders geweſen, als ein Heuchler. Aber nun finden wir in der ganzen Regierungsgeſchichte dieſes Kaiſers auch nicht einen einzigen Zug, der nur von weitem zu einer ſo ſchmählichen, das Andenken des großen Monarchen brandmarkenden Anklage berechtigen könnte. Im Gegentheile zeuget die ganze Geſchichte ſeines Regentenlebens von nichts als Menſchen= und Gerechtigkeits=Liebe, Milde und Schonung — (wie z. B. als er den entlaufenen Ruderknechten das Leben zu retten ſuchte). — Es iſt unbegreiflich, wie neuere Geſchichtſchreiber, und auch **le Beau** dieſe Lüge nachſchreiben konnten. Letzterer, der es ohnehin nie an einem ſchimmernden Apparat von Citationen fehlen läßt, citirt hier ſogar den Cedrenus, der doch, ohne jener Jagdparthie auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen, ganz klar und deutlich ſagt, Baſilius ſey an einer heftigen Diſſenderie geſtorben. — Wir haben mit einem wahren, — bald möchten wir ſagen — Wonnegefühl geſehen, daß der ſo ſinnige, geiſtvolle Herr Hofrath und Profeſſor Schloſſer — welch' ein Unglück, daß ein ſo glänzender Stern vom Himmel gefallen iſt! — das ſaubere Geſchichtchen geradezu für das erklärt, was es wirklich iſt, nämlich für eine höchſt alberne Fabel, oder mit andern Worten geſagt, für ein ſinnloſes, handgreiflich lügenhaftes, boshaftes Gewäſch.

in welchem er es ſeinem Sohne und Nachfolger hinterließ, für die Größe und den Ruhm dieſes, in der langen Reihe byzantiniſcher Kaiſer ſo ungemein ausgezeichneten Monarchen. — Gleich vielen ſeiner Vorfahren, ſetzte Baſilius ebenfalls in einer Menge öffentlicher Gebäude, die er errichten ließ, ſeinem Andenken eben ſo viele ehrenvolle Denkmäler. Aber er baute nicht mit dem Schweiße ſeiner Unterthanen, ſondern blos mit den, durch weiſen Haushalt errungenen Erſparniſſen; und die Bauluſt des Baſilius beſchränkte weder ſeine Freigebigkeit in Belohnung ächter Verdienſte, noch auch jene Milde, mit der er ſtets jeder, durch irgend eine öffentliche Calamität zurückgekommenen Provinz zu Hülfe zu kommen eilte. Zwar vermehrte er die Zahl der in Conſtantinopel ſchon vorhandenen kaiſerlichen Paläſte ebenfalls noch mit einem neuen Palaſte; aber ſeine Luſt zu bauen umfaßte auch eine Menge Gegenſtände, deren Nutzen eben ſo ſichtbar war, als bleibend ihre Dauer: Kirchen, Hospitäler, Landſtraßen, Waſſerleitungen ꝛc. und wenn Baſilius mit jedem Jahre ſeine Hauptſtadt verſchönerte, gab er eben dadurch auch jedes Jahr der zahlreichen arbeitenden Claſſe von Conſtantinopel immer neue Beſchäftigung und Nahrung.

28. Man zählt über hundert Kirchen, welche Baſilius theils neu erbauen, theils auch blos ausbeſſern, erweitern oder verſchönern ließ; und da er ſie größtentheils dem heiligen Erzengel Michaël weihete und nach demſelben benannte; ſo hielt die öffentliche Meinung ſie endlich für eine Art von Sühnopfer für den, von Baſilius an Michaël III. begangenen, oder wenigſtens gut geheißenen Mord. Wohl mag die Rückerinnerung an dieſe That manche trübe Stunde in die Tage ſeines Lebens gefloch-

ten haben. Aber wie viele edle Seelen wurden nicht ſchon, beſonders wenn eine Krone auf dem Spiel ſtand, zu ähnlichem Frevel hingeriſſen? Zudem iſt es nicht zu leugnen, daß viele, das Urtheil der Nachwelt über eben dieſe That nicht wenig mildernde Umſtände dabei eintraten. Uebrigens erhellt ſowohl aus Kaiſer Conſtantins Lebensbeſchreibung ſeines Großvaters, als auch aus den Berichten vieler andern griechiſchen Geſchichtſchreiber, daß Baſilius ohne Ausnahme alle jene großen, vorzüglich begnadigten, und daher nach deren Tod von der Kirche den Heiligen beigezählten Diener Gottes ſtets mit der größten Ehrfurcht verehrte; vorzüglich war ein ganz beſonderer Gegenſtand ſeiner Verehrung der heilige Prophet Elias, deſſen Bildſäule er überall ſchmückte, und deſſen jährliches Feſt er nie anders, als mit ungewöhnlicher Pracht und der größten Andacht zu feiern pflegte. Selbſt noch lebenden, aber durch ächte Frömmigkeit und höhere Tugend ausgezeichneten Männern erwies Baſilius mehr als geziemende Ehre. Aller, einen Monarchen umgebenden Pracht ſich völlig entäußernd, ging er zu Fuß zu ihnen in ihre Wohnungen, unterhielt ſich traulich und herablaſſend mit ihnen, ſuchte und fand Troſt und Belehrung in ihren Geſprächen, begehrte, wenn es Geiſtliche waren, nicht ſelten ihren Segen, und kam dann gewöhnlich an Geiſt und Körper geſtärkt wieder von ihnen zurück. Wenn ſein Vorfahrer Kaiſer Michaël, indem er Wagenführer, Gaukler, Poſſenreißer und anderes Geſindel beſuchte, und mit ihnen ſchmauſete, ſich und den Purpur entehrte; ſo erſchien jetzt die wahre, von aller abgöttiſchen Verehrung des antiken Heidenthumes gereinigte Majeſtät des Thrones, die im Ganzen doch nichts anders ſeyn kann, als nur ein Abglanz ächter Seelenhoheit, durch die Beſuche, mit denen Baſilius blos

Tugend und Verdienſt beehrte, in einem nur ungleich herrlichern, weil milderen, alles belebenden und erwärmenden Licht.

29. Weil Baſilius, von armen Aeltern geboren, und in früheren Jahren ein Sclave der Bulgaren, keine Erziehung und Bildung ethalten hatte, ſo liebte er anfänglich auch weder Künſte noch Wiſſenſchaften. Aber ſein natürliches Gefühl, und der ihm angeborne Schönheits-Sinn machten ihn denſelben bald wieder hold. Nicht nur ſeinen Söhnen, ſondern auch ſeinen Töchtern ließ er eine ſehr ſorgfältige Erziehung geben. Er ſelbſt wußte ſeinen gewöhnlichen Regierungsgeſchäften, wie mannigfaltig, ſchwer und drückend ſie oft auch waren, doch noch manche Stunde abzugewinnen, die er dann einer, ſtets trefflich gewählten, ſeinen Verſtand immer mehr mit Kenntniſſen bereichernden Lektüre weihete. Unter dem Titel: „Baſilius, der Kaiſer der Römer, in Chriſto, dem Leo, ſeinem geliebten Sohne und Reichsgehülfen“ iſt ſogar eine kleine, ſechs und ſechzig Regierungs-Maximen und Grundſätze enthaltende Schrift auf uns gekommen, die uns vollkommen berechtiget, in Baſilius auch einen wahrhaft chriſtlichen, gekrönten Weltweiſen zu verehren. Mit Recht bewundert die Kritik an dieſem koſtbaren Nachlaß eines großen und weiſen Kaiſers nicht nur die Reinheit des Styls, ſondern auch die Tiefe, wie die Fülle und den Reichthum der Gedanken; und eines chriſtlichen Antonins oder Mark Aurels nicht unwürdig, könnte man dieſe kleine, aber inhaltsſchwere Schrift jedem Monarchen als ſein tägliches, ihn überall hier begleitendes Manual empfehlen.

30. Von fünf Söhnen und vier Töchtern

war Baſilius Vater geworden. Von den Erſtern ſtarb, wie der Leſer weiß, der älteſte, Conſtantin ſchon in der Blüthe ſeines hoffnungsvollen Lebens, noch früher und in weit zarterm Alter auch jener, den Ingerine ihm gleichſam als Mitgift zugebracht hatte; und ſo war es nur drei ſeiner Söhne gegönnt, an dem Sarge ihres Vaters zu weinen. Die größten und ſchönſten Zierden in dem Familienkreiſe des Baſilius waren unſtreitig ſeine vier Töchter. An Schönheit des Körpers und der Seele einander vollkommen gleich, dabei voll Tugend und Talent, blühend und lieblich, wäre jede einer Krone würdig geweſen. Aber frühzeitig offenbarte ſich in allen vieren jener, der Welt fremde, aber vorzüglich dem andern Geſchlechte eigene Charakter tiefer, innerer Religioſität. Schon zu den Lebzeiten ihres Vaters entſagten ſie daher aller irdiſchen Hoheit und Herrlichkeit, nahmen den Schleier und weiheten in jungfräulicher Reinheit Gott ausſchließlich ihr Leben. Von ihnen hat die Geſchichte nichts zu erzählen; denn wahre Tugend iſt ſtill und geräuſchlos, und liebt mehr die Verborgenheit, als die Bewunderung der Welt. Baſilius Töchter kennt alſo auch blos der Himmel, nicht aber unſere runde, daher ſtets wandelbare, das Licht der Sonne nur von ferne umkreiſende Kugel. — In der Regierung folgten dem Baſilius gemeinſchaftlich ſeine beiden Söhne Leo und Alexander.

VII.

1. Geſchichte des Kaliphats. — *). Einleitung.
An dem Sterbelager des großen, wenigſtens von den Orientalen ſo ſehr geprieſenen Harun-Al-Raſchid verließen wir im eilften Bande das ungeheuere, obgleich jetzt ſchon in etwas engere Grenzen eingeſchloſſene arabiſche Weltreich. Schon gleich bei ſeiner Gründung lagen in demſelben alle Keime eines baldigen Verfalles, und immer ſichtbarer und fühlbarer werden dieſe nun jetzt nach dem Tode Harun-Al-Raſchids, des fünften Kaliphen aus dem Hauſe der Abaſſiden. Die erſte und bekannteſte Urſache des ſchnellen Unterganges und der völligen Auflöſung des arabiſchen Reiches iſt unſtreitig deſſen ungeheure Größe und Ausdehnung; denn mit Ausnahme Spaniens und Afrikas mittlerer und weſtlicher Küſte, herrſchen im Anfange dieſer Periode die Kaliphen von Bagdad noch über alle mohamedaniſchen Länder vom Ganges bis zum caspiſchen Meere, und beinahe von Chinas Grenzen bis an die Ufer des Nils. Zwar äußerte ſich öfters der Kaliph Al-Mamun, Harun-Al-Raſchids zweiter Sohn, es ſey ihm leichter, die Welt vom Aufgang bis zum Niedergang zu regieren, als ein blos zwei Quadratſchuhe enthaltendes Schachbrett zu überſchauen, und die Parthie gegen einen geſchickten Schachſpieler zu gewinnen; aber leider bewieſen zum Theil er ſelbſt, und noch auffallender ſeine Nachfolger das Gegentheil dieſer mehr lächerlichen als ſtolzen Behauptung. Ganz in dem Syſtem des Despotismus, waren

*) Die geſchichtlichen Quellen ſind die nämlichen, die wir ſchon im eilften Bande unſern Leſern angezeigt haben.

auch die Statthalter der Provinzen mit völlig uneingeſchränkter Gewalt bekleidet, und jene in den Grenzprovinzen, weil von dem Mittelpunkte der Regierung zu weit entfernt, der Wachſamkeit der Kaliphen völlig entzogen und beinahe gänzlich ſich ſelbſt überlaſſen. Die Kaliphen waren ſchon zufrieden, wenn die Statthalter nur die jährlichen Contributionen in den Schatz von Bagdad, und die nöthigen Ergänzungstruppen zu dem Heere richtig ſchickten; wie im übrigen die Provinzen verwaltet wurden, darum bekümmerten ſie ſich wenig oder gar nicht. Aber jede Macht, wie jede Kraft ſtrebt, ſchon zu Folge ihrer Natur, ſtets nach immer größerer Ausdehnung und Erweiterung. Der Ehrgeiz der Statthalter begnügte ſich demnach bald nicht mehr mit dem Titel eines bloßen Verweſers einer, oder auch mehrerer Provinzen, und da dieſe in Anſehung ihres Umfanges, wie ihrer Bevölkerung oft an ſich ſchon kleine Reiche bildeten, ſo ſuchten nun diejenigen, denen die Verwaltung derſelben anvertraut war, vor allem die Zuneigung der Einwohner, die ohnehin ihren Herrſcher gerne in ihrer Mitte erblicken, nach und nach zu gewinnen, die Truppen aber völlig ſich eigen zu machen. Die jährlichen Leiſtungen an Geld und Mannſchaft blieben nun aus, und ein weißer Elephant, oder einige Pfund Ambra, die man dem Kaliphen ſandte, waren, nebſt der Erwähnung ſeines Namens in dem öffentlichen Gebete, die einzigen Merkmale der Unterwürfigkeit einer ſolchen Provinz.

2. Eben ſo verderblich wurden dem Reiche auch die vielen, oft ohne äußere, ſichtbare Veranlaſſung entſtehenden, ſich ſtets gegenſeitig wüthend bekämpfenden, und in dieſem unſeligen Kampfe die beſten Kräfte des Staates verzehrenden Sekten und

religiöſen Faktionen. Unter der Regierung Al-Mamums ſtanden in Arabien Kunſt und Wiſſenſchaft in ihrer, wie man zu ſagen pflegt, ſchönſten Blüthe. Aber von allem Wiſſenswürdigen war dem Araber Theologie das Höchſte, mithin zahllos das Heer mohamedaniſcher Theologen; und ſo wie einſt in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums die immer lebendiger ſich entwickelnde und wiſſenſchaftlicher ſich verbreitende Kraft des chriſtlichen Geiſtes und Glaubens in zahlreichen Schriften erleuchteter Kirchenlehrer ſich eben ſo ſchön und erhaben, als kräftig beurkundete; eben ſo manifeſtirte ſich auch nun die ganze Leerheit und Erſtorbenheit des öden, unſeligen Einheits-Glaubens in noch ungleich zahlreichern Werken mohamedaniſcher Theologen, voll haarſpaltender Fragen und Zweifel, wie der abgeſchmackteſten und aberwitzigſten Grübeleien. Aber eben dieſes rege Streben eines grübelnden, und bei halb verbranntem Gehirn ſtets in das Phantaſtiſche und Uebertriebene hinüber ſpielenden Verſtandes war von jeher ein Hauptzug in dem Charakter des Arabers; und ſo konnte es nun nicht fehlen, daß, ſobald die arabiſchen Theologen und Doktoren ſich in ihren Meinungen von einander trennten, auch ſogleich eine Menge, gewöhnlich ſich wechſelſeitig verfolgender Religionspartheien entſtanden, und z. B. die Frage, ob der Koran erſchaffen oder unerſchaffen ſey, das ganze Reich in zwei, einander feindlich gegenüberſtehende Partheien theilte *). Unglücklicher

*) Ueber die vielen, von einander abweichenden Erklärungen des Korans wird man ſich nicht wundern, wenn man weiß, was für ein Bewandtniß es mit dem theologiſchen Studium bei den muſelmäniſchen Doktoren hatte. Zum Verſtändniß, und zur richtigen Interprätation des Korans wurden, außer der Gram-

Weiſe nahmen die Kaliphen ſtets den lebhafteſten Antheil an ſolchen theologiſchen Streitigkeiten; dieſe

---

matik, Rhetorik, Dialektik, Metaphyſik, Moral und mohamedaniſchem Kirchenrecht, nicht weniger als noch einige zwanzig andere Wiſſenſchaften erfordert. Eine von dieſen war die Kenntniß der dreifachen Bedeutung jedes Wortes, nämlich deſſen allegoriſcher, myſtiſcher und geiſtiger Bedeutung; eine andere Wiſſenſchaft war es, durch ſtärkere und ſchnellere, oder ſchwächere Ausſprache eines Wortes, und die verſchiedene Betonung deſſelben, deſſen jedesmal geltende Bedeutung zu erkennen; ferner eine genaue Kenntniß aller Ereigniſſe, Erſcheinungen und Hiſtörchen, auf welche der Koran entweder klar, oder auf verdeckte Weiſe anſpielt. Endlich auch Kenntniß des Zuſammenhanges aller Suren, wie auch der Uebereinſtimmung aller Texte in dem Koran *) (unſtreitig die ſchwerſte Wiſſenſchaft; indem es kein incohärenteres und mit mehr Widerſprüchen angefülltes Buch in der Welt gibt, als eben dieſer unerſchaffene Koran). — Man wird geſtehen, daß es auf dieſe Weiſe mehr als ein Wunder würde erfordert haben, wenn die Meinungen und Interprätationen der zahlloſen muſelmänniſchen Theologen auch nur ein Jahr lang mit einander hätten übereinſtimmen ſollen. Freilich waren die Kaliphen die höchſten Ausleger des Geſetzes. Aber von Moawiah an bis zur Erlöſchung des Kaliphats, laſen die Kaliphen eben ſo wenig den Koran, als heute zu Tage unſere ſogenannten großen Staatsmänner die Bibel leſen. Wie grauſam aber die arabiſchen Doktoren, wegen Verſchiedenheit der Meinung einander verfolgten, wollen wir unter vielen nur folgendes Beiſpiel anführen. Al-Hallaih, ein mohamedaniſcher Gottesgelehrter hatte ſeinen Schülern geſagt, daß, wenn einer von ihnen die Wallfarth nach Mecca nicht verrichten könne, derſelbe nur die vorgeſchriebenen Ceremonien zu Hauſe, an einem bequemen, dazu beſonders geeigneten Orte beobachten, dreißig Waiſen ſpei-

---

*) Reiske Adnotat. hist. ad Abulfed: Annal.

wurden nun ſehr ernſthafte Staatsangelegenheiten; und da jeder Kaliph, als Nachfolger des Propheten, ſchon vermöge ſeines Amtes verbunden war, ſeine Meinung durch alle, ihm zu Gebote ſtehenden Zwangsmittel zur allgemeinen, im ganzen Reiche herrſchenden Meinung zu machen; ſo geſchah es jetzt gewöhnlich, daß, wenn z. B. die Parthei des unerſchaffenen Korans unter einem Kaliphen, der für den erſchaffenen ſich erklärt hatte, den härteſten Verfolgungen ausgeſetzt war, ſie nun oft ſchon unter dem gleich darauf folgenden Kaliphen, der für den unerſchaffenen Koran eiferte, alles was ſie erduldet hatte, der andern Parthei mit wucheriſchen Zinſen zurückgab *). Wie verderblich jedoch ein ſolches im-

ſen und kleiden, und dann jedem derſelben ſieben Dirhems geben dürfte, um aller Wohlthaten und Vortheile theilhaftig zu werden, die man von der Verrichtung einer durch das Geſetz vorgeſchriebenen Wallfarth zu erwarten habe. Dieſer Lehre wegen ward er vor Gericht gefordert, und über ihn das Urtheil gefällt, daß er laufend Peitſchenhiebe erhalten, hierauf ihm eine Hand nach der andern, ein Bein nach dem andern abgehauen, der Bauch aufgeſchnitten, und er dann erſt erdroſſelt werden ſollte. (Allg. Weltg: 20. B. S. 302).

*) Dieß geſchah bisweilen ſogar ſchon unter einem und demſelben Kaliphen. So z. B. hatte der Kaliph Al-Mamum alle jene auf das grauſamſte peitſchen und geißeln laſſen, welche den Koran für erſchaffen hielten. Aber nun gewann ein unter den Mohamedanern ſehr berühmter Doktor, Namens Ibn-Abu-David, die Gunſt des Kaliphen, und machte dieſem begreiflich, daß der Koran erſchaffen ſey, worauf dann ſogleich alle Gefängniſſe im ganzen Reiche mit den Anhängern des unerſchaffenen Korans angefüllt wurden. Länger als zwei hundert Jahre hatten die Muſelmänner ſchon in dem Koran geleſen und ſtudirt, bis es endlich zwei ihrer berühmteſten Doktoren, nämlich

merwährendes blutiges Reiben phantaſtiſch-religiöſer Meinungen für den Staat ſeyn müſſe, dies bedarf gewiß keines weitern Commentars. Aber nun hatte dieſes theologiſche Gezänke noch eine andere, ungleich traurigere Folge. Es weckte nämlich nach und nach Männer, welche, wie einſt Mohamed, jetzt gleichen Beruf zu haben glaubten, daher neue, dem Hange des gemeinen Volkes ſchmeichelnde Religionen ſchufen, zahlreiche Anhänger fanden, und gleich dem großen Propheten, ebenfalls ihre Lehre mit Feuer und Schwert zu verbreiten ſuchten. Die Sekte des Babeck z. B. behauptete ſich in dem perſiſchen Irac (Perſien) zwanzig Jahre gegen die geſammte Macht der Kaliphen. Was Babeck für eine Lehre gepredigt, weiß man nicht; aber ſie muß den rohen Lüſten des Pöbels ſehr geſchmeichelt haben; denn man nannte ſie nur die luſtige Religion. Indeſſen ſchlug Babeck öfters die Heere des Kaliphen. Erſt unter der Regierung des Nachfolgers, des Kaliphen Al-Mamum, ward er in zwei Treffen, in welchen hundert und ſechszigtauſend ſeiner Leute, und nicht viel weniger in dem Heere des Kaliphen erſchlagen wurden, beſiegt und endlich gefangen. Mit ihm gerieth zugleich in die Gefangenſchaft auch einer jener zehen Männer, die Babecks Scharfrichter waren, und ihn überall hin begleiten mußten. Dieſer bekannte offenherzig, ohne Reue und Scham, daß er ganz allein zwanzigtauſend Muſelmännern die Köpfe abgeſchlagen, und man

dem Al-Haſi und Al-Schaſi einfiel, die Frage aufzuwerfen, ob der Koran erſchaffen, oder unerſchaffen ſey. Dieſe Frage erregte überall ſo heftige Bewegungen, daß die Kaliphen oft ſehr ſtarke Truppenabtheilungen in die Provinzen ſchicken mußten, um bald die Vertheidiger des unerſchaffenen Korans, bald jene des erſchaffenen, im Zaum zu halten.

ganz kühn auf die Rechnung ſeiner übrigen neun Kameraden eine ähnliche Anzahl ſetzen könne; kurz, die blutigen Opfer, welche Babeck in zwanzig Jahren ſeinem Wahne brachte, beliefen ſich wenigſtens auf zweimal hunderttauſend Menſchen, ohne noch jene zu rechnen, welche in den vielen blutigen Schlachten und Gefechten auf beiden Seiten gefallen waren.

3. Noch furchtbarer wüthete die Sekte der Carmathier. Ihr Stifter war Carmath, in der Gegend von Cufa gebürtig. Seine Lehre unterſchied ſich von jener des Islams nur durch eine noch ungleich größere Strenge; er vermehrte die von Mohamed vorgeſchriebenen Gebete, Abwaſchungen, Feſttage, Wallfahrten und andere Ceremonien. Die Sekte entſtand ſchon unter der Regierung Harun-Al-Raſchids, da ſie aber ihrer Strenge wegen nicht gleich ſehr zahlreiche Anhänger fand; ſo wurden ihre aufrühreriſchen Bewegungen, noch unter demſelben Kaliphen, durch den Tod von dreißig bis vierzigtauſend dieſer Sektirer bald wieder unterdrückt. Indeſſen pflanzte ſich jedoch die Sekte im Stillen fort; beſonders erhielt ſie ſich in der Stadt Cufa und deren Umgebung. Aber nun trat gegen das Ende dieſer Periode, nämlich des neunten Jahrhunderts in Cufa ein gewiſſer Korſah auf, der die zerſtreuten Carmathier wieder ſammelte, jedoch Carmaths Lehre um vieles milderte. Er diſpenſirte ſeine Anhänger von allen Geboten des Islams, erlaubte ihnen ſogar Wein in Fülle zu trinken, und allegoriſirte den ganzen Inhalt des erſchaffenen, oder unerſchaffenen Korans. Zwei Dogmen machten den ganzen Beſtand dieſer neuen Religion aus. Erſtens, daß Carmath und jeder ſeiner Nachfolger ein weit höherer, von Gott ungleich mehr begnadigter Pro-

phet ſey, als Mohamed; und zweitens, daß alle Frömmigkeit und Heiligkeit ganz allein in blinder und augenblicklicher Unterwerfung unter den Befehlen des Anführers, oder Fürſten der Sekte beſtehe. Dieſer willenloſe, paſſive Gehorſam heiligte jeden Carmathier, ſühnte jedes Verbrechen, tilgte jedes Laſter und öffnete dem Gehorchenden alle Thüren und Pforten des Paradieſes. Dieſe Lehre gefiel ganz vorzüglich den rohen Söhnen der Wüſte. Zahllos waren die Anhänger, die ihr aus allen Gegenden des arabiſchen Iracs zuſtrömten. Ihre neue Religion mit Feuer und Schwert predigend, fielen die Carmathier in Syrien und Meſopotamien ein, ſchlugen das Heer des Kaliphen aus dem Felde, verbrannten Städte und Dörfer, ermordeten deren Einwohner und begingen allen Greul, den nur immer völlig entzügelter, in Wahnſinn übergegangener, Fanatismus ſich erlauben konnte. Am furchtbarſten wüthete die Sekte unter der Anführung des neunzehnjährigen Abu-Thahers. Dieſer junge Betrüger hatte der ſtupiden Maſſe ſeiner Anhänger den Glauben einzuzaubern gewußt, daß Gott ihm alles offenbare, kein auch noch ſo dichter Schleier ſeinem Auge die Zukunft verberge. Unter ihm wurden Damascus, Racca, Balbeck, Baſſora und Cufa erobert. Die erſtere Stadt erkaufte ihrer Einwohner Leben und Eigenthum mit einem ungeheuern Löſegeld; die andern, durch Sturm erobert, wurden geplündert und der größte Theil ihrer Bevölkerung gemordet. Thaher ſuchte nun mit dem Kaliphen Friede zu ſchließen; begehrte aber die Abtretung der Stadt Baſſora, nebſt einer nicht ſehr bedeutenden Provinz. Der Kaliph, obgleich er Thahers Geſandten ſehr ehrenvoll empfing, verwarf doch den ihm gemachten Friedensantrag; und nur noch wüthender und verheerender loderte jetzt die

Flamme des Aufruhrs in ganz Chaldäa längs dem perſiſchen Meerbuſen, und in allen Provinzen des eigentlichen Arabiens auf. Thaher zerſtreute und plünderte eine von Mekka heimziehende Karawane, erſchlug die ſie begleitende bewaffnete Mannſchaft, machte mehrere der bedeutendſten Perſonen, ſelbſt einen der Söhne des Kaliphen zu Gefangenen, und überließ in der weiten, waſſerloſen Wüſte alle übrigen Pilger, gegen zwanzigtauſend an der Zahl, ohne Speiſe und Trank ihrem traurigen Schickſale. — Im folgenden Jahre erſchien Abu-Thaher vor den Mauern von Mekka. Es war gerade zur Zeit der jährlichen, mehrere Tage dauernden Feſte. Mitten unter den, vom Geſetze vorgeſchriebenen Feierlichkeiten eroberte Thaher am hellen Tage die Stadt mit Sturm. Ueber dreißigtauſend, theils Fremde, theils Einheimiſche wurden ermordet. Die Stadt ward geplündert, die Kaba durch eine Menge darin begrabener Todten verunreiniget, der Brunnen Zemzem ebenfalls mit Leichen gefüllt und entweiht, und endlich gar der heilige, einſt vom Himmel gefallene ſchwarze Stein, der höchſte Gegenſtand der Verehrung aller Muſelmänner, von Thaher mitgenommen und zum Deckel eines Abtritts in ſeinem, unlängſt in Hagiar gebauten Palaſte verwandt. — In den Augen aller frommen und nicht frommen Muſelmänner gab es nun nichts gottloſeres, nichts verabſcheuungswürdigeres, als die Sekte der Carmathier. In allen Moſcheen des Reiches, vom Indus bis an die afrikaniſchen Küſten, ward derſelben geflucht. Aber leider fehlte es, um dieſen Fluch in Wirklichkeit zu ſetzen, an einem Heere, das man den verwegenen mehr als tollkühnen, von dem ſchrecklichſten Fanatismus entflammten Carmathiern hätte entgegen ſetzen können. Um dem Kaliphen zu trotzen und ihn in ſeiner eigenen Reſidenz zu ſchrecken, nä-

herte ſich jetzt Thaher ſelbſt der Stadt Bagdad; jedoch blos mit ſieben hundert Pferden. Obgleich von der Schwäche der, den Thaher begleitenden Schaar unterrichtet, zitterte dennoch der Kaliph in ſeinem Palaſte, und ſandte den Abu-Said mit dreiſig tauſend Mann dem kühnen Feinde entgegen. Als Abu-Said den Thaher zu Geſicht bekam, ſtaunte er eben ſo ſehr über deſſen Kühnheit, als die ſchwache Schaar, die er bei ſich hatte. Dem Kaliphen ſchrieb er ſogleich: „Morgen ſchicke ich „Dir den Abu-Thaher, damit Du mit ihm machen „mögeſt, was Dir beliebt.“ — Der Kaliph antwortete: „Laß unverzüglich alle Brücken über den „Tigris abwerfen, damit Thaher uns ja nicht entrinne.“ — Said kannte die Familie des Thaher, vielleicht perſönlich ihn ſogar ſelbſt. Aus alter Bekanntſchaft ließ er ihm daher ſagen, daß, da der Rückweg ihm abgeſchnitten, und die ihn begleitende Schaar ſo ſchwach und unbedeutend ſey, er lieber entweder dem Kaliphen ſich unterwerfen, und mit demſelben ſich ausſöhnen, oder auf ſchleunige Flucht bedacht ſeyn möchte. Thaher fragte den Boten, wie ſtark das Heer ſeines Herrn ſey; „dreißig Tauſend,“ antwortete dieſer. „Dieß mag ſeyn,“ erwiederte Thaher, „aber ich weiß, daß dein Herr in ſeinem „ganzen Heere auch nicht drei Mann hat, die Einem „von meinen ſieben hundert gleichen.“ — Auf der Stelle rief jetzt Thaher drei Carmathier herbei. Dem Einen befahl er, ſich einen Dolch durch die Bruſt zu ſtoßen. Kaum war das Wort geſprochen, als der Carmathier auch ſchon mit dem Dolch in der Bruſt todt auf der Erde lag. Dem Andern gebot er, ſich in dem Tigris zu erſäufen; und eilend rannte dieſer davon, um ja recht ſchnell durch die Wellen des Sromes zu den Pforten des Paradieſes zu gelangen. Dem Dritten endlich befahl er auf einen

Thurm zu ſteigen, und ſich von demſelben herabzu- ſtürzen; und auch dieſer gehorchte augenblicklich, und ohne nur im mindeſten zu murren. Jetzt wandte ſich Thaher wieder zu dem Boten: „Gehe,“ ſprach er zu ihm, „und berichte deinem Herrn, was Du „geſehen; ſage ihm aber zugleich, daß, bevor „noch der Morgen graut, ich ihn unter meinen „Koppelhunden werde anſchließen laſſen.“ — Thaher hielt Wort, griff noch in derſelben Nacht die Trup- pen des Kaliphen an, ſchlug ſie in die Flucht, nahm den Said gefangen, und ließ ihn nun wirklich un- ter ſeinen Hunden an die Kette legen *). — In- deſſen unternahm Thaher doch nichts gegen Bagdad; ſondern zog ſich, da er ja ohnehin den Kaliphen nur hatte ſchrecken wollen, mit ſeiner Handvoll Leute wieder über den Tigris zurück. Dieſen Rück- zug betrachtete der Kaliph als eines der glücklichſten Ereigniſſe ſeiner Regierung, ordnete ein Freudenfeſt an, und ließ viele Tauſend ſilberne Dirhems unter die ärmere Claſſe der Einwohner von Bagdad aus- zahlen. — Mehrere Jahre mußten nun die from- men Pilgerreiſen nach Mekka unterbleiben. Endlich wurden ſie von Thaher wieder erlaubt, jedoch nur gegen einen ſehr bedeutenden, ihm jährlich zu ent- richtenden Tribut. — Thaher ſtarb als Beherrſcher weitläufiger Länder. Vor ſeinem Tode ernannte er, da er keine Kinder hatte, ſeine drei Brüder zu Für- ſten der Carmathier, beſchränkte aber nicht wenig ihre Gewalt, indem er ihnen einen Rath von ſieben Perſonen an die Seite ſetzte, ohne deren Zuſtim- mung ſie nichts bedeutendes unternehmen durften. Dadurch wurden nun ſchon alle Bewegungen der Carmathier ziemlich gelähmt, daher auch keine fernern

*) **Herbelot, biblioth. orient art. Carmath. P. 1. p. 507, 8, 9 und 10.**

Eroberungen mehr gemacht, und alle Unternehmungen beſchränkten ſich jetzt blos auf vorübergehende räuberiſche Einfälle in die angränzenden Provinzen. Aber nun fing auch der geſunde Menſchenverſtand wieder an, ſeine Rechte nach und nach über Wahnſinn und Aberwitz zu behaupten. Religiöſe Scrupel, und das bisher völlig erloſchene Andenken an den großen Propheten Mohamed begannen ebenfalls unter vielen Carmathiern wieder zu erwachen, und der heilige ſchwarze Stein ward nun in allen Ehren wieder nach Mekka zurückgebracht. Der durch Fanatismus und Sekteneifer zuſammengekettete Staat näherte ſich jetzt immer mehr und mehr ſeiner Auflöſung. Der wunderthätige Heiligenſchein, der die erſten Fürſten der Carmathier umgab, war verſchwunden, und mit dieſem auch jene übernatürliche Stärke, die ſie aus den craſſen Vorurtheilen roher Volkshaufen ſchöpften. Bei der vielköpfigen Regierung war an keine Einigkeit, mithin auch nicht an Plan und Einheit in den Maßregeln zu denken. Es entſtanden unter ihnen mehrere, in ihren Grundſätzen, Meinungen, Ceremonien ꝛc völlig von einander abweichende, religiöſe Partheien. Die Aeſte fielen alſo nach und nach von dem Stamme; und da jetzt, was eine nothwendige Folge war, die Heere der Carmathier einigemal nach einander geſchlagen wurden, und eine Stadt nach der andern verloren ging; ſo erloſch endlich die ganze Sekte allmählig von ſelbſt in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, nachdem ſie über ſiebenzig Jahre gewüthet, und der ganzen Macht des Kaliphen getrotzt hatte *).

---

*) Von den vielen, unter den Arabern entſtandenen Sekten, haben wir hier oben nur der zwei wüthendſten und verderblichſten erwähnt. Auch die Sekte der Schi-

6. Noch mehr beförderte und beſchleunigte den Untergang des Reiches die Einführung fremder Söldlinge, und Errichtung einer, ein ganzes Heer bildenden türkiſchen Leibwache. Der ehemalige wilde Enthuſiasmus war längſt ſchon aus Arabien verſchwunden. Nach Gold und Reichthümern gierig, hatte der Araber ſeine Kraft im Schoße des Ueberflußes eingebüßt, und jener kriegeriſche Geiſt, der einſt drei Welttheilen Geſetze vorſchrieb, war in einem üppigen und weichlichen Leben erſtorben. Die andern Beſtandtheile des Kaliphats waren ein zuſammengefloſſener, ungeheuerer Haufen längſt ſchon an orientaliſche Sclaverei gewöhnter Völker. Aber nicht Liebe, noch Zutrauen, ſondern nur Furcht beugt den Nacken des Sclaven unter den Befehlen ſeines Oberherrn; und eine ununterbrochene Reihe blutiger Empörungen veranlaßte endlich die Kaliphen, ihrer Perſon und ihres Thrones Sicherheit fremder Treue zu vertrauen. Von den, jenſeits des Oxus und Jaxartes wohnenden, und unter dem allgemeinen Namen Türken bekannten Völkern, deren Tapferkeit ſie ſchon in den Kriegen gegen die Oſtrömer erprobt hatten, kauften alſo die Kaliphen eine

---

diten, oder der Fanatismus für die Rechte des Hauſes Ali, koſtete vielen hundert Tauſenden das Leben. Am heftigſten waren die Bewegungen der Aliten gerade als das Kaliphat ſchon ganz tief geſunken war, beſonders in Bagdad, deswegen ſelbſt einige Kaliphen, nur um ihr Leben zu retten, aus der Stadt zu entfliehen gezwungen wurden. — Ferner noch die Sekten der Chareditèn, Schafeiten, Aſchariten, Keramiten, Nodhamiten, Motazaliten ꝛc. kurz, Legio iſt der Name derſelben; und jede konnte ſtets nur durch Gewalt der Waffen, nach Strömen vergoſſenen Blutes, und öfters blos nur auf einige Zeit wieder unterdrückt werden.

Menge ſtarker Knaben und Jünglinge, die ſie in allen Künſten und Uebungen des Kriegs erziehen ließen, ihnen dann die Freiheit ſchenkten, und eine eigne, wie ſie wähnten, ihnen völlig ergebene Leibwache daraus bildeten. Schon der, dem Leſer aus der Geſchichte Kaiſers Theophilus bekannte Kaliph Al-Motaſem führte über fünfzigtauſend Türken in das Reich ein. Aber bald übertraf die Frechheit dieſer Söldlinge noch bei weitem die Inſolenz der ehemaligen römiſchen Prätorianer, ſelbſt in Zeiten deren höchſten Uebermuths. Sie riſſen alle Gewalt an ſich, der Kaliph ward ihr Sclav; und wenn er ihre unerſättliche Habſucht nicht befriedigen konnte, oder wollte, ward gewöhnlich der grauſamſte und ſchmählichſte Tod ſein Loos. Dieſen immer unerträglicher werdenden Gewaltthätigkeiten widerſetzten ſich endlich die Araber, und Statthalter entfernterer Provinzen. Es entſtanden blutige Kriege. Eine Folge davon war beinahe eine völlige Zerrüttung des, durch mehrere früher ſchon entſtandene Dynaſtien, zerſtückten arabiſchen Reiches. Von dem Kaliphate fiel jetzt eine Provinz nach der andern ab, erhob ſich zu einem eignen Reiche, und die Stifter derſelben waren theils Generäle der türkiſchen Leibwache, theils eingeborne Statthalter, oder auch Anführer neuer türkiſchen Horden, die aus dem Norden in die Provinzen des Kaliphats einrückten. Alle dieſe Gründer neuer Reiche, die ſie unter dem Titel: Sultan, Emir, Atabeck ꝛc. völlig unumſchränkt beherrſchten, erkannten zwar den Kaliphen von Bagdad für ihren Oberherrn, jedoch blos dem Namen nach. Indeſſen blieb derſelbe doch im Beſitz der zunächſt um Bagdad liegenden Provinzen; bis endlich in dem zehnten Jahrhundert der Kaliph Al-Radi, in dem Gefühl ſeiner Unfähigkeit, das ſo heftig erſchütterte, von ſo vielen Uſurpatoren gedrängte Reich

zu regieren, ſeinem erſten Miniſter Abu-Beer, unter dem Titel eines Emir-Al-Omra, das heißt eines Emirs aller Emire, eine vollkommen unumſchränkte Macht übertrug. Von dieſer Zeit an war der Kaliph, aller weltlichen Macht beraubt, nur noch das höchſte geiſtliche Oberhaupt. Sein Geſchäft war jetzt blos den Koran und die Ueberlieferungen der Sounitten zu ſtudiren, und unter angehäuften, ungeheuern Schätzen in ſeinem Harem zu ſchwelgen. Den Emirs-Al-Omras ging es indeſſen nicht beſſer, als es auch bisher den Kaliphen ergangen war. Unaufhörlich hatten ſie mit Uſurpatoren, Empörungen und Verſchwörungen zu kämpfen, und ein gewaltſamer Tod endete nicht ſelten ihre kurze Regierung. Unter dieſer immer wachſenden Verwirrung und Zerrüttung fielen endlich auch alle übrigen Provinzen von dem Kaliphate ab, und nach Al-Radis Tod, den Abul-Feda als den letzten wahren Kaliphen betrachtet, beſchränkte ſich bald der Abaſſiden ganzes Reich nur noch auf die einzige Stadt Bagdad. Aber auch in dieſer waren ſie nichts weniger als Herren, blos Sclaven ihrer Veziere, die oft die größten Mishandlungen ſich gegen dieſelben erlaubten, nicht einmal alle Verrichtungen ihres höchſten geiſtlichen Amtes ihnen geſtatteten. In den Augen ächter Muſelmänner blieben ſie indeſſen doch immer noch die Nachfolger und Stellvertreter des großen Propheten; und dieſe Ehrfurcht des Volkes war es endlich, die den Kaliphen zuletzt wenigſtens über Bagdad die Herrſchaft wiederverſchaffte. Aber von der ehemaligen Größe und Macht des Kaliphats war auch kein Schatten mehr da, und in dieſem völlig geſunkenen, ſo tief herabgewürdigten Zuſtande erhielt es ſich noch bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wo die Mongolen Bagdad eroberten, den letzten Kaliphen Moſtaſem mit Keulen erſchlugen, und dem Kaliphate ein Ende machten.

VIII.

1. Al-Amyn. — — Der Kaliph Harun-Al-Raſchid hatte zwar, wie man ſich aus dem 11. B. erinnern wird, vor ſeinem Tode das Reich unter ſeinen drei älteſten Söhnen Al-Amyn, Mamum und Motamem getheilt. Aber die Söhne waren klüger, als der Vater, nach deſſen Tode ſie ihrem älteſten Bruder Amyn *) huldigten, und ihn zum Kaliphen ausrufen ließen. In den, von dem Vater ihnen zugetheilten Ländern betrachteten ſich, wie es ſcheint, die beiden jüngern Brüder blos als Statthalter, jedoch vermöge väterlicher Verordnung, auf Lebenszeit, und mit einer ungleich mehr erweiterten Gewalt. — Al-Amyn war ein zum Regieren durchaus unfähiger Prinz. Unwiſſend und jedes Geſchäftes unkundig, blos mit ſeinen Vergnügungen beſchäftiget, dabei dem Weine zum Uebermaß ergeben, ſchloß er ſich mit einer Anzahl Verſchnittenen in ſeinem Palaſte ein, ward für jedermann unzugänglich, und überließ alle Angelegenheiten des Reiches und der Regierung ſeinem erſten Vezier Fadl. Ruhig und ungeſtört hätte jedoch Amyn ſein ganzes Leben auf dem Throne vertändeln können, wäre nicht unglücklicher Weiſe ihm, oder ſeinem Miniſter der unglückliche Gedanke in den Kopf gekommen, das, in dem Heiligthum der Nation, nämlich in der Kaba zu Mecca aufgehangene Teſtament ſeines Vaters umzuſtoßen. Harun hatte darin verordnet, daß dem Al-Amyn deſſen Bruder Al-Mamun und dieſem Motamem in der Regierung folgen ſollte. Jetzt wollte Amyn den

*) Haruns älteſter Sohn hieß Mohamed; aber ſein Vater gab ihm den Beinamen Al-Amyn, das heißt der Treue.

Mamun von der Thronfolge ausſchließen, befahl demnach allen Statthaltern, in dem öffentlichen Gebete nicht mehr des Namens ſeines Bruders, ſondern ſeines eigenen Sohnes Muſa zu erwähnen, wodurch dieſer nun förmlich, obgleich er noch ein Kind von ſehr zartem Alter war, zum Thronerben erklärt ward *). Um ſeinen Bruder völlig zu entwaffnen, zog Amyn alle Truppen aus Choraſan hinweg, und ließ noch überdieß den Mamun, unter dem Vorwand, daß er bei wichtigen Angelegenheiten ſeines Rathes bedürfe, einladen, unverzüglich zu ihm nach Bagdad zu kommen. Auch ſeinen dritten Bruder Motamem rief er aus ſeiner Statthalterſchaft zurück, und dieſer, dem Rufe des Kaliphen folgend, kam wirklich ſogleich nach Bagdad. — Aber Amyns, oder vielmehr ſeines Miniſters Fadls — denn erſterer war offenbar blos eine Null vor der Ziffer — verrätheriſche Plane ſcheiterten an der Geiſtesüberlegenheit zweier Männer, die Mamun zur Seite ſtanden. Der erſtere war der redliche *Harthema*, der andere der harte, ſchonungsloſe *Taher*. Auf ihren Rath rüſtete Mamun ſich zum Kriege. An dem Hofe von Bagdad hatte man dies vorausgeſehen, und Ali-Ebn-Iſa, einer von Amyns Feldherren, marſchirte ſogleich mit einem Heere von vierzig, andere ſagen von ſechszigtauſend Mann gegen Merou, wo Mamun ſich

*) Al-Amyn gab bei dieſer Gelegenheit ſeinem Sohne Muſa den Beinamen: *Al-Natik Billah*; das heißt, *der auf Gott gefällige Weiſe nach der Wahrheit denkt und redet*. Da das Kind jedoch noch keine fünf Jahre alt war, ſo änderten die Muſelmänner die Worte Natik Billah in *Natha Billa*, welches ſo viel heißt, als *Einer, der mit Gottes Gnade erſt ſprechen lernt*.

aufhielt *). Dieſer hatte kaum fünftauſend Mann unter den Waffen, aber es waren lauter verſuchte, abgehärtete Krieger, und ihre beiden Anführer Harthema und Taher erſetzten allein ſchon durch ihre Perſon ein ganzes Heer. An den Grenzen von Choraſan, in den weiten Ebenen von Ray, kam es zu einer entſcheidenden Schlacht. Amyns Heer ward völlig geſchlagen, und Ali-Iſa blieb in dem Treffen. Harthema und Taher ſäumten nicht, den errungenen Sieg zu benutzen. Zwar rückte ein noch ungleich ſtärkeres Heer des Kaliphen ihnen entgegen. Aber der liſtige Taher wußte die verſchiedenen Anführer deſſelben durch geheime Emiſſäre gegen einander zu erregen, und ſtatt den gemeinſchaftlichen Feind zu bekämpfen, brauchten ſie nun ihre Waffen gegen einander ſelbſt. Die verſchiedenen Corps, aus welchen Amyns Heer beſtand, trennten ſich endlich von einander, und zogen unverrichteter Dinge wieder nach Bagdad. Die Anführer wurden zwar mit dem Tode beſtraft; aber Harthema und Taher waren indeſſen ſehr weit vorgedrungen und hatten ſich vieler Städte und mehrerer ſehr anſehnlichen Feſtungen bemächtigt. Aber nun entſtand zu Bagdad ſelbſt unter den Truppen, wie unter dem Volke, ein furchtbarer Aufruhr. Man ſchrieb, und gewiß nicht mit Unrecht, alle bisherigen Unfälle blos dem Unverſtand und der Sorgloſigkeit des Kaliphen zu. Man beſchloß alſo ihn abzuſetzen und dem Mamun zu huldigen. Amyn ward aus ſeinem Palaſte geriſſen und nebſt ſeiner Mutter Zobeida in ein Gefängniß geworfen. Aber ſchon nach drei Tagen

*) Merou war, wie man ſich erinnern wird, die Hauptſtadt der ungemein weitſchichtigen und kriegeriſchen Provinz Choraſan.

reuete die Aufrührer ihr begangener Frevel. Amyn ward aus dem Gefängniß befreiet, und wieder auf den Thron geſetzt, ſogar Haſan, der Stifter des Aufruhrs, ihm ausgeliefert. Statt den Verbrecher zu beſtrafen, verzieh ihm Amyn nicht nur, ſondern ernannte ihn auch noch zum oberſten Befehlshaber ſeiner ſämmtlichen Truppen. Dieſe Großmuth machte keinen Eindruck auf Haſan. Sobald er mit dem Heere jenſeits des Tigris war, verließ er heimlich daſſelbe, um zu dem Feinde überzugehen. Von den ihm Nachſetzenden ward jedoch der Verräther ereilt und mit dem Tode beſtraft. Indeſſen herrſchten bei dem Heere nichts als Uneinigkeit und Verwirrung; und ein zweiter, noch glänzenderer Sieg führte Harthema und Taher vor die Thore von Bagdad.

2. Mamuns Feldherren eilten den Krieg zu beendigen. Bagdad ward von allen Seiten eingeſchloſſen, und mit einer förmlichen Belagerung ſogleich der Anfang gemacht. Der die ungeheuere Stadt durchſtrömende Tigris theilte ſie in zwei Theile, nämlich in die öſtliche und weſtliche Stadt; jene belagerte Harthema, dieſe der kühne Taher. Die Belagerung zog ſich jedoch ſehr in die Länge. Sie dauerte ein ganzes Jahr. Der öſtliche Theil ward beinahe in einen Steinhaufen verwandelt, und endlich von Harthema erobert. Amyn ging nun über den Tigris und zog ſich in die weſtliche Stadt zurück. Aber auch hier zwang Mangel an Lebensmitteln ihn nach wenigen Wochen zur Uebergabe. Amyn hatte größeres Zutrauen zu dem ſanftern, menſchlicher denkenden Harthema, als zu dem wilden und harten Taher. Er ſchickte alſo an jenen einige ſeiner Leute, und ließ ihm ſagen, daß er ſeine Perſon, ſammt der Stadt ihm zu übergeben

bereit ſey. Aber dieß wollte Taher, weil er gerade den weſtlichen Theil der Stadt belagert hatte, nicht zugeben; er glaubte dadurch den Ruhm ſeiner Eroberung geſchmälert. Harthema war indeſſen darauf bedacht, dem Kaliphen das Leben zu erhalten. Er verſprach, ihm ein Schiff zu ſchicken, das ihn unbemerkt an das öſtliche Ufer des Flußes bringen würde. Zu größerer Sicherheit beſtieg Harthema ſelbſt das Schiff, um den Kaliphen abzuholen. Aber der tückiſche Taher mußte dieß erfahren haben, denn er bewaffnete mehrere Barken, welche den Strom bewachen, und die Ueberfahrt über denſelben verhindern ſollten. Amyn und Harthema waren alſo noch nicht in der Mitte des Fluſſes, als jene Barken ſchon von mehrern Seiten herbeieilten, die Galere, auf welcher der Kaliph ſich befand, umringten, und eine Menge Steine und brennbare Materien in dieſelbe warfen. Das Schiff gerieth augenblicklich in Brand. Die darauf waren, ſuchten jetzt im Waſſer ihr Heil. Alle ſprangen in den Strom. Harthema, entweder des Schwimmens unkundig, oder von der Schwere ſeiner Rüſtung unter das Waſſer gezogen, wäre beinahe ertrunken, hätte nicht einer von Tahers Leuten ihn bei den Haaren aus den Wellen gezogen. Amyn hatte, bis auf die Beinkleider und eine Kopfbinde, alle ſeine Kleider von ſich geworfen, und ſchwamm daher glücklich an das jenſeitige Ufer. Aber eine feindliche Barke war ihm gefolgt, und Amyn hatte kaum das Ufer erreicht, als Tahers Soldaten aus der Barke an das Land ſprangen, ſich des unglücklichen Kaliphen bemächtigten, ihn halb nackt und von Waſſer triefend in ein nahe gelegenes Haus führten, und in einem Zimmer einſperrten. Ueber das, was ihn hier erwarte, ward Amyn nicht lange in Zweifel gelaſſen. Gegen Mitternacht traten zwei Perſer mit entblößten Schwertern

bei ihm ein. Als er ſie erblickte, rief er ihnen zu: „Was wollet ihr Unglücklichen! Wehe euch! Ich bin „ein Enkel des Geſandten Gottes, ein Sohn des „großen Harun-Al-Raſchids, und ein Bruder des „Kaliphen Mamun. Ich beſchwöre Euch bei Gott, „waget es nicht, mein Blut zu vergießen.“ Statt aller Antwort gab der Eine ihm einen ſtarken Hieb an den Kopf, und der Andere ſtach ihm das Schwert in die Seite. Amyn ſtürzte zu Boden, worauf die beiden Mordknechte ſchnell über den ſchwer Verwundeten herfielen, ihn vollends erdroſſelten, ihm dann den Kopf abhieben, und dieſen dem Taher brachten, der ihn unverzüglich durch einen Eilboten dem Mamun nach Merou ſandte *).

*) Als Beweiſe von dieſes Kaliphen unbegreiflicher Theilnahmloſigkeit an allem, was ſich nicht auf ſeine Vergnügungen und kindiſche Spielereien bezog, erzählen die arabiſchen Geſchichtſchreiber folgende zwei Anekdoten. Als nach dem erſten unglücklichen Treffen in der Ebene von Ray, in welchem des Kaliphen erſter Feldherr Ali-Jſa war erſchlagen worden, ein Eilbote in Bagdad ankam, und dem Kaliphen die traurige Nachricht von dem Verluſt einer Hauptſchlacht brachte, fand er denſelben gerade mit Fiſchen beſchäftiget. Amyn hörte ihn ganz gelaſſen an; ſagte ihm aber, als er ſeinen Bericht beendigt hatte, nichts anders, als: „Laß mich jetzt in Ruhe; Du ſiehſt ja, daß mein Freigelaſſener Cuthar ſchon zwei Fiſche gefangen hat, und ich auch noch nicht einen einzigen.“ — Während der Belagerung von Bagdad ſtürmte eines Tages Harthema ungemein heftig den öſtlichen Theil der Stadt. Einige der angeſehenſten Officiere im Heere eilten zu dem Kaliphen, mit der Bitte, daß er, um den Muth ſeiner Soldaten noch mehr zu entflammen, ſich ihnen nur einen Augenblick mit den Waffen in der Hand auf der Mauer zeigen möge. — „Dieß,“ gab Amyn, der gerade am Schachbrett ſaß, ihnen zur Antwort, „kann jetzt nicht ſogleich geſchehen; „denn ich ſtehe im Begriffe, die Parthie diesmal zu

3. Al-Mamun. — Nach Amyns Tod war Al-Mamun alleiniger Beherrſcher des arabiſchen Reiches. Seine Thronbeſteigung bezeichnete gleich im Anfange eine dreifache Empörung, nämlich in Syrien, Paläſtina und Aegypten. In jeder dieſer Provinzen ward jedoch der Aufruhr bald wieder gedämpft, und Mamun überall als rechtmäßiger Kaliph anerkannt. Aber nun fing Mamun ſelbſt Neuerungen an, die ihm beinahe Thron und Leben gekoſtet hätten. Sein erſter Miniſter nämlich, Al-Fadl-Ebn-Sahal, war ein ſchwärmeriſcher Alite, und da er das volle Zutrauen des Kaliphen beſaß, ſo gelang es ihm, dieſen nach und nach von den gerechten Anſprüchen des Hauſes Ali an das Kaliphat zu überzeugen. Um nun den Forderungen ſeines ihn von jetzt an immer mehr ängſtigenden Gewiſſens Genüge zu leiſten, gab er einem aus Ali's Geſchlechte entſproſſenen jungen Mann, Namens Ali-Ebn-Muſa, ſeine Tochter Habiba zur Gemahlin, und erklärte ihn, mit Hintanſetzung ſeines eigenen Sohnes, wie ſeiner Brüder, zu ſeinem Nachfolger in dem Kaliphat. Zu gleicher Zeit befahl er ſämmtlichen Truppen ſeines Heeres, ſowohl in Choraſan, wo Mamun ſich noch aufhielt, als auch in Bagdad und den übrigen Provinzen, unverzüglich die ſchwarze Farbe der Abbaſſiden abzulegen, und in die heilige grüne Farbe der Aliten ſich zu kleiden. Den Statthaltern ſchrieb er, daß ſie den Völkern ver-

---

„gewinnen, und meinen Gegner hier ſchachmatt zu „machen.„ — — Sollten beide Anekdoten auch nicht wahr ſeyn, ſo würden ſie doch dieſen Kaliphen hinreichend charakteriſiren, indem ja zu ihrer Erfindung blos eines Kaliphen beiſpielloſe Apathie und völlige Unempfänglichkeit für irgend ein auch noch ſo ernſtes Geſchäft die Veranlaſſung könnte gegeben haben.

kündigen ſollten, er habe unter allen Nachkommen des Abbas wie des Ali keinen des Thrones würdigern gefunden, als Ali-Ebn-Muſa.

4. Dieſe ganz unerwarteten Neuerungen erzeugten überall die gefährlichſten Bewegungen. Das Geſchlecht der Abbaſſiden war ungemein zahlreich. Nach einer erſt im vorigen Jahre vorgenommenen Zählung belief ſich die Zahl ſämmtlicher Glieder dieſes Hauſes auf dreiſig tauſend Köpfe. Auch in dem Heere, wie in allen großen Städten, beſonders in Bagdad, hatte es eine Menge Anhänger. In der letztern Stadt brach demnach bald eine ſehr ernſte Empörung aus. Die in und um Bagdad einquartirten Truppen ſchlugen ſich zu dem Volke. Mamun ward förmlich abgeſetzt, und der Abbaſſide Ibrahim Al-Mohdi zum Kaliphen ausgerufen. Das Heer in Irak blieb zwar dem Mamun treu; aber Cufa und noch mehrere andere Städte erklärten ſich für den neuen Kaliphen. Mamun ſah jetzt die Nothwendigkeit ein, mit ſeinem Heere aus Choraſan nach Bagdad aufzubrechen. Unter Weges ließ er ſeinen Miniſter, den Fadl, den Urheber der gegenwärtigen Unruhen heimlich im Bade ermorden, jedoch, um das Gehäſſige dieſer That von ſich zu entfernen, die Mörder öffentlich hinrichten *). Bald darauf ſtarb der edle Ali-Muſa, wie man ſagte, an einer

*) Fadl hatte den Tod verdient, nicht ſowohl weil ſeine ſchwärmeriſche Vorliebe für die Sekte der Aliten ſo große und blutige Verwirrung im Reiche verurſacht hatte; ſondern vorzüglich deswegen, weil er die Urſache der Hinrichtung des tapfern und redlichen Harthema war, den er bei dem Kaliphen ſo ſehr verleumdet hatte, daß dieſer ihn in ein Gefängniß werfen, und bald darauf erdroſſeln ließ.

Verkältung, wahrſcheinlicher an beigebrachtem Gift. Mamun ſchien den Tod ſeines tugendhaften Schwiegerſohnes aufrichtig zu betrauern, ſetzte daher ſeinen Marſch nicht fort, und hielt ſich einige Monate in Thuß auf. Während dieſer Zeit empörten ſich in Bagdad gegen den Ibrahim Al-Mohdi dieſelben Truppen, welche ihn auf den Thron erhoben hatten, jagten ihn aus der Stadt und huldigten wieder dem Mamun. Dieſer beſchleunigte nun ſeinen Marſch. Als er mit dem Heere in Bagdad einzog, trug daſſelbe zwar noch die grüne Farbe der Aliten; aber Mamun, der jetzt den Einfluß und die Allmacht des Vorurtheils erkannte, und wohl einſah, daß der unter der Aſche glimmende Funke der unterdrückten Empörung nur zu bald in noch furchtbarern Flammen wieder auflodern könnte, gab ſchon nach wenigen Tagen nicht nur ſeinem Heere, ſondern auch allen Einwohnern von Bagdad den Befehl, die grüne Farbe wieder abzulegen und zu der ſchwarzen des Hauſes Abbas zurückzukehren. Dieſe Verordnung, die zugleich eine ſtillſchweigende Zurücknahme aller früheren, zu Gunſten des Hauſes Ali getroffenen Verfügungen war, beſänftigte vollkommen die Abbaſſiden und deren zahlreiche Anhänger; und da noch überdies nun auch der zum Thronfolger erklärte Ali Muſa geſtorben war; ſo kehrte jetzt alles wieder in das alte Geleiß der bisherigen Ordnung der Dinge im ganzen Reiche zurück *).

*) Ibrahim Al-Mohdi kam nun auch wieder aus ſeiner Verborgenheit hervor. Er war ein Sohn des Kaliphen Mahadi, mithin ein Bruder Harun Al-Raſchids und folglich Onkel des Mamuns, der ihn ſehr gut aufnahm, und ſtatt aller Strafe blos über ſein ſo ſchnell vorübergegangenes Kaliphat ſcherzte.

5. Bagdad ward nun Mamuns bleibende Reſidenz. Die wichtige Statthalterſchaft von Choraſan übertrug er demnach, und zwar mit völlig unumſchränkter Gewalt dem Taher, theils um deſſen ihm geleiſtete wichtige Dienſte gehörig zu belohnen, theils auch um ihn ſo weit als möglich von ſeiner Perſon zu entfernen. Dem Taher war Mamuns zunehmende Abneigung gegen ihn nicht unbemerkt geblieben. So oft er vor dem Kaliphen erſchien, rollte über deſſen Wange eine Thräne, die das durch Tahers Anblick erneuerte Andenken an ſeines Bruders ſchmachvollen Tod ſeinem Auge entlockte. Taher glaubte deßwegen ſeine Sicherheit gefährdet, nahm daher das Anerbieten des Kaliphen mit freudigem Danke an, verließ auf immer den Hof, und ward einige Jahre nachher in Choraſan, wie wir in der Folge hören werden, der Gründer einer neuen Dynaſtie.

6. Mamun machte mehrere Feldzüge, theils gegen Aufrührer in Aegypten, die er alle bezwang; theils gegen die Griechen, und gegen dieſe größtentheils mit glücklichem Erfolge. Er nahm ihnen mehr als die Hälfte von Cilicien; eroberte die große und wohl befeſtigte Stadt Tarſus, nebſt dem nicht ferne davon gelegenen, nicht minder feſten Schloſſe Lulloa, und noch vierzehen bis fünfzehen andere Städte. Als er nach ſeinem letzten Feldzug in Aegypten mit ſeinem Heere wieder nach Bagdad zurückzog, lagerte er unter Weges an den Ufern des Badandun, nahe an der Quelle deſſelben. Mit ſeinem Bruder Motaſem ging er eines Tages längs des Fluſſes ſpazieren, bewunderte die Klarheit und Kühle des Waſſers, und äußerte ſich gegen ſeine Begleiter, daß, wenn man vorher eine gute Portion Datteln, von welchen er ein großer Liebhaber war, geſpeißt hätte, dieſes unge-

mein klare und helle Waſſer trefflich ſchmecken müſſe. Sogleich ward ihm die Anzeige gemacht, daß ſo eben mehrere Kamele mit einer ſchweren Tracht Datteln im Lager angekommen wären. Unverzüglich ward jetzt eine große Quantität von dieſer, dem Kaliphen ſo willkommenen Frucht herbeigebracht. Mamun aß mit Uebermaß davon, trank hierauf eben ſo übermäßig von dem klaren Waſſer des Badandun, und zog ſich dadurch ein ſehr heftiges Fieber zu, das ſchon nach einigen Tagen ſeinem Leben ein Ende machte. Als er ſtarb, befand er ſich gerade in der vollen Stärke ſeines männlichen Alters. Er hatte kaum ſein ſechsundvierzigſtes Jahr erreicht, und zwanzig Jahre und fünf Monate eines der größten Weltreiche, jedoch unter immerwährenden Empörungen und Erſchütterungen, beherrſcht. Ungefähr ein Jahr vor ſeinem Tode ſchloß er ſeinen Bruder Motamen von der Thronfolge aus, und ernannte ſeinen jüngern Bruder Motaſem zu ſeinem Nachfolger in dem Kaliphate. Wenige Minuten, bevor Mamun verſchied, rief er aus: „O, Du, der Du niemals ſtirbſt, erbarme dich „desjenigen, der jetzt ſtirbt!“

7. Unter dieſes Kaliphen Regierung ſtanden Künſte und Wiſſenſchaften in Arabien, wie man zu ſagen pflegt, in ihrer ſchönſten Blüthe. Ein Grad der Breite unſerer Erde ward zu ſeiner Zeit in den Ebenen von Sinaar und Kuhu an dem Himmel gemeſſen. Aus dem griechiſchen Reiche, aus Aegypten, Perſien, Indien, kurz aus allen Weltgegenden wurden berühmte Gelehrte an Mamuns Hof berufen. In Bagdad, Baſſora, Samerkand und andern großen Städten hohe Schulen errichtet, ungeheure Bibliotheken angelegt, und von den Griechen eine Menge Bücher gekauft, die der Kaliph alsdann in das

Arabiſche überſetzen ließ. Da aber die Araber keine andere, als ihre Mutterſprache kannten; ſo wurden dieſe Ueberſetzungen gröſtentheils von neſtorianiſchen Chriſten, die von allen von der Kirche getrennten Sekten in Perſien die zahlreichſten waren, zuerſt in das Syriſche und dann von geborenen Syriern in das Arabiſche übertragen. Der Gewinn war freilich bei dieſer äußerſt fehlerhaften, verkrüppelten Ueberſetzung nicht ſehr groß; denn hätten Homer, Plato, Ariſtoteles ꝛc. ſich jetzt in ihrem neuen arabiſchen Gewande erblickt, würden ſie höchſt wahrſcheinlich ſich ſelbſt nicht mehr gekannt haben. Ueberhaupt war nebſt der polemiſchen Theologie, vorzüglich ſpeculative Philoſophie die Lieblingswiſſenſchaft der Araber; aber wie dieſelbe bei ihnen getrieben ward, war ſie offenbar blos eine nutzloſe Spielerei eines müßigen, grübelnden Verſtandes; und da noch überdies auch Aſtrologie, Traumdeuterei, nebſt allen loſen Künſten der Magie ebenfalls wiſſenſchaftlich betrieben wurden, und an dem Hofe, wie bei der Nation, in großer Achtung ſtanden; ſo möchte alles dieſes zuſammengenommen nicht gerade geeignet ſeyn, uns von der wahren Aufklärung und geiſtigen Cultur der damaligen Araber ſehr hohe Begriffe beizubringen. — Nach dem Geſchmack der damaligen Zeit liebte auch Mamun das ſpeculative Wiſſen, und nahm daher lebhaften Antheil an ſeiner Theologen und Philoſophen ſpitzfindigen Fragen und dialektiſchen Zungengefechten, denen er oft mit Vergnügen beiwohnte und die Sieger reichlich belohnte. Dies wäre nun unſtreitig ſo ziemlich gleichgültig geweſen, wäre nur der gelehrte, ſpeculative Kaliph nicht dadurch verleitet worden, bald des unerſchaffenen, bald des erſchaffenen Korans wegen, die Leute hart zu verfolgen, ſie haufenweiſe einkerkern, prügeln und geißeln zu laſſen. — Den Gelehrten

erwies Mamun ſtets große Ehre, unterhielt ſich gerne und lange mit ihnen, beſchenkte ſie fürſtlich und gab einer Menge derſelben ſehr bedeutende jährliche Penſionen. Einem grundgelehrten Grammatikus, mit dem Mamun ſich einſt ſehr lange unterhalten, und der während des Geſpräches dem Kaliphen die wahre innere Bedeutung eines Buchſtabens ſehr umſtändlich erklärt hatte, ſchenkte er für dieſen vielleicht kaum eine Viertelſtunde dauernden Unterricht nicht weniger, als fünfzigtauſend ſilberne Dirhems *). Kein Wunder, daß die arabiſchen Philoſophen, Poeten, Redner, Hiſtoriker **) ꝛc. in Mamun das Muſter eines großen Regenten erblickten, und ihn über alle Kaliphen himmelweit erhoben. Einer der berühmteſten Philoſophen an Mamuns Hofe war Al-Schaffei. So wie die alten Griechen in den Zeiten ihres kindlichen oder jugendlichen Alters die Sprüche ihrer ſogenannten ſieben Weiſen ſorgfältig ſammelten; eben ſo haben auch die arabiſchen Geſchichtſchreiber die Denkſprüche der Weiſen ihrer Nation mit vieler Sorgfalt uns aufbewahrt; und unter jenen des ſo eben erwähnten Schaffei finden ſich wirklich einige, die in ihm, wo nicht den großen Denker, doch wenigſtens einen ſehr verſtändigen, in dem Verkehr mit der Welt klug

*) Die Dirhems hatten in verſchiedenen Zeiten auch verſchiedenen Werth; damals mochte er, nach unſerm jetzigen Geldfuß, ungefähr einen rheiniſchen Gulden ausgemacht haben.

**) In der Geſchichte waren und blieben die Araber blos Kinder, die nur nach Mährchen, und albern wunderhaften Erzählungen haſchten. Derjenigen, die ungefähr ſo von weitem einige Begriffe von Geſchichtkunde und den dazu erforderlichen Hülfswiſſenſchaften hatten, gab es nur äußerſt wenige.

gewordenen Mann vermuthen laſſen. So z. B. pflegte er, wenn man mit ihm ſprach, nur äußerſt langſam, und ſtets erſt nach einer ziemlich langen Pauſe zu antworten. Einſt darum befragt, gab er zur Antwort: Ich muß ſtets vorher reiflich überlegen, ob es nicht beſſer ſey, zu ſchweigen, als zu antworten.*) Einer ſeiner Hauptdenkſprüche war: „Wer ſagt, daß er die Welt, und zugleich auch deren Schöpfer liebe, der iſt ein Lügner.“

8. Mit Mamuns Philoſophie und Gelehrſamkeit bildet jedoch deſſen ganz ungemeine Prachtliebe einen ſeltſamen Contraſt. Unter keinem der früheren Kaliphen, ſelbſt nicht unter Harun-Al-Raſchid, hatten ſowohl am Hofe, als auch unter den Statthaltern und übrigen Großen des Reiches, Verſchwendung und Luxus einen ſo hohen, alle Vorſtellung überſteigenden Grad erreicht. Unter mehrern Beiſpielen hier nur folgendes. Mamun vermählte ſich mit der Tochter des Haſſan Ebn-Sahal, Statthalters von Chaldäa, eines Bruders des Kaliphen großen Günſtlings Fadl-Ebn-Sahal. Nicht nur das zahlreiche Gefolge des Mamuns, ſondern

*) Dieſe Regel mag im Ganzen genommen nicht ſehr übel, und beſonders einem Philoſophen, der an dem Hofe eines Kaliphen lebt, ſehr zu rathen ſeyn. Aber gewiß würden auch auf der andern Seite, wenn man dieſelbe Regel überall anwenden, und ſtets eine halbe Viertelſtunde mit der Gegenrede warten wollte, alle wiſſenſchaftlichen wie geſelligen Zuſammenkünfte, wo gerade der raſche und ſchnelle Wechſel geiſtiger Eindrücke, Begriffe und Anſichten das angenehmſte iſt, und nur zu noch offenerer gegenſeitiger Mittheilung begeiſtert, äußerſt ſchleppend, langwierig und einſchläfernd ſeyn.

auch deſſen ganzes Heer bewirthete dieſer Haſſan acht Tage lang nach einander. Jedem aus der Umgebung des Kaliphen machte er prächtige Geſchenke mit mehrern Pfunden des koſtbarſten Ambra und den ſchönſten Sclaven beiderlei Geſchlechts. Als der Kaliph ſeine Braut heimholte, war der ganze Weg von Haſſans fürſtlicher Wohnung bis zu dem kaiſerlichen Palaſte mit den koſtbarſten, in Gold und Silber gewirkten Teppichen belegt. Die Braut ſelbſt ſaß am Vermählungstage auf einem Throne von gediegenem Golde. Ein Theil ihres Kopfſchmuckes beſtand aus tauſend Perlen von der Größe eines Taubeneies; und als ſie den Thron verließ, ſchüttete die Großmutter über ſie noch andere tauſend nicht minder koſtbare Perlen, und ließ eine achtzig Pfund ſchwere Kerze von Ambra anzünden. Der Kopfputz war ſo prachtvoll und reich, daß der Kaliphe den Wunſch äußerte, man möchte denſelben ſeiner Braut laſſen und gleichſam als eine Ausſteuer betrachten. Alle Dichter und Redner, und ihre Anzahl war gewiß nicht klein, die die Schönheit und das Glück der Braut, wie die Feier des Tages in Verſen und Proſa beſangen, wurden mehr als fürſtlich belohnt. — Man ſchließe nun von dieſer Pracht eines Statthalters auf jene an dem Hofe des Kaliphen ſelbſt. Aber die Größe der Verſchwendung und des Luxus des Fürſten und ſeines Adels iſt der ſicherſte Höhenmeſſer der Armuth und des Elendes aller übrigen Volksklaſſen.

9. Motaſem. — Schon in der Regierungsgeſchichte des Kaiſers Theophilus wurden unſere Leſer mit dieſem Kaliphen hinreichend bekannt gemacht. Seine Regierung hatte nur die kurze Dauer von acht Jahren. Im Anfange derſelben hatte er das allen Kaliphen gemeinſchaftliche Schick-

ſal, mit Aufrührern kämpfen zu müſſen. Der Eine war ein Alite, der ſich in einer der öſtlichen Provinzen den Kaliphentitel beilegte, der Andere ein unbekannter Glücksritter, dem es aber gelang, ſich zum Herrn von Taberſtan aufzuwerfen, und der Dritte endlich der berüchtigte Babeck, das Haupt einer ſchon ſeit zwanzig Jahren in Perſien wüthenden Sekte. Durch Motaſems Feldherren wurden ſämmtliche Aufrührer überwunden und gefangen. Der Alite entwiſchte, wahrſcheinlich mit Motaſems Wiſſen, aus ſeinem Gefängniſſe, und es ward nachher nie mehr Etwas von ihm gehört; die beiden andern wurden hingerichtet und ihre Körper an Galgen aufgehangen. — Gegen die Stadt Bagdad nährte dieſer Kaliph längſt ſchon einen geheimen Groll. Die Urſache ſeiner Abneigung waren die unaufhörlichen Unruhen und aufrühreriſchen Bewegungen des zahlloſen müßigen Pöbels dieſer ungeheuer großen Stadt. Er baute daher in dem arabiſchen Irak die Stadt Samarra und machte dieſe zu ſeiner Reſidenz. — Die im Solde ſtehenden türkiſchen Truppen wurden von Motaſem unmäßig vermehrt. Er errichtete endlich eine türkiſche Leibwache, die aus mehrern, ſtets nur von geborenen Türken befehligten Corps beſtand, und bald den Kern des ganzen Heeres bildete. — Von Motaſems Feldzügen gegen die Griechen haben wir das Merkwürdigſte ſchon in dem dreizehnten Bande unſerer Geſchichte erzählt. Er ſtarb achtundvierzig Jahre alt im Jahre 841., mithin ungefähr um dieſelbe Zeit, als auch ſein mächtiger Gegner und Nebenbuhler, der Kaiſer Theophilus, durch den Tod von der Bühne abgerufen ward.

10. Motaſem war der erſte Kaliph, der ſeinem Namen, ſowohl in Briefen als öffentlichen Urkun-

den, das Wort Billah, das heißt, durch die Gnade Gottes, beifügte. Alle nachherigen Kaliphen folgten dieſem Brauch; nur daß einige ſtatt Billah, Beemri'llah, oder Ala'llah wählten; das Eine heißt auf Gottes Befehl, das Andere in Gott. Man ſieht, daß dadurch immer der nämliche Sinn oder Begriff ausgedrückt ward *). — Die arabiſchen Geſchichtſchreiber loben und preiſen ſehr die Großmuth dieſes Kaliphen. Als Belege dazu erzählen ſie, daß, als Motaſem eines Tages von ſeinem Gefolge getrennt einem alten armen Landmann begegnete, der ſammt ſeinem Eſel in einen ſchlammigen Graben gefallen war, er ſogleich vom Pferde abſtieg, um dem Alten aus dem Schlamm herauszuhelfen. Der Greis, der ihn nicht kannte, rief ihm zu: „Mann Gottes, beſchmutze nicht deine Kleider!" aber Motaſem ſtörte ſich nicht daran, beſchmutzte wirklich ſein Gewand über und über mit Koth, half aber dem Bauern ſammt deſſen Laſtthier aus dem Koth und ließ, als er zu ſeinem Gefolge zurückgekehrt war, jenem noch eine ſehr bedeutende Summe Geldes reichen. Dieſe Handlung, wäre ſie auch nur Wirkung einer vorübergehenden, jetzt gerade roſenfarbenen Kaliphenlaune geweſen, verdient dennoch immer alles Lob; contraſtirt aber gar ſeltſam mit dem Mord von mehr als vierzigtauſend unſchuldigen Armorianern, die Motaſem, blos um einem übelverſtandenen, falſchen, ſogenannten Point d'Honneur Genüge zu leiſten, mit

*) Mit andern Worten wollte offenbar dieſes gerade eben ſo viel ſagen, als: Motaſem von Gottes Gnaden Beherrſcher, ꝛc. folglich nicht, wie leider heute zu Tage, kraft einer auf irgend einem ſchmutzigen Vicinalwege in Frankreich aufgerafften, papiernen Conſtitution.

kaltem Blute erwürgen ließ. Nicht minder befleckt dieſes Kaliphen Leben und Charakter die an ſeinem eigenen Neffen, dem liebenswürdigen jungen Prinzen Abbas, einem Sohne Mamums, verübte Grauſamkeit. Obgleich der edle Jüngling die ſprechendſten Beweiſe treuer Anhänglichkeit ſeinem Oheim gegeben hatte; ſo konnte er dennoch deſſen bald darauf wieder erwachendem, blutigem Argwohn nicht entgehen. Aber man bewundere hier die Zartheit des Gewiſſens eines frommen Jüngers Mohameds! Das Blut ſeines ſchuldloſen Neffen wollte Motaſem um alles in der Welt nicht vergießen. Er ſperrte ihn alſo blos in einem Thurm ein, verbot jedoch bei Todesſtrafe, dem Prinzen auch nur einen Tropfen von irgend etwas Flüſſigem zu reichen, ließ ihn alſo vor Durſt verſchmachten, mithin eines wahrhaft graun- und martervollen Todes ſterben. — Die Gelehrten hielt Motaſem ebenfalls in großen Ehren; nur mußten ſie es nicht mit dem unerſchaffenen Koran halten; denn in dieſem Falle ließ er ſie, welche große Philoſophen und Doctoren ſie auch ſeyn mochten, mit Peitſchenhieben bis auf das Gebein zerfleiſchen. — Die Chriſten wurden von ihm nicht gequält; und hatten ſie in irgend einer Sache nicht blos einmal, ſondern zehenmal Recht, dann ließen auch die Richter des Kaliphen ihnen Gerechtigkeit wiederfahren.

9. Al-Whatek. — In dem Kaliphate folgte Motaſem deſſen Sohn Al-Whatek Billah. Auch die Thronbeſteigung dieſes Kaliphen ward durch einen Aufruhr und zwar diesmal der Kaiſarianer in Damaskus gefeiert. Derſelbe begann mit Raub und Mord, und endete mit der Enthauptung fünfzehnhundert Aufrührer. Alle gegen die Anhänger des unerſchaffenen Korans erlaſſenen Edikte wurden von Whatek be-

ſtätiget, und jene noch grauſamer, als unter ſeinem Vater verfolgt. Einem gewiſſen, ſehr berühmten Theologen, der ſogar zu jenen gehörte, die den Titel Al-Hafehd, das heißt, Erhalter der prophetiſchen Ueberlieferung, führten, den der Kaliph ſelbſt bekehren wollte, es aber zu thun nicht vermochte, hieb er mit eigener hoher Hand den Kopf ab. — Whateks Regierung hatte nur eine Dauer von fünf Jahren. Durch Ausſchweifungen jeder Art, beſonders durch unmäßige Frauenliebe zog er ſich eine Waſſerſucht zu. Als er ſeinen Zuſtand bedenklich fand, befragte er ſeine Aſtrologen und befahl ihnen, ſeine Nativität zu ſtellen. Die Herren verſicherten ihn, daß in ſeinem Geſtirne eine Regierungszeit von fünfzig Jahren geſchrieben ſtehe. Dieſe Zuſicherung beruhigte den Kaliphen, der jedoch zehen Tage nach dieſer Prophezeihung an einem Schlagfluß ſtarb.

10. Motawakkel. — Eine zahlreiche Parthei, an deren Spitze der Vezier Al-Zyat ſtand, wollte den Mohtadi, Sohn des verſtorbenen Kaliphen, auf den Thron erheben. Aber der Türke Waſſif, Befehlshaber einer Abtheilung der türkiſchen Leibwache, drang darauf, daß, weil Mohtadi noch ein Kind ſey, mithin dem Volke nicht predigen könnte, deſſen Oheim Dſchiàfar zum Beherrſcher der Gläubigen müſſe gewählt werden. Das Wort des einflußreichen Anführers der jetzt ſchon gefürchteten Leibwache drang durch, und Dſchiafar ward unter dem Namen Al-Motawakkel Allalah, in Samarra und bald darauf auch in Bagdad und den andern Städten des Reiches zum Kaliphen ausgerufen. Ein Aufruhr in Armenien ward von einem von Motawakkels Feldherren, dem Türken Boga, wieder gedämpft. Es koſtete dabei

blos dreiſſig tauſend Armeniern das Leben, welche in dem Treffen erſchlagen wurden; und dann wieder fünfzig tauſend andere, welche in dem volkreichen Teflis ſammt der Stadt von dieſem Türken verbrannt wurden. — Unter dieſes Kaliphen Regierung blühete für muſelmänniſche Theologen und Aerzte eine Zeit reicher Erndte. Niemand hatte an ſeinen Gunſtbezeugungen und den vielen tauſenden in ſeinem Schatz aufbewahrten goldenen und ſilbernen Dirhems mehr Antheil, als dieſe beiden Klaſſen von Gelehrten. Motawakkel war jedoch ein ſtrenger Orthodox, er ſchlug ſich alſo zur Parthei der Sunniten, welche man für die Rechtgläubigen hielt, und die die Ewigkeit des Korans behaupteten. Aber dafür hatte auch die bisher triumphirende Parhei des erſchaffnen Korans es deſto ſchlimmer, am ſchlimmſten die Anhänger des Ali, deſſen Andenken er ſogar bis auf die letzte Spur zu vertilgen ſuchte. Dieſe tolle Verfolgungswuth machte ihn ſeinen Unterthanen gehäſſiig. Aber er verließ ſich auf ſeine türkiſche Leibwache, die er ſich ganz eigen gemacht zu haben wähnte. Dem Türken Bagher ſchenkte er einen Säbel von ungeheuerem Werth. „Dieſen Säbel,“ ſagte Motawakkel, als er ihn dem Türken überreichte, „ſchätze ich „bei weitem nicht ſo hoch, wie Dich. Nimm ihn „alſo und gebrauche ihn für meine und meines „Thrones Sicherheit.“ — Von der Treue und Tapferkeit ſeiner Leibwache überzeugt, bekümmerte ſich Motawakkel nun wenig um ſeine Feinde, und ließ ohne weiteres alle erdroſſeln, köpfen oder aufhängen, die ſein Argwohn traf, oder ſeine Ungnade ſich zugezogen hatten. Er ſelbſt fröhnte ſammt ſeinem Vezier Fatah ungeſtört ſeinen Lüſten, ergab ſich allen Ausſchweifungen, verſchwendete ungeheure Summen theils an ſeine lieben Türken, theils an pracht-

volle unnütze Gebäude und überließ ſich jeden Tag des Abends froh und ſorgenlos den Freuden einer reich beſetzten Tafel, zu welcher er ſeine Günſtlinge einlud, und, weil gewöhnlich heiterer Laune, mit ihnen nicht ſelten recht kaliphenartig ſcherzte *).

12. So ging es lange Zeit fort. Endlich wollte Motawakkel ſeine Reſidenz von Samarra nach Damaskus verlegen. Die türkiſche Leibwache machte jedoch Gegenvorſtellungen, und der Kaliph fand es nicht für rathſam, dieſelben unbeachtet zu laſſen. Aber eben dadurch ward nun auch ſein Argwohn gegen verſchiedene der Befehlshaber ſeiner Leibwache geweckt. Nun ſollte auch dieſe ebenfalls das, ſchon ſo vielen Andern zu Theil gewordene Loos treffen. Aber Argwohn gebärt Argwohn. Die Türken erriethen das Vorhaben des Kaliphen, und eilten, demſelben zuvorzukommen. Es entſpann ſich eine Verſchwörung, an deren Spitze die vornehmſten türkiſchen Anführer Waſif, Boga und Bagher ſtanden. Man beſchloß, den Kaliphen des Abends an der Tafel zu ermorden. An dem zur Ausführung des Mordes beſtimmten Tage wußten Waſif und ſeine Genoſſen es ſo einzurichten, daß ſämmtliche

*) Einer ſeiner Späße war es z. B. daß mitten unter dem fröhlichen Mahle plötzlich ein grimmiger Löwe in den Saal kam. Zwar war er zahm; aber man wußte dieß nicht; und bei ſeinem furchtbaren Gebrülle erſtarrten den Gäſten alle Glieder. Ein andersmal ließ er Schlangen unter die Teppiche und Kiſſen legen, oder ganz unvermuthet ein mit Scorpionen angefülltes Gefäß zerbrechen. Keiner der Gäſte durfte ſeinen Platz, vielweniger den Saal verlaſſen. Aber in dem letztern Falle hatte er ſtets einen koſtbaren Theriak in Bereitſchaft, mit welchem ſogleich jeder Scorpionenſtich, den einer der Gäſte erhalten haben konnte, unſchädlich und völlig gefahrlos gemacht ward.

Wachtpoſten in dem Palaſte nur von Leuten, die in die Verſchwörung eingeweiht waren, beſetzt wurden. Als endlich für den Kaliphen die verhängnißvolle Stunde ſchlug, traten ſämmtliche Verſchwornen mit entblößten Schwertern mitten unter dem Mahle plötzlich in den Speiſeſaal. Bei der geräuſchvollen Fröhlichkeit, die wie gewöhnlich wieder an der Tafel herrſchte, und unter der Menge der herumſtehenden Sclaven hatte Motawakkel die Eintretenden nicht bemerkt; nur einer der Gäſte ſah ſie, und in der Meinung, daß es, um ſie zu ſchrecken, wieder ein Scherz des Kaliphen ſey, rief er aus: „Heute iſt „es weder ein Tag des Löwen, noch der Schlangen, „noch der Scorpionen, ſondern der entblößten „Schwerter.“ Dieſer Ruf machte erſt den Kaliphen aufmerkſam. Aber in demſelben Augenblick ging Bagher auf ihn zu. „Was willſt du,“ rief der Kaliph, „laß mich in Ruhe, ich bin der Beherrſcher „der Gläubigen; Gott haut Dir die Hand ab.“ — Ein derber Hieb über den Kopf war die einzige Antwort, die Motawakkel erhielt. Der Vezir Fatah warf ſich jetzt auf ſeinen Herrn, um mit ſeinem Körper ihn gegen die Streiche ſeiner Feinde zu ſchützen. Aber des Vezirs Angſtgeſchrei zog keine Hülfe herbei. Der Kaliph ward ſammt ſeinem Vezir ermordet, und erſterer von Bagher mit dem nämlichen Säbel, den ihm Motawakkel ſelbſt vor einiger Zeit geſchenkt hatte, in ſieben Stücken gehauen *). (860).

*) Die Zeugniſſe der arabiſchen Schriftſteller in Anſehung des Charakters des Kaliphen Motawakkel ſind ſehr verſchieden. Einige zeichnen ihn als einen im höchſten Grade ausſchweifenden, nur ſeinen Vergnügungen nachjagenden Herrn, und beſchuldigen ihn überdieß einer ganz beſondern, oft wahrhaft raffinirten Grauſam-

keit. Den Vezir ſeines Vorfahren, den Al-Zyat nämlich ließ er in das Gefängniß werfen, und befahl, daß man ihn mehrere Tage und Nächte auch nicht einen Augenblick ſollte ſchlafen laſſen. Endlich ließ man ihn einen Tag und Nacht hindurch ungeſtört ruhen, jedoch blos um ihn zu neuer Qual zu ſtärken. Er ward nämlich jetzt in einen, auf allen Seiten mit eiſernen Spitzen verſehenen Ofen eingeſperrt, und dieſer zwar langſam, aber immer ſtärker geheizt, ſo daß Zyat mehrere Tage unausſtehliche Qual dulden mußte, bis endlich der Tod ſeiner Marter ein Ende machte. — Dieß iſt freilich eine unerhörte Grauſamkeit; aber man darf dabei nicht überſehen, daß derſelbe Vezir, als noch alle Gewalt in ſeinen Händen lag, gerade der Erfinder dieſer grauvollen Todesſtrafe war, und ſeinen unglücklichen Schlachtopfern, wenn ſie um Gnade und Erbarmung flehten, gewöhnlich zur Antwort zu geben pflegte: „Erbarmung und Mit„leiden ſind Schwachheiten“. — Andere arabiſche Geſchichtſchreiber, wie Al-Tabari ſprechen nur mit dem größten Lobe von dieſem Kaliphen, als von einem höchſt großmüthigen, leutſeligen und freigebigen Herrn. Dergleichen Zeugniſſe haben jedoch kein ſehr großes Gewicht; denn da unter Motawakkel die Gelehrten, beſonders die Büchermacher auf ungemein fetten Triften waideten; ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie von Dem, der ſie dahin geführt, auch nichts als nur Gutes und Herrliches ſagen konnten; ſo wie es anderer Seits ebenfalls ſehr begreiflich iſt, daß jene, welche der Sekte des Ali, oder des erſchaffenen Korans angehörten, nichts als Böſes und Arges von ihm ſagen wollten.

13. Montaſer. — Sobald die That verübt war, begaben ſich ſämmtliche Verſchworenen zu des Ermordeten älteſtem Sohne, und begrüßten ihn als Beherrſcher der Gläubigen, worauf derſelbe gleich am folgenden Morgen, unter dem Namen Al-Montaſer Billah zum Kaliphen ausgerufen ward. Ob derſelbe an der Ermordung ſeines Vaters un-

mittelbaren Antheil gehabt, oder blos dazu einzuwilligen gezwungen ward, oder auch ob die Greulthat ohne ſein Wiſſen und Willen geſchehen war; darüber läßt ſich nichts mit Beſtimmtheit ſagen. Im höchſten Grade unwahrſcheinlich iſt wenigſtens das Erſtere. Indeſſen fiel Montaſer gleich nach ſeiner Thronbeſteigung in eine tiefe Schwermuth, die immer zunahm, und ſchon nach wenigen Monaten ſeinem Leben und ſeiner Regierung ein Ende machte *). Er ſtarb in dem ſechs und zwanzigſten Jahre ſeines Alters, am Ende des ſechsten Monates ſeiner Regierung. — Während der kurzen Zeit ſeines Kali-

*) Nicht alle arabiſchen Geſchichtſchreiber wiſſen etwas von jener Schwermuth, welche endlich den Tod dieſes Kaliphen herbei geführt haben ſoll. Einige ſagen, er ſey an der Bräune, Andere an einem Fieber, und wieder Andere an Gift geſtorben. Die perſiſchen Geſchichtſchreiber, die, wie Mirkohnd, in abentheuerlichen Erzählungen die arabiſchen, wo möglich noch zu übertreffen ſuchen, berichten, Montaſer habe eines Tages in der Garderobe ſeines Vaters eine ſehr ſchöne Tapete geſehen, auf welcher ein Jüngling zu Pferde, mit dem Diadem um die Stirne, vorgeſtellt war. Oben an der Tapete ſey eine Ueberſchrift in perſiſcher Sprache geſtanden. Der Kaliph, dieſer Sprache unkundig, habe einen Perſer herbeirufen laſſen, der nach mancherlei Ausflüchten und Entſchuldigungen endlich die Schrift erklärte. Der Inhalt ſey folgender geweſen: „Ich bin Schirujeh, der Sohn des Kosruh Parwiz; habe meinen Vater erſchlagen, und doch nur ſechs Monate geherrſcht". Dieſe Worte hätten auf Montaſer einen ſo tiefen Eindruck gemacht, und ihn ſo ſehr erſchüttert, daß er noch am Abend deſſelben Tages in ein hitziges Fieber gefallen, und drei Tage darauf geſtorben ſey. — Man ſieht dies Geſchichtchen gründet ſich auf die Vorausſetzung, daß Motawakkel auf Anſtiften ſeines Sohnes ermordet worden; wozu es jedoch durchaus an hinreichenden Beweiſen gebricht.

phats ſchloß er ſeine beiden Brüder Motaz und Mowajad von der Thronfolge aus; jedoch ganz gegen ſeinen Willen, blos hiezu gezwungen durch die Zudringlichkeiten der Anführer ſeiner türkiſchen Leibwache, nämlich des Waſſif, Boga und Bagher, welche befürchteten, daß die beiden Brüder einſt den an ihrem Vater begangenen Mord an den Mördern rächen würden *). —

14. Al-Moſtain. — Nach Montaſers Tod verſammelten ſich die türkiſchen Feldoberſten, wovon Waſſif, Bagher, Boga der ältere, Boga der Jüngere und Ahmeth die vornehmſten waren, und nachdem ſie ſich gegenſeitig verbindlich gemacht hatten, nie einen der Söhne Motawakkels auf dem Throne zu dulden, wählten ſie den Ahmed, einen Enkel des Motaſem, huldigten ihm, und riefen ihn unter dem Namen Al-Moſtain Billah zum Kaliphen aus. Aber das gewaltſame Verfahren der Türken, die nach Willkühr Kaliphen einſetzten, abſetzten und mordeten, empörte jetzt die Nationaltruppen und das Volk zu Bagdad. Ein furchtbarer

*) Montaſer ſelbſt geſtand dieß ganz unumwunden ſeinen Brüdern, und zwar in Gegenwart der Türken. Als nämlich Motaz und Mowajad zu ihm gekommen waren, um wenigſtens dem Scheine nach freiwillig auf die Thronfolge zu verzichten, ſagte er zu ihnen: „Ihr „werdet doch nicht glauben, ich ſey ſo thöricht zu hof„fen, daß ich ſo lange leben werde, bis mein Sohn „das, zum Regieren nöthige Alter erreicht haben „wird. Nein, dazu habe ich keine Hoffnung, und „ich mußte blos deswegen Euch von der Thronfolge „ausſchließen, weil dieſe da — (auf die herumſtehenden Türken zeigend) es durchaus ſo gewollt haben.“ — Man ſieht hieraus, welche ſchweren und ſchmählichen Feſſeln dieſe türkiſchen Prätorianer den Kaliphen damals ſchon angelegt hatten. —

Aufruhr brach in dieſer Stadt aus. Leider ſtand kein bedeutender Mann an der Spitze der Aufrührer. Der zahl- und zügelloſe Pöbel in Bagdad erlaubte ſich die ſchrecklichſten Ausſchweifungen, plünderte und zerſtörte die Häuſer der Reichen, brannte endlich auch eine der ſchönſten Brücken über den Tigris ab. Der Verſuch, den Uebermuth der türkiſchen Garden zu zügeln, ſchlug demnach fehl und der ganze Aufſtand ward durch einige tauſend Türken, nachdem ſie ein ſchreckliches Blutbad in Bagdad angerichtet hatten, bald wieder gedämpft. Aber nun entzweiten ſich untereinander die türkiſchen Anführer ſelbſt. Waſſif und Boga beſchuldigten den Bagher eines mörderiſchen Anſchlages gegen das Leben des Kaliphen. Auf Anrathen Waſſifs und Boga ließ Al-Moſtain den Bagher, als ſolcher zu ihm in den Palaſt kam, ſogleich verhaften und hinrichten. Als die türkiſche Leibwache, bei welcher Bagher ungemein beliebt war, dieſes erfuhr, ſtürmte ſie den Palaſt und drohete, denſelben mit allen ſeinen Bewohnern zu verbrennen, wenn man nicht auf der Stelle ihr den Waſſif und Boga ausliefere. In dieſer Noth entfloh Al-Moſtain mit den beiden türkiſchen Anführern nach Bagdad. Kaum hatte der Kaliph ſich entfernt, als den Türken ihr aufrühreriſches Betragen reuete. Sie ordneten alſo an ihn einige ihrer Leute nach Bagdad, mit der Bitte, wieder nach Samarra zurückzugehen. Aber der Statthalter von Bagdad, ein Glied des Hauſes der Taheriden, der, in der Hoffnung ſein Anſehen und ſeinen Einfluß zu vermehren, nichts ſehnlicher wünſchte, als daß Al-Moſtain Bagdad wieder zu ſeiner Reſidenz machen möchte, ließ die türkiſchen Abgeordneten gar nicht vor. Als dieſe unverrichteter Dinge nach Samarra zurückkamen, brach der Aufruhr auf das neue aus. Die Türken ſprengten

das Gefängniß des Motaz, Montaſers älteſten Bruders *), ſchoren ihm den Kopf, huldigten ihm und riefen ihn zum Kaliphen aus. Motaz ſandte unverzüglich ein Heer gegen Bagdad. Aber die Stadt leiſtete tapfern Widerſtand, und Al-Moſtain würde ſich im Kaliphat behauptet haben, hätte der Statthalter von Bagdad ihn nicht ſeinen Feinden verrathen. Der treuloſe Taheride ſchloß in Geheim mit Motaz einen Vergleich, dem zu Folge er ihm den Kaliphen auslieferte; jedoch unter der Bedingung, daß, wenn Al-Moſtain freiwillig abgedankt haben würde, ſeines Lebens geſchont, und ihm ein Palaſt in Bagdad angewieſen werden ſollte. Nun verglichen auch Waſſif und Boga ſich mit Motaz, und von allen bisherigen aufrühreriſchen Bewegungen war blos der unglückliche Al-Moſtain das einzige Opfer. Auch in dem ihm angewieſenen Palaſte zu Bagdad blieb er nicht lange in Ruhe. Auf Motaz Befehl ward er zuerſt nach Baſſora, dann nach Waſet gebracht und dort im Gefängniß erdroſſelt.

15. Al-Motaz Billah. — Dieſer Kaliph ſtrebte, die gegen einen Beherrſcher der Gläubigen, beſonders im Weſten beinahe völlig erloſchene Ehrfurcht wieder zu wecken. Er befleißigte ſich daher ſehr ſtrenger Sitten, ließ alle Gegenſtände des Luxus aus dem Palaſte hinwegſchaffen, lebte äußerſt mäßig, enthielt ſich des Weines, ſaß öfters ſelbſt zu Gericht, gab jeden Montag öffentlich Audienz, und lehrte das Volk jeden Freitag in der Moſchee. Aber bei

*) Al-Moſtain hatte gleich nach ſeiner Thronbeſteigung den Motaz, wie auch deſſen Bruder Mowajad einſperren laſſen.

aller dieſer ſtrengen Moralität, und muſelmänniſcher Pünktlichkeit in Erfüllung des Geſetzes und der Traditionen, ließ er dennoch ſeinen Bruder Mowajad, blos weil er bei den Türken in großem Anſehen ſtand, gefangen nehmen und bald darauf in dem Gefängniß ermorden. Die Türken ſelbſt waren Schuld an dem Tode ihres Lieblings; denn, als ſie hörten, Mowajad ſey verhaftet, droheten ſie das Gefängniß zu ſtürmen; und den Prinzen mit Gewalt zu befreien. Um einem ſolchen Aufſtand und deſſen vielleicht noch gefährlichern Folgen zuvorzukommen, befahl Motaz, ſeinen Bruder ſo hinzurichten, daß keine Spur einer äußern Verletzung an dem Körper bemerkt werden könnte *). Sobald dieſes geſchehen war, ward der entſeelte Körper dem Kadi und den Ulehmas gezeigt, und als dieſe nach genauer Unterſuchung erklärten, der Prinz ſey eines natürlichen Todes geſtorben, gaben auch die Türken ſich wieder zu Ruhe. — Die, den bisherigen Kaliphen und ihm ſelbſt von der türkiſchen Leibwache angelegten, ſchmählichen Feſſeln ſuchte nun Motaz ebenfalls nach und nach zu zerbrechen. Es gelang ihm, durch ſchlau unter den Anführern erregten Zwiſt, ſie von einander zu trennen. Waſſif ward von ſeinen eigenen Leuten in Stücken gehauen, der ältere Boga, der aus Unzufriedenheit den Hof verlaſſen und von Samarra ſich entfernt hatte, ward von Walid, einem Magrebier, das heißt, einem abendländiſchen Araber, gefangen genommen und enthauptet, worauf der Kaliph nun bald auch den jüngern Boga hinrichten ließ. Aber Saleh Ebn

*) Man wickelte den Prinzen in einen Zobelpelz ein, und zog die Zipfel immer und enger zuſammen, bis dem Unglücklichen endlich die Reſpiration völlig genommen ward, und derſelbe erſticken mußte.

Waſſif, das heißt, Waſſifs Sohn ſuchte den Tod ſeines ermordeten Vaters zu rächen. Man war der türkiſchen Leibwache einen viermonatlichen Sold ſchuldig. Dieſen Umſtand benutzte Saleh, um die Gemüther gegen den Kaliphen zu erbittern. Unter tumultuariſchem Geſchrei zogen die Türken vor den Palaſt, um mit den Waffen in der Hand die Auszahlung ihres Soldes zu erzwingen. Der Kaliph ſchützte Geldmangel vor. Die Türken verſprachen, ſich mit einer abſchlägigen Zahlung von funfzig tauſend Golddinars zu begnügen. Aber ſelbſt dieſe unbedeutende Summe fand ſich jetzt nicht in der Kaſſe des Kaliphen. In ſeiner Bedrängniß wandte Motaz ſich fruchtlos an ſeine Mutter Kadihah, die unter der Regierung ſeines Vaters unermeßliche Schätze geſammelt, und in einem Gewölbe vergraben hatte. Aber die von Saleh immer noch mehr gegen den Kaliphen aufgehetzten Türken, in der Meinung, daß der Kaliph nicht aus Armuth, ſondern blos aus Geiz ihnen ihren Sold verweigere, drangen jetzt wüthend in den Palaſt, riſſen den Kaliphen zu Boden, ſchleiften ihn bei den Füßen in den Schloßhof, ſchlugen ihn mit Fäuſten und Knitteln, ſetzten ihn den glühenden Strahlen der gerade im Mittagskreiſe ſtehenden Sonne aus, und marterten ihn auf mancherlei Weiſe ſo lange, bis er endlich vor Richtern und Zeugen dem Kaliphat entſagte. Aber ſelbſt dieſe Entſagung konnte ihn nicht gegen einen ſchmählichen Tod ſchützen; denn ſobald die Abdankungsurkunde ausgefertiget war, warfen die Türken den unglücklichen Motaz in ein Loch, mauerten es zu, und ließen ihn den Hungertod ſterben. (869.) Als er ſtarb, war er acht und dreiſig Jahre alt, und hatte keine volle fünf Jahre geherrſcht *).

*) Motaz unnatürliche Mutter erhielt nun ebenfalls ihren

16. Al-Mohtadi Billah. — Auf den erledigten Kaliphenſtuhl ward jetzt Al-Mohtadi, ein Sohn des Kaliphen Whateck, mithin Enkel des Motaſem erhoben. Gleich im Anfange ſeiner Regierung kam Muſa Ebn Boga von ſeinem Feldzuge gegen den Al-Haſſan zurück. Als er, bei Bagdad angekommen, allda hörte, daß Saleh der Vezir des neuen Kaliphen ſey, brach er mit ſeinem Heere ſogleich nach Samarra auf, öffentlich erklärend, daß er komme, den Urheber der letzten Empörung zu beſtrafen. Dieſe Erklärung war offenbar gegen den Saleh gerichtet. Da derſelbe dem Muſa keine hinreichende Macht entgegen ſetzen konnte; ſo verließ er ſeinen Palaſt, und ſuchte ſich in der Stadt zu verbergen, ward jedoch, weil man einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt hatte, bald entdeckt, vor Muſa gebracht, und auf deſſen Befehl enthauptet. Den Kopf ließ Muſa auf eine Lanze ſtecken, in allen Straßen von Samarra herumtragen, und ein Herold mußte dabei ausrufen: „Dieß iſt der Kopf „eines Verräthers, der ſeine Hände mit dem Blute „ſeines Herrn befleckt hatte.“ — Aber über die Hinrichtung ſeines Vezirs, des Saleh, ward der Kaliph auf das höchſte entrüſtet; und nun faßte er den feſten Entſchluß, es möge koſten was es wolle, der unerträglichen Frechheit der Türken endlich ein

verdienten Lohn. Sie beſaß ungeheuere Schätze, in baarem Gelde eine Million Goldſtücke, und ganze Scheffel voll Diamanten und edeln Steinen jeder Art. Mit der, im Verhältniß mit ihrem Reichthum, ganz unbedeutenden Summe von fünfzig tauſend Dinars hätte ſie ihrem Sohne Thron und Leben erhalten können. Nach dem Tode deſſelben ward ſie aller ihrer Schätze beraubt, und aus Bagdad vertrieben. Sie ging nach Mecca, ſank dort in tiefe Armuth, und ſtarb endlich eines kummervollen elenden Todes.

Ende zu machen. Einen Theil der in ſeinem Heere befindlichen macrebiſchen und ägyptiſchen Schaaren zog er daher in ſeine Reſidenz. Als er ſich im Stande glaubte, den Türken die Spitze bieten zu können, befahl er dem Baikal, einem der türkiſchen Anführer, den Muſa verhaften und hinrichten zu laſſen. Aber Baikal zeigte den erhaltenen ſchriftlichen Befehl dem Muſa, und beide verſchworen ſich gegen das Leben des Mohtadi. Die Verſchwörung ward jedoch ſogleich entdeckt, und Baikal in dem Palaſte des Kaliphen verhaftet. Als die Türken dies hörten, griffen ihre ſämmtlichen Cohorten zu den Waffen, und zogen unter fürchterlichen Drohungen nach dem Palaſte, um den Baikal mit Gewalt aus ſeinem Gefängniß zu befreien. Um die Aufrührer zu ſchrecken, ließ der Kaliph ſeinem Gefangenen auf der Stelle den Kopf abſchlagen, und dieſen über die Mauern des Palaſtes den Stürmenden entgegen ſchleudern. Leider ward der Zweck verfehlt. Des Baikals blutendes Haupt entflammte nur noch mehr die Wuth der Türken. Aber jetzt zeigte Mohtadi ſich eines beſſern Schickſals würdig. In der einen Hand den Koran, und in der andern das Schwert, warf er ſich an der Spitze ſeiner macrebiſchen und ägyptiſchen Schaaren den Aufrührern entgegen. Eine förmliche Schlacht ward geliefert. Die Türken wurden anfänglich zurückgetrieben, ihrer viele erſchlagen, und ſchon neigte ſich der Sieg anf die Seite des Kaliphen, als ihm plötzlich ein türkiſcher Reiterhaufen von tauſend Pferden in den Rücken fiel. Dies entſchied den Sieg. Die Macrebier wurden geſchlagen und zerſtreut. Der Kaliph ward gefangen, und von den erbitterten, durch den Kampf noch mehr erhitzten Türken ſo lange grauſam mit Füßen getreten, bis er endlich ſeinen Geiſt aufgab. Mohtadi hatte nur eilf Monate und einige Tage regiert.

17. Al-Motamen Ala'llah. — Auf den, mit dem Blute einer ganzen Reihe von Kaliphen befleckten Thron rieſen nun die Türken den Ahmed, einen Sohn Motawakkels, als Kaliph bekannt unter dem Namen Al-Motamen Ala'llah. Er war ein ganz in Trägheit und Wohlleben verſunkener Prinz, jedoch klug genug, um ſeinem ungleich fähigern Bruder Mowaffek nicht nur die Thronfolge zuzuſichern, ſondern gleich jetzt ſchon die ganze Regierung zu überlaſſen. Nur dem Namen nach war Motamen Kaliph; ihn und das ganze Reich beherrſchte unumſchränkt ſein Bruder Mowaffek. Für den erſtern hatte der Thron keinen andern Reiz, als auf demſelben ſich allen Vergnügungen und kindiſchen Phantaſien überlaſſen zu können, mit dem kleinlichen Detail ſeines Harems ſich zu beſchäftigen, mit ſchönen Frauen zu tändeln, und an einer reichbeſetzten Tafel halbe Nächte hindurch zu ſchwelgen. Mit dieſem Kaliphen-Prärogativ ſich vollkommen begnügend, zuckte in Motamens Adern auch nur höchſt ſelten ein Strahl der Eiferſucht über die Macht und den Ruhm ſeines Bruders. Dieſer verdiente indeſſen in jeder Hinſicht zu herrſchen; denn er verſtand das Regiment und erwarb ſich unläugbare Verdienſte um das Kaliphat. Mowaffek zerſtörte die furchtbare Sekte der Zengier *). Schon gegen das Ende der Regierung des Kaliphen Motaz waren die Zengier, ein in Nubien wohnen-

*) Die Zengier bekannten ſich weder zum Mohamedanismus, noch zum Judenthum, oder irgend einer andern bekannten Religion. Ihr Aberglaube, den ſie Religion nannten, machte ihnen Rauben und Morden zur Pflicht, und war ganz dazu geeignet, einen grenzenlos frechen, ſchonungsloſen, wilden Räuberhaufen zu bilden.

des Volk in Arabien eingerückt. Sie drangen hierauf bis Baſſora und Cufa vor. Ihr Anführer Ali, oder Al-Habib, wie er gewöhnlich genannt wird, gab ſich für einen Nachkommen Ali's aus. Von allen Seiten ſtrömten daher die Schiitten zu ſeinen Fahnen. In kurzer Zeit hatte er ein eben ſo zahlreiches, als furchtbares Heer auf den Beinen. Al-Habib, der jetzt den Titel eines Fürſten der Zengier annahm, ging über den Tigris, eroberte einen Theil von Arabien und Perſien, ſchlug die Heere der Kaliphen aus dem Felde, und ſtreifte endlich bis ſelbſt vor die Thore von Bagdad. Wo Habib hinkam, gingen Schrecken und Verwüſtung ſeinen Fahnen voran. Er verbrannte eine Menge Städte, ermordete deren Einwohner, und ließ blos in Baſſora, nach Eroberung dieſer Stadt, zwanzig tauſend Bürgern mit kaltem Blute die Köpfe abſchlagen. Nach den Berichten arabiſcher Geſchichtſchreiber betrugen ſich Habib und ſeine Zengier, wie wüthende, wilde Beſtien, an denen man nicht einen einzigen Zug von Menſchlichkeit mehr entdeckte. Auch Mowaffek und deſſen Feldherren fochten anfänglich nicht mit Glück gegen dieſe furchtbaren Räuber. Erſt nach mehreren Feldzügen und manchem verlornen blutigen Treffen gelang es Mowaffek endlich, in einer entſcheidenden Schlacht ſie vollkommen zu beſiegen, ein ſchreckliches Blutbad unter ihnen anzurichten, die ſehr feſte Stadt Mokhtara, die Hauptniederlage ihrer Räubereien, zu erobern, und bald darauf den Habib ſelbſt in ſeine Gewalt zu bekommen. Mit dem Tode ihres Anführers erloſch nun auch die Sekte, die unter Strömen von Blut, und den ſchrecklichſten Grauſamkeiten ſich über vierzehen Jahre gegen die geſammte Macht zweier Kaliphen behauptet hatte. — Nicht mindern Ruhm erwarb ſich Mowaffeck auch in dem ſchweren

Kampfe mit den Soffariden*). Er war es jetzt, der ganz allein das ſchon ſo tief geſunkene Anſehen des Kaliphats auf das neue wieder hob. Ueberall erſchien und handelte er ſelbſt; und durch ſchlau eingeleitete Unterhandlungen, und ſtaatskluge Einrichtungen erwarb er ſich unſtreitig eben ſo große Ehre, wie durch ſeine, über Räuber, Sekten, Aufrührer und Soffariden errungenen Siege. Aber das glänzendſte ſeiner Verdienſte war unſtreitig, daß er die Macht der frechen, den Kaliphen ſo gefährlich gewordenen türkiſchen Leibwache endlich zerbrach. Mehrere ihrer vornehmſten und kühnſten Anführer waren, wie der Leſer weiß, ſchon früher gefallen. In den Feldzügen gegen die Zengier hatten die Türken ebenfalls großen Verluſt erlitten, und als endlich auch der unternehmende Muſa Ebn Boga ſtarb, wußte Mowaffeck dieſen Zuſammenfluß günſtiger Zeitumſtände trefflich zu benutzen. Er würde alle Türken vom Hofe und den Armeen fortgeſchickt haben, hätte man nicht noch ihres Armes bedurft. Indeſſen löſte er doch gewiſſermaßen die türkiſche, ein kleines Heer bildende Leibwache auf, indem er ſie in mehrere kleinere Corps zertheilte, dieſe von einander trennte, und überhaupt ſolche Einrichtungen traf, daß die Türken, völlig unſchädlich gemacht, in Zukunft gleich wahren Sclaven, was ſie auch im Grunde waren, den Kaliphen willig gehorchen mußten. — Mowaffek ſtarb vor ſeinem Bruder, dem Kaliphen. Nach ſeinem Tode trat an ſeine Stelle ſein, ſchon zum Thronfolger ernannte Sohn Ahmed Abul Abbas, der, bevor er noch unter dem Namen Al Motad Billah den Thron beſtieg,

*) Von dieſen wird ſogleich, etwas weiter unten nähere Rede ſeyn.

ſchon eben ſo unumſchränkt wie ſein Vater das Reich beherrſchte. — Motamed ſtarb im Jahre 892, im zweiundfünfzigſten Jahre ſeines Alters, nachdem er zweiundzwanzig Jahre regiert, oder vielmehr eben ſo viele Jahre unter ſeines Bruders ſchirmender Obhut den Namen eines Kaliphen geführt hatte.

17. Wie der Leſer geſehen, war die bisherige Geſchichte des Kaliphats eine ununterbrochene Kette von Empörungen, innern Kriegen und blutigen Thronrevolutionen; ein ſchauerliches Gemälde der wildeſten, zügelloſeſten Leidenſchaften; ein oft in der Hölle geſponnenes Gewebe von ſchwarzem Verrath, von Treuloſigkeit und den ſchrecklichſten, jedes Menſchengefühl empörenden Grauſamkeiten. Wie aber in einem ſolchen, in allen ſeinen Grundfeſten heftig erſchütterten, von immerwährenden anarchiſchen Convulſionen völlig zerrütteten, zuſehends ſtets tiefer ſinkenden Reiche, wo unaufhörlich bald dieſe, bald jene Provinz der Schauplatz der gräßlichſten Verheerungen und Verwüſtungen ward, dennoch Künſte und Wiſſenſchaften ihre ſchönſten Blüthen und einen ſo hohen Grad von Vollkommenheit erreicht haben ſollen, wie man gewöhnlich zu behaupten pflegt, dies iſt wahrlich ſchwer zu begreifen; aber ganz gewiß noch ungleich ſchwerer zu erweiſen. Zu leugnen iſt es zwar nicht, daß von Harun Al-Raſchid an alle Kaliphen einen ganz ungemeinen, ihrer Eitelkeit nicht wenig ſchmeichelnden, gelehrten und wiſſenſchaftlichen Apparat zur Schau zu ſtellen bemüht waren: hohe Schulen, zahlreiche, großen Aufwand erfodernde Bibliotheken und Bücherſammlungen, ganze Manufakturen von Bücherüberſetzungen, gelehrte Vereine, öffentliche Disputationen *), und

*) Für den müßigen, mehr in ſeiner Phantaſie, als in

endlich reiche Geſchenke, große Beſoldungen, ja auch Penſionen an auswärtige, wie einheimiſche berühmte Gelehrten. Alles dies kann hiſtoriſch erwieſen werden. Aber drei Dinge ſind in der moraliſchen, wie in der phyſiſchen Welt gleich unerträglich, nämlich großes Geräuſch, Wind und Rauch; und nichts iſt gewöhnlicher, als je mehr des Lärmens, des Aufſehen Machens und Ausposaunens, deſto weniger an wahrem Werth und innerm Gehalt einer Sache. Das wiſſenſchaftliche Streben der Araber in dieſer Periode hatte eine vierfache Richtung, nämlich: Theologie, reine und angewandte Mathematik, ſpeculative Philoſophie und Medicin. Was die Erſtere betrifft, ſo nährte und mäſtete dieſe ſich in ſtets größerm Uebermaße blos mit den zahlloſen Träumereien des Korans und der Traditionen; war dabei, gleich jeder falſchen, nachgemachten Wahrheit, fruchtbar an Aeſten und Zweigen, und mit allen, dem Irrthum eigenen Kräften ſtets wuchchernd, und immer weiter fortſchreitend. Aber unter den etlichen ſiebenzigtauſend Bänden theologiſcher Schriften, mit denen blos die Bibliothek zu Cairo prangte, möchte ſich ſchwerlich auch nur ein einziger gefunden haben, deſſen dogmatiſchen Inhalt nicht jeder ſchlichte, geſunde Menſchenverſtand beim erſten Blick ſchon verſchmäht haben würde. Da der Koran zugleich der Civil- und Criminal-Codex der

der Wirklichkeit lebenden Araber hatten ſolche Disputationen einen ungemeinen Reiz. War es vorher bekannt gemacht worden, daß zwei, bei der Nation beſonders berühmte Doktoren miteinander disputiren würden, dann kamen oft aus den entfernteſten Provinzen Leute herbei, um dieſen gelehrten Hahnengefechten beizuwohnen, die für ſie eine größere Wichtigkeit, als ſelbſt die ernſteſten Staatsangelegenheiten hatten.

Araber war; ſo waren bei ihnen auch Theologie und Jurisprudenz innigſt mit einander verſchwiſtert, und beide trübe Gewäſſer verloren ſich in einem und demſelben ſtehenden Sumpf. — In der Mathematik blieben die Araber blos die ewigen Schüler der Griechen, und es iſt ein offenbarer Irrthum, wenn man ihnen die Erfindung der Algebra zuſchreibt; eine Ehre, die ſelbſt nach dem Zeugniß arabiſcher Geſchichtſchreiber den Griechen gebührt *). Nach der Araber theologiſchen Schriften, iſt unſtreitig die Anzahl der aſtronomiſchen bei weitem die größte. Unter dem beinahe ewig unumwölkten Himmel von Chaldäa ſtand in den weiten Ebenen dieſes Landes bekanntlich die Wiege der Sternkunde. Von den urälteſten Zeiten an beobachteten dort die Menſchen den Lauf der Geſtirne. Nichts natürlicher, als daß die Araber, nachdem ſie die Herren des Landes geworden, nun ebenfalls dieſelben beobachteten; aber ohne Gläſer und Fernröhre, deren Erfindung man weder den Griechen noch Arabern, ſondern blos dem chriſtlichen Mittelalter zu danken hat **). Unſtreitig hatte das aſtronomiſche Studium einen ganz vorzüglichen Reiz für den Araber; aber blos deßwegen, weil Aſtronomie einem, der ganzen Nation, von dem Kaliphen bis zum letzten Laſtträger, eigenen groben Aberglauben dienen ſollte. Nur

*) Der Erfinder der Algebra war Diophantes aus Alexandrien. Man weiß jedoch die Zeit nicht, in welcher dieſer Gelehrte blühete.

**) Baco, ein engliſcher Mönch aus dem dreizehnten Jahrhundert erfand die erſten Ferngläſer. Daß man dieſelben in der Folge immer mehr und mehr, und beſonders in unſern Zeiten ganz ungemein vervollkomnete, dies benimmt dem Baco nichts an der Ehre der Erfindung.

Aſtrologie in Verbindung mit Zeichen- und Traumdeuterei war es, was der Aſtronomie einen Werth gab *), und zugleich den Adepten in dieſer Wiſſenſchaft von Seite der Kaliphen reiche Beſoldungen, mitunter jedoch auch, wenn ihre Prophezeiungen nicht eintrafen, einige hundert Peitſchenhiebe eintrug. Uebrigens wußten die Araber von der Aſtronomie nichts, was nicht die Griechen ihnen gelehrt hatten, oder ihnen hatten lehren wollen; und trotz der mehr als ſechszigtauſend, in der Bibliothek zu Bagdad aufbewahrten Bände aſtronomiſcher Schriften, machten ſie doch keine einzige neue Entdeckung und blieben feſt, und wie eingewurzelt daſtehen, wo vor Jahrhunderten auch ſchon Ptolomäus mit ſeinem Syſtem geſtanden hatte. — Da dem müßigen Araber ein vorherrſchender Hang zu ſpitzfindigen Grübeleien eigen war, ſo mußte auch ſpeculative Philoſophie bei ihnen in ziemlich großem Anſehen ſtehen; und ſicher würden ſie es in dem, von den Griechen längſt ſchon getriebenen Spiele mit Worten und Begriffen weit gebracht, wahrſcheinlich auch ihre Lehrmeiſter noch an Spitzfindigkeiten übertroffen haben; hätten den muſelmänniſchen Philoſophen nicht die muſelmänniſchen Theologen ſich mit aller Macht widerſetzt. Dieſe fanden die Lehren des Korans unverträglich mit den mancherlei Reſultaten ſo genannter philoſophiſcher Forſchungen. Sie haßten demnach die Philoſophen und

*) Dem Abulfaradſch zu Folge waren es gerade die berühmteſten arabiſchen Aſtronomen, welche die Aſtrologie am heftigſten vertheidigten; und wie ſehr ſie dieſem Wahn ergeben waren, ſieht man ſchon daraus, daß ſie ganz ernſthaft behaupteten, daß die ſicherſten Vorherſagungen weder aus der Venus, noch dem Merkur, ſondern aus dem Jupiter und der Sonne müßten hergenommen werden.

deren Philoſopheme, und wenn unter irgend einem Kaliphen der Wind ihnen günſtig wehete; ſo erlaubten ſie ſich auch bisweilen gegen Manchen der Erſtern ſehr harte, und bald möchte man ſagen, ziemlich grauſame Verfolgungen. Ob übrigens der in das Arabiſche überſetzte, mit einem Kafftan bekleidete und einem Turban geſchmückte Ariſtoteles mit ſeinen zehen Prädicamenten die Araber richtiger und logiſcher denken gelehrt hatte, oder nicht; dies wollen wir auf ſich beruhen laſſen; aber gewiß und hiſtoriſch erwieſen iſt es, daß weder die Philoſophie der Stoa, noch jene der Academie ſie zur Einſicht gebracht, daß ihre Kaliphen größtentheils tolle, alle Menſchenwürde mit Füßen tretende Despoten, ihr ſogenannter großer Prophet ein Schwärmer und Betrüger, und ihre Geſetzlehrer und Koranserklärer abgeſchmackte Phantaſten waren. — Nur in der Medicin haben die Araber ſich wahrhaft Ehre erworben. Dieſe war bei ihnen mehr Kunſt als Wiſſenſchaft; es war eine, auf Kenntniß der Kräuter und deren heilenden Kräfte gegründete, und vorzüglich durch mündliche Tradition fortgepflanzte Empirik, deren Grenzen, da der tropiſche Himmel an allen Arten der Produktion ungemein reich, üppig und prachtvoll iſt, durch fleißige, dort angeſtellte Kräuterſammlungen immer noch mehr und mehr erweitert wurden. Daß die Menſchheit dabei nichts verlor, im Gegentheil nicht wenig dabei gewann, daran kann kein Vernünftiger zweifeln. Aber noch heilſamer für die Erhaltung des menſchlichen Lebens hätte der Araber mediciniſche Empirik werden müſſen, als ſie mit dem Studium der Botanik auch jenes der Chemie verbanden. Aber leider nahm nur gar zu bald ihr chemiſches Studium eine nicht nur falſche, ſondern höchſt verderbliche Richtung. Statt die Subſtanzen der verſchiedenen Naturreiche

immer ſorgfältiger zu zergliedern, ſelbſt in den, der menſchlichen Natur völlig heterogenen Mineralien noch heilende Stoffe aufzuſuchen und ſie zu ſcheiden, forſchten ſie nach dem Steine der Weiſen, das heißt, Metall in Gold zu verwandeln, und endlich noch überdies nach dem, die Menſchen in ewiger Jugendkraft erhaltenden Lebensbalſam. Zwei Thorheiten, die ſelbſt, wie wir wiſſen, auch aufgeklärtern Zeiten nicht fremd blieben. Der beſte Arzt iſt unſtreitig die, von ihrem allweiſen, gütigen Schöpfer mit allen Gaben, Kräften und Heilmitteln ausgeſtattete Mutter Erde. Was dieſe den arabiſchen Aerzten lehrte, iſt größtentheils verloren gegangen; aber deren alchemiſtiſche Träume ſind, ungefähr in der Periode der Kreuzzüge leider auch in unſer chriſtliches Abendland hinüber gewandert, und wie oft hat bis auf den heutigen Tag nicht ſchon dieſer beinahe unheilbare Wahn das ganze Vermögen einer Menge Thoren durch den Kamin des Schmelzofens in die Lüfte fortgeführt? — Uebrigens waren Theologie und Medicin, beſonders am Hofe von Bagdad, die bei weitem am meiſten begünſtigten wiſſenſchaftlichen Zweige. Alle Kaliphen waren hierin einander gleich; die Theologen und Doktoren überſchütteten ſie mit Wohlthaten, die Erſtern, damit ſie ihnen, wenn die Erde ihnen nichts mehr zu bieten haben würde, alſogleich alle Thore und Thüre des Paradieſes aufſchlöſſen; und die Aerzte, damit ſie ihnen, ſo lange nur immer möglich, das Paradies entbehrlich machen möchten. — — Von Geſchichtskunde unter den Arabern kann gar keine Rede ſeyn. Dieſe war ihnen eine wahre terra incognita. Alles, was auf der Welt, vor Mohamed, ſich zugetragen hatte, war ihnen höchſt gleichgültig. Ihre Geſchichtbücher verbreiten ſich daher, und zwar nur höchſt dürftig und armſelig, blos über die Zeiten

der Patriarchen, über die Könige von Israel, Chaldäa und Perſien; alles recht buntſcheckig untereinander gewürfelt; Namen und Zeiten verwirrend, ſtets nur compendiariſch, ohne alles Intereſſe und nicht einmal die Neugierde eines Knaben befriedigend. Um ſich davon zu überzeugen, darf man nur des Abulfaradſch kurze Geſchichte der Dynaſtien, oder Auszug aus der allgemeinen Weltgeſchichte in die Hand nehmen. Erſt von dem Augenblick an, als ihr großer Prophet erſchienen war, hat die Welt für ſie ein hiſtoriſches Intereſſe. Aber nun ſind jedoch die Araber das einzige, auserwählte Volk Gottes, und nur was ſich auf daſſelbe bezieht, hat für ſie eine gewiſſe hiſtoriſche Wichtigkeit. Das Kaliphat iſt der einzige Mittelpunkt, um den ihre ganze Welt- und Völkergeſchichte, und zwar ſo matt und ſchleppend, als nur immer möglich, ſich herumwindet, und in welcher gewöhnlich die, unter der Regierung jedes Kaliphen lebenden oder geſtorbenen Schriftgelehrten und Aerzte, mit ihren ſämmtlichen Ellenlangen Vor- und Zunamen, nebſt allen ſich auf dieſelben beziehenden, größtentheils höchſt faden Hiſtörchen und Anekdoten, die erſte und vorzüglichſte Stelle einnehmen. Ueber arabiſche Dichtkunſt haben wir ſchon im eilften Bande unſere Anſicht ausgeſprochen, in ſo weit nämlich als Mangel an arabiſcher Sprachkunde uns dieſes geſtattete. Das Urtheil, das wir damals fällten, und auch jetzt noch fällen, gründet ſich jedoch nicht blos auf Ueberſetzungen arabiſcher Gedichte, ſondern vorzüglich — wenn es ſich ſo auszudrücken erlaubt iſt — auf gewiſſe Unterſuchungen a priori; und nur noch mehr giebt uns nun auch die Geſchichte die volle Ueberzeugung, daß unerachtet der, unter einer brennenden Zone, leicht erglühenden Einbildungskraft des Arabers, dennoch dem Leben

ſeiner Phantaſie nie, wie in dem chriſtlichen Mittelalter, jener herrliche Frühling ächt dichteriſchen Geiſtes aufblühete, oder vielmehr jemals aufblühen konnte.

18. Wenn der Geiſt einer Religion nicht blos in dem todten Buchſtaben des Dogma und der Disciplin ſich kund gibt, ſondern vorzüglich auch aus der Verfaſſung, Verwaltung, Geſetzgebung, kurz aus dem ganzen Charakter des öffentlichen, wie häuslichen Lebens der Völker, die zu eben dieſer Religion ſich bekennen, anſchaulich hervorgeht; ſo wird die durchaus in blutigen Schriftzügen geſchriebene Geſchichte des Kaliphats die Leſer nun vollkommen von jener, ſchon an einem andern Orte von uns aufgeſtellten Behauptung überzeugen, daß nämlich, ſeit Entſtehung der Welt, keinem abgöttiſchen Wahne je ſo zahllos viele Menſchenopfer bluten mußten, als dem mohamedaniſchen Götzenthum. Mit gutem Vorbedacht nennen wir den Islamismus, trotz ſeiner öden, unfruchtbaren, erſtarrenden Einheitslehre, ein Götzenthum. Selbſt nach dem Ausſpruch verſchiedener, erleuchteten Kirchenväter beſteht ja das Weſen und der Charakter des Götzenthums nicht blos in der Anbetung mehrerer, oder gar vieler Götter, ſondern überhaupt in der Verehrung und Anbetung einer falſchen Gottheit; und dies iſt Mohameds Gott; denn er iſt ja nicht der Dreieinige, mithin allein wahre, von dem, aus dem Schoße des ewigen Vaters von Ewigkeit her hervorgegangenen Sohne ſeinen Menſchen verkündete, und bekannt gemachte Gott.

Da die Geſchichte des Kaliphats nun immer mehr und mehr in dem widerlichen Detail des Harems, und der Intriguen einer verſchnittenen Famuliſtick ſich verliert; ſo werden wir in der Folge nur

noch die wichtigſten Momente des Verfalles des arabiſchen Reiches bis zu deſſen völliger Erlöſchung, ſo wie auch die bisweilen nicht ganz unmerkwürdigen biographiſchen Züge aus dem Leben einiger Kaliphen, als Beiträge zur Charakteriſtik des Ganzen, hier ausheben; wenden uns aber dafür jetzt an die, wenigſtens in ihren Anfängen, ungleich größeres Intereſſe einflößende Geſchichte der vornehmſten, zum Theile ſchon in dieſer Periode entſtandenen, und von dem Kaliphate getrennten arabiſchen und türkiſchen Dynaſtien.

IX.

1. Geſchichte der Dynaſtien — a) Die Taheriten *). — Von den Dynaſtien im Orient iſt die erſte jene der Taheriten. Der Stifter dieſer Dynaſtie war derſelbe kriegeriſche und ver

*) Es verſteht ſich, daß wir hier nur von den vorzüglichſten Dynaſtien eine Erwähnung machen können; denn die übrigen, minder bedeutenden ſind beinahe zahllos. Bei dem immer tiefern Sinken des Reiches, den häufigen Thronrevolutionen, und dem ununterbrochenen gefährlichen Kampfe der Kaliphen mit innern, oder weit näher gelegenen Feinden, ſagte bald dieſer, bald jener Befehlshaber einer Provinz, oder auch nur eines weit kleinern Bezirks, dem Kaliphen, wo nicht förmlich, doch der That nach, den Gehorſam auf, betrug ſich gleich einem ſouveränen Fürſten, und das einzige Band, das alsdann noch das Land an das Kaliphat knüpfte, beſtand blos darin, daß in dem öffentlichen Gebete noch des Namens des Kaliphen erwähnt ward, der dann, weil er nicht anders konnte, ſich mit einem ſolchen Schein von Unterwerfung vollkommen begnügte.

wegene Taher, der den Kaliphen Amyn getödtet, und deſſen jüngern Bruder Al-mamun auf den Thron von Bagdad erhoben hatte. Zum Lohn ſeiner Verdienſte erhielt er von Al-mamun die Statthalterſchaft von Chorasan. Aber ſo weit auch die Grosmuth des Kaliphen die Grenzen der Macht des neuen Statthalters ausgedehnt hatte, ſo wurden dieſelben doch bald von dem kühnen, ſeiner Superiorität ſich bewußten Taher überſchritten. Als Mamun ſein Misvergnügen darüber zu erkennen gab, lößte Taher allen Verband mit dem Kaliphate, warf ſich zum ſouverainen Herrn (Sultan) von Chorasan auf, und unterdrückte endlich ſogar den Namen des Kaliphen in dem öffentlichen Gebete. Al-Mamun, entweder Tahers früherer Verdienſte ſich dankbar erinnernd, oder dem ungewiſſen Erfolge eines Krieges mit einem ſo furchtbaren Gegner mißtrauend, unternahm nichts gegen denſelben; und da dieſer ſchon im zweiten Jahre ſeiner unabhängigen Herrſchaft ſtarb; ſo folgte ihm ganz ruhig ſein älteſter Sohn Thaleha in der Regierung. Um den Kaliphen zu verſöhnen, bat Thaleha ihn ehrfurchtsvoll um die Belehnung mit Chorasan, die nun auch Al-Mamun um ſo williger ertheilte, als eine, wenn auch nur ſcheinbare Unterwerfung alles war, was er vermöge ſeiner und ſeines Reiches damaliger Lage vernünftiger Weiſe nur hoffen konnte. Thaleha herrſchte ſieben Jahre, und ihm folgte ſein Bruder Abdalla, dem Al-Mamun unaufgefordert die Belehnung ertheilte, beſonders weil Abdalla ihm in dem Kriege gegen die Sekte der Charegiten ſehr wichtige Dienſte geleiſtet hatte. Auf dieſen folgte Taher II. und endlich Mohamed Ben-Taher. Alle vier Prinzen beherrſchten Chorasan mit Milde und Weisheit, und ſicherten ihre Unabhängigkeit durch ehrfurchtsvolles Betragen gegen die Kaliphen. Nur Schade, daß Mohamed Ben-Taher

ein allzufriedliebender Prinz war. Er ward von dem Soffariden Jacoub überraſcht und überwunden. Als dieſer an der Spitze eines Heeres in Choraſan eindrang, ſandte Mohamed einen Abgeordneten an ihn, und ließ ihn fragen, mit welchem Recht er in Choraſan eindringe, und ob er allenfalls von dem Kaliphen die Belehnung darüber erhalten habe. Jacoub zog ſein Schwert, und ſagte: „Dieß iſt mein Beſtallungsbrief“. Er eroberte hierauf Niſchaburg, die Hauptſtadt von Choraſan, nahm den Mohamed, ſammt allen Angehörigen des taheriſchen Hauſes, hundert und zwei an der Zahl gefangen, und führte ſie nach Sedſcheſtan. Nach drei oder vierjähriger Gefangenſchaft ward Mohamed wieder frei, kam nach Bagdad, erhielt von dem Kaliphen, der ihn ſehr wohlwollend aufnahm, eine anſehnliche Penſion, und beſchloß endlich ſein Leben als Privatmann an dem Hofe ſeines Wohlthäters. Mit Mohamed erloſch die Dynaſtie der Taheriten (890) nach einer Dauer von 52, oder zu Folge einer andern Zeitberechnung von 62 Jahren.

2. b.) Soffariden. Der Stifter dieſer Dynaſtie war Leith, ein Mann aus der niederſten Volksklaſſe in Sedſcheſtan. In ſeiner Jugend ein Kupferſchmidt, vertauſchte er in reifern Jahren dieſes Handwerk gegen das weit einträglichere eines Räubers. Dem Beiſpiele des Vaters folgten nun zu ſeiner Zeit deſſen drei Söhne Jacoub, Ali und Amru. Das Geſchäft ging nun trefflich, beſonders ward der älteſte der drei Brüder, Jacoub ganz vorzüglich von dem Glücke begünſtiget. Auf einem ſeiner nächtlichen Raubzüge wollte er in die Schatzkammer des Emirs von Sedſcheſtan einbrechen, verirrte ſich aber, und brach in das fürſtliche Vorrathsgewölbe ein. Nun wollte Jacoubs günſtiges Geſchick, daß er ſtol-

perte, über einen Klumpen Salz fiel, und dieſen zu⸗ fällig mit der Zunge koſtete. Aber Salz iſt bei allen Orientalen, und beſonders den Arabern, das Symbol und Unterpfand der Gaſtfreiheit. Dieſe wollte der gewiſſenhafte Räuber nicht verletzen. Ohne Etwas auch nur zu berühren, verließ Jacoub nicht nur alſogleich das Gewölbe, ſondern verzichtete auch auf jeden Gedanken an Beute in der fürſtlichen Schatzkammer. Ein Zufall entdeckte dem Emir des frommen Räubers gewiſſenhaftes Betragen. Alle frühere Räubereien Jacoubs waren nun vergeſſen; er erhielt nicht nur Verzeihung, ſondern bald auch das ganze Zutrauen des Emirs, der ihn und deſſen Brüder unter ſeine Truppen aufnahm, und in kur⸗ zer Zeit zu den erſten Stellen im Heere beförderte. Bei allen Gelegenheiten gab Jacoub Beweiſe von Einſicht, Kühnheit und Tapferkeit. Darham, ſo hieß der Emir, ernannte ihn endlich zum oberſten Feldherrn ſeines Heeres. Dieſes machte Jacoub, durch ſeine Freigebigkeit, ſich in kurzer Zeit völlig eigen. Die Herzen aller Soldaten hingen an ihm, und als Darham ſtarb, jagte Jacoub die Söhne des verſtorbenen Emirs aus dem Lande, und machte ſich zum unumſchränkten Herrn von Sedſcheſtan. An der Spitze eines Heeres trieb Jacoub nun ſein frü⸗ heres Räuber⸗Handwerk im Großen, eroberte Herat auf der Grenze von Choraſan, drang in die perſiſchen Provinzen ein, machte ſich Meiſter von Schiras, der Hauptſtadt von Perſien, und ſchlug den, damals in förmlicher Empörung gegen den Kaliphen begrif⸗ fenen Statthalter von Fars. Hiedurch glaubte er ſich bei dem Hofe von Bagdad ein Verdienſt erwor⸗ ben zu haben, und bat alſo den Kaliphen um die Belehnung über die eroberten Provinzen. Er erhielt ſie, jedoch nicht über Fars, obgleich der Statthalter dieſer Provinz ſich dem Kaliphen noch nicht unter⸗

worfen hatte. Es dauerte nicht lange; ſo drang der nach Eroberungen dürſtende Jacoub auf das neue gegen Fars vor. Jetzt drohete ihm Mowaffek, des Kaliphen Bruder, mit Kriege, und Jacoub, der Mowaffeks bisheriges Kriegsglück fürchtete, zog ſich zurück, wandte aber ſeine Waffen gegen Süden, eroberte Balch und Cabul, wandte dann ſeine ganze Macht ſchnell wieder gegen Weſtperſien, drang in Choraſan ein, eroberte Niſchaburg, nahm den in falſcher Sicherheit ſich einwiegenden Mohamed gefangen, und machte ſich zum Herrn von ganz Choraſan. Durch dieſen Zuwachs von Macht glaubte er jetzt, dem Kaliphen, den er bisher ſtets durch ein äußeres ehrerbietiges Betragen zu täuſchen geſucht hatte, die Spitze bieten zu können. Er warf demnach die Maske ab, fiel auf das neue in Perſien ein, eroberte beinahe ganz Irac, und bedrohete ſogar Bagdad. Mowaffek zog ihm entgegen. Bei dem Dorfe Katul kam es zu einer Schlacht. Jacoub ward geſchlagen, ſein Lager erobert, und er ſelbſt bis in die nördlichen Provinzen von Choraſan getrieben. Mowaffek folgte ihm anf dem Fuße, drang, weil er nirgends mehr Widerſtand fand, bis nach Niſchaburg vor, und befreite dort den Mohamed Ebn-Taher aus dem Gefängniß, worauf dieſer, wie wir ſchon erwähnt, ſich zu dem Kaliphen nach Bagdad begab. Seine errungenen Vortheile konnte jedoch Mowaffek jetzt nicht weiter verfolgen. Der Krieg mit den Zengiern war noch nicht beendigt, und dieſe hatten indeſſen alle, von dem Kaliphen gegen ſie geſandten Truppen zerſtreut, und das Gebiet von Waſet ſchrecklich verwüſtet. Mowaffek trat alſo den Rückzug an, um ſeine Waffen gegen Al-Habib zu wenden.

3. Dieſer von den Zengiern dem Heere Mowaffeks gemachte Diverſion wußte der raſtloſe Jacoub

trefflich zu benutzen. In kurzer Zeit hatte er ſich von ſeiner erlittenen Niederlage vollkommen erholt, ein noch zahlreicheres Heer unter ſeinen Fahnen geſammelt, und brach mit demſelben ſchon im folgenden Jahre wieder in Irac ein. Diesmal dachte Jacoub an nichts Geringeres, als in Bagdad dem Kaliphen ſelbſt einen Beſuch abzuſtatten. Motamen ſchickte Geſandten mit Friedensvorſchlägen an Jacoub. Dieſer war auf dem Marſch nach Bagdad von einer heftigen Kolik befallen worden. Den Geſandten des Kaliphen gab er alſo in ſeinem Bette Audienz. Vor demſelben ſtand ein Tiſch, und auf dieſem lagen ein entblößtes Schwert, eine Rinde ſchwarzen Brodes, und ein Büſchel Zwiebeln. „Sagt“ ſprach Jacoub zu den Geſandten „in meinem Namen eurem „Herrn, daß, wenn ich an meiner gegenwärtigen „Krankheit ſterben ſollte, er von ſeiner Furcht be„freit ſey; bleibe ich aber am Leben; ſo kann und „ſoll nur dieſes hier, (auf das Schwert zeigend) „zwiſchen ihm und mir entſcheiden, und erklärt ſich „der Sieg für ihn; ſo werde ich ohne Murren zu „der in meiner Jugend gewohnten Koſt wieder zu„rückkehren“. — Jacoub ſtarb, und der Kaliph war von ſeiner Furcht befreit. Perſiſche und arabiſche Geſchichtſchreiber vereinigen ſich in dem Lobe Jacoubs Ebn Leith. Schon als gemeiner Straßenräuber gab er Beweiſe von Edelmuth. Nie nahm er den Vorüberziehenden alles, was ſie hatten, ſondern theilte blos mit ihnen, jedoch auch dieſes ſtets mit Rückſicht auf die Lage derjenigen, die er beraubte, und mit Mord befleckten ſich nie ſeine Hände. Zu der Herrſchaft von ganz Weſtperſien gelangt, und in dem Beſitze der Schätze von Schiras und Ispahan, blieb er immer doch höchſt einfach in ſeinen Sitten, mild und gerecht gegen die Ueberwundenen, freigebig gegen Officiere und Soldaten, und — was da=

mals unerhört war — in ſeinem Heere herrſchte ſtets die ſtrengſte Mannszucht.

4. In der Regierung folgte dem Jacoub deſſen Bruder Amru. Dieſer nahm die vom Kaliphen gemachten Vorſchläge an, und ward von demſelben mit allen von Jacoub eroberten Ländern belehnt. Aber das zwiſchen beiden beſtehende gute Vernehmen war von kurzer Dauer. Amru zog auf das neue mit einem Heere gegen Bagdad. Mowaffek ging ihm mit der ganzen Macht des Kaliphen entgegen. Es kam ſogleich zur Schlacht, welche jedoch nichts entſchied. Demungeachtet war Amru zu ſchleuniger Rückkehr gezwungen. Mohamed, ein Alite, hatte ſich indeſſen zum Kaliphen ausrufen laſſen, in Choraſan, wo ohnehin beinahe niemand die Rechte des Hauſes Abbas an das Kaliphat anerkannte, zahlloſe Anhänger gefunden, und ein furchtbares Heer unter ſeinen Fahnen verſammelt. Dieſer Aufſtand war für den Kaliphen weit gefährlicher, als für Amru; denn hätte dieſer ſich zur Parthei des Aliten ſchlagen wollen; ſo würde derſelbe, froh einen ſo mächtigen Bundesgenoſſen gefunden zu haben, ihm gewiß ſehr gerne die Belehnung über alle Länder, in deren Beſitz er war, ebenfalls ertheilt haben. Aber Amru erkannte den Mohamed nicht an, rückte im Gegentheil in Eilmärſchen ihm entgegen, ſchlug ihn in einer entſcheidenden Schlacht auf das Haupt, nahm ihn ſogar gefangen und ſchickte ihn in Feſſeln dem Kaliphen nach Bagdad. Dieſer ausgezeichnete Dienſt ſöhnte den Motamen wieder mit Amru aus, und ruhig beherrſchte dieſer nun mehrere Jahre die ihm abgetretenen Länder. Wie es ſcheint, brach zwiſchen Motamens Nachfolger, dem Al-Motaded, gegen das Ende ſeiner Regierung, wieder neuer Zwiſt zwiſchen ihm und Amru aus. Sich

zu ſchwach fühlend, mit dem ſchon ſo mächtig gewordenen Soffariden förmlich zu brechen, rief der Kaliph ganz in Geheim ein, im Norden Chorasans wohnendes, kriegeriſches Volk zu Hülfe. Aufgefodert von Motaded ging nun Jsmaël der Samanide, der über Transoxiana und die darin wohnenden, nicht ſehr zahlreichen, türkiſchen oder tartariſchen Volksſtämme herrſchte, und in Bokhera reſidirte, mit zwölftauſend Reitern über den Oxus; ſo arm, daß ſie nur hölzerne Sättel und Steigbügel hatten, aber eben daher deſto gieriger nach Beute und Amrus ungeheuern Schätzen. An der Spitze ſeiner geſammten Macht zog Amru dem Feinde ſogleich entgegen. Sein Heer war ungleich zahlreicher, als das feindliche, an Tapferkeit gab es demſelben nichts nach, und alle Wahrſcheinlichkeit des Sieges war auf ſeiner Seite. Als beide Heere einander zu Geſicht bekamen, wollte Amru die feindliche Stellung recognosciren; aber plötzlich ward ſein Pferd ſcheu, riß aus, ließ ſich von dem Reiter nicht mehr meiſtern, und führte denſelben mitten in das tartariſche Lager. Amru ward jetzt umringt und zum Gefangenen gemacht. Als die Chorasaner und Perſer ſich ihres Anführers beraubt ſahen, wurden ſie von paniſchem Schrecken ergriffen. Jn wilder Flucht löſste ihr ganzes Heer ſich auf, und Jsmaël hatte nur die leichte Mühe, die nach allen Richtungen fliehenden und nirgends Widerſtand leiſtenden Feinde zu verfolgen und noch völlig zu zerſtreuen. Jsmaël, weniger beſcheiden nach dem Siege, als kühn und tapfer in der Schlacht, begnügte ſich jetzt nicht mit Chorasan, ſondern foderte und erhielt zur Belohnung ſeiner geleiſteten Dienſte die Belehnung mit allen den Soffariden abgenommenen Ländern. Nur ein kleiner Theil von Perſien kehrte wieder unter die Herrſchaft der Kaliphen zurück. — Zum Zeichen ſeiner

Ergebenheit ſchickte Ismaël den Amru dem Kaliphen nach Bagdad, der, obgleich er die, von Motamed dem Amru ertheilte Belehnung beſtätigt hatte, ihn dennoch wie einen Gefangenen behandelte, zwar anfänglich deſſen Lebens ſchonte, aber nachher, als er ſich ſelbſt dem Tode nahe fühlte, vielleicht in der letzten Stunde ſeines Lebens, den Befehl gab, ihn zu tödten *). Mit Amru erloſch die Dynaſtie der

*) Als Beweis der wahrhaft ſeltenen, und von nicht gewöhnlicher Charakterſtärke zeugenden Gleichmüthigkeit dieſes Sultans in dem Augenblick des furchtbarſten und unerhörteſten Glückwechſels, mag folgende Anekdote dienen. Als Amru, der vor einer Stunde noch einer der mächtigſten Monarchen Aſiens war, durch einen einzigen, und eben daher völlig betäubenden Schlag des Schickſals, ſich als einen Gefangenen in einem gemeinen tatariſchen oder türkiſchen Zelt bewacht ſah, ſaß er in Betrachtungen verſenkt einige Stunden ſtumm und ſprachlos da. Aber bald legte ſich der Sturm wieder in ſeiner Bruſt; Ruhe kehrte in ſeine Seele zurück, und nun fühlte er ein dringendes Bedürfniß nach Speiſe. Einem der ihn bewachenden Soldaten gab er alſo den Auftrag, ihm ein Stück Fleiſch zuzubereiten. Der Soldat hatte kein anderes Geſchirr, als den eiſernen Keſſel, aus welchem er ſein Pferd tränkte. Dieſen füllte er mit Waſſer, warf ein großes Stück Fleiſch hinein, zündete vor dem Eingang des Zeltes Feuer an, und hing über demſelben den Keſſel an dem Storzen eines, nahe an der Erde abgehauenen Baumes auf. Als das Waſſer zu ſieden anfing, kam einer von den vielen, im Lager herumlaufenden großen Hunden zufällig herbei, witterte das Fleiſch, ſteckte, um es zu erhaſchen, den Kopf in den Keſſel, fuhr aber, als er die Gluth des ſiedenden Waſſers ſchmerzhaft fühlte, eben ſo ſchnell wieder zurück, hob durch dieſe heftige Bewegung den Keſſel aus ſeinem Gehänge, und rannte mit demſelben heulend davon. Der Sultan, der dem Eingange des Zeltes gegen über ſaß, hatte dieß geſehen, und brach nun in ein ganz ungewöhnliches Gelächter aus. Da

Soffariden, ähnlich einem, aus umwölktem Himmel plötzlich hervorbrechenden Meteor, das einen Augenblick einen blendenden Schimmer von ſich wirft, und dann eben ſo ſchnell auf immer wieder an dem politiſchen Horizont verſchwindet (905).

5. c.) Dynaſtie der Samaniden. — Der Stammbaum dieſer Herrſcher-Familie beginnt mit einem Kameltreiber aus Choraſan, Namens Saman, der, weil er ſein Geſchäft nicht ſehr einträglich fand, ein Räuber ward, dieſes ehrenvolle Handwerk viele Jahre unter großem Segen trieb, und bei ſeinem Tode ein zuſammen geraubtes, ungemein anſehnliches Vermögen ſeinem Sohne Aſſad hinterließ. Dieſer trat nicht in die Fußtapfen ſeines Vaters, begnügte ſich mit dem väterlichen Erbe, und gab ſeinen beiden Söhnen Naſer und Jsmaël eine treffliche Erziehung. Beide Jünglinge hatten ausgezeichnete Geiſtesgaben, und beſonders ſtande bei Jsmaël ein guter Kopf mit einem nicht minder gutem Herzen in der ſchönſten, ſeinen Charakter immer mehr veredelnden Wechſelwirkung. Als der Kaliph Al-Ma-

---

er beinahe gar nicht zu lachen aufhören wollte, glaubte die Wache, ſein Unglück habe ihm den Verſtand verrückt. Auf wiederholtes ängſtliches Fragen ſagte endlich Amru: „Habe ich nicht Urſache zu lachen, da „noch dieſen Morgen der Oberaufſeher über mein Ge„päcke mir meldete, daß zur Transportirung der zu „meiner Küche und Tafel nöthigen Geräthſchaften hun„dert Kamele nicht mehr hinreichten, und ich doch „jetzt ſehe, daß ein einziger Hund meine ganze Küche „an ſeinem Hals davon trägt". — Ein anderes Stück Fleiſch ward nun herbei geholt, in der Eile zubereitet, und von dem Sultan mit demſelben Appetit geſpeißt, mit welchem er geſtern an einer Tafel geſpeißt hatte, zu deren Fortſchaffung hundert Kamele nicht mehr hinreichen wollten.

mun noch in Choraſan ſich aufhielt, wurden beide Brüder demſelben bekannt, und da ihre glücklichen Anlagen ihm nicht entgingen, auch frühzeitig zu verſchiedenen Aemtern und Ehrenſtellen befördert. Aber noch weit höher ſtiegen Naſſer und Ismaël unter der Herrſchaft der Taheriden, die ihnen zuletzt ſogar erbliche Statthalterſchaften in den Ländern jenſeits des Oxus ertheilten. Dieſe Lehnsabhängigkeit hörte jedoch auf, als die Dynaſtie der Taheriden erloſch, oder vielmehr von jener der Soffariden verſchlungen ward; denn da Naſſer und Ismaël nur den Taheriden gehuldigt hatten, ſo glaubten ſie ſich jetzt jeder Lehnsverbindlichkeit ſowohl gegen Choraſan, als das Kaliphat ſelbſt gänzlich entbunden, und von jetzt an herrſchten beide Brüder als völlig unabhängige, ſouveraine Herren, der Eine in Samarkand, der Andere in Bokhara. Bei einem zwiſchen den Brüdern, durch die Eiferſucht des älteſten, entſtandenen Krieg gab Ismaël ein ſeltenes Beiſpiel von Milde und frommer Bruderliebe *). Bald darauf ſtarb Naſſer, und Ismaël war nun Herr des ganzen Landes zwiſchen dem Oxus und Jaxartes. Nach Beſiegung und Gefan-

*) Ohne alle gegründete Urſache war Naſſer in die Länder ſeines Bruders eingefallen. Ismaël ging lange Zeit blos vertheidigungsweiſe zu Werke, wollte durchaus das Heer des feindlichen Bruders nicht angreifen. Dieſem gelang es endlich, ihn zu einer Hauptſchlacht zu zwingen, ward jedoch völlig geſchlagen, und auf der Flucht von Ismaëls Leuten zum Gefangenen gemacht. Als er ſeinem Bruder vorgeführt ward, ſtieg dieſer ſogleich vom Pferde, begrüßte ihn mit der nämlichen Ehrerbietung, die er ihm bisher als dem ältern Bruder zu erzeigen pflegte, umarmte ihn hierauf mit unverſtellter Zärtlichkeit, und ſchickte ihn ohne Löſegeld, und ohne irgend eine Bedingung ihm zu ſetzen, wieder in ſeine Staaten zurück.

gennehmung des Amru, erhielt Ismaël die Länder Choraſan, Fars und Kerman, nebſt dem Titel eines Padiſcha (Selbſtherrſcher), erkannte jedoch den Kaliphen für ſeinen Oberherrn *). Er eroberte hierauf noch Tabarſtan und Turkeſtan; und ſo war nun das Reich der Samaniden eben ſo mächtig, als einſt Perſien unter ſeinen Königen aus dem Hauſe der Saſſaniden. — Ismaël war ein trefflicher Regent, leutſelig und gerecht gegen ſeine Unterthanen, an der Spitze ſeines Heeres jedem Feinde furchtbar und ſtets gewiſſenhaft treu in Erfüllung aller, gegen den Kaliphen übernommenen Verpflichtungen. Die von ihm gegründete Dynaſtie hatte unter neun Sultanen eine Dauer von mehr als hundert Jahren, und ward erſt im Anfange des eilften Jahrhunderts von den Türken zerſtört. — Unter Naſſer ben Ahmed, dem dritten Sultan dieſer Dynaſtie, entſtand der erſte muſelmänniſche religiöſe Orden der Derwiſche.

6. d) Dynaſtie der Tholouniden. — Ereigniſſe, die einen Sclaven oder Räuber plötzlich auf irgend einen Thron erheben, waren und ſind auch jetzt noch in den Annalen des Orients nichts weniger als etwas ſehr ſeltenes. Auch die Familie Tholouns ſchwang ſich aus dem Sclavenſtande zur Herrſchaft beinahe über den größten Theil von ganz Weſtaſien empor. Tholoun war einer von des Kaliphen Mamun begünſtigſten Sclaven in der türkiſchen Leibwache. Schon durch die Auszeichnung, welche ihm von Seite des Kaliphen ward, ſtand

*) Der That nach war aber Ismaël vielmehr der Schutzherr des Kaliphen; denn wir finden ihn bald darauf nicht ſehr ferne von Bagdad, wohin er mit einem Heere dem Kaliphen zu Hülfe geeilet war.

er bei eben dieſer Garde in ungemein großem Anſehen. Aber nun ſuchte Tholoun auch die Herzen der türkiſchen Soldaten an ſich zu feſſeln, und dies gelang ihm ſo trefflich, daß er deren Liebe und Anhänglichkeit ſogar ſeinem Sohne Ahmed Ebn Tholoun gleichſam als ein väterliches Erbe hinterlaſſen konnte. Wirklich erhielt auch Ahmed, als er kaum das dreißigſte Jahr erreicht hatte, unter dem Kaliphen Al-Motaz, blos durch den damals beinahe ſchon gebietend gewordenen Einfluß der Türken, die wichtige und einträgliche Statthalterſchaft von Aegypten. Gleich allen Statthaltern ordnete man auch ihm einen Generaleinnehmer an die Seite. Dieſer war nach dem Statthalter die erſte obrigkeitliche Perſon, führte über die Verwaltung des Erſtern eine Art von Controlle und hing ganz allein von dem Kaliphen ab. Dem herrſchſüchtigen Ahmed war dieſer Wächter natürlicher Weiſe ſehr zur Laſt; er ſchickte ihn demnach wieder nach Bagdad, und beſetzte die wichtige Stelle eines Generaleinnehmers mit einer von ſeinen, ihm völlig ergebenen Creaturen. Sobald Ahmed ein hinreichendes und wohl geübtes Heer beiſammen hatte, empörte er ſich förmlich gegen den Kaliphen, und verbot in allen Moſcheen Aegyptens des Namens deſſelben in dem öffentlichen Gebete zu erwähnen. Mit ſeinem Heere brach er jetzt ſogleich in Syrien ein, nahm des Kaliphen Statthalter von Syrien in Antiochien gefangen, ließ ihm den Kopf abſchlagen, rückte vor Damaskus und Aleppo, die ihm freiwillig ihre Thore öffneten, eroberte hierauf alle Städte an der öſtlichen Seite des Euphrats, vereinigte Syrien mit Aegypten und warf ſich zum unbeſchränkten Beherrſcher über beide Reiche auf. Dieſen mächtigen und glücklichen Uſurpator vermochte nun der, von Zengiern und Soffariden damals gleich hart be-

drängte Kaliph Motamed, oder vielmehr deſſen Bruder Mowaffeck mit keinen andern Waffen zu bekämpfen, als daß er ihn in den Moſcheen von Bagdad und Mekka verfluchen ließ; ein leeres Ceremonienſpiel, das, wie es ſich leicht denken läßt, nun von jenem auf vollkommen ähnliche Weiſe in allen Moſcheen Syriens und Aegyptens erwiedert ward. Indeſſen befeſtigte Ahmed immer mehr ſeinen neu errichteten Thron. Zweimal eroberte er Barka, das ſich empört hatte, bald darauf auch die ungemein feſte und wichtige Stadt Racca, und ſein Reich erſtreckte ſich nun von den Ufern des Euphrats bis an die Grenzen von Nubien und Aethiopien. Er herrſchte mit vieler Weisheit. Unter ihm blüheten Griechenlands Sprache und Genie in Alexandrien wieder auf. Aus allen Ländern ſtrömten Fremde herbei; Künſtler und Gelehrte empfanden die Wirkungen ſeiner Freigebigkeit; Aegyptens Handel und Schifffahrt erhielten einen neuen, ſeit vielen Jahren nicht mehr gekannten Aufſchwung, und die ſämmtlichen Einkünfte ſeines Reiches beliefen ſich jährlich auf dreihundert Millionen Dinars. Alle Geſchichtſchreiber vereinigen ſich in dem Lobe der Großmuth und Freigebigkeit dieſes Sultans, beſonders ſeiner, ſich nie ermüdenden Sorgfalt für alle Armen und Nothleidenden in ſeinem Reiche. Jeden Monat wurden dreimalhunderttauſend Dinars blos zu Almoſen verwendet; und da Ahmed täglich tauſend Dinars für ſeine Tafel brauchte; ſo ließ er auch jeden Tag dieſelbe Summe unter dürftige, aber in gutem Rufe ſtehende Geiſtlichen austheilen und zwar ohne Rückſicht auf den Glauben, zu dem ſie ſich bekannten, oder die Kirche, der ſie angehörten. Ahmed würde das Muſter eines trefflichen Regenten geweſen ſeyn, hätte nicht die bisweilen an Grauſamkeit grenzende Strenge ſeiner Gerechtigkeit ſeinen

Ruhm in etwas befleckt. Furchtbar jedem Verbrecher, fand keiner derſelben jemals Gnade vor ſeinen Augen, und man behauptet, daß er während ſeiner Regierung achtzehntauſend Menſchen theils hinrichten, theils in Gefängniſſen den Hungertod ſterben ließ. Al-Makin erzählt, daß, als Ahmed ſich dem Tode nahe fühlte, er die Hände gegen den Himmel ausſtreckte und ausrief: Gott erbarme dich des Sünders, der hier auf Erden die Grenzen ſeiner Macht nicht kannte, und ſey ihm gnädig in der Stunde ſeines Todes! — Trotz ſeiner verſchwenderiſchen Freigebigkeit und des ungeheuern Aufwands für ſeine Hofhaltung, wie auch eines zahlreichen, ſtehenden, ſtets richtig beſoldeten Heeres, fand man nach Ahmeds Tod dennoch zehen Millionen baaren Geldes in dem Schatze. Von den ſiebenzehen Söhnen, die er hinterließ, folgte ihm Koumaroujah in der Herrſchaft.

7. Den Antritt ſeiner Regierung bezeichnete Koumaroujah mit dem Blute ſeines Bruders Abbas. Schon der Vater hatte denſelben in das Gefängniß legen laſſen, und auf den Rath des verrätheriſchen Abu Abdallah, Statthalters von Paläſtina, ließ Koumaroujah ihn hinrichten. Aber bald bereuete der Sultan den begangenen Brudermord. Sein ganzer Unwille traf nun den boshaften Rathgeber. Aber dieſem entging es nicht, daß, ſo oft er ſich ſeinem Gebieter nähere, deſſen Auge ſtets zürnend und drohend auf ihm ruhe. Abu Abdallah verließ alſo eiligſt den Hof, und begab ſich in ſeine Statthalterſchaft nach Paläſtina. Hier von der Reſidenz des Sultans entfernt, knüpfte er einen geheimen Briefwechſel mit dem Kaliphen in Bagdad an, ſchilderte ihm den Koumaroujah als einen unerfahrenen,

blos ſeinen Lüſten ergebenen Prinzen und lud ihn ein, dieſen Augenblick zu benutzen, um den Tholouniden wieder alle ihre Eroberungen zu entreiſſen. Motamed, oder vielmehr Mowaffeck folgte dieſem Rathe, und brach in Begleitung ſeines Sohnes, des nachherigen Kaliphen Motaded mit einem zahlreichen Heer in Syrien ein. Mowaffeck und ſein Sohn fochten anfänglich mit vielem Erfolge, beſonders da durch die Umtriebe des Abu Abdallah nun auch die Städte Damaskus, Aleppo und Emeſa ſich empörten. Mehrere Feldherren des Koumaroujah wurden geſchlagen; nur einem derſelben, nämlich dem Salah, Statthalter von einem Theile Syriens, gelang es, einige Vortheile über die Feinde zu gewinnen. Aber dieſe errungenen Vortheile machten den Salah ſo ſchwindelnd, daß er nun ebenfalls die Fahne des Aufruhrs erhob, und ſich zum Herrn von Syrien aufwarf. Jetzt eilte Koumaroujah ſelbſt an der Spitze eines auserleſenen Heeres dem Aufrührer entgegen, ſchlug ihn in einer entſcheidenden Schlacht und tödtete ihn mit eigner Hand. Mit demſelben Glücke griff er bald darauf auch das Heer des Kaliphen unter Motadeds Anführung an, ſchlug es auf das Haupt, und verfolgte die Fliehenden ſogar bis in das Herz von Jrac. Dieſer glänzende Sieg ſtellte Koumaroujah's beinahe ſchon völlig geſunkenes Anſehen wieder her, befeſtigte auf das neue die bisher nur zu ſehr ſchwankende Treue ſeiner Statthalter, und erleichterte die Abſchließung eines Friedensvertrages mit dem Kaliphen. Ahmeds Sohne ward der ruhige Beſitz aller von ſeinem Vater eroberten Länder auf dreiſig Jahre zugeſichert, wofür nun aber auch Koumaroujah erlaubte, daß man in allen Moſcheen ſeines Reiches jeden Freitag für den Kaliphen und deſſen Bruder ungeſtört beten durfte. Um den jetzt zwiſchen ihm und

dem Kaliphen beſtehenden freundlichen Verhältniſſen eine deſto längere und feſtere Dauer zu geben, hatte Koumaroujah nun keinen ſehnlichern Wunſch, als das Haus der Tholouniden durch ein enges Familienband mit jenem der Abaſſiden zu vereinigen. Er hatte eine, durch ungemeine Wohlgeſtalt ausgezeichnete Tochter, Namens Cotrelnada, und da bald nach geſchloſſenem Frieden Motamed geſtorben war, und Al-Motaded den Thron beſtiegen hatte, ſo wünſchte jetzt Koumaroujah ſeine ſchöne Tochter mit Ali, dem Sohne des Motaded und deſſen vermuthlichem Thronerben zu vermählen. Zu dieſem Ende ſchickte er eine feierliche Geſandtſchaft mit einer Menge der prächtigſten Geſchenke nach Bagdad. Aber wie angenehm überraſcht wurden nicht die Geſandten, als der Kaliph, der von der bezaubernden Schönheit der Prinzeſſin ſchon vieles gehört hatte, ſie jetzt ſelbſt zu ſeiner Gemahlin begehrte. Der Heirathscontract war demnach bald geſchloſſen, und der über dieſe Verbindung ungemein erfreute Koumaroujah machte ſich verbindlich, nebſt dem ungeheuern Brautſchatz, den er ſeiner Tochter mitgab, ſeinem Schwiegerſohne noch jedes Jahr zweimal hundert tauſend Goldſtücke zu ſchicken. Cotrelnada trat nun unverzüglich die Reiſe nach Bagdad an. Dieſe war ein ununterbrochener Triumphzug, und der Aufwand, den Koumaroujah dabei machte, entſprach vollkommen der, wie es ſcheint, allen Tholouniden eigenen Prachtliebe und Verſchwendungsſucht *). Der Kaliph ging mit ſeinem ganzen

*) Man ſagt ſogar, der Kaliph habe hauptſächlich deswegen zu dieſer Verbindung ſeine Einwilligung gegeben, weil er hoffte, durch den ungeheuern Aufwand, welchen, wie es vorauszuſehen war, Koumaroujah bei dieſer Gelegenheit machen würde, deſſen Schatz völlig zu erſchöpfen.

Hof ſeiner neuen Gemahlin bis vor die Thore von Bagdad entgegen, empfing ſie mit aller Galanterie, der nur immer ein Kaliph fähig ſeyn kann, und führte ſie unter dem Jubel und Glückwünſchungen der Einwohner von Bagdad in ſeinen Palaſt. — Der Freude über das vermeintliche Glück ſeiner Tochter genoß Koumaroujah nicht lange. Einige ſeiner Frauen unterhielten mit Sklaven des Palaſtes ein geheimes Liebesverſtändniß. Koumaroujah erfuhr es, und um der verdienten Strafe zu entgehen, ermordeten die ſchändlichen Weiber mit Hilfe ihrer Buhlen den Sultan des Nachts in ſeinem Bette. Die Mörder wurden zwar ſogleich ergriffen und lebendig verbrannt; aber Koumaroujah's Tod, in Verbindung mit dem Gedanken an eine jetzt eintretende minderjährige Regierung, verbreitete Schrecken und Beſtürzung über ganz Syrien und Aegypten *).

*) Was die morgenländiſchen Geſchichtſchreiber von Koumaroujahs Reichthümern, und der an ſeinem Hofe herrſchenden Pracht berichten, gleicht eher einem arabiſchen Feenmärchen, als einer ernſthaften Erzählung. In dem zweiten Band von Hr. Desguignes **Histoire des Huns. etc.** findet man ein, bald möchte man ſagen, mit romantiſchem Zauber blendendes Gemälde von Koumaroujah's mehr als prachtvollen, nicht von Menſchenhänden errichteten, ſondern von irgend einer Feenkönigin hervorgezauberten Paläſten. Wenn dieſe aber wirklich exiſtirten; ſo können ſie uns doch wahrhaftig keine ſehr hohe Begriffe von dem Geſchmack der Orientalen geben, ſo wohl in Anſehung ihrer Architektur, als auch ihrer Gartenanlagen, wo z. B. die Blumen, in Form arabiſcher Buchſtaben, nebſt ihrem ſüßen Duft dem darin Luſtwandelnden auch ganze Sprüche aus dem Koran entgegen hauchten. An Pracht und maßloſem Koſtenanfwand übertrafen Koumarouhjah's Gebäude bei weitem noch die ehema-

8. Die verſammelten Emirs wählten Ogiſch, einen Sohn Koumaroujah's, zum Sultan. Der Erhebung deſſelben widerſetzte ſich eine Parthei, die durchaus einen Onkel des Ogiſch zu ihrem Herrſcher verlangte. Aber dieſe Parthei war bei weitem die ſchwächere, und als man ihr den abgeſchlagenen Kopf jenes Onkels entgegen ſchleuderte, zerſtreute ſie ſich ſogleich wieder von ſelbſt. Ogiſt begab ſich nun von Damaskus nach Mesre, der Hauptſtadt Aegyptens, konnte jedoch dadurch ſeinem Schickſal nicht entgehen. Thoudge, Statthalter von Damaskus, empörte ſich gegen denſelben. Unter der türkiſchen Miliz entſtand ein Tumult. Ogiſch ward nebſt ſeiner Mutter ermordet, Mesre zur Hälfte verbrannt und der zehnjährige Haroun, ebenfalls ein Sohn Koumaroujah's auf den Thron erhoben. Der Kaliph beſtätigte dem Haroun den Beſitz aller Länder ſeines Vaters, jedoch unter der Bedingung eines jährlichen Tributs von einer Million und dreimal hundert tauſend Goldſtücken, welche auch Haroun, oder vielmehr deſſen Räthe zu zahlen verſprachen. Aber dieſes eingegangenen Vergleiches ungeachtet, machte bald darauf Moctaſe, Motadeds Nachfolger, einen neuen Verſuch, den Tholouniden alle ihre Eroberungen wieder zu entreißen. Ein Heer, unter der Anführung Mohameds, eines der beſten Feldherren des Kaliphen, drang durch Paläſtina vor, während eine zahlreiche arabiſche Flotte, befehligt von einem Griechen, Namens Damianes nach den Küſten von Aegypten ſteuerte. Obgleich von zwei Seiten angegriffen, that Harouns Heer

---

ligen, ſogenannten ſieben Wunder der Welt, aber bei allem dem würde höchſt wahrſcheinlich ihr Anblick einem Griechen aus dem Zeitalter des Pericles blos ein ſehr zweideutiges Lächeln entlockt haben.

doch ungemein tapfern Widerſtand, und unverrichteter Dinge und nur mit deſto größerer Schmach bedeckt, würde Mohamed mit ſeinem Heere nach Bagdad zurückgekehrt, und Damianes mit ſeiner Flotte in die Häfen des arabiſchen Meerbuſens wieder eingelaufen ſeyn, hätte nicht ein verrätheriſcher, nach Harouns Krone ſtrebender Tholounide den jungen Sultan meuchelmörderiſch getödtet. Aber der Verräther genoß nicht die Früchte ſeines Frevels. Das ganze Heer verabſcheute den Mörder und erkannte ihn nicht für ſeinen Herrn. Anarchiſche Verwirrung und Geſetzloſigkeit traten nun an die Stelle bisheriger Ordnung. Unter dem Tumult wilder und roher Leidenſchaften hatte Niemand mehr Sinn für das Geſammtwohl des Reiches; jeder ſorgte nur, ſo gut als der Augenblick es ihm erlaubte, für ſein eigenes Intereſſe. Dieſen Augenblick allgemeiner Zerſtörung wußte Mohamed, des Kaliphen Feldherr, trefflich zu benutzen. Mit jedem einzeln Emir ließ er ſich in Unterhandlungen ein, und jeder eilte jetzt, durch zuvorkommende Bereitwilligkeit ſo viele Vortheile, als nur möglich für ſich ſelbſt zu erhaſchen. Die Folge davon war, daß das unlängſt noch ſo kampfluſtige und entſchloſſene Heer des ermordeten Harouns ſich von ſelbſt auflößte, alle Städte in Syrien und Aegypten ihre Thore den Truppen des Moctaſe öffneten, und die Völker beider Reiche wieder unter die Botmäßigkeit des Kaliphen von Bagdad zurückkehrten. Sämmtliche Glieder des Hauſes Tholoun, zehen an der Zahl und unter dieſen auch Siban, Harouns Mörder, wurden gefangen nach Bagdad geführt. Allen zehen Prinzen ließ Moctaſe die Köpfe abſchlagen, und mit ihrem Tode erloſch die mächtige Dynaſtie der Tholouniden, nachdem ſie etwas mehr als vierzig Jahre über einen kleinen Theil von Afrika, ganz Aegypten, Syrien und Pa-

läſtina geherrſcht hatte. (905). Damit die, in der Hand eines einzigen Statthalters vereinte Macht von ganz Aegypten dem Kaliphate nicht mehr gefährlich werden könnte, theilte es der Kaliph Moctaſ in mehrere Statthalterſchaften, welche von eben ſo vielen, von einander völlig unabhängigen Emirs ſollten verwaltet werden. Dieſe Maßregel zeuget, wo nicht gerade von ſehr tiefer Staatsklugheit, doch wenigſtens von gewöhnlichem geſunden Menſchenverſtand, der jedoch jetzt lange nicht mehr hinreichte, dem völlig entnervten Kaliphate wieder die ihm fehlende, ſtärkende Nahrung zu verſchaffen. Seine äußern Theile vermochte der dahin ſiegende Körper nicht mehr zu beleben; ſie waren jetzt ſchon ſo gut wie völlig von ihm getrennt; und ſo erhoben ſich nun ſchon nach wenigen Jahren auch wieder in Aegypten, das, um das Geheimniß der Fülle ſeiner innern Kräfte zu enträthſeln, ſtets nur eines kräftigen Beherrſchers bedurfte, neue Dynaſtien, die es auf immer von dem Kaliphate losriſſen, bis endlich, als dieſes in Bagdad völlig erloſchen war, die Fatemiten ein neues Kaliphat in Cairo errichteten; womit wir jedoch, um uns nicht dem Vorwurf eines allzugroßen Vorgriffes in der Geſchichte auszuſetzen, unſere Leſer erſt in der folgenden Periode beſchäftigen werden.

X.

1. Spaniſche Geſchichte*). — Auch in dieſer Periode fahren die Könige des chriſtlichen

*) Quellen und Hülfsſchriften ſind: Roderich von Toledo; Lucas Tudenſis; die Chronik des Königes Alphons; jene des Mönchen Silos in Espanna sagrada

Spaniens fort, die Grenzen ihres, nun bald nicht mehr blos zwiſchen Aſturiens und Galliciens Gebirgen eingeſchloſſenen Reiches immer mehr zu erweitern; und noch weit bedeutender würden ſchon in dieſem Zeitraum ihre Eroberungen geweſen ſeyn, hätten nicht ſo oft Verſchwörungen und Empörungen im eigenen Lande den Lauf ihrer gegen die Araber ſtets ſiegreichen Waffen gehemmt. Acht hundert Jahre wurden erfordert, um die Sarazenen wieder völlig aus Spanien zu vertreiben. Aber offenbar

---

bei Florez, des Don Pedro Salazar **Monarquia de Espanna**; Mariana; Ferreras; auch Guthries; und Gray's allgemeine Weltgeſchichte. Für jeden, der ſich mit dieſen hier angeführten Schriften beſchäftigen will, möchte es rathſam ſeyn, auch die hiſtoriſch-kritiſchen Schriften gelehrter Spanier, wie z. B. des Marquis von Mondejar **Advertencias**, oder des Antonio **Censura de Historias fabulosas etc.** mit zur Hand zu nehmen. Man muß ſich wundern, daß der franzöſiſche Ueberſetzer des Ferreras dieſelben gar nicht, und die allgemeine Weltgeſchichte nur ſelten zu benutzen für gut gefunden haben. — Ueber das ſarazeniſche Spanien ſind die vorzüglichſten Quellen und Hülfsſchriften. Mogrebit und beſonders Novairi **hist. Omiyahd. qui in Hisp. regn.** ferner Schloſſer, und die allgem. Weltgeſchichte; dann auch **Cardonne** in ſeiner, leider immer nur einer ſehr großen Berichtigung bedürftigen **Hist. de l'Afrique et de l'Espagne**, und endlich **James Murphy History of the Mahometan Empire in Spain.** Dieſes Werk kann als eine Quellenſchrift betrachtet werden, indem es, wie der Verfaſſer ſelbſt in ſeiner Vorrede ſagt, größtentheils eine Ueberſetzung arabiſcher Geſchichtſchreiber iſt. Was Murphy aus ſeinem Eigenen hinzufügte, iſt gerade nicht immer das beſte; aber doch bisweilen auch wieder eben ſo belehrend, als unterhaltend. Was den Werth und die Zuverläſſigkeit der arabiſchen Geſchichtſchreiber betrifft; ſo haben wir unſern Leſern ſchon an einem andern Ort unſere Anſichten mitgetheilt.

war es blos die unſelige, auch in Spanien lange Zeit eingeführte Erbtheilung des Landes in mehrere kleine Königreiche, und die dadurch unaufhörlich veranlaßten inneren Kriege, welche Spaniens gänzliche Befreiung von dem eingedrungenen Sarazenenvolke um mehrere Jahrhunderte verzögerten. — Aber noch merkwürdiger iſt es, daß dieſelben ſyriſchen und afrikaniſchen Araber, welche unter Muſa's Anführung, ſchon nach zwei Feldzügen, die geſammte, vereinte weſtgothiſche Nation überwunden und unterjocht hatten, nun gleich darauf den ſchwachen, in in die cantabriſchen Gebirge geflüchteten Trümmern eben dieſer Nation nicht mehr zu widerſtehen vermögen, deren Streben, ihre Grenzen immer weiter auszudehnen, ſich fruchtlos widerſetzen, und endlich gar, von dem ſpaniſchen Boden gänzlich vertrieben, über das Meer auf die afrikaniſchen Küſten wieder zurückgeworfen werden. Zwar trugen des Grafen Julians Verrätherei, und die Faktion der, die ſpaniſche Krone in Anſpruch nehmenden Familie des Witiza zur ſchnellen Eroberung des Landes durch die Sarazenen nicht wenig bei. Aber als die Ramiros, die Aliphonſe und deren Nachfolger den Sarazenen eine Stadt nach der andern, eine Provinz nach der andern entriſſen, war das noch in enge Grenzen eingeſchloſſene chriſtliche Spanien ebenfalls ſchon wieder in mehrere kleine, mit einander in unaufhörlicher Fehde begriffene, und nicht ſelten ſogar, im Bunde mit den Sarazenen, und mit afrikaniſchen Hülfstruppen ſich gegenſeitig bekämpfende Königreiche zerſpalten. Es iſt gewiß eine nicht wenig merkwürdige hiſtoriſche Erſcheinung, wenn eine Handvoll Chriſten, die ſchwachen Ueberreſte eines völlig überwundenen und unterjochten Volkes, nun plötzlich die zahlreichſten Heere ſeiner ſtolzen Ueberwinder wie den Sand am Meere zerſtiebt, nach einigen Jahren ſchon

wieder kühn aus ſeinen Gebirgen hervortritt, und obgleich blos noch auf ſeine eigenen ſchwachen Kräfte beſchränkt; und nicht ſelten in ſich ſelbſt getheilt, dennoch die, das ganze damals ſo volkreiche Spanien beherrſchenden Sarazenen, denen noch überdieß ihre afrikaniſchen Brüder oft zu hundert Tauſenden über die See her zu Hülfe eilten, immer weiter zurückdrängte, ihre feſteſten Burgen erſtürmte und zerbrach, und von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortſchreitend, Spaniens Boden endlich auf immer von Mohameds Schülern befreite *). Auf

*) Es iſt ſonderbar, daß man die vielen Siege der Chriſten, und zwar gerade die glänzendſten Siege derſelben vorzüglich blos deßwegen in Zweifel zieht, weil die arabiſchen Geſchichtſchreiber ihrer nicht erwähnen, oder ſogar nicht ſelten auf die Rechnung ihrer eigenen Landsleute ſetzen. — Wenn durch die, allen Völkern eigene Nationaleitelkeit, bisweilen jede der beiden mit einander Krieg führenden Nationen den Gewinn einer und derſelben Schlacht ſich zuſchreibt; ſo darf man, um zu entſcheiden, nur auf die Folgen des von beiden Theilen in Anſpruch genommenen Sieges den Blick werfen. Sind jedoch davon keine Spuren mehr zu finden; dann muß freilich die Sache unentſchieden bleiben. Wenn aber die, auf einen ganz kleinen Flächenraum zuſammengedrängten Reſte der weſtgothiſchen Nation beinahe mit jedem Jahrzehend vorrücken, bald dieſe, bald jene Stadt, Burg oder gar Provinz in Beſitz nehmen, frühzeitig ſogar mehrere über halb Spanien ſich verbreitende kleine Königreiche errichten, und endlich Meiſter des ganzen ſpaniſchen Reiches werden; ſo müſſen doch wahrhaftig, da ja die Araber ihre blühenden und reichen Städte nicht freiwillig abgetreten haben werden, auch alle von den Geſchichtſchreibern der Nation aufgezählten und, wie die Folge es bewies, ſtets ſehr glänzenden und entſcheidenden Siege auf der Seite der Chriſten geweſen ſeyn. Wäre es anders; ſo würde es gar nicht zu begreifen ſeyn, wie die Siege der Sarazenen für ſie immer nur ſehr bedeutenden Länderverluſt hätten zur Folge haben können.

gewöhnlichem materiellen Wege, nämlich durch Vergleichung der, beiden Theilen zu Gebote ſtehenden materiellen Mittel und Streitkräfte, ſo wie überhaupt auch aller ihrer übrigen äußern Verhältniſſe, möchte dieſe ſeltſame Erſcheinung ſchwerlich zu erklären ſeyn. — Nach dem einſtimmigen Zeugniß aller alten und neuern Geſchichtſchreiber Spaniens, war es blos die, das kleine ſpaniſche Chriſtenhäuflein ſichtbar ſchirmende und ſchützende Hand der Allmacht, welche alle feindliche Heere zerſtäubte. Der Herr der Heerſcharen ſandte gewöhnlich ſeine Schrecken dem ſchwachen Chriſtenheer voran, und nicht dieſes, ſondern jene waren es, welche die zahlloſen, gleich ſchwarzen Gewitterwolken heranziehenden Sarazenenhaufen in wenigen Augenblicken zerſtreuten; und als endlich das chriſtliche Spanien ſchon in ſtolzer Sicherheit ſich zu wiegen anfing, und in mehrere kleine Reiche ſich zerſpaltete, ſandte Gott ebenfalls unter die Sarazenen den Geiſt der Zwietracht, und indem dieſer nun einen ſchwachen Ommajaden von dem Throne von Cordova ſtürzte, und das arabiſche Reich in Spanien in mehrere mindermächtige Königreiche zerſplitterte, gab Gott eben dadurch die nun vereinzelten geſchwächten mohamedaniſchen Staaten in die Hände der Chriſten. — Wohl wiſſen wir, daß die Aufklärung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, und eine jetzt größtentheils vorherrſchende Philoſophie jedes unmittelbare Eingreifen der Vorſehung in das Schickſal einzelner Menſchen oder ganzer Völker, wie überhaupt alle Wunder, in das Gebiet der Träume oder gar des frommen Betrugs hinüber weiſt. Aber was vermag gegen das übereinſtimmende Zeugniß der Geſchichte, wo ſelbſt dann, wenn dieſe ſchweiget, ſogar die Steine ſprechen, das bodenloſe, auf willkührlichen Prämiſſen beruhende Raiſonnement einer

Philoſophie, und zwar einer Philoſophie obiter libata, das heißt, einer oberflächlichen, ſeichten, blos ſtolzen, weil jedem Lichte der Religion und Offenbarung alle Zugänge hermetiſch ſchließenden Philoſophie? Bloſes Raiſonnement vermag nichts, wo Thatſachen laut und vernehmlich ſprechen; und auf geſchichtlichem Boden mit feſtem Fuße fortwandelnd, bleibt auch hier wieder ein gläubiger Blick in die Fügungen der unerforſchlichen Rathſchlüſſe Gottes der einzige wahre, die beiden um Spaniens Beſitz kämpfenden Völker, nach ihrem innern Werth, wie nach allen ihren übrigen Verhältniſſen richtig vergleichende hiſtoriſche Standpunkt.

2. Nach einer zwei und fünfzigjährigen Regierung ſtarb, wie man ſich erinnern wird, König Alphons der Keuſche, in dem Jahre 844 *). Kurz vor ſeinem Tode hatte er den Don Ramiro, Sohn des edeln Varamundus, zu ſeinem Nachfolger erklärt, und von den verſammelten Ständen ihm huldigen laſſen. Als Alphons ſtarb, war unglücklicher Weiſe Ramiro abweſend. Er befand ſich in der Landſchaft Alava in Biscayen, als er die Nachricht von dem Tode des Königes, und zugleich auch von einer förmlichen, in Gallicien ausgebrochenen Empörung erhielt. Der ſpaniſche Adel hatte nämlich nicht vergeſſen, daß das ehemalige weſtgothiſche Reich ein Wahlreich war. Ihm mißfiel daher das Streben der Nachfolger des Pelajo, die Krone in ihrem Hauſe erblich zu machen; und als jetzt ein gewiſſer Graf Nepotian, einer der angeſehenſten Großen, auftrat, ſich der Thronbeſteigung des Don Ramiro widerſetzte, und auf eine geſetzliche Wahl ſich berief,

*) Man ſehe den 11. Band d. Fortſ. d. G. d. R. J. Abſchnitt 8. §. 13.

fand er augenblicklich eine Menge Anhänger, von denen er nun ſelbſt gleich in den erſten Tagen förmlich zum Könige erwählt ward. Don Ramiro ging nach Lugo, verſammelte dort in der Eile eine kleine Anzahl treuer Vaſallen, und rückte dann ſeinem Gegner entgegen. An den Grenzen Aſturiens und Biscayas ſtießen beide Heere auf einander. Jenes des Nepotians war zwar dem des Don Ramiro weit überlegen; aber bald ſollte der aufrühreriſche Graf erfahren, daß das, was an numeriſcher Streitkraft dem Heere ſeines königlichen Gegners fehlte, durch deſſen Gegenwart und die Gerechtigkeit ſeiner Sache zehnfach erſetzt ward; denn ſobald Nepotians Soldaten ihren rechtmäßigen König und deſſen bisher ſtets ſiegreiches königliches Panier erblickten, verließen ſie ſchaarenweiſe ihre Fahnen, und gingen zu Don Ramiro über. Durch ſchleunige Flucht hätte Nepotian ſich retten können; aber die beiden Grafen Scipio und Sona, vor einigen Tagen noch Nepotians eifrigſte Anhänger, waren jetzt, als ſie ſahen, daß alles verloren war, blos darauf bedacht, was ihre eigene Selbſterhaltung ihnen gebot. Um alſo von Don Ramiro deſto leichter Gnade und Verzeihung zu erhalten, bemächtigten ſie ſich der Perſon des Nepotians, und führten ihn gebunden vor den König. Der des Hochverraths ſchuldige, und mit den Waffen in der Hand gegen ſeinen König ergriffene Nepotian ward zum Tode verurtheilt, aber von Don Ramir begnadiget, der ihn jedoch, um für die Zukunft ihn unſchädlich zu machen, beider Augen berauben, und für den Reſt ſeiner Tage ihm ein, in den Bergen Aſturiens gelegenes Kloſter zu ſeinem Aufenthalt anweiſen ließ.

3. In den beiden erſten Jahren ſeiner Regierung beſchäftigte ſich Don Ramir ausſchließlich blos

mit der innern Verwaltung und beſſern Einrichtung ſeines kleinen Reiches. Ganz beſonders ließ er ſich die Ausrottung der zahlloſen Räuberbanden, und des eben ſo zahlreichen Geſindels von Zaubern und Wahrſagern, wovon das Land überſchwemmt war, angelegen ſeyn; und ſeine Unterthanen von dieſen beiden Landplagen auf immer befreit zu haben, gehört gewiß nicht zu den geringſten Verdienſten dieſes Monarchen. — Auch die Normänner, damals der Schrekken aller ſüdlichen und weſtlichen Küſtenländer von Europa, machten unter ſeiner Regierung Spanien ihren Beſuch. Zuerſt erſchienen ſie auf der Höhe von Gijon, fanden aber da keinen bequemen Landungsplatz, ſteuerten daher längs der Küſte weiter weſtwärts, und ſtiegen bei Corogna, der nördlichen Spitze von Gallicien an das Land. Wie in Frankreich glaubten ſie auch in Spanien gewonnenes Spiel zu haben. Aber kaum hatten ſie gelandet, und zu plündern und zu rauben angefangen, als ſchon zahlreiche Schaaren galliziſcher Truppen herbeieilten, in einem hitzigen Gefechte den größten Theil der Normänner niederhieben, und die übrigen, weil man ihnen den Rückweg zu ihren Schiffen abgeſchnitten hatte, gefangen nahmen. Auch ein großer Theil ihrer nahe am Strande vor Anker liegenden Fahrzeuge fiel den Spaniern in die Hände und ward verbrannt. Nur die Hälfte der Schiffe, ſammt den wenigen, zu ihrer Bewachung von den Normännern bei ihrer Landung darin zurückgelaſſenen Leuten entrannen den Siegern, und kehrten mit leeren Händen und trauriger Botſchaft wieder nach Hauſe. Dieſe Niederlage benahm auf lange Zeit den Normännern die Luſt zu ähnlichen Verſuchen. Mehrere Jahre hindurch erſchienen ihre Flotten nicht mehr in den biscayiſchen und galliciſchen Gewäſſern; und ſo lange Don Ramir regierte, wurden Spa-

niens nördliche Küſten von den Räubern nicht mehr beunruhiget. Aber dafür ſuchten die Normänner ſich auf den Küſten des ſarazeniſchen Spaniens zu entſchädigen. Zwar wurden ſie auch hier bisweilen von den Truppen des Kaliphen geſchlagen, und auf ihre Schiffe wieder zurückgejagt; fanden jedoch gewöhnlich bald wieder in andern nicht minder blühenden ſarazeniſchen Seeſtädten deſto größere und reichere Beute. Im ganzen genommen waren die Vortheile auf Seite der Normänner, daher ſie auch von jetzt an jedes Jahr ihre Beſuche bei den Sarazenen erneuerten.

4. Aber dieſe öfteren Einfälle der Normänner wurden nun auch die Veranlaſſung zu einem blutigen Kriege zwiſchen Don Ramiro und dem Kaliphen von Cordova. Dieſer glaubte nämlich, der chriſtliche König ſtehe mit jenen Barbaren des Nordens in geheimem Einverſtändniß, und die von ihnen in ſeinen Seeprovinzen angerichteten Verwüſtungen ſeyen blos Don Ramiros Werk. Abd-er-Rhaman II. damaliger Kaliph von Cordova, ſchickte alſo eine Geſandtſchaft nach Oviedo, und verlangte die Ablieferung des, dem Könige Mauregat auferlegten Tributs von fünfzig edeln und fünfzig bürgerlichen Jungfrauen *). Dieſer ſchmählige, den Präcepten

*) Der Fortſ. B. 11. Abſch. 8. §. 9. — Dieſem Tribut wird zwar von verſchiedenen ſpaniſchen Geſchichtſchreiber, als nie auferlegt, widerſprochen. Nach dem Gemälde jedoch zu urtheilen, welches Geſchichtſchreiber von dem Charakter des Königs Mauregat entwerfen, muß man doch wenigſtens glauben, daß er wirklich fähig war, in einem Augenblick, wo er ſeine Krone in Gefahr ſah, eine ſolche ſchmähliche Verpflichtung einzugehen, obgleich er derſelben Genüge zu leiſten nie im Stande geweſen ſeyn würde.

des Chriſtenthums zuwider laufende Tribut war nie entrichtet worden; und blos um einen Vorwand zum Krieg zu haben, brachte der Kaliphe ihn jetzt wieder in Anregung. Auf die trotzige Antwort, welche der König den Geſandten ertheilte, fiel Abd-er-Rhaman ſogleich mit einem zahlreichen Heere in Gallicien ein, ward aber von Ramiro und deſſen Sohne Ordogno in einer mörderiſchen Schlacht völlig beſiegt. Don Ramiros Sohn hatte durch Klugheit und Tapferkeit ſich in dieſem Treffen ſo ſehr ausgezeichnet, daß der Vater ihn auf dem Schlachtfelde zum Mitregenten und zu ſeinem Nachfolger ernannte. Aber Ordognos Erhebung mißfiel wieder einem Theile des ſpaniſchen Adels. Aus ſeinem ſüßen Traume von einem Wahlreiche war derſelbe noch nicht erwacht; und Graf Piniola, des Königs Majordomus, verſchwor ſich mit noch einigen andern Gleichgeſinnten gegen das Leben ſeines Herrn. Auf der Jagd, wenn der König ſich wie gewöhnlich von ſeinem Gefolge getrennt haben würde, ſollte er von den Verſchworenen plötzlich überfallen, und der Königsmord vollbracht werden. Zum Glücke ward die Verſchwörung noch bei Zeiten entdeckt. Dem Hochverräther wollte der König nicht ſelbſt das Urtheil ſprechen. Er überließ ſeinen Ständen die Unterſuchung und Beſtrafung des Verbrechers. Graf Piniola ward ſammt ſeinen ſieben Söhnen, welche ebenfalls an der Verſchwörung Theil genommen hatten, zum Tode verurtheilt, und das Urtheil von dem Könige beſtätiget.

5. Abd-er-Rhaman hatte indeſſen die von den Chriſten vor zwei Jahren erlittene Niederlage noch nicht verſchmerzt. Er ſann auf nichts geringeres, als den Chriſten alle ihre gemachten Eroberungen zu entreiſſen. Furchtbar waren die Zurüſtungen,

die er machte, und ganz Spanien war voll von dem Geräuſch ſeiner Waffen. Für den wachſamen Don Ramiro konnte der Zweck dieſer Kriegsrüſtungen nicht lange ein Geheimniß bleiben. Den Feind wollte er jedoch nicht in ſeinem Lande erwarten; zog daher eilig ſeine ganze, obgleich mit jener der Sarazenen auch nicht von weitem verhältnißmäßige Macht zuſammen, und fiel damit in die Landſchaft Rioja in Alt-Caſtilien ein. Bei Logronno ſtießen beide Heere auf einander (848). Die Sarazenen thaten ſogleich einen wüthenden Angriff, vermochten aber nicht die dicht geſchloſſenen Reihen der Chriſten zu durchbrechen. Mit gleicher Tapferkeit ward von beiden Seiten mit der größten Erbitterung den ganzen Tag über gefochten, und als die Nacht einbrach, war der Sieg noch nicht entſchieden. Aber von der Ueberzahl der Feinde gedrängt, zog ſich das chriſtliche Heer von dem Schlachtfelde zurück auf eine nahe gelegene Anhöhe. Jetzt erſt verkündeten den Chriſten die zahlloſen, ſie von allen Seiten umgebenden feindlichen Wachtfeuer die ungeheure Menge und ganz unverhältnißmäßige Ueberzahl der Feinde. Von Furcht und Schrecken ergriffen, brachten ſie die ganze Nacht im Gebete zu. Don Ramir, ermüdet von der blutigen Arbeit des Tages, und von ſchweren Sorgen gedrängt, fiel endlich in Schlaf. In einem Traumgeſicht ſah er nun eine ungemein ehrwürdige, himmliſche Geſtalt in blendend weißem Gewand ſich ihm nähern; freundlich blickte ſie ihn an, und ergriff tröſtend ſeine Hand. „Mir, ſprach ſie hierauf zu dem Könige, „iſt von Chriſtus der „Schutz Spaniens übertragen. Sey getroſt und „faſſe Muth. Ich bin Jacob der Apoſtel, und „komme dich aus den Händen deiner Feinde zu befreien. Trotz ihres zahlloſen Heeres wirſt du morgen einen glänzenden Sieg über die Sarazenen er-

„fechten; zwar werden auch viele der Deinigen fal„len; aber dieſen wird dann zum Lohn ihrer Ver„dienſte ein nie verwelkender Siegeskranz zu Theil „werden. Zweifle nicht an dem, was ich dir jetzt „ſage; und zum Zeichen ſollſt du wachend mich „morgen auf einem weißen Pferde mit einer weißen „Fahne vor der Fronte deines Heeres erblicken.“ — Plötzlich erwachte jetzt wieder der König. An Körper und Geiſt fühlte er ſich geſtärkt; alle ängſtliche Sorge war aus ſeiner Bruſt verſchwunden, und die Zuverſicht eines nahen und gewiſſen Sieges ſtralte aus jedem ſeiner Geſichtszüge. Unverzüglich ließ er alle bei dem Heere befindlichen Biſchöfe und Aebte, wie auch ſämmtliche Feldoberſten zu ſich rufen, und erzählte ihnen den wunderbaren, glänzenden Sieg ihm verheißenden Traum. Der Muth und die hohe Zuverſicht des Monarchen ließen keinem Zweifel Raum; und überhaupt war damals noch heilig das Wort eines Königs oder Ritters. Die dem Könige gewordene wunderbare Erſcheinung ward nun auch ſogleich dem ganzen Heere bekannt gemacht; und ſtatt des bisherigen, zum Himmel gerichteten, flehentlichen Angſtgeſchreies hörte man nun im ganzen Lager nur jubelnden Dank zu Gott, und dem, das Chriſtenheer ſchützenden heiligen Apoſtel. Aber jeder von Don Ramiro's Soldaten wünſchte jetzt zu denen zu gehören, welche mit ihrem Blute auf dem Schlachtfelde eine unſterbliche Krone erringen ſollten, und durch den Empfang des heiligen Sacramentes weiheten ſie ſich alle zu dem bevorſtehenden glorreichen, Märtyrertod ein. — Bevor noch der Tag grauete, ſtellte Don Ramir ſein Heer in Schlachtordnung. Die Loſung war: „Komm heiliger Jacob uns „zu Hülfe!“ Ohne länger zu zaudern, rückte der König mit ſeinem Heere die Anhöhe herab. Aber auf einmal ſah nun das ganze Heer, oder glaubte

wenigſtens einen fremden Ritter in weißem Harniſch mit einer weißen Fahne nicht ſehr fern vor der Front zu erblicken. „Komm heiliger Jacob „uns zu Hülfe!“ erſcholl es jetzt plötzlich durch ſämmtliche Schlachtreihen; und wie von einem und demſelben chriſtlichen Heldenſinne begeiſtert, ſtürzen ſich Reiterei und Fußvolk unaufhaltſam auf den Feind. Schon das vermeintliche Siegesgeſchrei der Chriſten hatte Schrecken unter den Sarazenen verbreitet; nur in haſtiger Eile und mit ſichtbarer Verwirrung bildeten ſie ihre Schlachtordnung, und ihr Muth war ſchon halb gebrochen, bevor noch die Schlacht begann. Nirgends leiſteten ſie alſo den gewohnten tapfern Widerſtand; aber deſto heftiger und ſtürmiſcher drangen die Chriſten und mit ihnen Tod und Verderben in die feindlichen Haufen. Immer mörderiſcher ward das Gewühl der Schlacht. Endlich wurden die Sarazenen in ihrem Centrum geſprengt. Sobald dieſes floh, riſſen die Fliehenden auch die noch Stehenden zu ähnlicher Flucht mit ſich fort, und als die Sonne aufgieng, begrüßten ihre erſten Stralen ſchon die Chriſten als Sieger. Vollſtändig war auch wirklich ihr Sieg. Das ganze feindliche Lager ſammt allem Gepäcke fiel ihnen in die Hände. Zwar waren auch viele der Ihrigen in dem Treffen gefallen; aber ſechzig bis ſiebenzig Tauſend Leichen der Feinde bedeckten das Schlachtfeld. — Nicht zu einem Eroberungskrieg, ſondern blos zur Vertheidigung ſeines eigenen Reiches war Don Ramiro ausgezogen. Er verfolgte daher auch jetzt nicht ſehr heftig den, nach ſeiner furchtbaren Niederlage nach allen Richtungen fliehenden Feind, ſondern begnügte ſich nur, die verſchiedenen, die Einfälle der Sarazenen in ſein Gebiet erleichternden und begünſtigenden feſten Schlöſſer in der ganzen Gegend zu zerſtören, und zog hierauf, nachdem er ein feierliches Dankfeſt in ſeinem

Lager hatte halten laſſen, mit reicher Beute und mit Lorbern gekrönt wieder nach Oviedo zurück *).

---

*) Daß diejenigen, welche, wie es jetzt Sitte und Brauch geworden, alles hiſtoriſch Objective, ſobald es keine für ihre philoſophiſche Bude brauchbare Waare iſt, ſogleich ohne alle weitere Umſtände blos für ein abgeſchmacktes Erzeugniß dunkler und finſterer Jahrhunderte erklären, daher auch gewöhnlich ſich eine eigene Geſchichte machen, und dann in ſtolzer Selbſtbethörung der ehrwürdigen grauen Vergangenheit überall das Gepräge gegenwärtiger, geſchwätziger Kleingeiſterei aufzudrücken ſuchen: daß dieſe und alle, die zu ihrer Partei gehören, gegen oben erzählte Thatſache, obgleich von einer ganzen Wolke einheimiſcher Geſchichtſchreiber beſtätiget, aber weil auf einem offenbaren Wunder gegründet, ſtets große Widerſprüche erhoben und beſonders jetzt noch größere erheben werden; dies verſteht und erklärt ſich von ſelbſt. Aber dieſen Widerſprüchen gegenüber ſteht ein ſehr ehrwürdiger, laut ſprechender und nicht leicht zu recuſirender Zeuge, nämlich eine von Don Ramiro, eben dieſer wunderbar erhaltenen Hülfsleiſtung wegen, an die Kirche von Compoſtella gemachte Schenkung eines gewiſſen Maßes Früchte von jedem Acker in ganz Spanien, und zwar, wie die Urkunde ſich ausdrückt, nicht blos von dem damaligen chriſtlichen Spanien, ſondern von allem ſpaniſchen Lande, was die Chriſten auch in der Zukunft noch den Sarazenen abgewinnen würden. Uebrigens wird es ſchwerlich irgend einem Katholiken, der, wie unſere Kirche es lehrt, und ununterbrochene Erfahrung es längſt ſchon bewährt hat, an die oft wunderbar wirkungsvolle Fürbitte verklärter heiliger Freunde Gottes glaubt, je noch eingefallen ſeyn, einen Kreis zu ziehen, innerhalb deſſen es allein Gott und ſeinen Heiligen gegönnt iſt, dem Erſtern die Wirkungen ſeiner erbarmenden Allmacht, den Andern, jene ihrer bei Gott alles vermögenden Fürſprache, dem Gläubigen fühlen zu laſſen. Zudem wiſſen wir aus den heiligen hiſtoriſchen Büchern des alten Bundes, daß es damals nicht ſel-

ten ein Engel des Herrn war, der zahlreiche Heere zerſtäubte, und dem kleinen, den Namen des Herrn anrufenden und im Vertrauen auf Gott ſtarken Häuflein den Sieg verlieh. Aber der Allmacht Arm wird nie verkürzt; auch iſt Gott nicht von heute oder geſtern; ſondern weil er allein iſt, indem alle Weſen nur in Ihm ihr Daſeyn haben, auch ewig unwandelbar und ſtets ſich ſelbſt gleich. — Feldherren und Offizieren, wie jene, die in der Zeit der Revolution und auch noch ziemlich lange nachher, die franzöſiſchen Heere führten, könnte freilich in ihrer äußerſt beſchränkten Richtung nach Oben, eine auf wunderbare Weiſe gewonnene Schlacht, wie die bei Logronne, ein Gegenſtand witzelnden Spottes ſeyn. Aber dies möchte auch wohl vorzüglich daher rühren, weil man ein ſehr wichtiges Kapitel der, wie man ſagt, auf das höchſte getriebenen Kriegskunſt bis jetzt noch völlig unbeachtet gelaſſen hat. Alle zur Zerſtörung mitwirkende Kräfte hat man genau erforſcht, und dieſelben im Kriege ſich dienſtbar zu machen gewußt. Man hat die Mittel des Angriffes und der Vertheidigung genau erwogen und miteinander verglichen, auch alle ſtrategiſchen Bewegungen und deren mannichfaltige Combinationen auf das ſcharfſinnigſte berechnet; nur Eines hat man bisher überſehen, nämlich eine Erwägung und aproximative Schätzung der, einem Heere inwohnenden und zum Siegen durchaus nothwendigen moraliſchen Kraft, das heißt, des in einem Heere und deſſen Anführern vorfindlichen religiöſen Stoffes. An und für ſich wird ſchon der religiöſe Feldherr alles freier, unbefangener und klarer überſchauen, mithin auch ſchneller entſcheiden; und da noch überdies, wie unſer großer, chriſtlicher Philoſoph Franz von Bader ſagt, der Menſch oft einen Gedanken gedacht zu haben glaubt, den doch ein ganzer anderer in ihm erzeugt hat, und welchem jener nur nach der von ihm angenommenen geiſtigen Richtung ſich hingibt; ſo möchte wohl bei einem religiöſen Feldherrn, auch oft deſſen religiöſer Genius eine Wirkung hervorbringen, die vielleicht ſelbſt in einem auch noch ſo klug und ſchlau berechneten Plane nicht zu finden geweſen wäre. Aus der

Kriegsgeſchichte der neuern oder neueſten Zeit laſſen ſich freilich diesfalls keine Erfahrungen abſtrahiren, oder Belege herbeibringen, weil da gewöhnlich nur Irreligiöſe gegen Irreligiöſe kämpften; aber demungeachtet würde dennoch ein ſehr geiſtiger, mit Sach- und Menſchenkenntniß ausgerüſteter Beobachter die Ueberzeugung gewonnen haben, daß, wenn auch nicht der Gewinn einer Schlacht oder eines Feldzuges, doch das Geſammtreſultat aller Feldzüge ſich ſtets zu Gunſten desjenigen Theils auswies, auf deſſen Seite — wenn auch noch ſo wenig — doch immer der größte Theil religiöſen Stoffes ſich befand. In der Geſchichte, wie in der ganzen Natur bewährt es ſich, daß die geiſtige Kraft ſtets ungleich mächtiger iſt, als die blos materielle. Nun aber iſt gerade in den höchſten geiſtigen Regionen der Irreligiöſe durchaus uneinheimiſch. Er iſt gewöhnlich ein, in einem engen Kreis materieller Begriffe gebannter ideenarmer Menſch, der, weil bei fortdauernder Irreligioſität ſein Geiſt immer mehr vertrocknet, mithin auch jener Kreis ſich immer mehr verengt, endlich blos auf ſich als den einzigen Mittelpunkt (?) zurückgedrängt wird, daher alsdann auch unaufhörlich ſich nur um ſich ſelbſt bewegt, aber in ſeiner bedauernswerthen Verblendung wähnt, daß die Welt ſammt allen ihren Erſcheinungen ſich ganz allein um ihn herumdrehe. — Wenn Geſchichtſchreiber, beſonders jene, welche zu ihrer Aufgabe die geſchichtliche Darſtellung ſolcher Kriege machten, in deren Laufe oder durch deren Folgen die politiſche wie moraliſche Geſtaltung oft eines ganzen Welttheils umgewandelt ward, ſich mit obigen und ähnlichen Betrachtungen mehr und ſinniger beſchäftiget hätten; ſo würden ſie nicht ſo viele ganz unrichtige und dabei völlig geiſt- und gemüthloſe Urtheile niedergeſchrieben und z. B. Carl den Großen einer rohen Eroberungsſucht da beſchuldiget haben, wo derſelbe, begeiſtert von der Erhabenheit des Chriſtenthums und der Heiligkeit der Kirche Gottes, das Erſtere über den ganzen Erdkreis zu verbreiten, alle Völker in die Andere einzuführen, und ſo ein wahrhaft chriſtlich politiſches Weltreich ganz in dem Geiſte und Sinne des Evangeliums zu gründen ſuchte. Eben ſo würde

man auch in den Kreuzzügen, die glänzendſte und ſchönſte Periode des Mittelalters, wo eine hohe geiſtige Idee einen ganzen Welttheil begeiſternd durchdrang und in Bewegung ſetzte, etwas Höheres, als blos einen, einem finſtern Zeitalter eigenen, frommen Wahnſinn gefunden haben. — Ein geiſtvoller Schriftſteller, der, obgleich von ſeiner warmen, ſtets beflügelten Phantaſie irregeleitet, ſich oft in einem ausgangsloſen Labirinth von Illuſionen verliert, jedoch hin und wieder auch ſehr große Wahrheiten ausſpricht, ſagt an einem Orte: ein irreligiöſer Feldherr, der im Begriffe ſtehe, ſich an die Spitze eines Heeres zu ſtellen, gleiche einem Atheiſten, der ſich anſchicke, Meſſe zu leſen: und wir möchten hinzuſetzen ein irreligiöſer Geſchichtſchreiber gleiche einem geſchickten Anſtreicher, der gerade Raphaels größtes und höchſtes Meiſterſtück zu copiren einen Verſuch machen will.

6. Nach einer nicht ſehr langen, aber deſto thatenvollern Regierung von ſieben Jahren ſtarb endlich Don Ramiro im Jahre 850. Auf dem Thron folgte ihm ſein, eines ſolchen Vaters vollkommen würdiger Sohn Ordogno I. Wie ſein edler Vater, und nachher ſein noch größerer Sohn, kämpfte auch Ordogno, vielleicht ſich ſelbſt unbewußt, ſein ganzes Leben hindurch, im Dienſte einer, bald ſichtbar bald unſichtbar über Spanien waltenden Vorſehung, für die Befreiung der ſpaniſchen Chriſtenheit. Ueberall folgte daher auch ſtets der Sieg ſeinen Fahnen. Aufgereizt durch die Umtriebe einiger Großen in Biscaya, deren Stolz ſich immer noch gegen die Erblichkeit der Krone in dem Hauſe des Pelayo ſträubte, empörten ſich gleich bei ſeiner Thronbeſteigung die Basken in der Landſchaft Alava. Aber Ordogno fiel mit ſeinen Getreuen den Aufrührern ſchnell auf den Hals, ſchlug und zerſtreute ihre Haufen, und beſtrafte nach Gebühr die Ur-

heber des Aufruhrs. Als die Navarrer nun Ordognos ſiegreiches Heer an ihren Grenzen ſahen, ordneten ſie Abgeſandte an König Carl II. in Frankreich und erkannten ihn für ihren Oberherrn. Aber nicht der Drang kleinlicher Eroberungsſucht trieb den König in das Schlachtgewühl. Die Navarrer hatten alſo nichts von ihm zu befürchten; denn eine höhere Idee, nämlich die Befreiung des, von den Ungläubigen nun ſchon ſo lange entweihten ſpaniſchen Bodens begeiſterte ihn zum Kampfe gegen die Sarazenen. Da gegen das Ende der Regierung Abd-er-Rhamans II. und noch mehr unter ſeinem Sohne und Nachfolger Mohamed große Unruhen in dem ſarazeniſchen Andaluſien *) herrſchten; benutzte Ordogno dieſen ihm günſtigen Augenblick, bemächtigte ſich mehrerer Städte, unter andern auch Leon's und Aſtorga's, ließ ſie ungemein ſtark befeſtigen, bevölkerte ſie durch eine dahin geſchickte zahlreiche Schaar Coloniſten und erweiterte ſo die Grenzen ſeines Reiches. Auch den in voller Empörung gegen ihren Kaliphen begriffenen Einwohnern von Toledo ſandte Ordogno ein Hülfscorps von zehentauſend Mann. Aber dieſes Unternehmen ward den Chriſten verderblich, iſt jedoch das einzige, das während der ganzen Regierung des Ordogno nicht von deſſen ſtetem Kriegsglück gekrönt ward. Die zehntauſend ſpaniſchen Chriſten wurden von dem ungleich zahlreichern Sarazenenheer in einen Hinterhalt gelockt und größtentheils zuſammengehauen. Die, welche jedoch dem Schwert der Muſelmänner noch entrannen, warfen ſich in die Stadt und leiſteten ſo tapfern Widerſtand, daß die Sarazenen unverrichteter Dinge vor den Mauern von Toledo wieder

*) Die Araber nannten ganz Spanien Andaluſien, d. i. das Land gegen Abend.

abziehen mußten. Der ganze Vortheil, den der Kaliph von dieſem, nach ungeheuern Kriegsrüſtungen unternommenen Feldzug hatte, beſtand blos darin, daß er zwölfhundert abgeſchlagene Chriſtenköpfe, als eben ſo viele Trophäen ſeines Sieges, in die Häfen Andaluſiens, und ſelbſt in jene von Afrika ſchickte.

7. Der Krieg mit den Sarazenen hatte nun, ſo lange Ordogno lebte, einen beinahe ununterbrochenen Fortgang. Durch Portugal drang ein ſarazeniſches Heer in Gallicien ein, ward aber von Ordogno auf das Haupt geſchlagen und mit ungeheuerm Verluſt wieder aus dem Land gejagt. Der König fiel nun ſelbſt in die ſarazeniſchen Provinzen ein, drang bis Salamanca vor, erſtürmte die ſtark befeſtigte Stadt, eroberte auch Coria nebſt noch mehrern andern feſten Schlöſſern, und erweiterte auf das neue wieder die Grenzen ſeines Reiches. In allen Schlachten mit den Heeren des Kaliphen blieb Ordogno ſtets Sieger; und die ungeheure Beute, die er bei Brandſchatzung und Plünderung ſarazeniſcher Gebiete gewann, ward für ſeine eigenen Staaten eine reichfließende Quelle immer mehr zunehmenden Wohlſtandes. Aber der glänzendſte ſeiner Siege war jener, den er über den Renegaten Muza, Beherrſcher von Saragoſſa und der ganzen weit umliegenden Gegend, erfocht.

8. Dieſer Muza war ein geborner Gothe, hatte einige Zeit an dem Hofe von Cordova gelebt und endlich, um die Gunſt des Kaliphen Abd-er-Rhaman zu gewinnen, dem Chriſtenthum entſagt und zur Lehre Mohameds ſich bekannt. Zum Lohn ſeines Abfalles erhielt er die Statthalterſchaft von Saragoſſa. So lange Abd-er-Rhaman lebte, leiſtete er ihm weſentliche Dienſte, glaubte aber nach

dem Tode deſſelben gegen deſſen Sohn und Nachfolger Mohamed nicht gleiche Verbindlichkeit zu haben. Er kündigte ihm alſo den Gehorſam auf, bemächtigte ſich durch Liſt der Städte Huesca und Toledo, ſetzte in der letztern ſeinen Sohn Lupus zum Statthalter, und warf ſich zum unabhängigen Herrn von ganz Celtiberien auf. Ein wohl geübtes Heer ſtand dem Muza zu Gebote, und nun ſuchte er ſeine Macht auch noch durch eine wohl berechnete Familienverbindung zu verſtärken. Das unruhige navarriſche Gebirgsvolk, der franzöſiſchen Oberherrſchaft bald überdrüſſig, hatte ſich ſo eben von Frankreich wieder losgeriſſen, und den Grafen Don Garcias zu ſeinen Fürſten gewählt. Dieſem gab Muza ſeine Tochter zur Ehe, und vereint fochten von jetzt an unter Muza's Fahnen Sarazenen und navarriſche Chriſten. Zwei Heere ſchickte der Kaliph nacheinander gegen den Rebellen; aber beide wurden geſchlagen und beinahe völlig vernichtet. Da Muza von dem Kaliphen nach dem Verluſt zweier Armeen auf einige Zeit nichts mehr zu befürchten hatte, unternahm er, ſeinem Schwiegerſohn zu Gefallen, ſogar einen feindlichen Einfall in die franzöſiſchen Provinzen, ging über die Pyrenäen, durchſtreifte raubend und verheerend einen Theil von Aquitanien, und kam mit unermeßlicher Beute wieder nach Saragoſſa zurück. Ein drittes Heer, das endlich Mohamed wieder gegen ihn ſandte, hatte gleiches Schickſal mit den erſtern. Es ward geſchlagen, und des Kaliphen erſter Feldherr ein Gefangener des Muza. Von ſeinem Glücke berauſcht, nahm er nun königliche Würde und den Titel eines dritten Königs von Spanien an *). Wie es ſcheint,

*) **Tantum in superbia intumuit, ut se a suis tertium Regem in Hispania appellari praeceperit.** (Chronik Alphons des Großen.) Ein Beweis, daß

ſann Muza jetzt darauf, ſein Gebiet auch auf Seite des chriſtlichen Spaniens zu erweitern. Um für ſeine künftigen Einfälle in Ordogno's Reich eine feſte Baſis und ſichere Stützungspunkte zu haben, umgab er die auf der Grenze liegende Stadt Ablayda mit ungewöhnlich ſtarken Feſtungswerken. Aber Ordogno, deſſen Wachſamkeit die Abſicht des ſo mächtig gewordenen Renegaten nicht entging, betrachtete dieß als eine Kriegserklärung, und an der Tapferkeit des chriſtlichen Königs ſcheiterte nun auf einmal Muza's ganzes, bisher ununterbrochenes Glück. Ordogna zog ſeine Truppen zuſammen und rückte vor Ablayda. Zum Entſatz eilte Muza herbei, und lagerte ſich der Stadt gegenüber auf einer, die ganze Gegend beherrſchenden Anhöhe. Ordogna ließ einen Theil ſeines kleinen Heeres vor der Feſtung, und griff mit dem andern den Feind, trotz ſeiner trefflich gewählten Stellung, ſogleich mit der größten Entſchloſſenheit an. Muza und ſeine Truppen thaten Wunder der Tapferkeit. Erſterer wußte ſich zu vervielfältigen; Feldherr und Soldat zugleich, erblickte man ihn überall, wo die Gefahr am größten, das Schlachtgewühl am blutigſten war. Aber mit Ordogno war die Hand des Herrn. Das dreimal ſtärkere feindliche Heer ward geſchlagen. Don Garcias fiel in der Schlacht, und nur mit genauer Noth und Wunden bedeckt, entrann Muza ſelbſt der Gefangenſchaft. Ordogno ſetzte nun ungeſtört die Belagerung von Ablayda fort, eroberte endlich die Stadt mit Sturm, und ließ ſämmtliche Feſtungswerke ſchleifen.

---

damals (853) Navarra noch nicht zu einem Königreiche erhoben war.

9. Bald darauf ſtarb Muza an den in der Schlacht erhaltenen Wunden. Saragoſſa und die übrigen Städte kehrten nun wieder unter die Herrſchaft des Kaliphen zurück. Nur Lupus ſuchte ſich in Toledo zu behaupten; ordnete daher Geſandten an Ordogno, erkannte ihn für ſeinen Schutzherrn, und bat um Beiſtand gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Ein ſtarkes Hülfscorps eilte unverzüglich nach Toledo. Das feindliche Heer war ſchon im Anmarſch. Lupus, ermuthigt durch die Gegenwart der Chriſten, ging dem Feinde ſogleich entgegen, ſchlug ihn in einer entſcheidenden Schlacht, und bekam ſogar den Feldherrn des Kaliphen gefangen. Aber nach mehreren Jahren erſchien jetzt wieder ganz unvermuthet eine normänniſche Räuberflotte von hundert Fahrzeugen in den cantabriſchen Gewäſſern. Ein Theil derſelben, nämlich ſechzig Schiffe, ſteuerten nach Süden, die andern landeten auf der Küſte von Gallizien: Don Pedro, Ordogno's Statthalter in dieſer Gegend, war nicht im Stande, dem zahlreichen Räuberſchwarm zu widerſtehen. Die ganze Küſtenſtrecke mußte er alſo mehrere Tage den Verheerungen der Barbaren preisgeben. Aber Ordogno hatte eine treffliche Reiterei *) ſtets im marſchfertigen Stande. Er ſandte demnach eine ſtarke Reiterabtheilung nach der Küſte, und ſobald Don Pedro dieſe Verſtärkung erhalten hatte, griff er die zerſtreuten Normänner überall an, hieb den größten Theil derſelben zuſammen, und nahm ihnen

*) Die ſpaniſche Cavallerie war damals in ganz Europa ſo berühmt, daß bald nachher Pabſt Johann **VIII.** in einem Schreiben an Alphons den Großen, dieſen Monarchen um ſpaniſche Pferde und ſpaniſche Cavalerie-Officiere bat, welche die Italiener zu Cavalleriſten bilden und zum Gefecht mit den Sarazenen geſchickt machen ſollten.

alle ſchon gemachte Beute wieder ab. Viele der nahe am Geſtade ankernden Schiffe fielen ebenfalls den Chriſten in die Hände und wurden von ihnen verbrannt. Die übrigen normänniſchen Schiffe ſuchten, indem ſie alle Segel aufzogen, in ſchleuniger Flucht ihr Heil, vereinigten ſich jedoch nach einigen Tagen mit dem nach Süden ſegelnden Theile ihrer Flotte. Die darauf befindliche Mannſchaft ſtieg bei Algeſiras in Andaluſien an das Land, verheerte mit Feuer und Schwerdt die ganze Küſte bis nach Aladra, und wüthete noch ungleich ärger gegen die Moſcheen, als gegen die Kirchen in den chriſtlichen Ländern. Von keiner Moſchee blieb auch nur ein Stein auf dem andern.

10. Mohamed, der nicht glaubte, daß Ordogno ſobald und ſo guten Kaufes mit den Normännern fertig werden würde, hatte dieſen Augenblick zu benutzen geſucht, und abermals ein furchtbares Heer gegen Toledo geſandt. Lupus vermochte nicht, eine ſo unverhältnißmäßige Uebermacht zu bekämpfen. Er verließ alſo die Stadt, die nun den Truppen des Kaliphen freiwillig ihre Thore öffnete. Aber es dauerte nicht lange, ſo wurden die Toledaner durch Mohameds drückende Herrſchaft zu neuer Empörung gereizt. Sie riefen den Lupus zurück, und entzogen ſich auf das neue der Herrſchaft des Kaliphen. Mohamed, mehr als je den rebelliſchen Toledanern zürnend, zog zwei der zahlreichſten Heere, die er jemals unter ſeinen Fahnen verſammelt hatte, zuſammen. Mit dem einen rückte er vor Toledo, und um den Ordogno zu verhindern, den Rebellen Hülfe zu ſenden, fiel er mit dem andern durch Portugal in Gallizien ein. Aber in der vollen Bedeutung des Wortes flog jetzt Ordogno von Sieg zu Sieg. Durch eine ſchreckliche, den Sarazenen

beigebrachte Niederlage zwang er dieſelben zuerſt, Gallizien, mit Zurücklaſſung alles ihres Gepäckes unverzüglich zu räumen; zog hierauf in Eilmärſchen nach Toledo, ſchlug das Sarazenenheer vor den Mauern der Stadt zurück, verſtärkte ſeine Armee mit den Schaaren des Lupus, drang hierauf plündernd und verheerend in das Herz der ſarazeniſchen Staaten, und ſchlug zwei Heere des Kaliphen ſo total, daß dieſer nun jeden Gedanken an die Bezwingung Toledo's aufzugeben gezwungen war. Nach dieſem glorreichen Feldzuge ernannte Ordogno mit Bewilligung der Stände ſeinen Sohn Alphons den Großen zu ſeinem Nachfolger, und erklärte ihn bald darauf zum Mitregenten und Genoſſen in der Herrſchaft. Auch Lupus herrſchte nun unter Ordogno's mächtigem Schutze ruhig und unangefochten in Toledo und der dazu gehörigen Landſchaft.

11. Mohamed konnte jedoch den Verluſt des Toledaniſchen ſobald noch nicht verſchmerzen. Ueberzeugt, daß blos Ordogno's tapferer Arm ihm bisher Toledo unbezwingbar gemacht habe, ſann er alſo auf Mittel, jenen wenigſtens auf ſo lange zu lähmen, bis er Toledo ſich wieder unterworfen haben würde. Daß ein abermaliger Feldzug erfolgreicher als die früheren ſeyn würde, dazu benahmen ihm Ordogno's bisherige Siege auch den matteſten Schein von Hoffnung. Nur durch Liſt und Treuloſigkeit konnte er allenfalls noch ſich ſchmeicheln, ſeinen Zweck zu erreichen. Um den König in falſche Sicherheit einzuwiegen, ordnete er alſo Geſandten nach Oviedo, welche dem König den Antrag, wo nicht eines immerwährenden Friedens, doch wenigſtens eines, auf mehrere Jahre abzuſchließenden Waffenſtillſtandes machen ſollten. Ordogno ahnete keinen Verrath, nahm den Antrag an, und ſandte jetzt

ſeiner Seits ebenfalls einen Abgeordneten an den Kaliphen nach Cordova. Die Unterhandlungen nahmen einen raſchen Gang, und verſprachen ein baldiges, beiden Theilen erwünſchtes Reſultat. Aber gerade, als Ordogno mit jedem Tage die Nachricht von dem förmlichen Abſchluſſe des Vertrages erwartete, erſchien auf einmal ganz unvermuthet eine ſarazeniſche Flotte von mehr als hundert und fünfzig Segeln auf der Höhe von Corogna. Hätte das darauf eingeſchiffte Heer gelandet, ſo würde unſtreitig Ordogno, weil getäuſcht und unvorbereitet überfallen, einen ſchweren Kampf zu beſtehen gehabt haben. Aber ſichtbar zeigte ſich jetzt wieder die über dem chriſtlichen Spanien waltende Hand der Vorſehung. Als die feindliche Flotte ſich der Küſte näherte, erhob ſich plötzlich ein ſo furchtbarer Sturm, als ſelbſt die älteſten und erfahrenſten Seeleute dergleichen noch nie erlebt hatten. In wenigen Augenblicken war die ganze Flotte zerſtreut. Fruchtlos kämpften die ſeegeübten Andaluſier gegen den furchtbaren Orkan. Die entmaſteten, von Wind und Wellen umhergeworfenen Schiffe wurden größtentheils von der tobenden Fluth verſchlungen, oder an Felſen geſchleudert und zertrümmert. Mehrere Befehlshaber der Schiffe ließen vorſätzlich ihre Fahrzeuge ſtranden, und ergaben ſich an die Leute des Ordogno. Kurz, die ganze Flotte ward vernichtet, und nur äußerſt wenig Schiffe langten, höchſt übel zugerichtet, wieder in den Häfen Andaluſiens an. Bei der Nachricht von dieſer beiſpielloſen Niederlage entſank dem Kaliphen ſein bisheriger Muth. Ernſtlich dachte er jetzt ſelbſt an die Abſchließung eines Waffenſtillſtandes, der nun auch, da die abgebrochenen Unterhandlungen ſogleich wieder angeknüpft wurden, in kurzer Zeit glücklich zu Stande kam.

12. Mit Lorbern jeder Art gekrönt, aber durch ſeine vielen Feldzüge und raſtloſe Thätigkeit auch an Körperkraft erſchöpft, ſtarb endlich Ordogno nach einer ſechzehnjährigen glorreichen Regierung, im Jahre 866 (17. Mai). Die Leiche ward in der königlichen Gruft zu Oviedo beigeſetzt. Das ganze chriſtliche Spanien trauerte am Grabe des Helden, und noch zu Ferreras Zeiten las man in der Domkirche zu Oviedo eine, das Andenken dieſes trefflichen Monarchen ehrende Grabſchrift. — Der vorherrſchende Zug in dem Charakter dieſes Königs, oder vielmehr das Element ſeiner Kraft, war eine ungeheuchelte, ſich ſtets gleich bleibende Frömmigkeit. So wie der äußere Menſch aus dem innern hervorgeht, eben ſo gehen aus der ununterbrochenen Richtung zu Gott ſtets Muth und Kraft hervor, wahrhaft Großes und Edles auszuführen. Eine wahre Schule der Helden iſt und bleibt alſo blos das Chriſtenthum *). — Ordogno gründete zwei Biſthümer, nämlich in Leon und Aſtorga. Er ehrte und liebte die Kirche wie ſeine Mutter, erwieß ebenfalls ihren Dienern ſtets geziemende Ehre, foderte aber auch von ihnen ſtrengen und tadelloſen heiligen Wandel. Vier Knechte der Kirche von Compoſtella klagten den Biſchof derſelben bei dem König ſchrecklicher unnatürlicher Laſter

*) Der wahre Held trägt keine Art von Sklavenfeſſeln. Aber alle jene Helden, mit denen das Heidenthum prangt, und die unſere neueren Plutarche unaufhörlich noch mehr zu verherrlichen ſuchen, waren Knechte ihrer Leidenſchaften, ihres Stolzes, ihres Ehrgeizes, ihrer Herrſchſucht, eine halbe Welt wußten ſie oft zu bezwingen, nie aber ſich ſelbſt zu beherrſchen, Dieß vermag nur die Kraft, die der chriſtliche Held aus dem Evangelium ſchöpft.

an. Die boshaften Verläumder wußten ihrer Anklage einen ſolchen Schein von Wahrheit zu geben, daß der König ihren Worten glaubte, und ſein Herz nun um ſo mehr gegen den, wie er wähnte, ſchändlichen Heuchler ſich empörte, da derſelbe längſt ſchon in dem allgemeinen Ruf der Heiligkeit ſtand. In der erſten Aufwallung ſeines Unwillens fiel er auf den, wahrhaft vermeſſenen Gedanken, durch ein unmittelbares Gericht Gottes entweder den Frevler ſeines Verbrechens zu überführen und zugleich zu beſtrafen, oder deſſen Unſchuld vollkommen zu erhärten. Er gab alſo den Befehl, daß man gegen den Biſchof, wenn er ihn jetzt rufen laſſen und derſelbe in den Schloßhof treten würde, ſogleich einen ungemein wilden, wüthenden Stier loslaſſen ſollte. Der Befehl des Königs ward vollzogen. Aber wie erſtaunte jetzt Ordogno, und welcher heilige Schrekken überfiel ihn und alle, die bei ihm waren, als ſie ſahen, daß die wilde, auf den Biſchof rennende Beſtie plötzlich ſtill ſtand, ſich dann ganz langſam und demüthig ihm näherte, zu ſeinen Füßen ſich ſchmiegte und, ihn liebkoſend, ſeine Hörner in die Hände deſſelben legte. Der König erkannte jetzt die Unſchuld des Heiligen, geſtand ſelbſt ihm ſeine ſträfliche Uebereilung, bat ihn um Verzeihung, beſtrafte, wie ſie es verdienten, die gottloſen Ankläger, und entließ auf höchſt ehrenvolle Weiſe den Biſchof wieder nach ſeiner Kirche. Aber Ataulf, ſo hieß der heilige Mann, eingedenk, was er ſich und ſeiner hohen Würde ſchuldig ſey, reſignirte nach dieſem Ereigniß ſogleich ſein Biſthum, und ging in ein einſames, in den aſturiſchen Gebirgen liegendes Kloſter, wo er noch einige Jahre lebte, und endlich ſein heiliges Leben mit einem nicht minder heiligen, Gott gefälligen Tod beſchloß.

13. Durch einen Zeitraum von drei hundert und zwanzig Jahren, nämlich von dem tapfern Pelayo an bis zur Erlöſchung des Recarediſchen Mannsſtammes (1077) *), ſchmückte eine beinahe ununterbrochene Heldenreihe den Thron Galliziens und Leons. Aber weit überſtralt ſie Alle Ordogno's des Erſten edler Sohn Alphons III. Er war ein Fürſt, wie nur ſelten ein Thron ihn ſieht; gleich groß durch Geiſt und Gemüth. Der Erbe aller Heldeneigenſchaften ſeines Vaters, beſaß er dieſelben nur in einem noch höhern Grade. Mit der Weisheit eines Regenten verband er die Kühnheit und den kriegeriſchen Ueberblick eines Helden. Staatsmann, Feldherr, Geſetzgeber, der Vater ſeines Volkes, und eben ſo ſehr, wie für das Beſte ſeines Staates, auch für das Wohl der Kirche beſorgt, war er der größte und treueſte ihrer damals gekrönten Söhne, und indem ihr alles belebender Strahl ihm bei jedem ſeiner Schritte leuchtete, ward er ein Monarch nach dem Herzen Gottes und dem Sinne eines großherzigen chriſtlichen Volkes. — Als ſein Vater ſtarb, zählte Alphons erſt achtzehn Jahre; aber alle Kraft und Begeiſterung des Jünglings mit der Beſonnenheit und Reife des männlichen Alters vereinigend, betrat er mit freudiger Zuverſicht und feſtem Tritt die vor ihm offen liegende, eben ſo gefahrvolle als glänzende Regenten- und Heldenbahn. Seine ganze lange und thatenvolle Regierung hindurch lag Alphons in unaufhörlichem, nur bisweilen durch Waffenſtillſtände unterbrochenen Kampfe mit den Feinden Spaniens und des chriſtlichen Namens. Aber in jedem Feldzuge blüheten

*) Man wird ſich erinnern, daß Pelayo ein Sproſſe des recarediſchen königlichen Hauſes war.

ihm jedesmal neue Lorbern, und aus vier und zwanzig blutigen Schlachten ging er ſtets ruhmvoll und als Sieger hervor. Mehr als irgend einer ſeiner Vorfahren verdient Alphons den Namen eines chriſtlichen Eroberers; denn indem er die Grenzen ſeines Reiches immer weiter ausdehnte, erweiterte er auch zugleich jene der ſpaniſchen Chriſtenheit. Den Sarazenen entriß er in Portugal die beiden Provinzen Tralos Montes und Entre Minho et Duero; verjagte ſie gänzlich aus der Pierra de Campos, wie auch aus der Gegend von Simencas, Toro und Zamora, und machte endlich den Duero zur bleibenden Grenze ſeines Reiches. Auf einem ſeiner eben ſo ruhmvollen als beutereichen Streifzügen eroberte er Coimbra und Leiria in den Provinzen Beyra und Eſtremadura, ging dann ſogar über den Tajo, ſchlug alle feindlichen Heerhaufen in die Flucht, und drang bis Merida vor, wo dann erſt die ſtark ſtrömenden Gewäſſer des Guadiana dem Laufe ſeiner Siege eine Grenze ſetzten.

14. Jeden, durch ſeine und ſeines Heeres Tapferkeit von den Sarazenen ſtets unter den vortheilhafteſten Bedingungen erzwungenen Waffenſtillſtand benutzte er jedesmal ſehr weiſe zur Vermehrung der innern Stärke des Reiches und des Wohlſtandes der Provinzen. Alle, ſowohl in ſeinen Staaten gelegene, als auch die neuerdings den Sarazenen abgenommenen Städte ließ er auf das neue wieder aufbauen, bevölkerte ſie durch zahlreich dahin geſandte Coloniſten, denen er Häuſer erbauete, Aecker und andere Grundſtücke ertheilte; und um die Grenzen ſeines Reiches gegen die Einfälle der Sarazenen wie Normänner zu ſchützen, ließ er ſowohl an den Küſten von Gallizien, als auch längs dem

Duero mehrere Städte, als Toro, Samora, Simencas ꝛc. mit doppelten, hohen Mauern, tiefen Gräben, Palliſaden und feſten Thürmen umgeben. Nicht nur ward dadurch das Eindringen der Feinde ungemein erſchwert, ſondern auch ſeine künftigen Einfälle in das Mohamedaniſche wurden durch dieſe beinahe unbezwingbaren Waffenplätze nicht wenig erleichtert, beſonders da er in ſeinen Feldzügen ſchon die meiſten, jenſeits des Duero gelegenen feſten Städte, als Viſee, Lamego, Coimbra ꝛc. zerſtört, und deren Werke hatte ſchleifen laſſen. — Durch weiſe, den Handel ſeiner Seeprovinzen belebende Verordnungen ſchwang ſich Gallizien während ſeiner milden und kraftvollen Regierung zu einem ungewöhnlichen Grade von Flor und Wohlhabenheit empor. Dieſe Provinz ward gleichſam die ſchönſte Perle in ſeiner Krone. Aber auch die ärmere Klaſſe ſeiner Unterthanen war ſtets ein Hauptgegenſtand ſeiner väterlichen Fürſorge. Gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung ließ er alle von ſeinem Vater hinterlaſſenen Schätze unter die Armen, beſonders unter die, durch den Krieg zu Grunde gerichteten Landleute vertheilen; und wenn er von ſeinen glorreichen Feldzügen zurückkam, ward von der errungenen, größtentheils ungeheuern Beute jedesmal ein ſehr bedeutender Theil zum Beſten der leidenden Menſchheit verwandt Eben ſo ſprechende Zeugen von Alphonſus des Großen ächt chriſtlicher Frömmigkeit ſind auch nicht blos die vielen, von ihm geſtifteten Klöſter, erbauten Kirchen und die herrlichen Tempelgaben *), mit denen er ſie ſchmück-

*) So z. B. ſchenkte er unter andern auch der S. Salvatorskirche in Oviedo ein ungemein großes, goldenes, über und über mit den edelſten und koſtbarſten

te; ſondern vorzüglich auch ſeine fortgeſetzten Bemühungen, die überall ziemlich verfallene Kirchenzucht wieder herzuſtellen, und dann auf die biſchöflichen Stühle nur würdige Männer zu erheben. Wirklich hatten ſich auch manche Mißbräuche in den Kirchen eingeſchlichen. Man folgte nicht überall einer und derſelben Richtſchnur; und durch die, nicht ſelten unter den Biſchöfen ſich erhebenden, und nicht leicht wieder beizulegenden Streitigkeiten wurden oft der Friede und die Einigkeit in den Kirchen auf lange Zeit geſtört. Die Grundurſache dieſes Uebels war offenbar, weil die Biſchöfe in dem Reiche des Alphonſus keinen Metropolitanbiſchof hatten. Alle Metropolitanſitze in Spanien waren entweder zerſtört, oder ſchmachteten unter dem Druck der Sarazenen. Dieſem drückenden Mangel und deſſen immer fühlbarer werdenden Folgen machte Alphons der Große ein Ende. Er ordnete eine Geſandtſchaft nach Rom, ſetzte den römiſchen Stuhl von dem Zuſtande der Kirchen in dem chriſtlichen Spanien in Kenntniß, und bat um die päbſtliche Genehmigung zu Errichtung eines Metropolitanſitzes in ſeinem Reiche. Dazu gab nun Pabſt Johann VIII. gerne ſeine Zuſtimmung, ſchickte auch mit den rückkehrenden königlichen Geſandten ebenfalls einen Legaten nach Spanien. Derſelbe war Ueberbringer dreier päbſtlichen Breven; zwei davon waren an den König, das dritte an die Biſchöfe. Der Pabſt ertheilt ihnen darin die Erlaubniß, zu einem Con-

Steinen beſetztes Kreuz. — In der auf demſelben angebrachten Inſchrift heißt es unter anderen:
Salvatori Ovetensis sedis: Hoc signo tuetur pius, hoc signo vincitur inimicus. Quisquis auferre haec donnaria nostra praesumserit, fulmine divino intereat ipse.

cilium zuſammen zu treten, und einen Metropolitanbiſchof aus ihrer Mitte zu wählen. Das Concilium kam wirklich im folgenden Jahre (900) zuſammen. Die erſte Sitzung hatte am erſten Sontag nach Oſtern ſtatt. Der König ſelbſt eröffnete dieſelbe mit einer Rede, in welcher er die anweſenden Väter mit dem Zwecke ihrer Verſammlung, den Befehlen des Pabſtes, und ſeinen eigenen königlichen Wünſchen bekannt machte. Nicht blos einen Metropolitan ſollten ſie wählen, ſondern vorzüglich auch die, beinahe ganz in Vergeſſenheit gerathene Kirchenzucht wieder herſtellen; Einheit und Gleichförmigkeit des Ritus in allen Kirchen wieder einführen, durch weiſe Verordnungen den, unter dem Volke herrſchenden Laſtern kräftig entgegen kommen, und überhaupt eben ſo ſehr über der Reinheit der Sitten unter den Laien, als einem tadelloſen, heiligen Wandel unter der Geiſtlichkeit wachen. — Das Concilium ſchritt zuerſt zur Wahl eines Metropoliten, und einſtimmig ward die Kirche zu Ovie do zur Metropolitankirche erhoben. Die Beſchlüſſe des Conciliums von Toledo dienten den verſammelten Biſchöfen zur Grundlage ihrer Verhandlungen. Viele ſehr zweckmäßige Verordnungen, wie nämlich die Bedürfniſſe der Zeit ſie erfoderten, wurden nunmehr gemacht, und damit allen fernern Mißbräuchen der Eingang auf immer geſchloſſen, und allen Abweichungen von den Satzungen der Kirche bei Zeiten vorgebeugt würde, ward durch einen beſondern Canon feſtgeſetzt, daß ſämmtliche Biſchöfe in den Staaten des Königs Alphonſus ſich jedes Jahr zweimal in einem Concilium verſammeln ſollten *).

*) Wie unbedeutend an ſich auch manche dergleichen Mißbräuche ſcheinen mögen, beſonders gewiſſe Frei-

Der König genehmigte, in ſo weit es nämlich ſei⸗nes Amtes war, die auf dem Concilium gefaßten Beſchlüſſe, und mit einer, in jedem ſeiner Geſichts⸗züge glänzenden Zufriedenheit dankte er den Biſchö⸗fen für ihre wohlthätigen Bemühungen, und ihren dabei gezeigten Eifer. Ueberhaupt verdient es be⸗merkt zu werden, daß Alphons der Große nur mit einer Art heiliger Scheu in kirchliche Angelegenhei⸗ten ſich miſchte; ohne Zuſtimmung der Biſchöfe und des heiligen Stuhles in Rom nicht das mindeſte unternahm, und nie ſich beigehen ließ, da befehlen zu wollen, wo höchſtens blos fromme und wohl⸗meinende Wünſche zu äußern es ihm gegönnt ſeyn konnte. Alphonſens Ehrfurcht und Gehorſam gegen den römiſchen Stuhl gingen gar ſo weit, daß, als er die vorher blos aus Backſteinen erbaute Kirche des heiligen Apoſtels Jakobus zu Compoſtella aus prächtigen Quader⸗ und Marmorſteinen wieder ganz neu hatte aufbauen laſſen, er nach vollendetem Bau der neuen Kirche, zu deren Einweihung durch die

---

heiten, die hie und da die Geiſtlichen ſich bisweilen erlau⸗ben, wie z. B. die gänzliche Vernachläſſigung der Tonſur oder auch der von der Kirche vorgeſchriebenen Cleri⸗calkleidung ꝛc., ſo haben ſie doch immer einen nicht wenig verderblichen Einfluß vielleicht nicht ſowohl auf den Geiſt des Clerus ſelbſt, als vielmehr auf das Volk, das den Geiſtlichen ſtets ſehr ſcharf beobachtet, von dem Geringen gerne auf das Größere ſchließet, und in dergleichen Dingen für ſich ſelbſt einen Frei⸗brief eigner Lauheit und Vernachläſſigung gefunden zu haben glaubt; wovon alsdann bald, trotz allen öffentlichen Andachtsübungen, ſoviel ihrer auch ſeyn mögen, und beſonders, wenn nicht ächter Prieſtergeiſt in dieſelben hineinleuchtet, doch nur ein halb erſtor⸗bener Glaube und ein halb verſteinertes Chriſten⸗thum die Folgen ſeyn werden.

beiden, von ihm nach Rom geſandten Prieſter Severus und Sinderedus, erſt um die päbſtliche Erlaubniß nachſuchen ließ. Sehr gerne und willig ertheilte abermals der Pabſt Johann VIII. auch dieſe Erlaubniß dem treueſten und geliebteſten ſeiner gekrönten Söhne, und nun erſt ward die Kirche von dem Biſchofe von Oviedo unter der Aſſiſtenz ſämmtlicher Biſchöfe des Reiches, in Gegenwart des Königs, der ganzen königlichen Familie und aller Großen aus den Reichen Gallizien, Aſturien, Leon ꝛc. mit feierlichem Ernſte und der größten Pracht zum Dienſte des lebendigen Gottes eingeweiht. — Es iſt eine, von der Geſchichte aller Jahrhunderte hindurch bewährte Thatſache, daß gerade die größten, weiſeſten, von Gott mit Sieg und Macht gekrönten Monarchen die, zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Gewalt liegende Grenzſcheide am deutlichſten erkannten, dieſelbe zu keiner Zeit überſchritten, und nie anders als nur mit dem Geheiße der Kirche, und auch dann noch gleichſam nur zitternd und zagend ihre Hand an das Haus Gottes legten: während allen jenen, welche hierin das Gegentheil befolgten, wie grenzenlos auch ihre irdiſche Macht ſeyn mochte, dennoch am Ende das Schickſal des, das Allerheiligſte des Tempels profanirenden Königs Ozias zu Theil ward. Welch eine Reihe warnender Beiſpiele könnten wir nicht blos aus der Geſchichte der letztern Decennien des verfloſſenen und den erſtern des gegenwärtigen Jahrhunderts hier anführen!

15. Aber wie ſehr auch mit dieſem großen König und allen ſeinen Unternehmungen oft ſichtbar die Hand des Herrn war; ſo ließ dieſer es dennoch nicht ſelten zu, daß auch eine Menge der trübſten und traurigſten Bilder ſich in die Erfah-

rungen ſeines Lebens miſchen ſollte. Alphons hatte nicht blos unaufhörlich mit den Sarazenen, ſondern auch, und zwar bis an das Ende ſeiner Regierung mit innern Feinden zu kämpfen. Schon gleich bei ſeiner Thronbeſteigung ſchwang Graf Froila, Statthalter von Gallicien, die Fahne des Aufruhrs. Der Plan der Empörung, wie es ſcheint, war längſt ſchon entworfen, alle Mittel daher zu deſſen ſchneller Ausführung auch ſchon in Bereitſchaft, und die Begräbnißfeierlichkeiten des verſtorbenen Königs waren kaum vorüber, als Froila mit einem zahlreichen Heerhaufen in Eilmärſchen gegen Oviedo heranrückte. Alphons, überraſcht und unvorbereitet, war gezwungen, ſeine Reſidenz zu verlaſſen, und mit einigen ſeiner Getreuen nach Caſtilien zu entfliehen. Bald darauf zog Froila in Oviedo ein, und ließ ſich gleich am andern Tage als König ausrufen. Aber oft ſchon erſetzte die Treue der Unterthanen den Abgang eines Heeres. Auch jetzt erhoben ſich die Einwohner von Oviedo gegen den Thronräuber. Froila ward in einem Aufruhr ermordet, und in dem Blute des Uſurpators, der unter vielen Dolchſtichen als ein Opfer ſeines frevelhaften Ehrgeitzes fiel, die ganze Empörung ſchnell wieder erſtickt. Nach Froilas Tode zerſtreuten ſich deſſen zahlreiche Anhänger von ſelbſt, und Alphons kam unter dem Jubel und den Segenswünſchen ſeiner Unterthanen wieder nach Oviedo zurück. — Zwei Jahre darauf empörte ſich Graf Eilon, Statthalter von Alava. Durch allerlei Vorſpiegelungen des ſchwungſüchtigen und treuloſen Vaſallen bethört, ſtand die ganze Bevölkerung der Provinz unter den Waffen. Aber Alphons hatte jetzt ein Heer beiſammen und zog mit demſelben ſogleich gegen die Rebellen. Als dieſe hörten, daß der König, was ſie gar nicht vermuthet hatten, in ſtarken Märſchen

ſich ihnen nähere, entfiel ihnen der Muth, ſie legten die Waffen nieder, fleheten um Gnade, und lieferten, um dieſe deſto ſicherer zu erhalten, den Grafen gebunden dem Könige aus. Alphons ließ den Eilon einſperren, und ordnete den Don Vela zum Gouverneur der Provinz. Aber kaum war der König mit ſeinem Heere wieder nach Oviedo zurückgekehrt, als ein Anverwandter des Eilon, ein gewiſſer Graf Zenon, der ſo viel Grundeigenthum in Biscaya beſaß, daß beinahe die ganze Provinz ihm gehörte, auf das neue zu den Waffen griff. Viele der Aufrührer von Alava, die, wie es ſcheint, die Gnade des Königes nur noch frecher gemacht hatte, ſchlugen ſich zu Zenon, der jetzt raubend und verheerend in die königlichen Domainen einfiel. Alphons marſchirte abermals mit ſeinem Heere nach Biscaya, ſchlug und zerſtreute die zuſammen gerafften Rebellenhaufen, bekam endlich auch den Zenon in ſeine Gewalt, und ließ ihn gerade in das nämliche Gefängniß bringen, in welches auch den Eilon ſeine Empörung gebracht hatte. Beide Verbrecher büßten ihren Frevel mit lebenslänglicher Gefangenſchaft und dem Verluſte aller ihrer Güter. Auch Verſchwörungen jeder Art betrübten nicht ſelten das Herz des Königes während ſeiner Regierung. Ano, aus der Umgebung des Monarchen und einer der erſten Beamten des Staates verſchwor ſich ſogar gegen das Leben ſeines Herrn. Zum Glück ward das Complott, bevor es reif war, entdeckt und beſtraft (885). Noch gefährlicher war eine abermalige Empörung in Gallicien. Hermengild, ein ſehr angeſehener, reicher Grundeigenthümer und deſſen Gemalin Iberia hatten durch die ſchändlichſten Umtriebe ſich einen ungemein ſtarken Anhang in der Provinz zu machen gewußt. Ein großer Theil der Provinz, beſonders die ganze Küſte

von dem Vorgebirge Finiſterra bis nach Corogna griff zu den Waffen. Alphons mußte ſein ganzes Heer zuſammenziehen. Er zog jedoch diesmal nicht ſelbſt zu Felde, ſondern ſandte gegen die Aufrührer blos einige ſeiner Unterfeldherren, und dieſen gelang es erſt nach mehren blutigen Gefechten den Aufſtand zu unterdrücken, und die Provinz wieder völlig zu beruhigen. Aber ſtrenger als bisher verfuhr der König jetzt gegen die Häupter der Empörung. Dieſe wurden ſämmtlich hingerichtet, die übrigen, nach dem Grade ihrer Theilnahme, theils mit langjähriger, theils lebenslänglicher Gefangenſchaft und Güterconfiscation beſtraft (886). — Die bisher ſtets mißlungenen Unternehmungen aufrühreriſcher Unterthanen dienten jedoch dem unruhigen, ſchwungſüchtigen Adel noch immer nicht zum belehrenden und warnenden Beiſpiel. In dem Jahre 894 empörte ſich in Gallicien ſchon wieder Graf Witiza gegen den König. Aber auch dieſe Empörung endete, wie alle bisherigen; und die eingezogenen Güter der Rebellen vermehrten und bereicherten nur noch mehr die königlichen Domainen, die auch im folgenden Jahre durch den, zwar ſchnell, jedoch nicht ohne Blutvergießen unterdrückten Aufſtand des Grafen Sarracin und ſeiner Gemahlin, der Gräfin Sandine, einen nicht minder bedeutenden Zuwachs erhielten. Aber aus der Aſche dieſer beiden unterdrückten Empörungen erhob ſich nicht lange darauf eine noch viel gefährlichere und in ihren Folgen ungleich weiter ausſehende Verſchwörung. An ihrer Spitze ſtanden Graf Froila und deſſen Brüder Nunez, Veremund nnd Odoario, und ihr hölliſches Vorhaben war nicht blos den König zu entthronen, ſondern ihn ſogar auch zu ermorden. Das teufliſche Complott ward jedoch noch bei Zeiten entdeckt. Um der ſie erwartenden Strafe zu

entgehen, ſuchten Froila und ſeine Brüder nach Caſtilien zu entfliehen, wurden aber eingeholt, ihnen ſämmtlich beide Augen ausgeſtochen, und ſie hierauf zu lebenslänglicher Haft in eines der königlichen feſtern Schlöſſer abgeführt. Obgleich jetzt blind, gelang es doch dem Veremund, aus ſeinem Gefängniß zu entweichen. Er ging nach Aſtorga, wo er einen ſo zahlreichen Anhang fand, daß nicht nur dieſe Stadt, ſondern auch das benachbarte Caſtanoſa ſich für ihn erklärten, und die Fahne der Rebellion auf ihren Mauern aufpflanzten. Ueberzeugt, daß er ohne fremde Hülfe ſich nicht gegen ſeinen König behaupten könnte, ſchickte Veremund zu dem Kaliphen nach Cordova, bat dieſen um Unterſtützung, und erhielt von demſelben auch ſogleich ein ſehr anſehnliches Truppencorps. In eigener Perſon belagerte jetzt Alphons die Stadt Aſtorga. Veremund leiſtete jedoch tapfern Widerſtand, und die Belagerung zog ſich in die Länge. Als der Kaliph erfuhr, daß die Stadt ſchon auf das äußerſte gebracht, ſich bald würde ergeben müſſen, ſandte er zu deren Entſatz ein ſtarkes, von einem ſeiner beſten Feldherren geführtes Heer. Der Sarazen fand Mittel, den Veremund von ſeiner Annäherung zu unterrichten, und dieſer ſchlich ſich nun trotz der Wachſamkeit der Truppen des Königes aus der Stadt, und kam glücklich bei dem Heere ſeiner Bundesgenoſſen an. Alphons rückte wie gewöhnlich dem Feinde kühn entgegen, griff ihn, ſobald er ihn zu Geſicht bekam, mit dem größten Ungeſtüm an, und ſchlug ihn in die Flucht. Nach dieſem Siege unterwarfen ſich wieder Aſtorga und Caſtanova, und öffneten dem Könige ihre Thore. Aber der blinde Veremund war abermals den Händen des Siegers entronnen, und nach Cordova entflohen,

wo er von den Wohlthaten des Kaliphen lebte, und endlich auch ſein ſchmachvolles Leben beſchloß.

16. Die Kraft, mit welcher Alphonſus bis jetzt alle Unternehmungen der innern Feinde ſeines Reiches niedergedrückt hatte, vermochte doch nicht in ſeinem Adel den Geiſt der Empörung zu erſticken. Es war einmal das Los dieſes trefflichen und großen Monarchen, ſein ganzes Leben hindurch von Verräthern und geheimen Feinden umlagert zu ſeyn. Gegen das Ende ſeiner Regierung ward abermals eine neue, gegen das Leben des Königes gerichtete Verſchwörung entdeckt, die mit ſo ſchauerlichen Nebenumſtänden verknüpft war, daß Alphons trotz ſeiner Milde ſich gezwungen ſah, das Haupt der Verſchwörung, einen gewiſſen Adalpino, einen Mann aus einem der älteſten und edelſten Geſchlechter Spaniens öffentlich hinrichten zu laſſen. Aber die ſchmerzhafteſte Wunde ſchlug dem Vaterherzen des Alphonſus die Empörung ſeines eigenen Sohnes Don Garcias. Derſelbe war der Abgott ſeiner Mutter, der Königin Ximene, wegen ſeines einnehmenden Aeußern der Liebling des Volkes, und auch ein großer Theil des Adels ſchien ihm mit Liebe zugethan. Aber die Zärtlichkeit der Mutter war nichts als gemeine Weiberſchwäche; die ſcheinbare Ergebenheit des Adels blos geheimer Groll gegen den Vater, an deſſen kraftvoller Regierung bisher alle Plane des ſelbſtſüchtigen Ehrgeitzes aufrühreriſcher Großen geſcheitert waren; und was das Volk betraf, ſo umfaßte ehemals jedes treue Volk ſein ganzes Regentenhaus mit gleicher Liebe, und wenn jetzt die Nation den Prinzen mit Liebe verehrte, ſo liebte und ehrte ſie in ihm vorzüglich das Bild ſeines weiſen, frommen und großen Vaters. Der noch unerfahrene Garcias hielt jedoch alle Beweiſe wirk-

licher oder ſcheinbarer Ergebenheit blos für Folgen ſeiner hohen Verdienſte und ſeines großen Werthes; und in dieſer eiteln Selbſtüberſchätzung nahm er es ſeinem Vater höchſt übel, daß er nicht, gleich den frühern Königen, ihn längſt ſchon zum Thronfolger und Mitregenten erklärt hatte. Garcias, von dem König beauftragt, Zamora zu befeſtigen, befand ſich in dieſer Stadt, als er den fluchwürdigen Plan entwarf, ſeinen Vater zu entthronen. Indeſſen konnte der Prinz ſeine Zurüſtungen nicht ſo geheim halten, daß ſie der Wachſamkeit des Königes entgangen wären, und ehe der ungehorſame Sohn es ſich verſah, ſtand Alphons mit dem Kern ſeiner Truppen vor den Thoren von Zamora. Garcias mußte ſich an ſeinen Vater ergeben. Durch das offene Geſtändniß ſeines Verbrechens hoffte er Verzeihung zu finden; dieſe fand er auch wirklich; jedoch nicht die gehoffte Strafloſigkeit. Als ein Gefangener ward er auf unbeſtimmte Zeit nach dem feſten, in Aſturien liegenden Schloß Gauzon gebracht. Die Gefangennehmung und Beſtrafung des Prinzen ſetzten die ganze königliche Familie nnd alle Anhänger des Don Garcias in Bewegung; beſonders thätig zeigte ſich der Schwiegervater des Prinzen, Muno Fernandez, Graf von Caſtilien. Unaufhörlich ward jetzt Alphonſus mit Bitten um die Freilaſſung ſeines Sohnes beſtürmt; aber je heftiger man in ihn drang, deſto unerſchütterlicher war die Standhaftigkeit, die er jeder Zudringlichkeit entgegenſetzte. Garcias ſollte für ſeinen Frevel büßen, und alle Thränen der Königin und ihrer übrigen Söhne vermochten nicht, den Willen des Königs wankend zu machen Als ſchon zwei Jahre vorübergegangen, und alles Bitten und Flehen fruchtlos geblieben waren, beſchloſſen endlich Fernandez Verbündeten, zu welchen ſelbſt auch Ximene gehör-

te, den Prinzen mit Gewalt zu befreien. Zuerſt fingen ſie damit an, daß ſie die Nation für ſich und Don Garcias zu gewinnen ſuchten, und hierin gelang es ihnen ſo trefflich, daß in kurzer Zeit alle Gemüther ſich von dem Könige entfernten, und die allgemeine Volksmeinung ihn laut einer übertriebenen Strenge, ja ſelbſt der Grauſamkeit gegen ſeinen Sohn beſchuldigte. Der Treue ſeines Heeres verſichert, konnte Alphons allen dieſen Bewegungen und Umtrieben ruhig zuſehen. Aber dem anmaßungsvollen unruhigen hohen Adel, beſonders in Caſtilien und Biscaya war nichts erwünſchter und willkommener, als Fehde und blutiger Zwiſt in der königlichen Familie. Alle Vortheile wären für ihn geweſen, und auf den Trümmern der königlichen Macht hätte er dann mit deſto ſichererm Erfolge ſein eigenes, immer höher ſteigendes Anſehen zu gründen geſucht. Dieſes entging dem weiſen Alphonſus nicht, und obgleich überzeugt, jede Empörung bald wieder nieder drücken zu können, und am Ende alle ſeine Feinde zu zermalmen, ſchauderte er doch vor dem Bilde eines bürgerlichen Krieges zurück, und nichts ſchmerzte ſein edles Herz mehr, als der Gedanke, daß wegen einer, in ſeiner eigenen Familie ausgebrochenen Uneinigkeit, nun bald das Blut ſeiner Unterthanen, und vielleicht ſogar ſtromweiſe fließen ſollte. In dieſer drückenden Lage und bei dem innern Kampf einer Menge aufgeregter Empfindungen und Gefühle, faßte Alphonſus jetzt einen Entſchluß, wie nur ein ſo großer und chriſtlicher Monarch, als er ſelbſt war, ihn zu faſſen im Stande ſeyn konnte. Nach Bedes in Aſturien berief er ſämmtliche Stände ſeines Reiches. In einer kurzen, aber würdevollen Rede machte er den verſammelten Biſchöfen und größern Vaſallen den Zweck ihrer Zuſammenkunft bekannt; berührte

mit vieler Schonung und nur in wenigen Worten die Verirrungen ſeines älteſten Sohnes, des Prinzen Garcias. Da ihm aber die Stimmung ſeiner Großen kein Geheimniß war, und er diejenigen wohl kannte, die allenfalls ſeiner königlichen Macht trotzen zu können glaubten; ſo ließ er es dieſen ſehr merkbar fühlen, daß er, von der unbegrenzten Ergebenheit ſeines ſieggewohnten, bisher ſtets unüberwindlichen Heeres überzeugt, weder äußere noch innere Feinde fürchte, jedem Sturme, wie jeder Gefahr mit kühner Zuverſicht entgegen zu treten bereit ſey. Was er demnach jetzt thun werde, dürfe man ja nicht irgend einem äußern, ihn zwingenden Einfluß zuſchreiben; es ſey einzig und allein die Frucht reifer Ueberlegung, ſo wie der väterlichen Liebe zu ſeinem Volke. Er ließ hierauf den Don Garcias, den er kurz vorher ſeiner Haft entlaſſen hatte, und deſſen Bruder Don Ordogno herbeirufen, erklärte dann vor der ganzen Verſammlung, daß er jetzt die Regierung niederlege, und ſie ſeinen beiden Söhnen übergebe. Dem Garcias, dem er ſelbſt die Krone aufſetzte, überließ er ſeine ſämmtlichen Länder bis auf Gallicien und die beiden in Portugal eroberten Provinzen, die er ſeinem jüngern Sohne Ordogno ebenfalls mit dem Titel und der Würde eines Königes übergab. — Staunen feſſelte die Zungen aller Anweſenden; denn was Alphonſus jetzt gethan hatte, überſtieg bei weitem die Sphäre gewöhnlicher Regenten. Die beiden Prinzen, überraſcht und von Dankbarkeit durchdrungen, fielen ihrem Vater zu Füßen. Thränen erſtickten ihre Stimme. Alphons umarmte ſie zärtlich, verließ hierauf die Verſammlung, und begab ſich noch an demſelben Tage nach St. Jago di Compoſtella zu ſeinem Freunde, dem durch hohe Tugend und Frömmigkeit ausgezeichneten Biſchof Siſemond (910). Alphons hatte

jetzt ſein groſzes und ſchweres Tagwerk vollbracht, und eilte nun, um in der von ihm ſelbſt erbaueten Kirche Gott und Spaniens groſzem Schutzpatron für alle, ſein Leben hindurch empfangenen Wohlthaten zu danken.

17. Um zu beweiſen, daſz er der Krone würdig ſey, wollte Garcias gleich den Anfang ſeiner Regierung durch irgend eine glänzende Waffenthat bezeichnen. Unverzüglich zog er demnach ſein Heer zuſammen, fiel in das Gebiet der Mauren ein, ſchlug ein zahlreiches, von Ayola, einem Anverwandten des Kaliphen geführtes Heer in die Flucht, bekam ſelbſt den Ayola gefangen, und kehrte dann ruhmvoll und mit vieler Beute beladen wieder nach Hauſe. Der glänzende Regierungsantritt ſeines Sohnes erfüllte das Herz des alten Alphonſus mit neuer Vaterfreude. Er verlieſz augenblicklich Compoſtella, und eilte, ſeinen mit neuen und friſchen Lorbern gekrönten Sohn zu ſeinem Siege Glück zu wünſchen. Aber Garcias kam ihm zuvor, und überraſchte ſeinen Vater zu Aſtorga, als derſelbe ſo eben allda angekommen war. Freudig gab Alphons ſeinem Sohne ſeine Zufriedenheit über deſſen gegen Spaniens Feinde erwieſene Tapferkeit und Klugheit zu erkennen. Er entwickelte ihm hierauf die Grundſätze, denen er ſelbſt auf ſeiner langen Regentenbahn ſtets gefolgt, gab ihm überhaupt ſehr weiſe Lehren, und eine genaue Anweiſung ſeines künftigen Verhaltens in allen nur möglichen Lagen und Verhältniſſen. Garcias verſprach treue Befolgung der väterlichen Lehren, und trennte ſich endlich von dem Urheber ſeines Lebens und ſeiner irdiſchen Gröſze, wie nur immer ein liebender Sohn von dem, ihn nicht minder liebenden Vater ſich trennt.

18. Alphons blieb den ganzen Winter über in Aſtorga, wo der tägliche Umgang mit dem heiligen Gennadius, dem Biſchofe der Stadt, ihm jede Stunde verſüßte. Aber bei dem Gefühle ſeiner vollen, noch unerſchlafften Heldenkraft wandelte ihm jetzt plötzlich die Luſt an, noch einmal vor ſeinem Tode ſein ſiegendes Panier gegen die Feinde des chriſtlichen Namens wehen zu laſſen. Er ließ alſo ſeinem Sohne ſagen, ihm zu einem neuen Einfall in das Sarazenenland auf das nächſt kommende Frühjahr ein kleines, aber auserwähltes Heer in Bereitſchaft zu halten. Sobald die günſtige Jahrszeit die Eröffnung des Feldzuges erlaubte, ſetzte der ſchon in Jahren ſehr weit vorgerückte königliche Greis ſich wirklich an die Spitze dieſes Heeres, rückte mit demſelben in das Herz des mohamedaniſchen Gebietes, überſtieg die hohen, die beiden Caſtilien von einander trennenden Gebirge, ſchlug bei Avila ein ſtarkes Sarazenenheer in die Flucht, drang immer weiter vor, warf alle feindlichen Heerhaufen zurück, und kam endlich mit dem Ruhme eines, ſelbſt in hohem Alter unüberwindlichen Siegers, an der Spitze ſeines, durch unermeßliche Beute bereicherten Heeres zurück. Aber dieß war auch jetzt der letzte Akt des ſo ſcenenreichen Drama's ſeines thatenvollen Lebens. In Zamora ward er wenige Tage nach ſeiner Ankunft von einer tödtlichen Krankheit befallen. Sobald die Kunde von des alten Königes gefährlichem Zuſtande ſich im Lande verbreitete, eilten ſogleich die Königin und ihre beiden Söhne Don Garcias und Don Ordogno nach Zamora. Auch der heilige Biſchof von Aſtorga begab ſich unverzüglich dahin. Alphons fühlte ſich überzeugt, daß dieſes ſeine letzte Krankheit ſey. Als er die heiligen Sacramente empfangen hatte, dankte er Gott laut für die Gnade, in dem Schoße ſeiner

Familie, unter der Pflege der Seinigen und in den Armen des heiligen Gennadius zu ſterben. Er verſchied gegen Mitternacht am 20. December des Jahres 912. Seine Zeitgenoſſen nannten ihn Alphons den Großen, und die vereinte Stimme aller folgenden Jahrhunderte beweiſt, daß er dieſe ehrenvolle Auszeichnung und dieſen glorreichen Beinamen in deſſen ganzem Umfange verdiente *).

19. Sobald Alphons der Große todt war, wollte Garcias mit dem, von dem Vater ihm angewieſenen Ländertheil ſich nicht mehr begnügen. Er rüſtete ſich, um ſeinem Bruder Gallicien und die portugieſiſchen Provinzen mit Gewalt zu entreißen. Aber Ordogno war ein Prinz, der das, was er rechtmäßig beſaß, nicht ſo leicht ſich wieder nehmen ließ. Er ſammelte ein kleines Heer, beſetzte alle in ſein Land führende Päſſe, und zeigte Entſchloſſenheit zum Kampf auf Leben oder Tod. Schon ſtanden beide Brüder einander feindlich gegenüber, als es endlich dennoch ihrer Mutter, der Königin Ximene und dem heiligen Gennadius gelang, Friede und Eintracht unter den beiden Königen wieder herzuſtellen. Der beginnende blutige Bruderzwiſt

*) Alphons der Große, der auch ächte Gelehrſamkeit, beſonders, wenn mit wahrer Frömmigkeit verbunden, zu ſchützen und zu würdigen wußte, war ſelbſt einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit. Er iſt Verfaſſer der in dieſem Werke ſchon oft erwähnten Chronik, die er auf Bitte Sebaſtians, Biſchofes von Orenſe verfertigte, weil die Geſchichte Spaniens ſeit Königs Wamba Zeiten beinahe völlig in Vergeſſenheit gerathen war. Alphons benutzte dazu die beſten, damals vorhandenen Quellen und Urkunden. Seine Jahrbücher beginnen mit dem Tode Receswints und endigen bei ſeiner eigenen Thronbeſteigung.

löſte ſich nun in ein gemeinſchaftliches Bündniß gegen die Sarazenen auf, wovon ein abermaliger ſiegreicher Feldzug und der Gewinn großer Beute die Folgen waren. — Bald darauf ſtarb auch Donna Ximene. Eine Ruheſtätte ward ihr in der Kirche zu Aſtorga an der Seite ihres großen Gemahls. — Garcias glorreicher Regierungsantritt hatte die ſchönſten Hoffnungen erregt, und der junge Monarch ſchien denſelben vollkommen entſprechen zu wollen; aber: „willſt du lange leben auf Erden,“ ſprach einſt der Herr auf Sinai, „ſo ſollſt du Vater und „Mutter ehren.“ Gegen dieſes heilige Gebot hatte Garcias ſchnöde gefrevelt; und ſo ſtarb er nun nach einer äußerſt kurzen Regierung von kaum drei Jahren, und zwar in der vollen Blüte ſeines Alters. Da er keinen Erben hinterließ, ſo kann man wohl ſagen, daß er völlig ſpurlos, gleich einem Schatten ſchnell über Spanien hinwegwallte. — Nach ſeinem Tode war ſein Bruder Ordogno II. alleiniger Herr ſämmtlicher von Alphons dem Großen hinterlaſſenen Länder (913).

19. In der jetzt von uns durchlaufenen Periode erhob ſich auch das kleine Navarra zu einem Königreich. Die Zeit der Entſtehung deſſelben kann nicht mit Genauigkeit angegeben werden *). Mit vieler

*) Darin ſtimmt von den vielen ſpaniſchen Geſchichtſchreibern beinahe kein einziger mit dem andern überein und ihre Angaben ſind ſo verſchieden und einander ſo widerſprechend, daß es vergebliche Mühe wäre, daraus klug werden zu wollen. Einige behaupten ſogar, das Königreich Navarra ſey zu gleicher Zeit mit jenem von Oviedo oder Aſturien entſtanden; ein offenbarer Irrthum, wie es ſich deutlich aus der Chronik Alphonſus des Großen ergibt, beſonders aus jener, etwas weiter hier oben, von uns aus eben die-

Wahrſcheinlichkeit kann man ſie in die letzten Jahre des erſten Decenniums der zweiten Hälfte des 9ten Jahrhunderts ſetzen. Die meiſten ſpaniſchen Geſchichtſchreiber nennen den erſten König von Navarra Don Garcias. Er war ein Sohn des nämlichen Grafen Garcias, welcher ſich mit einer Tochter des Muza von Saragoſſa vermählt hatte, und nachher in dem mörderiſchen Treffen gegen Ordogno I., den Vater Alphonſus des Großen gefallen war. Die Dauer der Regierung des Königes Garcias läßt ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen. Ihm folgte ſein Sohn Fortun, der, nachdem er ungefähr fünf und zwanzig Jahre über Navarra geherrſcht hatte, die Regierung niederlegte, ſie ſeinem weit jüngern Bruder übertrug, und ſeine übrigen Tage als Mönch in dem Kloſter von Leyria verlebte. Sancho, ſo hieß Don Fortuns Bruder, war einer der ausgezeichnetſten Regenten ſeiner Zeit. Durch eine Reihe über die Sarazenen gemachter Eroberungen erweiterte er ſehr bedeutend die Grenzen ſeines Reiches. Gegen das Ende ſeiner Regierung erſtreckte ſich daſſelbe ſchon ziemlich weit bis jenſeits des Ebro. Aber Sancho war nicht blos Eroberer, ſondern auch Regent und Staatsmann. Er gab ſeinem Reiche beſſere Geſetze und Verfaſſung, gewöhnte ſeine Unterthanen an bürgerliche Ordnung, führte eine in allen ihren Theilen geregeltere Ver-

---

ſen Jahrbüchern ausgezogenen Stelle, in der Alphons berichtet, daß Muza ſich den Titel eines dritten ſpaniſchen Königes beigelegt habe. Ein klarer Beweis, daß es ſogar damals, alſo ungefähr 150 Jahre nach Entſtehung des Königreiches Oviedo, doch noch kein Königreich Navarra gab, indem ja ſonſt der Renegat Muza nicht den Titel eines dritten, ſondern eines vierten ſpaniſchen Königes ſich beigelegt haben würde.

waltung ein; kurz; er bildete die Navarrer zu einer Nation, wodurch nun erſt Navarra in dem wahren Sinne des Wortes ſich zu einem Königreich erhob. In der ſpaniſchen Geſchichte führt er daher auch den ruhmvollen Beinamen: Reſtaurator. Seine Regierung trat er in dem Jahre 905 an, und war demnach ein jüngerer Zeitgenoſſe Alphonſus des Großen. Aber mit dem Sohne deſſelben Ordogno II. ſchloß er ein unauflösliches Bündniß, und die Geſchichte beider Reiche iſt nun auf einige Zeit innigſt mit einander verwebt, daher auch von König Sancho erſt in der Folge nähere Rede ſeyn kann.

21. Die Omajaden, welche ſeit Don Ramiro's Thronbeſteigung bis zum Tode Alphons des Großen über Spanien herrſchten, ſind: Abd-er-Rhaman II. (von 822 bis 852), Mohamed (von 852 bis 886), Mundhir, der nur zwei Jahre herrſchte. Abdallah (von 889 bis 912) — Ihre, mit den Chriſten größtentheils unglücklichen, mit Länderverluſt verbundenen Kriege, ſo wie auch ihr nur ſelten unterbrochener Kampf mit aufrühreriſchen Städten und Statthaltern ſind unſern Leſern ſchon bekannt. Aber deſſen ungeachtet befand ſich doch das Reich unter ihrer Herrſchaft in einem ganz ungewöhnlich blühenden Zuſtand, und wenn die beinahe jedes Jahr in furchtbarer Progreſſion ſteigenden Einkünfte des Kaliphen mit dem Nationalvermögen in einem, nur einigermaßen erträglichen Verhältniß ſtanden, ſo muß Spanien damals reicher und wohlhabender geweſen ſeyn, als es zu irgend einer andern Zeit, ſelbſt bis auf den heutigen Tag, jemals noch geweſen war*). Die Chriſten wurden

*) Unter Abd-er-Rhaman I. und ſeinem Sohne Heſcham

zwar von dieſen Kaliphen hart gedrückt, oft ſo- gar blutig verfolgt; aber daran mögen politiſche Gründe eben ſo vielen Antheil gehabt haben, als der, den Jüngern Mohameds ſtets eigener blutiger Fanatismus. — An ſchimmernder Pracht glich der Hof der Kaliphen von Cordova vollkommen jenem der Kaliphen in Bagdad oder Samarra, und in der Verſchwendung ungeheurer Summen zur Er- bauung prächtiger Paläſte, feenartiger Gärten und Bewunderung erregender Moſcheen übertrafen ſie nicht ſelten ſogar die Touloniden in Aegypten. Gleich den Abaſſiden, liebten und beförderten auch die ſpa- niſchen Omajaden in ihrem Reiche Künſte und Wiſſenſchaften, errichteten mit ungeheuerm Koſten- aufwand große Bibliotheken, gründeten endlich eine Menge Schulen und Bildungsanſtalten, und zwar, was ganz gegen die Sitte des Orients iſt, ſogar für das weibliche Geſchlecht. An gelehrten Frauen fehlte es alſo damals den ſpaniſchen Mohamedanern nicht, beſonders an großen Dichterinnen, die wirk- lich oft Gedichte lieferten, die, weil ſie den Preis errangen, an den Wänden der Moſcheen oder des großen Palaſtes angeheftet wurden. Aber ebenfalls wie die Abaſſiden, überließen ſich auch die ſpani- ſchen Kaliphen nur gar zu gerne metaphyſiſchen, wie muſelmänniſch-theologiſchen Spitzfindigkeiten, und

---

alſo von 762 bis 796 beliefen ſich die Einkünfte Spaniens höchſtens auf ſechsmal hundert tauſend Ducaten. Unter Abd-er-Rhaman II. der von 822 bis 852 regierte, waren die Einkünfte ſchon auf eine Million Ducaten geſtiegen, und wurden nun immer nach und nach noch vermehrt; ſo daß ſie ſchon unter Abd-er-Rhaman III., alſo ungefähr 60 Jahre nachher, die beinahe unglaubliche Summe von nächſt drei- zehn Millionen erreicht hatten.

der Wahn aſtrologiſcher Wahrſagerei war unter den ſpaniſchen Arabern eben ſo tief gewurzelt, wie unter jenen des Orients. Aſtrologen, Dichter, Aerzte, Philoſophen ꝛc., ſtanden demnach auch an dem Hofe von Cordova und in den Häuſern der Großen in ungemeinem Anſehen; beſonders wurden große Muſiker von den Kaliphen ganz vorzüglich geſchützt. Man behauptet, die Tonkunſt habe den ſpaniſchen Arabern ſehr vieles zu danken, und die Tonleiter der Italiäner ſehr viele Aehnlichkeit mit jener der Araber, auch ſollen von dieſen die Italiäner das Solfiren entlehnt haben *). Das Merkwürdigſte von Abd-er-Rhamans II. Regierung iſt, daß während derſelben die Höfe von Conſtantinopel und Cordova, durch gegenſeitig an einander geſchickte Geſandtſchaften, diplomatiſche oder politiſche Verbindungen anzuknüpfen anfingen; und ſicher würde Abd-er-Rhaman mit dem griechiſchen Kaiſer in ein Bündniß gegen den Kaliphen von Bagdad getreten ſeyn, hätten nicht innere Unruhen und der Krieg mit den Chriſten im Norden Spaniens ihn daran gehindert **). Ihm folgte auf dem Throne ſein Sohn Mohamed, deſſen ganze Regierungsgeſchichte blos unglückliche Kriege mit den Chriſten, und dann in,

*) Die, welche hierüber nähere Auskunft zu erhalten wünſchen, beſonders Kunſtverſtändige, finden dieſelbe in la Borde's und Richardſons Werken.

**) Der Verkehr chriſtlicher Monarchen mit den ſpaniſchen Kaliphen ward nachher noch ungleich lebendiger. Schon Carl II: von Frankreich unterhielt mit Mohamed, Abd-er-Rhamans II. Sohn und Nachfolger einen regelmäßigen Briefwechſel und beide begrüßten ſich öfters durch gegenſeitig einander geſchickte Geſandſchaften. Nicht ohne Erſtaunen werden wir ſogar in der Folge einem Geſandten Kaiſers Otto des Großen an dem Hofe des Kaliphen zu Cordova begegnen.

nere Empörungen, vorzüglich jene des Muza in Saragoſſa ausfüllen. Von Mundhier, Mohameds Sohn und Nachfolger, iſt nichts zu ſagen, als daß er von ſeinen Unterthanen, obgleich er ihre Steuern und Abgaben vermindert hatte, dennoch vertrieben ward, und gleich darauf ſtarb, als er gerade im Begriffe ſtand, ſie durch Waffengewalt ſich wieder zu unterwerfen. Den Kaliphenſtuhl beſtieg nun Mundhirs Bruder, Abdallah. Seiner großen Gelehrſamkeit, beſonders ſeiner ausgezeichneten dichteriſchen Anlagen, wie auch ſeiner feinen, gebildeten Sitten und gefälligen Manieren wegen, wird er von den arabiſchen Geſchichtſchreibern ungemein gerühmt. Er war ein gutmüthiger, friedliebender Fürſt, der ſehr gerne in ſeinen Paläſten und Zaubergärten ſich ungeſtört ſeines Lebens erfreut haben würde, hätten nur die ſpaniſchen Chriſten ihm Ruhe gegönnt; aber Alphons und ſeine Getreuen waren weder Dichter noch Metaphyſiker, verſtanden aber deſto beſſer Schwert und Lanze zu führen, und im Dienſte Gottes und der Kirche deren unverſöhnliche Feinde unaufhörlich zu bekämpfen. Abdallah ſtarb bald nach Alphons dem Großen, nämlich in dem Anfange des Jahres 913 und ihm folgte nun einer der allermerkwürdigſten Kaliphen aus dem Geſchlechte der Omajaden, nämlich Abd-er-Rhaman III., deſſen nicht wenig intereſſante Regierungsgeſchichte jedoch nicht in den gegenwärtigen, ſondern erſt in den folgenden Zeitabſchnitt gehört.

IX.

1. Specielle Kirchengeſchichte. — Schisma des Photius. — Der eben ſo frommen

als ſtaatsklugen Kaiſerin Theodora war es in dem Jahre 843 gelungen, den ikonoklaſtiſ[illegible] Wahn auf immer aus ihrem Reiche zu verb[illegible]n. Die reine, mit Rom gleichförmige Leh[illegible]te daher wieder auf allen Leuchten der [illegible]diſchen Kirche, und in Friede und [illegible] Glaubens umarmten ſich nun auch wieder die abendländiſche und morgenländiſche Chriſtenheit. Leider war dieſe, für beide Kirchen ſo erwünſchte Periode von äußerſt kurzer Dauer. Das böſe, allen göttlichen Impulſionen entgegen wirkende Princip hatte einen Cäſar Bardas in ſeinem Dienſte, und bald bediente es ſich deſſelben als eines Werkzeuges, ſeiner eigenen frommen Schweſter gottgefälliges Werk wieder zu zerſtören, und die Veranlaſſung zu einem abermaligen Schisma herbeizuführen, das der Kirche noch eine ungleich ſchmerzhaftere Wunde ſchlug, als nur immer die hund[illegible]rt und ſechzehnjährige Ketzerei und Verfolgungswuth der Ikonoklaſten ihr jemals hatten ſchlagen können. — Man wird ſich aus dem zweiten Abſchnitte dieſes Bandes jenes Vorfalles erinnern, der den Bardas zum unverſöhnlichen Feinde des heiligen Ignatius machte, der Gewaltthätigkeiten, die ſich der Cäſar hierauf gegen ihn erlaubte, und der Mittel, deren er ſich bediente, um auf den Patriarchenſtuhl, von welchem er den Ignatius vertrieben hatte, den Photius zu erheben.

2. Unſtreitig war Photius ein Mann von höchſt ſeltenen Geiſtesgaben. Aber ſtatt mit ſeinem übergroßen geiſtigen Vermögen zum Beſten der Kirche und des Staates zu wuchern, ward beiden der Reichthum ſeiner Talente nur deſto verderblicher. Stolz und Herrſchſucht waren des Photius, ihn völlig dominirende Leidenſchaften; um dieſe zu befriedigen, ſchreckte er vor keinem Frevel zurück, ver-

ſchmähte kein Mittel, ſo ſchlecht und gottlos es auch ſeyn mochte *). Durch Liſt und Schlauheit, wie wir ſchon erzählt, war es zwar dem Bardas gelungen, zu der Entfernung des Ignatius von den meiſten Biſchöfen deren Zuſtimmung zu erſchleichen. Als ſie aber vernahmen, daß man der Kirche den Photius, einen Laien, aufdringen wollte, vereinigten ſich ſogleich wieder alle zu deſto kräftigerem Widerſtande, und man würde keinen Biſchof haben finden können, der ihn zum Patriarchen geweihet hätte, wäre nicht der, mit jeder Art von Schande vertraute Gregorius Asbeſta in Conſtantinopel anweſend geweſen. Derſelbe war ein unverſöhnlicher Feind des Ignatius, der ihn ſeines unbiſchöflichen Wandels wegen im Jahre 853 in einem Con-

*) Es iſt höchſt ſonderbar, und ſelbſt überraſchend, den Photius bisweilen unter den großen und berühmten Männern aufgeführt zu finden. Groß kann nicht derjenige genannt werden, der, obgleich mit großen Geiſtesgaben ausgerüſtet, dennoch ſtets den verderblichſten Gebrauch davon macht, nur ausſchließlich dem Dienſte der niedrigſten Leidenſchaften ſie weiht. Ohnehin kann ein verdorbener Menſch nie etwas wahrhaft Großes und Erhabenes vollbringen; denn überdachte planmäßige Bosheit erſtickt jeden Funken des göttlichen Lichtes, mithin auch die Flamme ächter, höherer Begeiſterung. Eben ſo wenig kann auch auf Ruhm und ruhmvolle Anerkennung ſowohl unter den Zeitgenoſſen, als bei der Nachwelt, derjenige einen gerechten Anſpruch machen, der mit allen ſeinen Kräften eines ganz ungewöhnlichen Verſtandes dennoch in dem, von der Vorſehung ihm angewieſenen Kreiſe nie auf irgend eine Weiſe Etwas zum Segen der Menſchheit vollbracht hat. Alſo nicht unter den großen, ſondern blos unter den gelehrten, nicht unter den berühmten, ſondern nur unter den berüchtigten Männern gebührt dieſem Photius eine Stelle.

cilium ſeiner Würde und ſeines Amtes entſetzt hatte *). Gregor bot ſich demnach ſogleich an, und war nun ſchon die Erhebung des Photius zum Biſchof gegen die, von ſo vielen Päbſten und Concilien gegebenen Canons, ſo wurden in ſeiner Weihe nicht minder wieder die Satzungen der Kirche gröblich verletzt. Sämmtliche Weihen wurden nämlich dem Photius innerhalb ſechs Tagen ſchnell nach einander ertheilt. Am erſten Tage machte Gregor den Photius aus einem Laien zum Mönch, am zweiten zum Lektor,

*) Die eigentliche Urſache, oder vielmehr das Verbrechen, wegen deſſen Gregorius abgeſetzt ward, iſt nicht bekannt. Er muß aber nothwendig ein notoriſch bekannter Schalk im biſchöflichen Gewand geweſen ſeyn, weil Ignatius, als er zum Patriarchen gewählt ward, es durchaus nicht zugab, daß bei ſeiner Conſecration auch Gregorius gegenwärtig ſey, indem durch deſſen Gegenwart die heilige Handlung befleckt würde. Sobald Ignatius ſein hohes Amt angetreten hatte, rief er ein Concilium zuſammen, und ſetzte den Asbeſta ab. Den conciliariſchen Spruch ſandte der Patriarch nach Rom, und ſuchte bei dem Pabſte Leo **IV.** die Beſtätigung deſſelben nach. Aber Leo ſtarb gleich darauf, und auch ſein Nachfolger Benedikt **III.** zögerte mit der Beſtätigung, jedoch, wie auch nachher Nicolaus **I.** ſagte, blos aus dem Grunde, weil die Milde des römiſchen Stuhles dem Verurtheilten noch eine geraume Zeit zu ſeiner Vertheidigung und Rechtfertigung laſſen wollte. Da nun Gregorius mehrere Jahre vorübergehen ließ, ohne ſeine Rechtfertigung bei dem römiſchen Stuhle einzureichen, ſo iſt dieß ein klarer Beweis, daß ſein ſchuldbewußtes Gewiſſen in Verbindung mit der Unmöglichkeit, den apoſtoliſchen Stuhl täuſchen zu können, ihm alle Hoffnung benahm, ſich wirklich und in Wahrheit rechtfertigen zu können, mithin auch das von Ignatius in einem Concilium gefällte Urtheil nichts weniger als zu ſtreng, oder gar ungerecht war.

am dritten zum Subdiacon, am vierten zum Diacon, am fünften zum Prieſter, und am ſechsten, mit Zuziehung zweier ihm ähnlicher Biſchöfe, nämlich des Petrus von Sardis und des Eulogius von Apamea zum Biſchof und Patriarchen.

3. Photius führte jetzt zwar den Titel eines Patriarchen von Conſtantinopel, fühlte aber ſehr wohl, daß er es bei weitem noch nicht war; denn der Patriarchenſtuhl war ja noch nicht erlediget, und zur Erledigung deſſelben führten nur folgende drei Wege, nämlich entweder der Tod des Ignatius oder deſſen Abſetzung in einem Concilium auf vollkommen canoniſchem Wege, oder endlich auch des Ignatius freiwillige Verzichtleiſtung. Um den Ignatius heimlich ermorden zu laſſen, dazu war Photius für jetzt auf der Bahn des Laſters und aller Frevel noch nicht weit genug vorgeſchritten, obgleich er ſpäter, wie man ſich erinnern wird, einen ſolchen Mordverſuch machte. Den Ignatius in einem Concilium abſetzen zu laſſen, daran war noch weniger zu denken. Gegen den Wandel wie gegen die Lehre des frommen Patriarchen konnte nicht die mindeſte Klage vorgebracht werden; zudem waren auch beinahe alle Biſchöfe wieder feſt entſchloſſen, den Ignatius nicht zu verlaſſen, und ſtandhaft an ſeiner Seite auszuharren. Nichts war alſo übrig, als freiwillige Verzichtleiſtung; und um dieſe von dem ehrwürdigen Patriarchen zu erhalten oder zu erzwingen, wurden nun alle Mittel angewandt, die nur immer Liſt, Schlauheit, Lug, Trug und Grauſamkeit dem Photius und deſſen mächtigem Gönner, dem Bardas, darbieten konnten *).

*) Um den Patriarchenſtuhl unangefochten beſteigen zu können, hätte es für den Photius auch noch zwei an=

4. Während man alſo jetzt von allen Seiten in den Ignatius drang, um ihn zu bewegen, ſeine Kirche zu reſigniren, wurden zugleich auch alle nur mögliche Triebfedern in Bewegung geſetzt, um die in Conſtantinopel anweſenden Biſchöfe bald durch ſchlau erſonnene Scheingründe, bald durch Schmeicheleien, lockende Verſprechungen, oder auch Drohungen für den Photius zu gewinnen. Anfänglich hielten ſie dieſe Prüfung aus; aber es dauerte nicht lange, ſo erging es ihnen, wie es nicht nur Biſchöfen und Prieſtern, ſondern auch Laien in ſolchen und ähnlichen Fällen ergehen wird, ſo bald ihr Sinn nicht feſt in Gott gegründet iſt, ſie demnach auch nicht in heiliger Einfalt des Herzens in allem ihrem Thun nur auf Gott blicken, nur Ihn allein verlangen, daher nur gar zu gerne zwei ganz unvereinbare Dinge, nämlich Ehre vor Gott und Ehre vor den Menſchen mit einander zu vereinbaren ſuchen. Um die Gunſt des Hofes nicht zu verſcherzen, jedoch auch ihren rechtmäßigen Patriarchen nicht zu verlaſſen, und ſich dadurch den Vorwurf gottesvergeſſener Feigheit zuzuziehen, machten ſie dem Photius den Vorſchlag, daß ſie ihn zwar als Patriarchen, aber nur als Gehülfen, gleichſam als Coadjutor des Ignatius anerkennen wollten, und zwar unter der Bedingung, daß er ihnen

dere Erforderniſſe gegeben, nämlich: 1. Canoniſche Wahl von der Cleriſei und dem Volke, und 2. Anerkennung und Beſtätigung von Seiten des römiſchen Stuhles. Aber Erſteres würde dem mächtigen Manne und dem, eben weil er ſo mächtig war, ſich überall ſogleich eine zahlloſe Menge hülfreicher Hände darbot, durchaus nicht gefehlt haben, und auf dieſe Weiſe die Beſtätigung von Seiten Roms am Ende ebenfalls noch erſchlichen worden ſeyn. Hierüber konnte ihm auch nicht der mindeſte bange Zweifel vorſchweben. Worauf es alſo jetzt ganz allein ankam, war blos Erledigung des Patriarchenſtuhles.

ſchriftlich und eidlich verſpreche, den Ignatius ſtets wie ſeinen Vater zu ehren, und gegen deſſen Willen nicht das Mindeſte zu unternehmen. Photius war zu ſehr mit der Tiefe des Verderbniſſes des menſchlichen Herzens bekannt, um nicht ſogleich einzuſehen, daß er Biſchöfe, die jetzt ſchon zu wanken und von der wahren Bahn, wenn auch nur fingerbreit, abzuweichen anfingen, bald völlig in ſeiner Gewalt haben werde. Er nahm alſo, ohne ſich lange zu beſinnen, ihren Vorſchlag an, und ſtellte ihnen das verlangte, mit einem Eide bekräftigte ſchriftliche Verſprechen aus. Aber noch waren keine zwei Monate vorüber, als Photius die Biſchöfe fühlen ließ, wie ſehr ſie wären getäuſcht worden. Ignatius ward nicht nur mit jedem Tage grauſamer behandelt; ſondern der Afterpatriarch hatte ſogar die Stirne, von den Biſchöfen die Auslieferung ſeines, ihnen ausgeſtellten Reverſes zu verlangen. Die, welche ihm hierin nicht zu Willen ſeyn wollten, wurden ohne weiteres eingekerkert und auf mancherlei Weiſe mißhandelt; jene, welche leichten Kaufes waren, theils durch Verſprechungen, theils durch Drohungen gewonnen, und kurz, Photius erhielt ſeine Schrift wieder zurück; jedoch erſt, nachdem man dem Biſchofe von Cyzikum, der ſie durchaus nicht hergeben wollte, einige Finger zerbrochen und ihn hierauf abgeſetzt und verbannt hatte.

5. Das empörende Detail der blutigen Verfolgung und unmenſchlichen Behandlung des heiligen Ignatius iſt dem Leſer größtentheils ſchon bekannt. Vorzüglich war es das byzantiniſche Beamtengeſindel, welches unter einander wetteiferte, einem verworfenen Knecht der Sünde zu gefallen, und einen damals ſchon als heilig anerkannten Diener Gottes

und der Kirche zu quälen *). Aber dieſes beiſpiel-los ungerechte Verfahren gegen den Ignatius ward nun bald auch in den Provinzen ruchbar. Viele Biſchöfe, denen Recht und Gerechtigkeit, Tugend und Religion noch keine leeren Worte waren, bega-ben ſich nach Conſtantinopel, und verſammelten ſich in der Kirche zur heiligen Irene zu einem Concili-um, in welchen ſie den Photius abſetzten, und ihm, wie allen, die ihn als Patriarchen anerkennen wür-den, das Anathema ſprachen. Aber der Afterpa-triarch lachte des Erkühnens dieſer Biſchöfe. Die furchtbare Gewalt einer völlig despotiſchen Regie-rung ſtand ihm zu Gebote, und von leidenſchaftli-cher Herrſchſucht hingeriſſen, und ſchon gefeſſelt in allen Banden des Satans, überſchritt er nun alle

---

*) Wie ſehr ſchrankenloſer und eben daher größtentheils tyranniſch launenhafter Despotismus die Menſchen herabwürdiget und bis zum niedrigſten Grade ver-ſchlechtert, davon liefert uns die Leidensgeſchichte des Ignatius abermals einen auffallenden Beweis. Als Ignatius, bevor man ihn nach Mitylene führte, ge-fangen nach Numera gebracht und dem Vorſtand die-ſer Stadt, einem gewiſſen Leo Lalakon übergeben ward, erfrechte ſich dieſer Elende, ſeinem Gefangenen mit der Fauſt einen ſo derben Schlag auf die Wange zu geben, daß demſelben zwei Stockzähne ausfielen. Wäre der Gefangene auch der ärgſte, ſelbſt ſchon völlig überwieſene Miſſethäter geweſen; ſo würde eine ſolche, durch gar nichts veranlaßte Mißhandlung ſchon eine höchſt ſtrafbare Vermeſſenheit geweſen ſeyn. — Wo aber Despotismus durch alle Adern eines Staatskörpers fließt, und gleichſam alle Sauggefäße deſſelben füllt, da iſt er auch von allem das einzige beſeelende und belebende Prinzip, und in Ueberein-ſtimmung mit demſelben rechtfertiget dann ſchon die bloße Tendenz, dem jedesmaligen Machthaber zu ge-fallen, auf welche Art dieß auch geſchehen mag, ſelbſt die ſchlechteſte und verwerflichſte Handlung.

Grenzen, die oft ſelbſt der ärgſte zeitliche Tyrann zu überſchreiten nicht wagt. Eine ſchreckliche Verfolgung brach jetzt gegen eben jene Biſchöfe los. Leider beſtanden nur wenige den heißen Kampf. Die mehrſten unterwarfen ſich dem Kirchentyrannen und die, welche furchtlos auf dem, von ihnen angenommenen, ehrenvollen Standpunkt aushielten, wurden von ihren Stühlen vertrieben, und mit einer, alle Begriffe überſteigenden Grauſamkeit mißhandelt *). — Durch die bisher ihm ſtets gelun-

*) Welche unerhörte, gewöhnlich noch mit teufliſchem Hohne verbundene Grauſamkeiten Photius, ein Biſchof gegen ſeine Mitbiſchöfe ſich erlaubte, überſteigt alle Vorſtellung, und mit Recht würde man an der Erzählung derſelben zweifeln, wenn nicht die Akten des achten, oecumeniſchen Conciliums unleugbare Beweiſe darüber enthielten. Alle Schlachtopfer der Wuth des Photius erſchienen nämlich vor dieſem Concilium, und erſtatteten mündlich den verſammelten Vätern Bericht über das, was ſie während der tyranniſchen Regierung des Afterpatriarchen hatten erdulden müßen. Um von dem verruchten Charakter dieſes Menſchen dem Leſer ein noch vollſtändigeres Bild zu geben, wollen wir jetzt jene Biſchöfe ſelbſt zu ihm ſprechen laſſen: »Ex his, quot exiguitatem nost»ram severitatibus submiserit, etsi dicere non »possumus, vos colligere et nosse valetis. Si »enim talibus summis sacerdotibus; scilicet Pa»pae Nicolao, ac studiosissimo Patriarchae Igna»tio talia operatus est; nobis utique humilibus »mentis munditia qualia fecerit, non ignoratis. »Multi enim ex nobis cum infidelibus gentibus »in praetorio mulctati sunt, fameque et siti, seu »caeteris miseriis afflicti ad secandum marmora »pro lignis damnati sunt. Alii autem pro eo ut »aut lignis ferirentur, spatha percutiebantur, »his, qui feriebant, non ut sacerdotes, neque ut »hominis carnem ferentes, sed ut inanimata cor-

genen Frevel immer kühner gemacht, und nunmehr auch einer nicht unbedeutenden Anzahl von Biſchöfen verſichert, hatte Photius jetzt ſogar die Frechheit, in der Kirche der heiligen Apoſtel ebenfalls ein Concilium ſeiner Anhänger zu verſammeln. Auf dieſem Conciliabulum war Photius zugleich Ankläger und Richter des Ignatius. Dieſer war abweſend, lag auf der Inſel Mitylene in Banden, und ward nun, ohne daß man ihn vor die Schranken dieſes Räuberconciliums geführt, ihm die gegen ihn erhobene Klage mitgetheilt, und ſeine Rechtfertigung gehört hätte, auf die ungerechteſte, man will nicht ſagen, allen Canons zuwiderlaufende, ſondern jedes noch nicht völlig erſtorbene Menſchengefühl empörende Weiſe verurtheilt, ſeiner Würde entſetzt, und ihm, ſammt allen Biſchöfen, Geiſtlichen und Layen, welche ſich nicht von ihm trennen würden, das Ana-

»pora percutientibus. Illud vero, quos calci»bus submittebant, et huic poenae subjectis vis»cera evellebant, ut leve tormentum habebant. »Id praeterea, quot monilibus ferreis afficiebat, »et catenis vinciebat, foenum post multos dies »in escam praebens, humanitatem multam esse »putabat. Quot autem in tenebris et um»bra mortis, in foetoribus mortiferis inclu»debant, nec tegebant cum facerent, »sed glo»riantes et cachinnantes magna voce, nescien»tibus cum feritate atque jactantia loque»bantur ludentes: et rogati, ut talibus miseri»cordiam praeberent, magis insaniebant et dete»rius causabantur. Alios etiam in extremitates »orbis, in alienigenarum loca fecit exulare. His »atrocitatibus submissi nos, et in summum sa»cerdotem nostrum, et viros, qui cum illo perse»verabant, pejora his committi videntes, afflicti »et fatigati sumus, tam in aliis fieri aspicientes, »quam ipsi talia patientes. (Conc. Constant. »sers. 2)

thema geſprochen. Zur Ehre der biſchöflichen Würde müſſen wir jedoch bemerken, daß auf dieſem Pfuiconcilium doch einige, obgleich nur wenige Biſchöfe furchtlos ihre Stimme zur Vertheidigung des Ignatius erhoben. Natürlich vermochten ſie nichts gegen die unverhältnißmäßige Mehrzahl, und die Frucht ihrer apoſtoliſchen Freimüthigkeit war blos, daß ſie nun ebenfalls die Ehre hatten, die Anzahl der auch in Schmach und Banden noch ſtandhaften Bekenner zu vermehren *).

6. Eine Folge dieſes Conciliums war, daß der Anhang des Photius auch unter dem Volke ſich bedeutend vermehrte. Indeſſen waren unter demſelben die Anhänger des Ignatius doch noch ungleich zahlreicher, als jene des Photius, und ſchon begann ein förmliches Schisma wieder die orientaliſche Chriſtenheit in zwei Partheien zu theilen. Um einer gänzlichen Spaltung zuvorzukommen, die ihm ſelbſt, wie ſeiner uſurpirten Würde höchſt gefährlich werden konnte, ja am Ende nothwendig gefährlich werden mußte, blieb dem Photius kein anderes Mittel übrig, als eine päbſtliche Beſtätigung des in dem Concilium gegen Ignatius gefällten Urtheils. Aber wie war dieſelbe zu erhalten? Konnte man nur einen Augenblick hoffen, daß der Pabſt (Nicolaus I.) nicht auch verlangen werde, den Beklagten ſelbſt zu hören, wenigſtens deſſen Vertheidigungsſchrift ſich nicht würde vorlegen laſſen; und durfte man in dieſem Falle ſich ſchmeicheln, daß dieſes Pabſtes bekannter Scharfblick nicht ſogleich den, wenn auch noch ſo dichten Nebel von Schalkheit

*) Es waren ihrer jedoch nur fünf, und an ihrer Spitze ſtand der ehrwürdige Erzbiſchof Metrophanes von Smyrna.

und Bosheit durchſchauen werde? Dieſes ſah Photius ſehr wohl ein; aber ſeine, mit allen Labyrinthen des Truges vertraute Schlauheit zeigte ihm bald einen andern, ungleich ſicherer zum Ziel führenden Weg. Unter dem Vorwand nämlich, als wäre der ikonoklaſtiſche Irrthum in der orientaliſchen Kirche noch nicht völlig erloſchen, und zu deſſen völliger Beſeitigung ein ſehr zahlreiches Concilium, jedoch unter Zuziehung zweier päbſtlicher Abgeordneten durchaus nöthig, ward eine Geſandtſchaft von Seite des Kaiſers (Michael III.) nach Rom beſchloſſen. Die Geſandtſchaft ſollte den Schein haben, als beziehe ſie ſich blos auf die Irrlehre der Ikonoklaſten, daher auch die Geſandten vorzüglich beauftragt wurden, den Pabſt inſtändigſt um die Abſendung zweier Legaten zu dem, der Ikonoklaſten wegen in Conſtantinopel zu haltenden Concilium zu bitten. Die Angelegenheiten des Photius und Ignatius wollte man nur als eine Nebenſache betrachten, jedoch bei dieſer Gelegenheit den römiſchen Stuhl von dem ganzen Hergange — (freilich völlig im Sinne des Photius und Bardas) — in Kenntniß ſetzen. Daß der römiſche Stuhl die Bitte des Kaiſers wegen Abſendung zweier Abgeordneten zu einem Concilium in Conſtantinopel gewähren werde, dieß unterlag gar keinem Zweifel; und wären die päbſtlichen Legaten einmal in Conſtantinopel, dann konnte man mit Zuverſicht hoffen, was auch wirklich nachher geſchehen iſt, nämlich durch dieſelben, ſo oft ſchon mit allem Erfolge angewandten Mittel, das heißt, theils durch Drohungen und Mißhandlungen, theils durch große Geſchenke ſie ſo zu gewinnen, daß ſie ohne allen Anſtand das gegen Ignatius gefällte Urtheil im Namen des Pabſtes unterzeichnen, und eben dadurch alsdann gezwungen ſeyn würden, dem heiligen Vater einen, dem Pho-

tius durchaus günſtigen Bericht zu erſtatten. — An der Spitze der von Michael an den römiſchen Stuhl geordneten Geſandtſchaft ſtand ein Anverwandter des Photius, nämlich der Protoſpatatarius Arſaber. Er war Ueberbringer eines Schreibens des Kaiſers an den Pabſt und zugleich auch einer Menge koſtbarer Geſchenke für den heiligen Petrus, unter andern einer ſehr großen, goldenen, mit vielen Juwelen beſetzten Patene von ungemein hohem Werthe. Mit Arſaber reiſten auch vier, von Photius gewählte Metropolitanbiſchöfe nach Rom. Sie ſollten von ihrem Afterpatriarchen einen Brief dem Pabſte überreichen, und dieſem dann über die Erhebung des Photius noch mündlich alle nähere Umſtände berichten; das heißt mit andern Worten, ſie ſollten dem heiligen Vater den Kopf ſo voll lügen, daß dieſer endlich in die Verſuchung gerathen müßte, ihre Lügen für Wahrheit zu halten. — Man muß es geſtehen, der Brief des Photius iſt ein wahres Meiſterſtück eines zwar durchaus verdorbenen, aber zugleich auch mit allen Kräften eines ungewöhnlichen Verſtandes wuchernden Gemüthes. Aber von einem geheimen Schauer wird man ergriffen, wenn man ihn lieſt. Man ſchrickt zurück vor dem hölliſchen Lügengeiſt, der vom Anfange bis zum Ende daraus ſpricht, vor des Photius, in allen Gefäßen ſeines Herzens tief wurzelnden Verruchtheit, und der ſataniſchen Heuchelei, mit der er von ſeiner eigenen Heiligkeit dem Pabſte einen hohen Begriff beizubringen, und eben dadurch ihn für ſein Intereſſe zu gewinnen ſucht. — Hier dieß, in der Geſchichte menſchlicher Bosheit und teufliſcher Verirrung äußerſt merkwürdige Aktenſtück.

7. Schreiben des Photius an Pabſt

Nicolaus I. *). — „Wenn ich oft die Erhabenheit „und Heiligkeit des Episcopats betrachtete, und einge„denk der menſchlichen Schwachheit, es tief em„pfand, wie wenig beſonders meine eigenen Kräfte „den hohen Foderungen des Prieſterthums zu ent„ſprechen im Stande ſeyn würden **); ſo konnte ich „es nie begreifen, und gerieth dabei ſtets in ſtau„nende Bewunderung, daß es zu jeder Zeit dennoch „Menſchen geben konnte, die, obgleich im Gefühle „ihres völligen Unvermögens, und der Fleiſch und „Blut anklebenden Sündhaftigkeit, es demungeach„tet wagten, dieſer furchtbar heiligen Bürde ſich zu „unterziehen, und ein Amt zu übernehmen, deſſen „Verrichtungen die Kräfte und Reinheit eines Che„rubs erfodern. Wenn ich mich aber jetzt in dieſe „und ähnliche Betrachtungen verſenke, und ſehe, daß „eben dieſe furchtbare, mit ſo großer Verantwort„lichkeit verbundene Laſt, an die der bloſe Gedanke „mich bisher ſchon mit Schrecken erfüllte, nun gar „auf meinen eigenen Schultern ruhet; ſo finde ich „keinen Ausdruck, um den ſchneidenden Schmerz, „den tiefen Gram zu beſchreiben, der mich zu Bo„den drückt, ja beinahe völlig zermalmt. Schon „von meiner früheſten Jugend an, — (denn da ich „jetzt an Euer Heiligkeit ſchreibe, wie dürfte ich die „Wahrheit verſchweigen!) — war es ſtets der Lieb„lingswunſch meiner Seele, ferne von dem Gewühl

*) Die Ueberſchrift des Briefes war: **In omnibus sanctissimo, sacratissimo, reverendissimo comministro Nicolao Papae, senioris Romae, Photius episcopus Constantinopoleos novae Romae.**

**) Eine wörtliche, genau grammaticaliſche Ueberſetzung dieſes Briefes wäre offenbar hier nicht an geeigneter Stelle; indem aus einer ſolchen weder der geheime Sinn des Briefes, noch der Geiſt, in dem er geſchrieben iſt, anſchaulich hervorgehen würden.

„der Geſchäfte und dem Getümmel der Welt, in „ſtiller Abgeſchiedenheit, blos den Wiſſenſchaften zu „leben. Trotz meines ſehnlichſten Verlangens ward „dennoch dieſes ſchöne Ziel meinem Auge entrückt, „und ich gegen meinen Willen auf die geräuſchvolle „Bühne des öffentlichen Lebens geſtellt. Wenn ich „aber jetzt an allen Geſchäften eines Staatsmannes, „an allen Zweigen der Verwaltung einen bedeuten„den Antheil zu nehmen mich genöthigt fühlte, ſo „kann ich doch Euer Heiligkeit betheuern, daß mei„ne Vermeſſenheit nie ſo hoch ſtieg, um meine Bli„cke ſogar zu dem hohen Episcopate zu erheben. „Viel zu erhaben war für mich dieſe Würde; viel „zu furchtbar die heilige Bürde, beſonders wenn „ich daran dachte, daß Petrus der Fürſt der Apo„ſtel, obgleich er ſchon ſo viele Beweiſe ſeines le„bendigen Glaubens an Jeſum Chriſtum, und ſei„ner feurigen Liebe zu dem Erlöſer gegeben hatte, „doch nicht eher, als bis er vorher noch viel Gro„ßes und Glorreiches vollbracht hatte, von dem „Herrn, der jetzt erſt ſeine Verdienſte krönen woll„te, zu dieſer, durch ihre innere Majeſtät ſo erha„benen Würde erhoben ward. Eben ſo ſchwebte „und ſchwebt noch immer vor meiner Seele auch „das Bild jenes Knechtes, dem, weil er das erhal„tene Pfund, aus Furcht vor der abzulegenden ſtren„gen Rechenſchaft, vergraben, und nicht vermehrt „und vergrößert ſeinem Herrn zurückgegeben, dieſes „Pfund nicht nur wieder genommen ward, ſondern „er ſelbſt auch, als ein Kind des Zornes Gottes, „ewiger Verdammniß und dem nie erlöſchenden Feu„er der Gehenna anheim fiel. — Doch warum „ſchreibe ich dieß? warum ſuche ich durch Erinne„rung an das, was meine Seele ängſtiget, und „meinen Geiſt ſo tief niederbeugt, nur immer noch „meinen Kummer zu erhöhen? Ach! möchten doch

„jene traurigen Ereigniſſe*) blos deswegen gleich ei„nem öffentlichen Trauerſpiel unter den Augen der „ganzen Welt ſtatt gehabt haben, damit ich einſt „erkenne, daß blos das Gebet Euer Heiligkeit mei„ner Trägheit aufhalf, mein Herz wieder erleich„terte, und mir Kräfte erwarb, die mir, ich weiß „nicht wie, anvertraute Heerde nach dem Sinne des „Herrn zu weiden, und mit väterlicher Sorgfalt „über ihr zu wachen; denn ſo wie ein mit günſti„gem Winde ſegelndes Schiff das Gemüth des „Steuermanns höchlich erfreut; eben ſo erfüllt auch „eine an Tugend und Gottſeligkeit reiche Früchte „tragende Kirche das Herz ihres Oberhirten mit „Troſt und himmliſcher Freude, und verſcheucht „dann von deſſen Stirne jede Wolke bangen Zwei„fels, wie düſterer Schwermuth.“

„Da unlängſt der, welcher hier vor mir die „biſchöfliche Würde bekleidete, das heilige Amt nie„derlegte; ſo geſchah es, daß die mit der geſamm„ten Geiſtlichkeit in einem Concilium verſammelten „Metropoliten, ich weiß nicht durch welchen An„trieb **) mit vereinter Gewalt mir zuſetzten, jene „Würde zu übernehmen. Daſſelbe hatte ſchon vor„her der, durch Gottſeligkeit und glühende Liebe zu „Jeſu, ſo hoch ausgezeichnete Kaiſer gethan ***). Er,

*) Nämlich des Photius Erhebung auf den Patriarchenſtuhl von Conſtantinopel. — O, des ſchamloſen, gottesvergeſſenen Heuchlers!

**) Natürlich, durch einen geheimen Antrieb des heiligen Geiſtes!! — Dieß war es, was, ohne es gerade deutlich zu ſagen, Photius dem heiligen Vater glauben machen wollte.

***) Man darf nicht vergeſſen, daß dieſer durch leuchtende Frömmigkeit und feurige Liebe zu Jeſu ausgezeichnete Kaiſer gerade Michael III., Theodorens ungerathe-

„gegen Alle ſo menſchenfreundlich und mild, und —
„warum ſollte ich der Wahrheit nicht Zeugniß ge-
„ben? — alle ſeine Vorfahren an Güte und Ge-
„rechtigkeit weit übertreffend; aber nur gegen mich
„allein hart und unbarmherzig, drang ebenfalls im
„Verein mit den ſo eben erwähnten Biſchöfen in
„mich; und von ſeinen gebieteriſchen Foderungen
„durchaus nicht nachlaſſend, entſchuldigte er ſich blos
„damit, daß es der Wille Gottes und der vereinte
„Wunſch aller Biſchöfe und der ganzen Geiſtlichkeit
„ſey; mithin er, wenn er auch gern wollte, mein
„Verlangen nicht erfüllen könne. — Als ich ſah,
„daß all mein Bitten und Flehen keinen Eindruck
„machten, überwand der Gedanke, daß nirgends
„mehr Rettung für mich zu hoffen ſey, die Kräfte
„meiner Natur. Mein Geiſt war wie umnachtet,
„mein Kopf verwirrt, mein Herz zerriſſen, und
„meine innere Verzweiflung brach endlich gleich ei-
„nem reiſſenden Strom bitterer Thränen aus mei-
„nen Augen hervor. Aber auch dieſe floſſen frucht-
„los. Mein Klaggeſchrei ward nicht mehr gehört,
„oder von denen, die es auch hörten, gar nicht be-
„achtet, und das Werk derer, die mir Gewalt an-
„thaten, endlich an mir vollbracht. In den Willen
„Desjenigen, der Alles weiß, mit Geduld mich er-
„gebend, trage ich jetzt die mit ſo vieler Gewalt
„mir auferlegte Bürde, freilich gebeugt, und nur
„trauernd und ſeufzend — — Doch was nützen jetzt
„noch alle fernere Klagen? Das Geſchehene kann
„ja doch, wie jenes Sprüchwort ſagt, nicht unge-
„ſchehen mehr gemacht werden — — Da Einheit
„in dem Glauben, wie in der Liebe, das ſüßeſte und
„heiligſte Band der Vereinigung iſt, und ich un-

ner, die heiligſten Geheimniſſe der Religion verhöh-
nender Sohn war.

„unauflöslich durch daſſelbe an den römiſchen Stuhl „geknüpft zu ſeyn wünſche, ſo ergreife ich die gegen„wärtige Gelegenheit, um Euer Heiligkeit zugleich „auch mein Glaubensbekenntniß zu überſenden" *). —

8. Hätte dieſer erkünſtelte, gleisneriſche Brief den Pabſt auch einen Augenblick täuſchen können; ſo würde das kaiſerliche Schreiben, deſſen Inhalt ſowohl mit ſich ſelbſt, als mit dem Briefe des Photius in offenbarem Widerſpruch ſtand, ihn ſogleich wieder enttäuſcht haben. An einer Stelle des kaiſerlichen Schreibens heißt es nämlich: Ignatius habe freiwillig ſein Amt niedergelegt, und an einer andern, er ſey in einem eigenen Concilium von Biſchöfen, wie von dem Volke förmlich abgeſetzt worden. Wahrſcheinlich waren die widerrechtlichen gewaltthätigen Vorgänge in Conſtantinopel dem Pabſte nicht mehr ganz fremd; aber wären ſie es auch geweſen, ſo gingen doch ſchon aus dem Briefe des Photius wie des Kaiſers mehrere ſehr grobe Verletzungen der beſtehenden Kirchengeſetze hervor, und der heilige Vater mußte den nothwendigen Schluß machen, daß jene, welche in einem Punkte gegen ſo viele päbſtliche Decretalen und Concilienbeſchlüſſe ſich verſündiget hatten, dieſe auch in andern Stücken ſehr gröblich könnten verletzt haben. Beide Briefe wurden alſo von dem Pabſte mit vieler Vorſicht beantwortet. Da des Photius nach Rom geſchicktes Glaubensbekenntniß mit der Lehre der allgemeinen Kirche vollkommen übereinſtimmte **), ſo ertheilt ihm hierüber der Pabſt

*) Baron. Ann. ad ann. 859. §. 61.

**) Wegen dieſes Glaubenbekenntniſſes müſſen wir noch bemerken, daß Photius an der Stelle in demſelben, wo er den vornehmſten, von der Kirche anathemati-

das gebührende Lob; rügt aber die geſetzwidrige Weiſe, wie er die biſchöfliche Weihe erhalten habe. Er könne daher, ſagt der Pabſt, ihn nicht eher als rechtmäßigen Biſchof anerkennen, als bis es aus dem Bericht ſeiner nach Conſtantinopel geſandten Legaten ſich ergeben würde, daß ganz beſondere Umſtände, das Wohl der Kirche, und des Photius große, um dieſelbe ſchon früher erworbene Verdienſte eine ſolche Abweichung von der Regel vollkommen zu rechtfertigen im Stande wären.

9. In ſeinem Schreiben an den Kaiſer ſpricht ſich Nicolaus ſchon ungleich deutlicher und umſtändlicher aus. Gleich im Eingange deſſelben erinnert der Pabſt den Kaiſer an die von Jeſu Chriſto ſelbſt geordnete Supremacie des römiſchen Stuhles, und daß in Uebereinſtimmung mit den von den frühern Vätern in mehreren Concilien genommenen Beſchlüſſen keine Verfügung (eines Provincial- wie Nationalconciliums) ohne Zuſtimmung des römiſchen Stuhles könne zur Vollziehung gebracht werden.

ſirten Irrlehrern ebenfalls das Anathema ſpricht, auch den Namen des Pabſtes Honorius ausdrücklich nennt, dabei aber den Pyrrhus und Paulus (vermuthlich weil ſie einſt Patriarchen von Conſtantinopel geweſen) mit Stillſchweigen übergeht. Bei einem Manne wie Photius, deutet dieß unſtreitig auf eine geheime, in dem Hinterhalt ſeines Herzens lauernde Bosheit; denn Ihm, dem wahrhaft grundgelehrten, ungemein verſtändigen Manne konnte ja das eben ſo Ungerechte, als höchſt Ungeziemende und Scandalöſe der, blos durch der Griechen Schelſucht gegen Rom, herbeigeführten Verdammung des Honorius unmöglich entgangen ſeyn. — Wie künſtlich und täuſchend auch die Larve iſt, hinter welcher ein Schalk ſich verſteckt, ſo wird doch ſtets deſſen Schalkheit an irgend einem Fleck hervorſchauen.

Aber dieſen Beſchlüſſen und Verordnungen, ſagt der Pabſt, ſey das Verfahren jener Biſchöfe durchaus zuwiderlaufend, welche in einem Concilium ohne Zuſtimmung des Oberhauptes der Kirche den Ignatius des biſchöflichen Amtes entſetzt hätten. Zudem wären auch, wie er aus dem Schreiben des Kaiſers erſehen, die Zeugen, welche man gegen den Ignatius aufgerufen, nur ſolche Leute, die in Folge der Kirchengeſetze gar nicht als Zeugen könnten angenommen werden. Man habe weder das eigene Geſtändniß des Ignatius, noch hätten deſſen Ankläger, und die gegen ihn aufgerufenen Zeugen ihre Anklagen und Ausſagen, ſo wie die heiligen Canons es erfodern, gehörig erwieſen. Sowohl des Ignatius freiwillige Amtsniederlegung, im Falle er wirklich reſignirt habe, als auch deſſen Abſetzung erklärt Nicolaus, weil das Eine, wie das Andere ohne die päbſtliche Zuſtimmung geſchehen, für offenbare Nullitäten. Der Pabſt geht ſodann auf die geſetz- und verfaſſungswidrige Art der Wahl und Ordination des Photius über. In ſehr ſtarken Ausdrücken rüget er die Vermeſſenheit und ſtolzen Anmaßungen des Photius *), der ohne Vorbereitung und Prüfung, und ohne die kirchlichen Grade in der vorgeſchriebenen Zeitfolge durchlaufen zu haben, aus dem Stande eines Laien ſich unmittelbar zur höchſten kirchlichen Würde hinaufgeſchwungen:

*) — — »Verum iste Photius videlicet antea doctor proripit, quam doctus extiterit, prius magister videri cupit, quam discipulus audiri: prius auditor esse debuit, ac deinde institutor: sed hic doctoris e contrario cathedram eligens, docere prius elegit ac deinde coepit doceri: prius sanctificare curavit, ac demum sanctificari: prius illuminare voluit, et postmodum illuminari, — —« (Nic. Pap. ep. 2.)

eine ſtrafbare Verletzung ſo vieler Concilienbeſchlüſſe, namentlich des Conciliums von Sardika, ſo wie auch der Decretalen einer Menge Päbſte, als des Cöleſtinus, des Leo, Benedikts, Gelaſius, Hadrians I. ꝛc. Der Pabſt wiederholt ſeine ſchon dem Photius zum Theil gegebene Erklärung, daß er nämlich denſelben nicht als Biſchof anerkennen könne, bevor er über den ganzen Thatbeſtand und alle damit verbundenen Nebenumſtände durch ſeine Legaten vollkommen befriedigende Aufſchlüſſe würde erhalten haben. Damit aber, fährt der Pabſt fort, dabei in den gehörigen Rechtsformen verfahren werde; ſo verlange er, daß Ignatius, von welchem der Kaiſer ihm berichtet, er habe freiwillig ſeine Kirche reſignirt, und dann wieder, er ſey in einem Concilium von den Biſchöfen und dem ganzen Volke abgeſetzt worden *), vor ein, von dem Kaiſer zuſammenberufenes Concilium gefodert, und in Gegenwart der römiſchen Legaten befragt werde, warum er gegen die Verordnungen Leo's III. und Benedikts III. die ihm anvertraute Heerde verlaſſen habe, und daß hierauf eben ſo auch die Urſache ſeiner Abſetzung, und die Art, wie dieſe geſchehen, geſetzlich und unpartheiiſch unterſucht werde, damit der Pabſt, nachdem er durch ſeine Legaten alles genau würde erkundet haben, im Stande ſey, mit ſeinem apoſtoliſchen Anſehen eine Entſcheidung zu geben, wodurch in der unaufhörlich erſchütterten Kirche von Conſtantinopel endlich einmal wieder

*) Man ſieht, wie der Pabſt den in dem kaiſerlichen Schreiben enthaltenen, handgreiflichen Widerſpruch zwar aus zarter Schonung nicht unmittelbar rügt, aber doch durch obige feine Zuſammenſtellung die große Incohärenz jenes Briefes recht anſchaulich zu machen weiß.

Ruhe und Friede könnten hergeſtellt werden. Da in dem Briefe des Kaiſers, obgleich blos als ein ſchicklicher Vorwand, die Frage wegen Verehrung der Heiligen und deren Bildniſſe war erneuert worden; ſo berührt auch der Pabſt in ſeiner Antwort dieſen Gegenſtand ganz in der Kürze, gibt zwar darüber dem Kaiſer einige ſehr zweckmäßige Belehrungen; ſagt aber, daß eine von der Kirche in einem öcumeniſchen Concilium entſchiedene Sache keiner weitern Unterſuchung mehr bedürfe, daher auch ſeine Legaten blos den Auftrag hätten, die darüber allenfalls noch vorkommenden Zweifel in dem Sinne und nach der Lehre der Kirche zu löſen. — Am Ende verlangt der Pabſt abermals die Zurückſtellung der dem römiſchen Stuhle gehörigen, demſelben aber widerrechtlich entzogenen Güter in Calabrien; auch bittet er den Kaiſer, er möchte das, von den Päbſten ſeit undenklichen Zeiten ausgeübte, jedoch von den letztern Kaiſern ihnen wieder genommene Patriarchalrecht über Epirus, Illyrien, Macedonien, Theſſalien, Achaja, Dacien und Möſien, dem römiſchen Stuhle wieder zurückgeben.

10. Die beiden päbſtlichen Legaten waren Rodoald, Biſchof von Porto, und Zacharias, Biſchof von Anagnia. Damit das päbſtliche Schreiben an den Kaiſer nicht könnte verfälſcht werden; denn das Verfälſchen der Urkunden war bei den Griechen längſt ſchon Sitte, ließ der Pabſt drei Abſchriften ausfertigen. Die erſte ward in dem römiſchen Archiv niedergelegt; die beiden übrigen erhielten die Legaten. Die eine davon ſollten ſie dem Kaiſer überreichen, die andere ſelbſt behalten, indem ſie ihnen in ihren Verhandlungen in Conſtantinopel ebenfalls zur Richtſchnur dienen könnte. — Der Empfang der päbſtlichen Geſandten in Conſtantino-

pel war für dieſelben nichts weniger, als ſehr erfreulich. Mehrere Monate ſahen ſie ſich gleich Gefangenen behandelt. Damit es ihnen unmöglich würde, nach der eigentlichen Lage der Sachen zu forſchen, und einige Belehrung darüber zu erhalten, wurden ſie unter die ſtrengſte Aufſicht geſtellt. Sie durften weder Beſuch geben, noch empfangen, und überhaupt durchaus mit Niemand ſprechen, als mit ihren eigenen Leuten. Als man ihre Geduld einigermaßen erſchöpft glaubte, rückte man näher zum Ziele. Um die Legaten zu gewinnen, wechſelten die lockendſten Verſprechungen mit den furchtbarſten Drohungen. Man würde ſie, ward ihnen gedroht, in den entfernteſten Winkel des Reiches unter barbariſche Nationen verbannen, und dort einem ſolchen Elende preis geben, daß ſie mit ihrem eigenen Unrath ſich zu nähren gezwungen ſeyn würden. Acht Monate hielten die Legaten dieſe Prüfung aus. Endlich wurden ſie ſchwach. Sie fielen gleich ſo vielen Andern; verſprachen daher, ſich dem Willen des Hofes zu fügen, und wurden nun eben ſo verächtliche, als tyranniſche Werkzeuge in den Händen eines Photius und Bardas.

11. Als man ſich der Legaten verſichert hatte, wurden die, bisher ſo ſehr verzögerten Anſtalten zu einem Concilium nun wirklich getroffen. Durch äußern Glanz, und indem man ihm die Würde des zweiten Conciliums von Nicäa zu geben ſuchte, wollte man dem Volke und der Chriſtenheit imponiren. Eben ſo zahlreich daher, als das zweite nicäniſche Concilium, beſtand es aus drei hundert und achtzehen Perſonen. Im Jahre 861 im Monat Mai ward es eröffnet. Der Kaiſer, deſſen ganzer Hof und der größte Theil der Senatoren waren gegenwärtig. Den Ignatius hatte

man indeſſen von der Inſel Terebinthus nach Conſtantinopel gebracht. Am Tage der Eröffnung des Conciliums kam Baanes, ein ſtädtiſcher Beamte nebſt noch einigen andern obſcuren Laien zu ihm, und foderten ihn im Namen des heiligen (!) Conciliums auf, vor den Schranken deſſelben zu erſcheinen, um auf die gegen ihn erhobenen Klagen zu antworten. Ignatius fragte, in welcher Geſtalt er erſcheinen ſollte, als Biſchof, als Prieſter, oder als Mönch? die Abgeordneten erwiederten, daß ſie dießfalls keinen Auftrag erhalten hätten. Am andern Tage erſchien abermals Baanes nebſt ſeinem Geſindel bei dem ehrwürdigen, ſo grauſam mißhandelten Patriarchen; aber dießmal im Namen der päbſtlichen Geſandten, welche dem Ignatius ſagen ließen, er möge ſo vor dem Concilium erſcheinen, wie ſein eigenes Gewiſſen es ihm erlaube. Alſogleich legte Ignatius die Patriarchalkleidung an. Aber auf dem Wege nach der Kirche zu den heiligen Apoſteln, wo das Concilium verſammelt war, begegnete ihm der Patricier Johannes, und gebot ihm im Namen des Kaiſers, und ſogar bei Todesſtrafe, die Patriarchalkleidung abzulegen, und in jener eines Mönchs vor das Concilium zu treten. Auch dieſer Befehl ward von Ignatius alſogleich befolgt. Mehrere Biſchöfe, und eine große Anzahl Volkes begleiteten den Ignatius. Bei der Kirche der Apoſtel angekommen, wurden ihm ein Prieſter, ein Subdiacon und ein weltlicher Beamte entgegen geſchickt, die ihm Vorwürfe machten, wie er, der ſo großer Verbrechen wegen abgeſetzt worden, noch die Frechheit haben könne, ſich in das heilige Gewand eines Patriarchen zu kleiden. Sie entriſſen ihn den ihn umgebenden Biſchöfen, führten ihn in die Kirche, und ſtellten ihn dem Kaiſer vor, der, den heiligen Mann hart anfahrend, einen ganzen

Strom von Schmähungen auf ihn ergoß. Geduldig hörte Ignatius alles an, und ſagte dann blos: „Gnädigſter Kaiſer! leichter als körperliche Mißhandlungen ſind mündliche zu ertragen.“ Dieſe Worte beſänftigten den tollen Despoten. Er hieß den Ignatius auf einer hölzernen Bank ſich niederzulaſſen.

12. Ignatius bat um die Erlaubniß, zu den römiſchen Abgeordneten zu ſprechen. Als ihm dieſe geſtattet ward, fragte er die Legaten, aus welchem Grunde ſie dieſer Verſammlung beiwohnten. Sie antworteten: ſie wären von dem Pabſt geſandt worden, um über ihn ein Urtheil zu fällen. Ignatius fragte ferner, ob ſie Briefe oder überhaupt ſchriftliche Aufträge von dem Pabſte an ihn hätten. Ihre Antwort war: Nein! denn da er durch ein, in einem eigenen Concilium gefälltes Urtheil ſeines Amtes wäre entſetzt worden, ſeyen ſie auch zu ihm nicht als einem Patriarchen gekommen. Indeſſen, fügten ſie hinzu, werden wir nach den Canons und Geſetzen der Kirche ſprechen. „Wenn Ihr dieß wollt,“ verſetzte jetzt Ignatius ſehr lebhaft, „ſo ſorgt vor „allem dafür, daß dieſer Eingedrungene*) hier die „Verſammlung verlaſſe. Vermöget Ihr dieß nicht „zu thun, ſo könnt Ihr hier auch nicht als Richter „ſitzen.“ Auf den Kaiſer deutend, ſagten die Legaten: „dieſer da will es ſo haben.“ — Man ſchritt nun zur Anklage. Der Hauptgrund derſelben war: Ignatius ſey nicht auf canoniſchem Wege, durch die Wahl der Kirche und des Volkes, ſondern blos durch das Machtgebot der Kaiſerin Theodora auf

*) Nämlich der Afterpatriarch Photius; in dem kirchlichen Sinne ein ſchändlicher Ehebrecher, der die Braut, das heißt die Kirche, eines andern, rechtmäßig damit vermählten Biſchofes ſich zueignen will.

den Patriarchenſtuhl erhoben worden, und habe ſeit zwölf Jahren ſein Amt nicht, wie ein für ſeine Heerde zärtlich beſorgter Hirte, ſondern gleich einem Tyrannen verwaltet. Zwei und ſiebenzig Zeugen, eben ſo viele längſt ſchon erkaufte Schelmen, größ- tentheils Menſchen von dem ſchlechteſten Rufe, tra- ten auf, und bekräftigten dieſe Anklage mit einem Eide. Aber nun erhoben ſich mehrere Metropoliten und auch noch andere Biſchöfe, bekannten ihre Schuld, bezeugten öffentlich ihre Reue, den rechtmäßigen Pa- triarchen bisher verlaſſen zu haben, und foderten mit Nachdruck, daß man den Ignatius in ſeiner bisherigen Würde wieder herſtelle. Die kühne Frei- müthigkeit der Biſchöfe verbreitete keine kleine Be- ſtürzung unter der Hofpartheі, wie unter den An- hängern des Photius. Ihr ganzer Unwille fiel jetzt auf jene, und mit Vorwürfen ſie überhäufend, ſag- ten ſie unter anderm auch zu ihnen: „Gerne hättet Ihr zugegeben, daß Ignatius ſein Amt niederlegte; und jetzt fodert Ihr ihn zu euerm Patriarchen.“ — Die Biſchöfe erwiederten: „Unter zwei Uebeln, die uns droheten, nämlich dem Zorne des Kaiſers und einem Volksaufſtand wählten wir das kleinere. Ue- brigens gebt nur dem Ignatius ſeinen Patriarchen- ſtuhl wieder und bekümmert euch weiter nicht um uns.“ — Viele aus dem Gefolge des Kaiſers nä- herten ſich nun dem Ignatius, und unter der Larve geheuchelter Theilnahme an ſeinem Schickſal redeten ſie ihm zu, dem Drange der Umſtände zu weichen, dem Frieden in der Kirche ein Gott wohlgefälliges Opfer zu bringen. Als alles dieß gleisneriſche Ge- wäſch auf den Ignatius keinen Eindruck machte; jedoch auch der kräftige Einſpruch jener Biſchöfe jetzt nicht wohl weiter zu verfahren geſtattete, ſo wurde für heute die Sitzung geſchloſſen.

13. Mehrere Tage fuhr man nun fort, mit Bitten und Vorſtellungen in den Ignatius zu dringen, ſein biſchöfliches Amt freiwillig zu reſigniren. Als man ſah, daß nichts fruchten würde, ward er auf das neue vor das Concilium gefodert. Diejenigen, welche man diesfalls an ihn abſandte, waren die nämlichen, welche ihn bei der erſten Sitzung am Eingange der Kirche empfangen hatten, nämlich der Prieſter Laurentius, ein Subdiacon und ein Laie von unbekanntem Namen. Aber Ignatius weigerte ſich ſtandhaft, ihnen zu folgen, indem das Concilium, wie er geſehen, nicht nach der Richtſchnur der Canons und Kirchengeſetze verfahre. Er wandte ſich hierauf an die, obgleich abweſenden Legaten, und zu ihnen ſprechend, als wenn ſie gegenwärtig wären, ſagte er zu ihnen: „wie erkühnt Ihr „euch, meine Richter ſeyn zu wollen, Ihr, die Ihr „den Eingedrungenen nicht aus eurer Verſammlung „entfernt habt; im Gegentheil täglich mit ihm an „ſeiner Tafel ſpeiſt, Geſchenke von ihm annehmet, „und der ſogar euch, bevor Ihr noch nach Con„ſtantinopel kamet, ſchon prächtige Gewandte und „andere Geſchenke bis nach Redeſte entgegen geſchickt „hat. Euch und das ganze Concilium erkenne ich „nicht für meine Richter. Ich appellire an den rö„miſchen Stuhl; vor den Pabſt will ich geführt „werden, deſſen Ausſpruch ich mich unbedingt un„terwerfen werde.“ — Ignatius las hierauf den, von dem Concilium an ihn Abgeordneten ſein an den Pabſt gerichtetes Schreiben vor. In dieſem bezieht er ſich auf ein in Sachen des heiligen Chryſoſtomus vom Pabſt Innocenz erlaſſenes Breve, dem zu Folge Chryſoſtomus ſich nicht vor ſeine Richter ſtellen ſollte, bevor man ihn nicht vorher auf ſeinem biſchöflichen Stuhle wieder hergeſtellt hätte. Auch den vierten Canon des Conciliums von Sar-

dika führt Ignatius an, wodurch nämlich verordnet wird, daß, wenn ein abgeſetzter Biſchof erklärt und behauptet, hinreichende Gründe ſeiner Rechtfertigung zu haben, man an ſeine Stelle keinen andern erwählen ſoll, bevor der römiſche Stuhl in der Sache entſchieden hätte. Zehen Metropolitanbiſchöfe unterzeichneten jetzt dieſe Appellation des Ignatius an das Oberhaupt der Kirche. Indeſſen fingen die Abgeordneten des Conciliums auf das neue an, den Ignatius zu bitten und zu ermahnen, ihnen nach der Kirche der heiligen Apoſtel zu dem Concilium zu folgen. Das nämliche thaten auch Einige aus ſeiner Umgebung. Aber zu dieſen ſagte Ignatius: „wie es ſcheint, ſeyd Ihr ſchlechte Canoniſten; denn ſonſt würdet Ihr wiſſen, daß, wenn man einen Biſchof vor ein Concilium laden will, man ihn durch zwei Biſchöfe, und zwar dreimal nach einander muß vorladen laſſen. Gehörte übrigens der Uſurpator noch der Kirche an, ſo würde ich ihm gerne mein Amt überlaſſen. Aber wie kann ich einem Fremdling die mir anvertraute Heerde Jeſu Chriſti preißgeben? Photius iſt excommunicirt und liegt unter dem Fluch der Kirche; denn gegen ihre ausdrücklichen Canons und Geſetze hat er ſich unmittelbar aus dem Laienſtand auf den Patriarchenſtuhl geſchwungen, und dieſen uſurpirt; auch iſt derjenige, welcher ihn ordinirte, ſelbſt ein abgeſetzter, anathematiſirter, von der Kirche ausgeſtoßener Pfaff. — Da Ignatius unerſchütterlich bei ſeinem Vorſatze beharrte, kehrten die Abgeordneten zu dem Concilium zurück, worauf dieſes ſich ebenfalls trennte.

14. Nun vergingen wieder einige Tage; aber am zehnten nach der erſten Sitzung verſammelte ſich das Concilium auf das neue, und Ignatius ward

mit Gewalt vor daſſelbe geſchleppt. Die Zeugen wurden einzeln vernommen, und jeder ſchwur einen Eid, Ignatius ſey nicht durch canoniſche Wahl zur Patriarchenwürde gelangt. Ignatius ſagte: „bin ich nicht Patriarch, ſo ſind auch die mehrſten in dieſer Verſammlung nicht Biſchöfe; denn durch meine unwürdigen Hände erhielten ſie die biſchöfliche Weihe. Selbſt der Kaiſer iſt gewiſſermaßen nicht Kaiſer; denn dieſelben Hände waren es, welche ihm die Kaiſerkrone aufſetzten.“ — Mehrere Biſchöfe ſprachen mit vieler Wärme zu Gunſten des Ignatius. Aber dem bei weitem größten Theil lähmte Furcht vor dem Eingedrungenen die Zunge, oder vielmehr feſſelte ihn an den Wagen deſſelben; und ſo ward nun auf den Grund der dreißigſten Satzung der Apoſtel, welche verordnet, daß derjenige, welcher ſich der weltlichen Macht bedient, um zum Beſitze einer biſchöflichen Kirche zu gelangen, wieder abgeſetzt und excommunicirt werden ſoll, dem Ignatius das Verdammungs- und Entſetzungsurtheil geſprochen *). — Um an dem Schuldloſen die, ihn noch mehr demüthigende Ceremonie der Degradation, wozu ein notoriſch ſchlechter, von Ignatius vor einiger Zeit aus der Kirche gejagter Subdiacon, Namens Procopius, ſeine Dienſte anbot, vornehmen zu können, wurden ihm zerriſſene,

*) Dies ſagt freilich der hier oben erwähnte dreiſigſte Canon. Aber es iſt blos deſſen Vorderſatz; denn er verordnet auch noch, daß alle jene, welche mit einem ſolchen Biſchofe Kirchengemeinſchaft gepflogen, ebenfalls abgeſetzt werden ſollen. Hätten die verſammelten Biſchöfe conſequent ſeyn wollen, oder vielmehr conſequent ſeyn können; ſo hätten ſie nicht blos den Vorderſatz, ſondern auch den Nachſatz anführen, dieſem zu Folge decretiren, mithin ſich ſämmtlich ſelbſt abſetzen müſſen.

ſchmutzige Kleider, und über dieſe die Patriarchalkleidung angelegt. Procopius trat nun auf ihn hinzu, zog ihm ein Stück nach dem andern von der Patriarchalkleidung aus; und als er ihm den Mantel von der Schulter riß, rief er laut aus: anaxios (er iſt unwürdig). Ohne zu erröthen, wiederholten Rodoald und Zacharias dieſen Ausruf. In Lumpen gehüllt, ſtand jetzt Conſtantinopels rechtmäßiger, durch hohe Tugend ausgezeichneter Patriarch vor der Verſammlung; aber er ſtand da, wie ein Heiliger vor den Verworfenen, wie der Gerechte vor dem ungerechten Richter. Selbſt viele von Photius Freunden klagten in der Stille über dieſe neue, dem ſo höchſt ehrwürdigen Biſchofe angethane Schmach. Aber die beiden, ſchon in doppelten Banden der Sünde und der Schande verſtrickten päbſtlichen Legaten unterſchrieben ohne Widerrede das gefällte, himmelſchreiend ungerechte Verdammungs- und Entſetzungs-Urtheil.

15. Zum Scheine wurden nun auch einige Fragen über die Verehrung der Heiligen verhandelt, und hierauf noch ſiebzehn Canons, und unter dieſen verſchiedene, auf die gegenwärtigen traurigen Ereigniſſe ſich beziehende Satzungen gemacht. Es ward nämlich abermals auf das ſtrengſte verboten, unter irgend einem Vorwand ſich von der Kirchengemeinſchaft eines Biſchofes zu trennen; ſo lange derſelbe nicht in einem Concilium wäre förmlich verdammt und entſetzt worden. Bevor ein ſolches Urtheil ergangen, ſoll es auch keinem Biſchofe erlaubt ſeyn, ſeinen Metropoliten, und keinem Metropoliten ſeinen Patriarchen zu verlaſſen. Man ſieht, daß dieſe Verordnungen offenbar zu Gunſten des Photius gegen jene, welche allenfalls ſich von ihm zu trennen geſinnet wären, gemacht wurden. Indeſſen geſchah

es doch, daß auch zwei, wie es ſcheint, gegen den Photius gerichtete Canons durchgeſetzt wurden. Durch den einen ward verboten, zu Lebzeiten eines Biſchofes für deſſen Kirche einen andern zu ordiniren; außer wenn jener entweder ſein biſchöfliches Amt freiwillig niedergelegt, oder ſchon ſeit ſechs Monaten ſich von ſeiner Kirche entfernt hätte. Durch den andern ward verordnet, daß kein Laie, bevor er noch alle untern kirchlichen Würden ſtufenweiſe erhalten, zum Biſchofe gewählt werden, und der gegenwärtige Fall, wo ſeltene und ungewöhnliche Verdienſte eine Ausnahme von dieſer Regel erfodert hätten, für die Zukunft keines Wegs zum Präjudiz dienen ſollte.

16. Indeſſen war jedoch der eigentliche Zweck dieſes Conciliums gänzlich verfehlt. Des Hofes und Photius Abſicht war es, der ungerechten Verdammung des Ignatius durch einen übereinſtimmenden Beſchluß der Biſchöfe und der päbſtlichen Legaten eine ſolche rechtliche Form zu geben, daß der Pabſt die Anerkennung eines ſolchen Urtheils gar nicht würde verweigern können. Dieſer Plan war nun völlig vereitelt, theils durch den ganz unerwarteten Widerſpruch mehrerer Metropolitanbiſchöfe, theils durch des Ignatius, mit der Unterſchrift eben dieſer Metropoliten und noch fünfzehn anderer Biſchöfe, nebſt einer Menge Prieſter und Mönche bekräftigte Appellation an den römiſchen Stuhl *).

*) Daß, von den älteſten Zeiten an bis auf die des Photius, die Patriarchen des Orients, und namentlich auch jener von Conſtantinopel, nur mit Ausnahme der ſchismatiſchen, von der römiſchen Kirche getrennten und von ihr excommunicirten Patriarchen, ſtets Roms Primacie und des römiſchen Stuhles höchſte

Deſto nothwendiger und wichtiger ſchien jetzt dem Photius eine, von Ignatius ſelbſt ausgeſtellte und unterzeichnete Abdankungsurkunde. Um ſie von ihm zu erzwingen, erlaubte man ſich gegen denſelben alle, dem Leſer ſchon bekannte grauſame Mißhandlungen. Auf das Papier, worauf die Peiniger des Ignatius mit deſſen erſtarrten Fingern ein Kreuz gemacht hatten, ſchrieb nun Photius folgende Wor-

---

oberrichtliche Gewalt anerkennt haben, darüber giebt des Ignatius von zehen Metropoliten, fünfzehen Biſchöfen und einer Menge Prieſter und Diacone unterzeichnete Appellation, unter den frühern, es bezeugenden zahlloſen hiſtoriſchen Thatſachen, einen neuen auffallenden Beweis. Merkwürdig iſt ſchon die Aufſchrift dieſer Appellation: »**Ignatius —— decem Metropolitae et alii qui adsunt Espiscopi, et Praepositorum et presbyterorum et aliorum Monachorum infinitus numerus Domino nostro sanctissimo et beatissimo Praesidi et Patriarchae omnium sedium, et principis apostolorum successori et Universali Papae etc.** Nicht minder merkwürdig ſind auch die Worte, mit welchen Ignatius dieſe ſeine Bittſchrift an den Pabſt ſchließt: »**Tu vero sanctissime domine, ostende in me viscera misericordiae tuae, et juxta illum magnum Paulum dic etiam: Quis infirmatur et ego non infirmor? In mentem revoca praedecessores tuos, Fabianum inquam, Julium, Innocentium, Leonem, et ut breviter dicam, omnes qui pro veritate adversus injustitiam viriliter se gesserunt; et hos imitare, et ad vindictam nostri, qui tot injusta passi sumus, exsurge ....** Wenn alſo Geſchichtſchreiber, beſonders von den Proteſtanten, zu behaupten ſuchen, Pabſt Nicolaus habe erſt einen Verſuch gemacht, die Lehre von dem römiſchen Primat auch in der griechiſchen Kirche einzuführen und zu befeſtigen, ſo befinden ſie ſich offenbar in einem großen, der ganzen Geſchichte der orientaliſchen Kirche widerſprechenden Irrthum.

te: „Ich Ignatius, unwürdiger Biſchof von Con„ſtantinopel, bekenne, daß ich ohne canoniſche Wahl „den biſchöflichen Stuhl beſtiegen, und während „meiner Amtsführung keinen heiligen Wandel ge„führt, ſondern gleich einem Tyrannen mich betra„gen habe.“ — Ignatius ward hierauf in Freiheit geſetzt. Die Ruhe, die man ihm gönnte, war jedoch von kurzer Dauer. Man ſah nämlich bald ein, daß auch jene, durch Liſt und Gewalt erhaltene Abdankungsformel, wenn man anders ſie ſo nennen wollte, noch lange nicht hinreichend ſey, den rechtlichen Sinn des Volkes, und noch viel weniger jenen des Pabſtes zu täuſchen. Beſchloſſen ward demnach, den Ignatius zu zwingen, in der Kirche ſein Verdammungsurtheil ſelbſt von der Kanzel herab dem Volke zu verkündigen. Sobald dieſes geſchehen, ſollten ihm beide Augen ausgeſtochen, und die rechte Hand ihm abgehauen werden. Schon war am Vorabend des heiligen Pfingſtfeſtes die Wohnung des Ignatius von einer Schaar Soldaten umringt. Aber ſchützend waltete über ihm die Hand der Vorſehung. In Sclavenkleidung und mit einem Joch auf den Schultern, an deſſen Ende Körbe hingen, ging er mitten durch die Soldaten, die ihn für einen Laſtträger hielten, hindurch. In Thränen zerfließend, und nur von einem einzigen ſeiner treuen Schüler, Namens Cyprianus, begleitet, wanderte er den größten Theil der Nacht, in ſteter Gefahr entdeckt zu werden, mühſam fort, fand endlich eine Barke, und floh auf die Prinzeninſel, bald nachher auf die Inſel Proconeſus, und von da noch auf verſchiedene andere Inſeln in dem Propontis.

17. Photius wüthete, als er vernahm, daß die Beute, die er ſchon in ſeinen Klauen zu halten

glaubte, ihm entgangen ſey. In allen Klöſtern in und um Conſtantinopel, wie an allen Orten, wo er vermuthete, daß Ignatius verborgen ſeyn könnte, ließ er ihn aufſuchen. Oryphas, Befehlshaber einer Abtheilung der kaiſerlichen Flotte, erhielt Befehl, mit ſechs Fahrzeugen in dem Propontis zu kreuzen, auf allen Inſeln ihn aufzuſuchen, und wenn er ſich deſſelben bemächtigt haben würde, ihm ohne weiteres als einen Aufrührer und Majeſtätsverbrecher den Kopf abſchlagen zu laſſen. — Von höherer Hand geſchützt, entging jedoch Ignatius ſtets ſeinen Verfolgern. In völlig zerriſſener Kleidung, einem entlaufenen Sclaven ähnlich, irrte er unſtät von einem Ort zu dem andern, übernachtete in Wäldern, Felſenhöhlen und Gebirgsſchluchten, erbettelte am Tage ſein Brod, und Er, Conſtantinopels rechtmäßiger Patriarch und Sohn eines ehemaligen Kaiſers, lebte jetzt von dem ſparſamen Almoſen, das hie und da eine mitleidige Seele ihm, dem Unbekannten, reichte. Aber ſichtbar zeigte ſich jetzt auch die ſtrafende Hand des Herrn. In den erſten Tagen des Auguſts deſſelben Jahres (861) ſchreckte plötzlich ein furchtbares, über vierzig Tage anhaltendes Erdbeben den Kaiſer und alle Einwohner von Conſtantinopel. Laut ſchrie alles Volk, es ſey ein offenbares göttliches Strafgericht wegen der gegen den Ignatius erhobenen, ungerechten und grauſamen Verfolgung. Der Kaiſer und Bardas, ſchon geſchreckt durch die heftigen, oft ſchnell auf einander folgenden Erderſchütterungen, und nun noch einen, nicht minder gefährlichen, den Sturz der Regierung drohenden Volksaufſtand befürchtend, eilten nach der Kirche der heiligen Apoſtel, und ſchwuren unter den Augen des ganzen Volkes einen feierlichen Eid, daß weder dem Ignatius, noch denen, die ihn verborgen, das mindeſte Leid widerfahren ſollte. Als das

Gerücht davon ſich verbreitete, und auch Ignatius es hörte, kehrte er nach Conſtantinopel zurück, und entdeckte ſich dem Petronar, Bruder der Kaiſerin Theodora, mithin Michaëls Onkel von mütterlicher Seite. Petronar meldete es dem Kaiſer, und Michaël ſchickte ihm zum Unterpfand des ihm gemachten eidlichen Verſprechens eine koſtbare goldene Kette. Dieſe hing Ignatius um den Hals, und ging damit zum Cäſar Bardas. Von dieſem ward er nicht beſonders freundlich empfangen. Er fragte ihn, warum er gleich einem Landſtreicher in der Welt herumirre. „Weil,“ erwiederte Ignatius, „Jeſus „Chriſtus befohlen hat, wenn wir in einer Stadt „verfolgt würden, in die andere zu fliehen.“ — Bardas hieß ihn in ſein Kloſter gehen, ihn verſichernd, daß er nichts mehr zu befürchten habe. Ignatius ließ ſich dieß nicht zweimal ſagen. Aber kaum ſah er ſich innerhalb der Mauern ſeines ſtillen Kloſters, als auch ſogleich die Erderſchütterungen aufhörten, und der ſchon ſeit vierzig Tagen wankende Boden wieder ruhig ward *).

XII.

1. **Des Pabſtes Nicolaus ferneres Verfahren in der Sache des Photius.** — Inzwiſchen kamen die päbſtlichen Legaten nach Rom zurück, und erſtatteten über den Erfolg ihrer Miſſion einen mündlichen Bericht, ungefähr ſo, wie treuloſe Beamten, die, uneingedenk ihrer heiligſten Pflicht, ſich der ſchändlichſten Prävarication ſchuldig gemacht, ihn ihrem Herrn nur immer erſtatten können. Das Weſentlichſte davon war: Ignatius ſey in dem Concilium abgeſetzt, und die Ordina-

*) Nicet. Vit. S. Ign.

tion des Photius für gültig erklärt worden. Wie es ſcheint, müſſen die Legaten ihre Lügen ſehr fein und mit vieler Kunſt zuſammengefädelt haben; denn Rodoald wurde von dem Pabſte ſogleich wieder mit einer neuen Miſſion nach Lotharingen beauftragt. Aber ſchon weit heller ſah der Pabſt nach einigen Tagen, als nämlich der Staatsſecretär Leo von Conſtantinopel in Rom angekommen war, und dem Pabſte die Akten des Conciliums, nebſt zwei Briefen, den einen von dem Kaiſer, den andern von Photius, überreicht hatte. Aus den Akten ergab es ſich nun klar, daß weder die Legaten, noch das Concilium die päbſtliche Inſtruktion befolgt, ſondern ein Definitivurtheil in einer Angelegenheit gefällt hatten, die ſie blos zu unterſuchen, und dann darüber an den römiſchen Stuhl, der ſich die Entſcheidung vorbehalten hatte, zu berichten beauftragt waren. Ferner ergab es ſich daraus, daß das päbſtliche Schreiben an den Kaiſer, welches, dem ausdrücklichen Befehle des Pabſtes gemäß, dem Concilium, bevor es ſeine Verhandlungen begann, hätte vorgeleſen werden ſollen, demſelben erſt nachher, als alles ſchon beendiget war, mitgetheilt ward, und zwar überdieß noch ſo verfälſcht und verſtümmelt, daß es auch nicht ein Wort zu Gunſten des Ignatius, aber ungemein viel Empfehlendes für den Photius enthielt. Obgleich nun ſchon die Akten hinreichenden Stoff darboten, um gegen Zacharias und Rodoald eine gerichtliche Unterſuchung einzuleiten, ſo ward dieſe, theils weil letzterer abweſend war, theils weil der Pabſt noch mehrere Nachrichten und Beweiſe einziehen wollte, für jetzt ausgeſetzt. Damit aber der römiſche Stuhl durch das pflichtwidrige Betragen ſeiner Legaten auf keine Art compromittirt würde, und nicht die mindeſten Conſequenzen daraus könnten hergeleitet werden, berief

Nicolaus unverzüglich, und gleich am andern Tage eine Verſammlung des ganzen römiſchen höhern Clerus zuſammen, worin er in Gegenwart des griechiſchen Geſandten erklärte: Er habe nie daran gedacht, Geſandten nach Conſtantinopel zur Abſetzung des Ignatius und Erhebung des Photius zu ſenden. Dazu habe er nie ſeine Einwilligung gegeben, werde auch nimmermehr ſie dazu geben. — Dieſe von dem Pabſt hier öffentlich und gleichſam unter den Augen der ganzen Kirche gegebene Erklärung ward nun unverzüglich an alle orientaliſche Biſchöfe, wie auch an die Patriarchen von Alexandria, Antiochia und Jeruſalem geſandt.

2. Von den beiden, durch Leo dem Pabſte überreichten Schreiben iſt das des Kaiſers verloren gegangen. Sein Verluſt möchte vielleicht zu bedauern ſeyn; denn höchſt wahrſcheinlich wäre es für uns zur Charakteriſtik der gewöhnlich durchaus grundſatzloſen, bodenlos ſchlechten byzantiniſchen Regierung ein nicht unbedeutender Beitrag mehr. — Aber jenes des Photius liegt vor uns, und beinahe noch häßlicher und widerlicher, als aus deſſen erſtem Schreiben, geht aus dieſem der Charakter dieſes, in allen Künſten der Verſtellung und Gleisnerei bis zur höchſten Virtuoſität vollendeten Menſchen hervor. Durch den ganzen langen Brief hindurch ſchwebt auch nicht der leiſeſte Hauch von Wahrheit auf ſeinen Lippen. Schon der Anfang deſſelben iſt empörend, denn derſelbe Menſch, in deſſen Buſen, wie wir geſehen, das Herz einer Tygerkatze ſchlug, ſpricht, und zwar in der Sprache eines Apoſtels, von L i e b e und ſ a n f t e n ſ y m p a t h e t i ſ c h e n G e f ü h l e n. „Allgemein, ſo beginnt er, iſt es anerkannt, und ſelbſt durch den Ausſpruch göttlicher „Schriften bekräftiget, daß die Liebe das höchſte und

„koſtbarſte Gut des Menſchen ſey. Durch ſie wird „das Getrennte wieder verbunden, jede Wunde, die „Zwieſpalt geſchlagen, wieder geheilt, und das „Band, das die Liebe knüpft, wird durch ſie ſtets „noch mehr befeſtiget und geheiliget. Sie, die Lie„be duldet alles, hofft alles, erträgt alles,“ ꝛc. — In dieſem Tone ſpricht der Heuchler einige zwanzig Zeilen hindurch von jener göttlichen Tugend, von welcher auch nicht ein Funke in ſeiner Seele glimmte. Endlich fährt er fort: „Eben dieſe Liebe hat „mich gekräftiget, von Ewr. Heiligkeit die Vor„würfe geduldig zu ertragen, die gleich ſcharf abge„ſchoſſenen Pfeilen mein ſchuldloſes Herz trafen. „Ja, die Liebe, die alles zum Guten wendet, hat „mich zu der Ueberzeugung geführt, daß eben dieſe „Vorwürfe nicht die Wirkungen eines leidenſchaftlich „erregten, zu Feindſchaft und Beleidigungen geneig„ten Gemüthes, ſondern der unwillkührliche Erguß „eines warmen, blos das Wohl der Kirche berück„ſichtigenden und befördernden Eifers ſey. Aber „bei allem dem wäre man doch von den hohen Tu„genden Ewr. Heiligkeit zu erwarten berechtigt ge„weſen, daß Sie, in Rückſicht auf die mir ange„thane Gewalt, mir nicht ſo harte Verweiſe gege„ben, ſondern mich vielmehr bedauert, mich nicht „mit Verachtung zurückgeſtoßen, ſondern vielmehr „mit Schonung und zarter Theilnahme ſich zu mir „hingewandt hätten. Denen, die Gewalt leiden, „gebührt ja Erbarmung und Schonung, nicht aber „Verweis und Verachtung; und daß ich Gewalt er„litten, und von welcher Art dieſe geweſen, dieß „weiß Gott, dem nichts verborgen iſt. Ich ward „plötzlich ergriffen, in ein Gefängniß geworfen, und „gleich einem Verbrecher bewacht; und während ich „mich in dieſem hülfloſen Zuſtande befand, verei„nigten ſich, ohne auf meinen Widerſpruch und mein

„Flehen zu achten, alle Wahlſtimmen über mir. „Iſt es nun wohlgethan, jenem, der ſo vieles er„tragen und erduldet, noch Vorwürfe zu machen, „und wäre es nicht vielmehr Pflicht heiliger Liebe, „ihn zu tröſten, und ihm Theilnahme zu bezeugen?“ — — Photius geht nun zu dem über, was eigentlich der wahre Zweck ſeines Briefes iſt, nämlich die Gültigkeit ſeiner Wahl dem Pabſte zu beweiſen *).

3. Der Pabſt ſäumte nicht, die von Leo erhaltenen beiden Briefe zu beantworten. In ſeiner Antwort auf den Brief des Kaiſers wiederholt Nicolaus ſeine ſchon in der Verſammlung der römiſchen Geiſtlichkeit gegebene Erklärung: der römiſche Stuhl verwerfe den Photius, könne zu der Erhebung deſſelben und zur Abſetzung des Ignatius ſeine Einwilligung nicht geben, werde auch nie und zu keiner Zeit ſie dazu geben. „Wir haben noch „in unſern Händen,“ ſagt der Pabſt unter anderm, „die früher von Ewr. Majeſtät ſo wohl an uns, „als unſern Vorfahrer geſchriebenen Briefe. In „dieſen bezeugen Ewr. Majeſtät nicht nur die Gül„tigkeit der Wahl und Ordination des Ignatius; „ſondern ertheilen auch den Tugenden und dem ta„delloſen Wandel deſſelben gerechtes Lob; und nun „melden Sie uns, Ignatius ſey der vielen, gegen „ihn erhobenen Klagen wegen abgeſetzt worden, und „führen die Ungültigkeit der Wahl deſſelben als den „Hauptgrund ſeiner Abſetzung an. Ewr. Maj. be„rufen ſich ferner darauf, daß das Concilium, wel„ches den Ignatius ſeines Amtes entſetzt, ſo unge-

*) Was Photius zur Rechtfertigung ſeiner Wahl vorbringt, werden die Leſer ſogleich etwas weiter unten aus dem päbſtlichen Antwortſchreiben erfahren.

„mein zahlreich geweſen, aber Ew. Maj. mögen wiſſen;
„daß ein Concilium nicht durch die große Anzahl der da-
„rin verſammelten Perſonen, ſondern erſt dadurch in
„unſern Augen einen hohen Werth erhält, wenn der
„Geiſt der Wahrheit, der Geiſt Gottes die in dem-
„ſelben verſammelten Biſchöfe leitet und beſeelt.“—
Durch ſein apoſtoliſches Anſehen befielt der Pabſt am Ende ſeines Schreibens dem Kaiſer, als einem Sohn der Kirche, zur Wiederherſtellung des Ignatius und Entfernung des Photius kräftig mitzuwirken, auch dieſes päbſtliche Breve unverzüglich allen Biſchöfen ſeines Reiches bekannt zu machen.

4. Schon die Ueberſchrift des päbſtlichen an Photius gerichteten Schreibens macht uns mit deſſen Inhalt ſummariſch bekannt. Der Pabſt begrüßt nämlich den Photius nicht als Biſchof von Conſtantinopel, ſondern blos als einen ſehr verſtändigen, gelehrten Laien *). Gleich im Eingange dieſes Briefes erinnert Nicolaus den Photius an die, zu Folge der bei Matthäus enthaltenen Schriftſtellen, von Jeſus Chriſtus dem heiligen Petrus ertheilte, und von deſſen Nachfolgern alle Jahrhunderte hindurch ausgeübte Schlüſſelgewalt; und daß er demnach in Gemäßheit eben dieſer dem römiſchen Stuhle von Chriſtus übertragenen höchſten oberrichterlichen Gewalt bei den jetzt in der Kirche von Conſtantinopel obwaltenden Streitigkeiten durchaus kein ſträfliches Stillſchweigen beobachten dürfe. Erſt nach dieſer kurzen, aber gewiß ſehr nothwendigen und zweckmäßigen Einleitung geht der Pabſt zur wirklichen Beantwortung

*) »Nicolaus Episcopus servus servorum Dei prudentissimo viro Photio.

des Schreibens von Photius über, und indem er dem Raiſonnement deſſelben Schritt für Schritt folgt, widerlegt er mit eben ſo viel Klarheit als Bündigkeit alle von dem Afterpatriarchen vorgebrachte Scheingründe. Um ſeine Erhebung aus dem Laienſtande auf den Patriarchenſtuhl zu rechtfertigen, hatte Photius auf Beiſpiele aus der Vergangenheit ſich berufen; auf den heiligen Ambroſius *), auf Nektarius und Tarraſius. Der Pabſt erwiedert: Ambroſius ſey durch ein offenbares göttliches Wunder auf den Patriarchenſtuhl gerufen worden **). Was die Wahl des Nektarius betreffe;

---

*) Photius und der heilige Ambroſius: welche Zuſammenſtellung!

*) Der Vorfahrer des heiligen Ambroſius auf dem Stuhle von Mailand war Auxentius, ein eingefleiſchter Erzarianer, während deſſen Amtsführung der Arianismus furchtbare Fortſchritte nicht nur in dem Mailändiſchen, ſondern in ganz Italien gemacht hatte. Nach dem Tode des Auxentius ſpaltete ſich über der Wahl ſeines Nachfolgers das Volk von Mailand in zwei Partheien. Die eine wollte einen katholiſchen, die andere einen arianiſchen Biſchof. Die Wahl ward dadurch mehrere Tage verzögert; aber eben daher wurden auch die ſtreitenden Partheien immer mehr gegen einander erbittert. Als eines Tages das Volk wieder zur Wahl eines Biſchofes in der Kirche verſammelt war, ward der Streit heftiger und hitziger als je. Furchtbare Drohungen erſchallten von allen Seiten und von den ſchon lange gährenden und jetzt wild, aufbrauſenden Gemüthern war Mord und Aufruhr zu befürchten. Zu Folge ſeines Amtes eilte jetzt der Prätor Ambroſins in die Kirche, um das Volk zur Ruhe zu ermahnen, und jedem wilden leidenſchaftlichen Ausbruch wo möglich noch zuvorzukommen. Aber kaum hatte er zu ſprechen angefangen, als ein kleines, noch ganz zartes Kind plötzlich ausrief: „Ambroſius ſey unſer Biſchof". Sogleich wiederholte al-

ſo ſey dieſe blos das Werk einer gebieteriſchen Nothwendigkeit geweſen, weil damals in der ganzen Kirche von Conſtantinopel kein einziger Geiſtlicher ſich gefunden, deſſen Lehre nicht ein Makel irgend einer Ketzerei angeklebt hätte. Die Ordination des Tarraſius endlich habe ſein Vorfahrer, der Pabſt Hadrian I., im höchſten Grade mißbilligt, und ſie endlich nur deswegen genehmiget, weil Tarraſius zur Hebung des, wegen der Verehrung der Heiligen, damals die morgenländiſche Kirche trennenden Schisma einen eben ſo warmen, als thätigen und erfolgreichen Eifer bewieſen. Aber, fährt Nicolaus fort, welche Aehnlichkeit oder Gleichheit findet ſich zwiſchen Euch und jenen Männern,

---

les Volk dieſen Ausruf, und augenblicklich waren nun alle Partheien in der Wahl des Ambroſius mit einander vereint. Aber jetzt wandte dieſer alles nur Gedenkbare an, um dieſer heiligen Bürde ſich zu entziehen. Er ward endlich von dem Volke ergriffen, eingeſperrt, und genau bewacht; und als es ihm gelang, dieſer Haft zu entwiſchen, wußte er ſich mit ſo vieler Sorgfalt zu verbergen, daß man, ungeachtet alles Suchens ſeinen Aufenthalt nicht eher entdecken konnte, als bis der Vicarius des Präfektus Prätorio von Italien öffentlich einen ſcharfen Strafbefehl gegen alle jene ausrufen ließ, welche den Ambroſius bei ſich verborgen hielten. Jetzt war kein weiterer Widerſtand mehr möglich. Die Wahl dieſes heiligen Erzbiſchofes war ein offenbares Wunder. **Ex ore infantium et lactantium perfecisti laudem tuam.** Daß es Gott gleichſam ſelbſt war, der den Ambroſius zum Biſchofe weihete, erhellt auch aus dem überſchwänklichen Segen, der auf der Amtsführung deſſelben ruhete, indem ſchon in den erſtern Jahren, nachdem Ambroſius das heilige Amt angetreten, auch vor deſſen höherm Licht ſogleich aller Dunſt und Nebel des arianiſchen Wahns nicht nur aus dem Mailändiſchen, ſondern beinahe aus ganz Italien verſchwanden.

die Ihr nicht nur ohne allen Beruf und die geringſte Nothwendigkeit, Euch aus dem Stande eines Laien unmittelbar auf den biſchöflichen Stuhl zu ſchwingen verſuchtet, ſondern ſogar noch zu Lebzeiten des rechtmäßigen Patriarchen Ignatius, gleich einem Eheverbrecher, Euch deſſen Kirche angeeignet habt? — Photius hatte ferner in ſeinem Briefe an den Pabſt erklärt, daß er weder das Concilium von Sardika, noch die Decretalen der Päbſte anerkenne *). — Nicolaus äußert darüber ſein Erſtaunen, wie er ein ſelbſt im Morgenlande gehaltenes, und von der ganzen Kirche anerkanntes Concilium zu verwerfen ſich erkühne. Eben ſo gehöre auch das Recht, durch Decretale in ſtreitigen Fällen zu entſcheiden, zu den urſprünglichen und weſentlichen Rechten des römiſchen Stuhles, und es ſey ein in der ganzen Kirche anerkannter Grundſatz, daß Provinzialconcilien erſt durch päbſtliche Decretalen eine allgemein bindende Kraft erhielten. Auf des Photius Vorgeben, man habe ihm Gewalt angethan, und zur Annahme der biſchöflichen Würde gezwungen, erwiedert der Pabſt, daß mit dieſer Behauptung ſein nachheriges Betragen in dem grellſten Widerſpruch ſtehe. Metropoliten, Biſchöfe und Prieſter habe er mit der größten Härte behandelt, ſie abgeſetzt, eingekerkert, auf mancherlei Weiſe mißhandelt, auch bei der Abſetzung des Ignatius eine leidenſchaftliche, offenbar ſelbſtſüchtige Thätigkeit bewieſen. — Um die ſo ſchnell auf einander erhaltenen Weihen zu rechtfertigen, hatte Photius ſich end-

*) Nämlich die Decretalen der Päbſte Leo III. und Benedikts III. in der Sache des Gregors von Syrakus, auf welche Nicolaus ſich in ſeinem erſten Schreiben bezogen hatte.

lich auch darauf bezogen, daß kirchliche Gewohnheiten nicht überall dieſelben wären. Der Pabſt leugnet dieſes nicht; bemerkt aber ſehr richtig, daß man die Verſchiedenheit ſolcher Gewohnheiten nur dann dulden könne, wenn ſie nicht im Widerſpruch mit den Canons ſtünden (mithin nur außerweſentliche Dinge beträfen). Aber Gewohnheiten, wie er (Photius) jetzt einführen wolle, und wodurch die Satzungen der Kirche ſo gröblich verletzt würden, müßten als widerrechtlich und ungegründet verworfen werden. Am Ende ſeines Schreibens klagt der Pabſt auch über das ungeziemende Betragen gegen ſeine Legaten, ſo wie über die Verfälſchung und Verſtümmelung ſeines an den Kaiſer erlaſſenen Schreibens. Den beiden Legaten, ſagt der Pabſt, ſey man nicht mit der, dem apoſtoliſchen Stuhle gebührenden Achtung begegnet, man habe im Gegentheil ſie gleich Gefangenen behandelt, und hundert Tage lang ihnen mit niemand als ihren eigenen Leuten zu ſprechen erlaubt; welches ein klarer Beweis ſey, daß man, aus Furcht, ſie möchten die Wahrheit erkunden, es ihnen habe unmöglich machen wollen, ſowohl über die frühern Ereigniſſe, wie über die gegenwärtige Lage der Dinge von irgend einer Seite ächte und unverfälſchte Nachrichten zu erhalten.

5. Die beiden päbſtlichen Breven machten natürlicher Weiſe in Conſtantinopel weder auf den Kaiſer und noch viel weniger auf den Photius auch nur den mindeſten Eindruck. Im Gegentheil fing man jetzt auf das neue wieder an, den Ignatius zu verfolgen. Der Kaiſer, obgleich von der Unſchuld des Ignatius überzeugt *), aber höchſt gleich-

*) Der Leſer wird ſich noch dieſes Kaiſers, von uns

gültig gegen alles Kirchliche oder Religiöſe, und zu jedem Geſchäfte eben ſo träge, wie keines ernſten Gedankens mehr fähig, hatte höchſt wahrſcheinlich das päbſtliche Schreiben gar nicht geleſen; denn Photius erniedrigte ſich jetzt zu einer Taſchenſpielerei, die er gewiß nicht gewagt haben würde, wäre Michaël mit dem Inhalt jenes Schreibens auch nur von weitem bekannt geweſen. Eines Tages nämlich, als mehrere Biſchöfe, Prieſter, wie auch verſchiedene ſehr angeſehene Laien bei Photius in deſſen Palaſte verſammelt waren, ließ ſich auf einmal ein unbekannter Menſch im Mönchsgewand melden, mit dem Vorgeben, er habe wichtige Briefe dem Patriarchen zu übergeben. Der Unbekannte, der Euſtrates hieß, ward ſogleich vorgelaſſen, und in Gegenwart aller Anweſenden ſagte nun der Elende: Ignatius habe ihn nach Rom mit einem Briefe an den Pabſt geſchickt, dieſer jedoch denſelben gar keines Blickes gewürdiget, viel weniger ihn annehmen wollen, dafür ihm aber ein eigenhändiges Schreiben an den Patriarchen gegeben. Euſtrates überreichte beide Briefe dem Photius. Jener des Ignatius enthielt nichts als theils ganz ungegründete, theils ſchlecht motivirte Klagen, nebſt einer Menge ſowohl für den Bardas, als den Kaiſer ſelbſt höchſt beleidigender Ausdrücke. Das vorgebliche Schreiben des Pabſtes an den Photius war ganz voll von Lobſprüchen. Nicolaus entſchuldigte ſich darin wegen des Vergangenen; bloß Mißverſtändniſſe ſeyen daran Schuld geweſen, und ein unauflösliches Band der Liebe und Freundſchaft ſollte in Zukunft beide

---

ſchon erwähnten, im ganzen genommen zwar wieder gottloſen, jedoch deſſen innere Ueberzeugung kund gebenden Scherzrede in Beziehung auf Ignatius und Photius erinnern.

mit einander unzertrennlich vereinigen. Photius lief ſogleich mit beiden Briefen zu dem Kaiſer und zu dem Cäſar Bardas. Er beſtand darauf, daß die Frechheit des Ignatius, der ſelbſt die höchſte Perſon des Kaiſers nicht geſchont hätte, beſtraft werden müßte. Ignatius ward demnach wieder in ſeiner Wohnung bewacht, und eine förmliche gerichtliche Unterſuchung eingeleitet. Zum Glück für den Ignatius waren die Commiſſäre, welche damit beauftragt wurden, nicht ſchlecht genug, um zu Werkzeugen der Niederträchtigkeit des Photius dienen zu wollen. Die ganze ſchändliche Betrügerei ward entdeckt. Euſtrates, der den Brief von einem Schüler des Ignatius, dem Cyprian nämlich, erhalten zu haben behauptete, kannte denſelben nicht einmal, als man ihn ihm vorſtellte, eben ſo wenig auch irgend einen andern von den Leuten des Ignatius. Er geſtand endlich ſein Bubenſtück, verſchwieg aber weislich den Namen, wie die Theilnahme des Photius. Bardas, mehr erzürnt über die Dummheit des Euſtrates, und daß dieſem der Betrug nicht gelungen war, als über die Betrügerei ſelbſt, ließ ihn trotz den Bitten des Photius durch alle Straßen von Conſtantinopel öffentlich auspeitſchen. Da aber dieſe Strafe bei den Griechen mit keiner Infamie verbunden war; ſo wußte Photius den Euſtrates bald wieder dadurch zu entſchädigen, daß er ihm durch ſein Anſehen ein eben ſo ehrenvolles als einträgliches Amt in der Juſtizverwaltung verſchaffte *). Um ſich ähnlichen Quälereien zu entziehen, begab ſich Ignatius wieder in das Kloſter, welches er gleich anfänglich

*) Welches Volk und welche Regiernng, bei dem und unter der ein öffentlich ausgepeitſchter Schelm wenige Wochen darauf Director eines Gerichtshofes werden kann.

nach ſeiner Vertreibung aus Conſtantinopel, auf einer der im Propontis liegenden Inſeln bewohnt hatte. Hier ließ er einen, einige Zeit vorher von den Ruſſen in dem Kloſter geſtürzten Altar wieder aufrichten. Dieß war in den Augen des Photius ein ganz ungeheures Verbrechen. Er klagte ſogleich bei dem Kaiſer wie bei Bardas, daß Ignatius, obgleich abgeſetzt und in den Stand eines Laien zurückgewieſen, es dennoch wage, biſchöfliche Verrichtungen vorzunehmen. Zwei Metropoliten, ein Senator und mehrere Gerichtsperſonen wurden unverzüglich nach jenem Kloſter geſandt. Ignatius erhielt einen demüthigenden, mit Drohungen verbundenen Verweis. Der Altar ward hinweggenommen, an das Geſtade des Meeres gebracht, dort vierzigmal abgewaſchen, und dann erſt wieder an ſeine Stelle geſetzt.

6. Inzwiſchen war Theognoſtus, welchen Ignatius während ſeiner Amtsführung zum Exarchen aller Klöſter in und um Conſtantinopel ernannt hatte, mit der Appellation deſſelben an den apoſtoliſchen Stuhl in Rom angekommen. Alle von Photius begangenen Frevel und Gewaltthätigkeiten lagen nun klar vor den Augen des Pabſtes, und eine Menge Geiſtliche, beſonders Mönche, welche um der Verfolgung des Photius zu entgehen, jetzt nach und nach in Rom ankamen, bezeugten und bekräftigten einſtimmig den Inhalt der, von Theognoſtus im Namen des Ignatius dem römiſchen Stuhle übergebenen Klagſchrift. Der Briefwechſel zwiſchen Rom und Conſtantinopel war unterdeſſen immer lebhafter geworden, und ward auch jetzt noch nicht gleich abgebrochen. Da aber der Pabſt endlich ſah, daß weder von Bardas noch Photius eine Sinnesänderung zu erwarten wäre; ſo berief er im Anfange des Jahres 863, zuerſt in der Peterskirche und dann im Lateran

ein zahlreiches Concilium zuſammen. Zuerſt wurden die beiden, der Prävarication angeklagten Legaten Rodoald und Zacharias vor das Concilium gefodert. Da Erſterer in Geſchäften des römiſchen Stuhles noch abweſend war, erſchien blos Zacharias, bekannte unumwunden das begangene Verbrechen, und ward demnach ſeines biſchöflichen Stuhles entſetzt und excommunicirt. Daſſelbe Concilium ſprach nun auch in Sachen des Ignatius und Photius. Letzterer wurde ebenfalls excommunicirt, jede ſeiner erhaltenen Weihen für ungültig erklärt, mithin er ſelbſt aller prieſterlichen Würden beraubt, und unter den härteſten Kirchenſtrafen jede geiſtliche Amtsverrichtung ihm verboten. Dieſer Spruch des Conciliums war folgendergeſtalt motivirt: „Photius, der, wie es „jetzt klar am Tage liegt, ſich zu einer, von der „Gemeinſchaft der heiligen allgemeinen Kirche ſich „abwendenden Parthei von Schismatikern geſchlagen, „der, als ein bloſer Laie ſich plötzlich von einem längſt „ſchon in einem Concilium abgeſetzten und excom„municirten Biſchofe weihen ließ, zu Lebzeiten des „rechtmäßigen Patriarchen Ignatius deſſen biſchöfli„chen Stuhl ſich gewaltſam zueignete, mithin nicht durch „die wahre Thüre, die da iſt Jeſus Chriſtus, ſon„dern an ganz andern Orten, gleich einem Räuber „und einem mit Laſtern befleckten Ehebrecher, in „den Schafſtall des Herrn eindrang, der mit Ex„communicirten in Gemeinſchaft lebt, und in Ver„bindung mit dieſen, wie auch noch mit andern, „die theils keine Kirche hatten, theils von ihm fre„velhafter und ungerechter Weiſe waren befördert „worden, ſich endlich gar erkühnte, unſern ehrwür„digen Bruder Ignatius abzuſetzen, und ihm das „Anathema zu ſprechen; der überdieß noch die Le„gaten des römiſchen Stuhles beſtach, und gegen „alles Völkerrecht ſie zwang, ganz im Widerſpruch

„mit den, ihnen von uns gegebenen Inſtruktionen „zu verfahren, hierauf alle Biſchöfe, die ſich wei„gerten, mit ihm in Kirchengemeinſchaft zu treten, „von ihren Stühlen vertrieb und verbannte, auch „jetzt noch immer fortfährt, die Kirche zu verfol„gen, und unſern ehrwürdigen Bruder Ignatius „auf die ausgeſuchteſte Weiſe zu quälen. Dieſer, „mit ſo vielen Verbrechen beſudelte Photius ſey, „kraft der von Gott dem römiſchen Stuhle verlie„henen Gewalt und durch das Anſehen der beiden „heiligen Apoſtel Petrus und Paulus und aller Hei„ligen, wie auch durch das Anſehen der ſechs öcu„meniſchen Concilien, und beſonders zu Folge des „von dem heiligen Geiſt durch unſern Mund aus„geſprochenen Urtheils von jetzt an excommunicirt, „aller prieſterlichen Würden und Ehren beraubt, „mithin jeder prieſterlichen Verrichtung für unfähig „erklärt, und würde dieſer Photius von dem Au„genblicke an, wo dieſer Spruch zu ſeiner Kennt„niß gelangt ſeyn wird, dennoch fortfahren, den „Stuhl von Conſtantinopel zu uſurpiren, unſern „Mitbiſchof, den Ignatius zu verfolgen, in ſeiner „biſchöflichen Amtsführung zu ſtören, oder ihn auf „irgend eine Weiſe zu hindern, ſeinem biſchöflichen „Amte gehörig vorzuſtehen, ſo ſoll er, ohne Hoff„nung jemals wieder in die Gemeinſchaft der Gläu„bigen aufgenommen zu werden, auf immer von „derſelben ausgeſchloſſen ſeyn, und nur bei bevor„ſtehender Todesgefahr ihm die heilige Euchariſtie „gereicht werden dürfen.“ — In dem nämlichen Concilium ward auch dem ehemaligen, ſchon vor vielen Jahren abgeſetzten Biſchofe von Syrakus, dem Gregor Asbeſta und deſſen ganzem Anhang Anathema geſprochen; auch wurden alle von Photius Geweihete aus der Gemeinſchaft der Geiſtlichen ausgeſtoßen. — Von Ignatius erklärt der Pabſt

durch das Anſehen und im Namen Jeſu Chriſti: „daß derſelbe eigentlich in dem wahren Sinne des „Wortes nie abgeſetzt, ſondern blos durch die welt„liche Macht, welche hiezu durchaus kein Recht „hatte, ſeiner biſchöflichen Amtsführung wäre be„raubt worden, daher jetzt der Pabſt Kraft der, „dem Apoſtel Petrus und deſſen Nachfolgern er„theilten Gewalt, ihn wieder in alle ſeine frühern „Würden und Ehren einſetzt; und ſollte in Zukunft „irgend jemand es wagen, ihn in der Ausübung „ſeiner biſchöflichen Verrichtungen zu hindern, oder „auf irgend eine Weiſe zu beläſtigen; ſo ſey derſelbe, „wenn es ein Geiſtlicher iſt, ſeines Amtes entſetzt; „aber anathematiſirt, wenn es ein Laie iſt, von „welchem hohen Range er übrigens auch „ſeyn möchte.*) Endlich befehlen wir noch, daß „alle Biſchöfe und Geiſtlichen, welche ſeit der Ver„treibung des Ignatius, wegen ihrer treuen Anhäng„lichkeit an denſelben, abgeſetzt oder verwieſen wur„den, alſogleich aus den Orten ihrer Verbannung „zurückgerufen, und in ihre vorigen Aemter und „Würden wieder eingeſetzt werden ſollen“.

*) Dieſe Worte ſind offenbar gegen den Kaiſer ſelbſt gerichtet. Man ſieht, der Pabſt behandelt den unumſchränkten Beherrſcher des damals mächtigſten Reiches, wie den König Lothar von Lotharingen. Nicolaus Grundſätze ſind nicht der Politik des Tages entlehnt; richten ſich nicht nach Convenienz und Zeitumſtänden. Er ſteht feſt, wenn auch der Boden unter ihm zu ſchwanken ſcheint; denn er weiß, daß der ſich nicht vor Menſchen zu fürchten braucht, der für die Ehre Gottes kämpft, auf Gott vertraut, und dann Laſter und Schalkheit laut und kräftig rügt. — Der griechiſche Kaiſer hatte ſogar gedrohet, ein Heer nach Italien zu ſenden, Rom zu zerſtören, und dem Pabſte das ganze Gewicht ſeiner Macht und ſeines Zornes

7. Daß in Anſehung des Photius, wie auch derer, die ihn ſchützten, von dieſem gegen ſie geſchleuderten Bannſtrahl kein Erfolg zu erwarten war, dies wußte Nicolaus ſehr wohl. Aber es that Noth, und war des Pabſtes heiligſte Pflicht, die Kirche in ihrer Reinheit zu erhalten, mithin nicht länger mehr einen ſo großen, ihr anklebenden Flecken zu dulden, ſondern das faulende Glied von dem ge-

---

fühlen zu laſſen. Dieſe Drohung war damals nichts weniger als eitel und unausführbar. Die Griechen waren in Calabrien noch im Beſitze einiger Häfen und feſten Plätze. Der edle Kaiſer Ludwig hatte theils mit den Sarazenen, die bisweilen Rom ſelbſt bedroheten, theils in Oberitalien alle Hände voll zu thun. Auf die beiden mächtigſten Fürſtenthümer in Unteritalien, ſo wie auf die übrigen, kleinern italieniſchen Seeſtaaten, weil ſelbſt in endloſer, blutiger Fehde unter einander begriffen, und oft ſogar mit den Sarazenen verbündet, konnte der Pabſt ebenfalls nicht zählen; und noch weniger hatte er von den übrigen, gleichfalls in ewigem Zwiſt, und nicht ſelten in offenem Kriege mit einander verwickelten drei carolingiſchen Reichen zu erwarten. Carl von Frankreich konnte ſich ohnehin kaum der Normänner erwehren, und weder gegen die Aquitanier, noch gegen ſeine mächtigen unruhigen Vaſallen ſein Anſehen behaupten; und der tapfere Ludwig der Deutſche hatte ebenfalls unaufhörlich theils mit den Normännern, beſonders aber mit den Böhmen und Mähren, und endlich auch mit ſeinen eigenen, ſich gegen ihn empörenden Söhnen zu kämpfen. Kurz, im Falle einer griechiſchen Landung war für den Pabſt menſchliche Hülfe fern und höchſt unſicher. Aber demungeachtet ſchreckte ihn nicht die Drohung des mächtigen Deſpoten; denn er war ſtark in Demjenigen, Deſſen Sache er vertheidigte. Uebrigens würde auch Nicolaus ganz gewiß in Banden, wie im Tode ſeine Grundſätze nie verläugnet haben. Dieß iſt wahre Größe, von welcher, wie von jeder höhern Tugend, nur Religion die Gebärerin iſt.

ſunden Körper zu löſen. Auch war es nicht minder dringend, dem Volke, das man in Conſtantinopel durch alle nur mögliche Künſte zu täuſchen geſucht hatte, und noch immer irrezuführen fortfuhr, die Augen zu öffnen, und über das, was jetzt Pflicht ihm gebot, es gehörig zu belehren. Dieſer doppelte Zweck ward vollkommen erreicht; denn kaum war das gegen Photius ausgeſprochene Urtheil in Conſtantinopel bekannt, als nicht nur ſogleich eine Menge Volkes, ſondern ſelbſt viele von ſeinen bisherigen Anhängern ſich von ihm trennten, ihn als einen eingedrungenen, mit dem Fluch der Kirche belaſteten Kirchenräuber verabſcheuten, uud nicht ſelten ſogar ſich erkühnten, ihren Abſcheu vor ihm laut und öffentlich kund zu geben. Natürlich begann gegen dieſe jetzt wieder eine heftige Verfolgung. Viele von dem Clerus flohen nach Rom; aber die meiſten, beſonders Laien, vermehrten die Anzahl frommer Bekenner, verloren ihre Güter, wurden ihrer Aemter entſetzt, eingekerkert, verbannt, und weder Stand, noch Alter, noch Geſchlecht ſchützten gegen die grauſamſten körperlichen Mißhandlungen.

8. Zwar minder lebhaft, aber deſto ernſter dauerte auch jetzt noch der Briefwechſel zwiſchen Rom und Conſtantinopel fort. Leider blieb jedoch in Conſtantinopel alles beim alten. Immer tyranniſcher ſchaltete und waltete Photius in der Kirche; immer größere Geringſchätzung gegen den römiſchen Stuhl zeigten der Kaiſer und Bardas, und von der Verfolgung rechtlicher Katholiken ſah man noch von weitem kein Ende. Beinahe drei Jahre verfloſſen auf dieſe Weiſe. Aber in dem Jahre 865 entſchloß ſich abermals der Pabſt, zwei Legaten mit einem Schreiben, voll Liebe und väterlicher Ermahnungen, an den Kaiſer nach Conſtantinopel zu ſchicken. Der

Brief war ſchon fertig, die Legaten waren ſchon ernannt, als ganz unvermuthet aus Conſtantinopel ein Protoſpatarius mit einem kaiſerlichen Schreiben an den Pabſt in Rom ankam. Bisher hatte Photius in ſeinen Briefen an den Pabſt ſtets noch eine, wenigſtens ſcheinbare Mäßigung zu beobachten geſucht. Aber in dieſem, von dem Kaiſer unterzeichneten, und in ſeinem Namen gefertigten Schreiben ergoſſen ſich jetzt ſtromweiſe ſeine ganze Wuth und ſein ganzer innerer Grimm gegen den Pabſt. Vom Anfange bis zum Ende enthielt Michaëls Brief nichts als die gröbſten Beleidigungen gegen das Oberhaupt der Kirche, die unerhörteſten Beweiſe ſchnöder Geringſchätzung und Verachtung des römiſchen Stuhles. Wahrſcheinlich war Photius ſelbſt der Verfaſſer dieſes ſchamloſen Libelles, oder wenigſtens ein, von ihm gewonnener und gedungener, der Lehre wie der Satzungen der Kirche völlig unkundiger, höchſt roher ungeſchliffener Laie. Natürlich wurden jetzt weder die Legaten, noch das ſchon entworfene päbſtliche Breve abgeſandt. Den Brief des Kaiſers wollte jedoch der Pabſt auf der Stelle beantworten. Wie es ſcheint, war es mit dem groben, höchſt unanſtändigen Schreiben des Kaiſers auf einen förmlichen Bruch mit Rom abgeſehen. Unter dem Vorwand der Beſchwerlichkeit einer Reiſe während des ſchon herannahenden Winters wollte der griechiſche Geſandte gar nicht auf das Antwortſchreiben warten, verließ, ohne von dem Pabſt Abſchied zu nehmen, Rom, und Nicolaus, der ohnehin einige Tage vorher krank geweſen, hatte jetzt kaum noch ſo viel Zeit, nur einen Theil des vom Kaiſer erhaltenen, ſaubern Briefes zu beantworten. Dieſe Beantwortung mußte der Pabſt dem Geſandten durch einen Boten nachſenden, der auch zum Glück den Protoſpatar noch in Oſtia antraf, und ihm den Brief übergab.

9. So unanſtändig und beleidigend der Brief des Kaiſers war, eben ſo mild und ſanft, jedoch zugleich auch ernſt und würdevoll war die Antwort des Pabſtes. Gleich im Eingange ſeines Schreibens fleht der Pabſt zu Gott, daß Er ihm, was er jetzt dem Kaiſer ſchreiben müßte, nicht nur eingeben, ſondern dieſen auch ſo erleuchten möchte, daß ſeine Worte nicht auf ſteinigen Boden fielen, ſondern Früchte des Heils ſowohl für den Kaiſer ſelbſt, als für die Kirche hervorbrächten. Zuerſt belehrt der Pabſt den unverſtändigen jungen Monarchen über die hohe Würde des Prieſterthums, über die Erhabenheit des römiſchen Stuhles und deſſen, nicht durch Conciliенbeſchlüſſe, oder kaiſerliche Reſcripte, ſondern von Jeſus Chriſtus ſelbſt ihm ertheilten Rechten und hohen Prärogativen. Er erinnert ihn an das Beiſpiel ſo vieler ſeiner großen und glorreichen Vorfahren, die dem römiſchen Stuhle ſtets die größte Ehrfurcht bewieſen, allen ſeinen Bitten und Forderungen mit zuvorkommender Bereitwilligkeit entſprochen, und allen Verordnungen deſſelben in kirchlichen Angelegenheiten mit der, einem Sohne der Kirche geziemenden Folgſamkeit ſich gefügt hätten. Er warnt den Kaiſer, in ſeinem Uebermuth ſich ja nicht gegen den Felſen Petri zu erheben, damit dieſer nicht endlich gezwungen werde, ſich ebenfalls gegen ihn zu erheben, und dann an ihm der fürchtbare Ausſpruch Jeſu Chriſti vollzogen werde, dem zu Folge derjenige, welcher die Kirche nicht hört, gleich einem Heiden und Publican ſoll gehalten werden. Der Pabſt geht hierauf zur Sache des Ignatius und Photius über, und zeigt mit leuchtender Klarheit die Ungerechtigkeit und Nichtigkeit des, gegen den Erſtern gefällten Urtheils, ſowie die abſolute Unzuläſſigkeit des Letztern zur biſchöflichen Würde. Da der Kaiſer von dem Pabſte

die Auslieferung ſowohl des Theognoſtus, als auch der andern nach Rom Geflohenen gefodert hatte; ſo ermangelt der Pabſt nicht, ihm das Unwürdige und Unchriſtliche dieſer Foderung recht tief fühlen zu laſſen. Der Kaiſer, ſchreibt der heilige Vater, fodere nur deswegen jene Männer zurück, um ſie dann recht nach Herzensluſt quälen und martern laſſen zu können. Selbſt ein heidniſcher Fürſt würde ſchon darüber erröthen, wenn man auch nur von weitem eine ſolche Foderung an ihn ſtellen wollte. Unaufhörlich ſtröme aus allen Ländern und Gegenden der Welt eine zahlloſe Menge frommer Pilger jedes Standes und jeden Alters zu dem heiligen Stuhle nach Rom, und eben dieſe vielen, obgleich an Sprache, Kleidung und Sitten verſchiedenen, aber unter den Flügeln des heiligen Petrus hier vereinten Nationen ſtellten das treueſte und erhabenſte Bild einer allgemeinen Kirche auf, einer Kirche, deren Mittelpunkt die alte, durch das Blut der beiden großen Apoſtel geheiligte Roma ſey. — Am Ende ſeines Briefes ſpricht der Pabſt das Anathema über alle aus, die dieſes päbſtliche Schreiben in Conſtantinopel leſen, und, wenn ſie Zutritt bei dem Kaiſer hätten, ihn nicht mit dem Inhalt deſſelben bekannt machen würden; ſowie auch über jene, die es überſetzen, aber bei ihren Ueberſetzungen ſich Verfälſchungen und Verſtümmelungen erlauben ſollten.

10. Wenn Nicolaus von dieſem väterlichen, durch den Geiſt Gottes ihm in die Feder diktirten Briefe ſich einige Früchte verſprach, ſo war dies gewiß das erſte und einzigemal, daß dieſer große und erleuchtete Pabſt auf kurze Zeit einer freundlichen Illuſion ſich hingab. Zwar ward ſchon im folgenden Jahre 866 Bardas, wie man ſich erin-

nern wird, auf einem zum Scheine unternommenen Feldzuge, in dem Zelt des Kaiſers ermordet. Aber dieſes Ereigniß, ſowie die bald darauf erfolgte Erhebung des Baſilius zur Cäſarwürde brachten in dieſer wichtigen kirchlichen Angelegenheit nicht die unbedeutendſte Veränderung hervor, minderten nicht im geringſten den Einfluß und die Macht des Photius, oder des Kaiſers Zutrauen zu demſelben, und ſo blieb der tyranniſchen Willkühr des Eingedrungenen die verwaiſte morgenländiſche Kirche nach wie vor überlaſſen.

11. Auf ſeinem uſurpirten Kirchenthron ſuchte inzwiſchen Photius ſich immer noch mehr zu befeſtigen. Hiezu erſann ſein erfinderiſcher Kopf zwei, ſo ziemlich ſicher zum Ziele führende Mittel. Zuerſt wußte er den Kaiſer zu einer Verfügung zu bereden, kraft welcher der ganze ungeheure Armenfond, ſammt allen milden Stiftungen, ſowie auch alle, von Sterbenden zur Erleichterung der Armuth beſtimmten Legaten ihm übergeben, und ihre Vertheilung ganz allein ſeiner Einſicht und ſeinem Willen überlaſſen werden mußten. Elend und Noth feſſelten nun den geſammten Pöbel von Conſtantinopel, ſowie alle ärmere Volksklaſſen dieſer mit Menſchen überfüllten Stadt an die Perſon des Afterpatriarchen, und da die armen Leute größtentheils nicht wußten, daß Photius das, was er ihnen gab, nicht von den Seinen nahm, ſo prieſen ſie ihn nun als einen Wohlthäter der Menſchheit, als den gemeinſchaftlichen, liebevollen Vater aller Nothleidenden und Bedrängten. — Um aber auch die gebildeten Stände und vorzüglich die neu aufblühende Generation für ſich zu gewinnen, ſchlug Photius wieder einen andern, nicht minder ſchlau berechneten Weg ein. Er hatte vor einiger Zeit eine wiſſen-

ſchaftliche hohe Schule eröffnet. Wegen ſeiner weit umfaſſenden, in dem größten Rufe ſtehenden Gelehrſamkeit, drängte ſich jetzt bald eine Menge Jünglinge aus den edelſten Familien zu ihm hin. Aber Photius nahm keinen davon unter ſeine Zuhörer auf, bevor er nicht ſich eidlich verpflichtet hatte, alle ſeine Grundſätze ſich anzueignen, und in allem blindlings ſeiner Leitung zu folgen. — Photius hatte ſich von ſeinen verderblichen Leidenſchaften nun ſchon viel zu weit hinreiſſen laſſen. Kein Rückſchritt war jetzt mehr möglich, das heißt, keiner, den ſein Stolz und ſeine Herrſchſucht ihm erlaubt hätten. Blos durch einen förmlichen Bruch mit dem römiſchen Stuhle konnte er noch hoffen, ſich in ſeiner Stellung zu erhalten. Die Verbindung mit Rom hörte alſo jetzt nach und nach auf, und bald war es ſo weit gekommen, daß wenigſtens auf gewöhnlichem, direktem Wege weder von Conſtantinopel nach Rom noch von Rom nach Conſtantinopel mehr Briefe gelangen konnten.

12. Tief ſchmerzte das fromme Herz des Pabſtes dieſe abermalige, traurige Spaltung. Längſt hätte er gerne wieder Legaten und Briefe nach Conſtantinopel geſandt; aber er wußte nicht wie, und auf welchem Wege ſie ſicher dahin gelangen könnten. Aus dieſer peinlichen Verlegenheit zog ihn jetzt (866) plötzlich die ganz unvermuthete Ankunft einiger Geſandten des bulgariſchen, erſt vor einigen Jahren, mit dem größten Theil ſeiner Nation, zum Chriſtenthume übergetretenen Königs Bogoris. Gegenſeitiges Handelsintereſſe hatte Griechen und Bulgaren ſeit einiger Zeit einander immer mehr genähert. Seit vielen Jahren war der zwiſchen ihnen beſtehende Friede nicht mehr unterbrochen worden, und der Bulgaren König hatte jetzt ſogar in Con-

ſtantinopel einen für immer am Hofe reſidirenden Geſchäftsträger. Bei dem, zwiſchen dem Kaiſer und dem König Bogoris beſtehenden, ſo ungemein freundſchaftlichen Verhältniß, fiel alſo jetzt der Pabſt auf den Gedanken, ſeine Legaten mit den rückkehrenden bulgariſchen Geſandten zuerſt zu dem König Bogoris, und dann von da nach Conſtantinopel reiſen zu laſſen. Er konnte hoffen, daß der Kaiſer, aus Achtung für ſeinen Freund und Bundesgenoſſen, auch den römiſchen Abgeordneten eine freundliche und willige Aufnahme nicht verſagen werde. Die Legaten, welche der Pabſt zu dieſer Miſſion ernannte, waren Donatus, Biſchof von Oſtia, der Prieſter Laurentius, und Marinus, ein Diacon der römiſchen Kirche. Nicolaus gab ihnen eine Menge Briefe mit. An den Kaiſer, an Cäſar Bardas *), an die beiden Kaiſerinnen, an den Senat und noch mehrere andere Perſonen. Sobald die bulgariſchen Geſandten ihre Geſchäfte beendiget hatten, verließen ſie ſogleich wieder Rom, und mit ihnen die drei von dem Pabſte ernannten Legaten. Bei Bogoris hielten ſich die Letztern nur wenige Tage auf. Sie eilten, ſobald als möglich an den Ort ihrer Beſtimmung zu gelangen. Als ſie aber bei der erſten griechiſchen Grenzſtadt ankamen, trat ihnen vor dem Thor derſelben ſchon Theodor, Befehlshaber dieſer Grenzprovinz entgegen, und erklärte ihnen, daß ſie nicht eher ihre Reiſe fortſetzen dürften, als bis er darüber an den Kaiſer berichtet, und von dieſem die nöthigen Verhaltungsbefehle

*) Da Bardas damals ſchon ſechs Monate todt war; ſo iſt dies ein ſprechender Beweis, wie gänzlich alle Verbindung zwiſchen Rom und Conſtantinopel abgeſchnitten war, und wie unmöglich auch die wichtigſten Nachrichten von einer dieſer beiden Städte in die andere gelangen konnten.

erhalten hätte. Von den Griechen ſchnöde und mit der größten Verachtung behandelt *), warteten die Legaten hier mehrere Wochen auf Nachricht aus der Hauptſtadt. Nach vierzig Tagen kam endlich Theodor wieder, und ſagte ihnen, ſie mögten nur ungeſäumt wieder nach Rom zurückkehren; der Kaiſer wolle ſie nicht in Conſtantinopel haben; denn er wiſſe nicht, zu was ſie dort gut ſeyn könnten. Aber dem an ſeinem Hofe reſidirenden bulgariſchen Geſandten ſagte Michaël, daß, wenn nicht Achtung für ſeinen Freund, den König Bogoris, ihn zurückgehalten hätte, die drei päbſtlichen Legaten nie mehr wieder Rom würden geſehen haben. — Das Uebel ſchien jetzt ohne Remedur. Der heilige Vater hatte Alles gethan, was man nur immer von einem eben ſo weiſen, als gerechten und ſtandhaften Pabſt erwarten konnte. Nichts blieb ihm alſo mehr übrig, als dieſe für die ganze Chriſtenheit ſo traurige Angelegenheit jetzt unbedingt der leitenden Hand einer allweiſen Vorſehung zu überlaſſen.

XIII.

1. **Bekehrung der bulgariſchen Nation zum Chriſtenthum** **). — Die Bulgaren,

*) Gegen alles, ſelbſt den uncultivirteſten barbariſchen Nationen heiliges Völkerrecht, erhob Theodor ſogar den Stock gegen die päbſtlichen Legaten, und ſchlug damit ihren Pferden auf die Köpfe.

**) Da dieſes Ereigniß, welches die Kirche mit Freude und Troſt hätte erfüllen ſollen, unglücklicher Weiſe die von Photius veranlaßte Spaltung nur noch mehr erweiterte, und auf mancherlei Weiſe in die Geſchichte dieſes Schismas verwebt iſt; ſo wird es nothwendig, bevor wir in dieſer weiter vorſchreiten, unſere Leſer

wahrſcheinlich zu dem großen Volksſtamme der Ugren gehörig, daher auch anfangs Urogen genannt, wohnten in den älteſten Zeiten am Don und der Wolga. Während der allgemeinen Völkerwanderung wurden, durch das Drängen der nordaſiatiſchen Volksſtämme nach dem Weſten, auch die Bulgaren genöthiget, ihre alten Wohnſitze zu verlaſſen, und zogen nun auf der gewöhnlichen großen Heerſtraße der von Nord-Oſt her wandernden Nationen nach der Donau. Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts ſtanden ſie an den Grenzen des oſtrömiſchen Reiches, fielen in deſſen Provinzen ein, und wurden den Römern in kurzer Zeit ſo furchtbar, daß ſchon im Jahre 507 Kaiſer Anaſtaſius I., um Conſtantinopel gegen dieſe neu angekommenen Barbaren zu ſchützen, jene berühmte, ſogenannte lange Mauer erbauen ließ. — In ihren neuen Wohnſitzen grenzten die Bulgaren jetzt an die ungleich mächtigern Avaren, wurden daher bald von denſelben völlig unterjocht, und verſchwanden einige Generationen hindurch aus der Reihe der bedeutenden donauiſchen Nationen. Doch nicht ſehr lange blieben ſie in dieſem unterdrückten, ſchmachvollen Zuſtande. Als innere Unruhen das Reich der Avaren ſchwächten, zerbrachen die Bulgaren unter ihren beiden tapfern Anführern Kudrat und Aſparuch das avariſche Joch, gingen über die Donau, und ſuchten nun auch auf der Südſeite des Stroms ſich immer mehr und mehr auszubreiten (635). Von jetzt an wurden die Bulgaren ein immer mächtigeres und zugleich den Griechen gefährlicheres Volk. Den immerwährenden Krieg zwiſchen beiden Völ-

---

erſt mit der Bekehrungsgeſchichte der Bulgaren in möglichſter Kürze, das heißt, nur in deren Hauptmomenten bekannt zu machen.

kern unterbrachen nur kurze Waffenſtillſtände. Aber auf allen Feld- und Raubzügen der Bulgaren folgte ſtets der Sieg ihren Fahnen. Die größten griechiſchen Heere wurden aus dem Felde geſchlagen; ganz Moeſien, das ſüdlich der Donau gelegene Dacien*), ein großer Theil von Macedonien, und ſelbſt ein Stück von Thracien erobert, und die griechiſchen Kaiſer in der Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts zu einem jährlichen Tribut gezwungen. Eines griechiſchen Kaiſers in Gold eingefaßte Hirnſchale, mit Wein gefüllt, prangte ſogar bei feſtlichen Gelagen auf der Tafel bulgariſcher Könige**); und als endlich Leo der Armenier die Bulgaren in einer entſcheidenden Schlacht auf das Haupt ſchlug; ſo war

*) Nämlich Dacia Ripenſis, oder auch Dacia Aureliani. Dieſen Namen erhielt das Land, als Kaiſer Aurelian, weil er die nördlich der Donau gelegene römiſche Provinz Dacien nicht mehr gegen die Gothen zu ſchützen vermochte, die darin wohnenden römiſchen Coloniſten, nebſt allen Eingeborenen, welche ihnen folgen wollten, auf das Südufer der Donau verpflanzte. — — Das eigentliche, nördlich der Donau gelegene Dacien hatten die Bulgaren ſchon früher in Beſitz genommen. Es begriff einen Theil von dem heutigen Königreich Ungarn, von dem Bannat, die Bukowina, das ganze Großfürſtenthum Siebenbürgen, die Walachei und ein großes Stück von der Moldau. Da die Bulgaren hiezu jetzt auch noch Ober- und Untermöſien, einen Theil von Macedonien, nebſt einem Stück von Thracien erhielten; ſo ergiebt ſich hieraus der große Umfang und die Macht des bulgariſchen Reiches zur Zeit, als die Nation ſich zum Chriſtenthum bekehrte.

**) Nämlich die Hirnſchale des griechiſchen Kaiſers Nycephorus, der, wie man ſich erinnern wird, in einem mörderiſchen Treffen mit dem bulgariſchen König Crum, beinahe mit ſeinem ganzen Heere erſchlagen ward.

es blos der Gewinn dieſer Schlacht, der den durch blutigen Verrath errungenen Thron des Emporkömmlings befeſtigte; denn dieſer Sieg war der erſte, den die Griechen ſeit hundert und fünfzig Jahren über die Bulgaren erfochten hatten *). Indeſſen erſtreckte ſich das Reich der Bulgaren von dem ſchwarzen bis an das adriatiſche Meer; und ſo wie im Oſten mit den Griechen, kamen ſie auch jetzt im Weſten, nach der Zerſtörung des avariſchen Reiches durch Carl den Großen, mit den römiſchen Kaiſern in nähere Berührung.

2. Unter der Regierung Michaëls des Stammlers kamen endlich Griechen und Bulgaren zu der Ueberzeugung, die Erſteren, daß ſie das bulgariſche Volk doch nie mehr aus den von ihnen eroberten Ländern würden vertreiben können, und die Letztern, daß blos durch friedliches und freundliches Verhältniß mit den Griechen ihr Handel ſich erweitern, und durch dieſen der Wohlſtand der Nation ſich zuſehends vermehren könnte. Dieſe gegenſeitige Ueberzeugung führte endlich einen dauerhaften Frieden herbei, welchen ſo lange wie möglich zu erhalten, der bulgariſche König von jetzt an eine bleibende Geſandtſchaft an dem Hofe von Conſtantinopel unterhielt. Unter dieſen Umſtänden war unſtreitig die Bekehrung dieſer Nation zum Chriſtenthum, weil man ſich davon eine längere Dauer des Friedens verſprechen konnte, auch in politiſcher Hinſicht für

*) Unſtreitig waren die immerwährenden Kriege mit den, im ſiebenten und achten Jahrhundert, noch ſo furchtbaren Arabern, und deren unaufhörliche Einfälle in das oſtrömiſche Reich eine Haupturſache, daß die Griechen nie mit dem gehörigen Nachdruck den Bulgaren begegnen, und deren immer wachſende Macht in engere Schranken zurückweiſen konnten.

das griechiſche Reich eben ſo wünſchenswerth, als es dieſelbe aus weit höhern Rückſichten nur immer für die Kirche ſeyn konnte. Aber nur Gott vermag die Herzen einzelner Menſchen wie ganzer Völker zum Glauben und zur Wahrheit zu bekehren; und troz aller ſtaatsklugen Maaßregeln des griechiſchen Hofes würden höchſt wahrſcheinlich die Bulgaren noch lange ihren alten Göttern geopfert haben, hätte es Gottes erbarmender Weisheit nicht gefallen, durch einen Zuſammenfluß einer Menge, unſerer Unwiſſenheit freilich als zufällig ſcheinender Umſtände, alles ſo zu lenken, daß eben dieſes, für Kirche und Staat gleich glückliche Ereigniß nun wirklich ſchon nach wenigen Jahren eintrat.

3. Während des letzten Feldzuges gegen die Bulgaren fiel den Griechen, auf einem ihrer Streifzüge in das Innere des Landes, eine bulgariſche Prinzeſſin in die Hände. Sie ward ſogleich nach Conſtantinopel gebracht, aber dort nicht wie eine Gefangene, ſondern gleich der Tochter eines befreundeten Fürſten behandelt. In dem Palaſte des Kaiſers, im Schoße ſeiner Familie erhielt ſie eine, ihrer erlauchten Geburt angemeſſene Erziehung. Natürlicher Weiſe ward ſie auch in dem Chriſtenthume unterrichtet, und die erhabenen Wahrheiten der chriſtlichen Lehre, verbunden mit der, den äußern Gottesdienſt umgebenden Pracht, machten einen ſolchen Eindruck auf ihr Herz, daß ſie endlich die heilige Taufe begehrte, mithin eine Chriſtin ward, und zwar eine ſehr eifrige, wohl unterrichtete, und von dem Geiſte der Religion Jeſu wahrhaft durchdrungene Chriſtin. Der Bruder dieſer Prinzeſſin, Namens Bogoris, hatte indeſſen den Thron der Bulgaren beſtiegen. Kriegeriſchen Geiſtes, dabei ſtolz und herriſch, wollte er gegen das griechiſche Reich

die ehemalige gebieteriſche Stellung der frühern bulgariſchen Könige wieder annehmen. Der gegenwärtige Augenblick ſchien ihm für ſeine Anſprüche der günſtigſte, da ein Weib, nämlich Theodora, als Vormünderin ihres Sohnes, das Reich beherrſchte. In drohendem Ton foderte alſo auf Befehl ſeines Königes der bulgariſche Geſandte in Conſtantinopel von Theodora den ehemals den Bulgaren von den Griechen entrichteten jährlichen Tribut. Theodora gab ihm zur Antwort: Sein König möge nur eilen, den Tribut ſelbſt zu holen. An der Spitze ihres Heeres werde ſie ihm auf halbem Wege entgegen kommen. Sollte alsdann Bogoris ſie beſiegen; ſo würde ſein Sieg, weil über ein Weib erfochten, ihm nur welke Lorbern bringen; wohl aber, wenn im Gegentheil er ſelbſt von einem Weibe würde beſiegt werden, eine nur deſto größere Schmach das Los des Ueberwundenen werden. — Dieſe entſchloſſene, männlich kühne Antwort der Regentin ſchreckte den König zurück. Er ſtand von ſeinen Foderungen ab, und zog die ſichern Vortheile eines dauerhaften Friedens, dem ungewiſſen Erfolge eines, in jedem Falle für ihn höchſt gefährlichen Krieges vor.

4. Als der kaum begonnene Zwiſt eben ſo ſchnell wieder völlig beigelegt war, ordnete Theodora eine eigene Geſandtſchaft an den König, ihn erſuchend, den Aufenthalt eines gewiſſen, ſeit langer Zeit ſchon in der Bulgarei lebenden Griechen, Namens Johannes Cuphara zu erkunden, und wenn er ihn gefunden, unverzüglich zu ihr nach Conſtantinopel zu ſchicken. Jedes Löſegeld, welches der König für ihn fodere, ſey ſie bereit ſogleich zu erlegen. Dieſer Johannes Cuphara war vor vielen Jahren in bulgariſche Gefangenſchaft gerathen, aber während dieſer Zeit auch manchem Bulgaren ein Bote

des Heils geworden; ſelbſt der König hörte, obgleich ohne allen Gewinn für ſich ſelbſt, ihn gerne von dem Gott und der Lehre der Chriſten ſprechen. Man weiß nicht, warum Theodora jetzt plötzlich dieſen Griechen mit ſo vieler Sehnſucht zu ſich zurückwünſchte. Der Fortſetzer des Porphyrogenets erzählt, die Kaiſerin habe diesfalls in einem nächtlichen Traumgeſicht unmittelbare höhere Weiſung erhalten. Bogoris willigte ſehr gerne in das Begehren der Regentin, bot ſich aber, ſtatt des Löſegelds für den Cuphara, die Zurückſendung ſeiner gefangenen, am kaiſerlichen Hofe lebenden Schweſter aus.

5. Die bulgariſche Fürſtentochter, obgleich nach griechiſcher Weiſe erzogen, an der Griechen feinere Sitten gewöhnt, und nicht ohne eigene geiſtige Bildung, zog dennoch aus Vaterlandsliebe des Bogoris, aus Backſteinen erbaute, finſtere Burg aller Pracht und allen Schimmerſcenen des Palaſtes von Conſtantinopel vor. Von ihrer gekrönten Wohlthäterin nahm ſie zärtlichen Abſchied, und eilte in die Arme ihres Bruders. Aber bei dieſem angekommen, ſprach ſie ihm nun unaufhörlich von den troſtvollen und beſeligenden Wahrheiten des Chriſtenthums, von der unendlichen, der gefallenen Menſchheit ſich erbarmenden Liebe des Erlöſers, von der ungemeinen, den äußern Gottesdienſt der Chriſten umgebenden Pracht, und den ſinn- und bedeutungsvollen Ceremonien der chriſtlichen Kirche. So aufmerkſam auch der König ſeiner Schweſter zuhörte; ſo bemerkte dieſe doch von allen ihren Reden nie die leiſeſte Wirkung auf das Herz ihres Bruders. Da Bogoris ein großer Liebhaber von Gemälden, beſonders von Jagdſtücken war; ſo ſchrieb die Prinzeſſin nach Conſtantinopel, und berief einen ſehr frommen, der Malerei kundigen Mönch,

Namens Methodius *), zu ſich nach Bulgarien. Methodius kam, ergötzte den König einige Zeit mit allerlei Bildern, ſtellte ihm aber dann auf einmal auch ein, alle Schrecken des jüngſten Gerichtes abbildendes Gemälde unter die Augen. Der König erſchrack vor dem Bilde, heftete lange Zeit ſeinen Blick auf daſſelbe, und obgleich ſeine Schweſter, den dadurch auf das Herz ihres Bruders gemachten Eindruck benutzend, ihre ſo oft ſchon wiederholten Ermahnungen mit verdoppelter Kraft erneuerte, vermochte dennoch Bogoris nicht, ſeinem mit der Muttermilch eingeſaugten abgöttiſchen Wahne zu entſagen. „Bekehre Du mich, ſo werde ich bekehrt!“ ſeufzte einſt der gekrönte heilige Sänger; und ſo ſeufzte jetzt auch die fromme Fürſtin im Namen ihres verblendeten Bruders. Ihr Seufzen und ihr Gebet wurden erhört. Eine allgemeine, noch nie erhörte Dürre ſchlug das ganze Land. Der völlig ausgebrannte Boden konnte nicht gebaut werden, und ſchreckliche Hungersnoth im Gefolge von Peſt und tödtlichen Seuchen zeigten ſich in naher Perſpektive. In dieſer Noth ermahnte Bogoris Schweſter ihren Bruder auf das neue, ſich an den Gott der Chriſten zu wenden, erinnerte ihn an die grenzenloſe Allmacht deſſelben, und verſprach ihm ſichere Hülfe, ſobald er nur den Namen Jeſu anrufen würde. Als bei dem immer ſteigenden Elende Bogoris endlich an einer, von ſeinen falſchen Göttern zu erhaltenden Hülfe verzweifelte, folgte er dem Rathe ſeiner Schweſter, und legte in ihren Händen

*) Methodius ward in der Folge, wie wir ſpäter hören werden, ſeiner apoſtoliſchen Arbeiten unter heidniſchen Völkern wegen, von dem Pabſte öffentlich gelobt, und von der griechiſchen Kirche nach ſeinem Tode unter die Zahl der Heiligen verſetzt.

das Verſprechen ab, daß, wenn jetzt Rettung erfolgen würde, er nie mehr einen andern Gott, als den Gott der Chriſten anbeten, und auf der Stelle ein Chriſt werden wollte. Länger zögerte jetzt nicht mehr die ſtets zum Helfen bereite Hand erbarmender Allmacht. Ueberall im Lande verfinſterte ſich der Himmel; mehrere Tage fiel in ganzen Strömen ſegenvoller, befruchtender Regen auf die ausgedörrte, nach Waſſer lechzende Erde, und bald darauf verwandelte ſich die ſchreckliche Ausſicht auf Hungersnoth, Peſt und Tod in die freudige Gewißheit einer reichen, mehr als gewöhnlich ergiebigen Erndte.

6. Dieſes offenbare Wunder gab dem Könige die ihm bisher mangelnde Ueberzeugung. Er hielt alſo ſein, Gott und ſeiner Schweſter gemachtes Verſprechen; ſandte unverzüglich nach Conſtantinopel, erbat ſich von dort einen Biſchof, der ihn taufen ſollte, erhielt auch ſogleich, ſobald dieſer angekommen war, die heilige Taufe, und in dieſer, weil der griechiſche Kaiſer ſich eine Ehre daraus machte, Bogoris Taufpathe zu ſeyn, den Namen Michael (865). Man wollte zwar anfänglich aus der Bekehrung des Königes ein Geheimniß machen, daher er auch ganz in der Stille und bei Nachtzeit war getauft worden. Aber demungeachtet erfuhren es doch bald die am Hoflager und in der Umgegend wohnenden Bojaren; und da dieſen die Lehren des Chriſtenthums nicht ganz unbekannt waren, ſie jedoch jetzt beſorgten, daß ſie ebenfalls bald eine Religion würden annehmen müſſen, die ihnen das Rauben und Morden nicht mehr erlaubt, ihnen überhaupt ihre Begierden zu zügeln, und ihre Leidenſchaften zu beherrſchen gebeut; ſo ſuchten ſie auf alle Weiſe die Gemüther des gemeinen Volkes in Gährung zu bringen, und zum Aufruhr zu erregen. Ueber alle

Erwartung gelang ihnen ihr Anſchlag. Zahlloſe Haufen rotteten ſich zuſammen, erhuben wildes tumultuariſches Geſchrei, und umringten bei nächtlicher Weile die königliche Burg. Ihre Abſicht war nichts geringeres, als den König zu ermorden, und einen fernen Anverwandten ſeines Hauſes auf den Thron zu erheben. Bogoris hatte nur acht und vierzig Männer bei ſich, auf deren Treue er ſich verlaſſen konnte. In der einen Hand ein Kreuz, als Zeichen des nahenden Triumphes, und in der andern das Schwert, machte Bogoris an der Spitze ſeiner kleinen, aber getreuen Schaar einen Ausfall. Voll Vertrauen auf eine unmittelbar von Oben kommende Hülfe, daher von chriſtlichem Heldenmuthe beſeelt, ſtürzte er ſich mitten unter die dichteſten feindlichen Haufen. Dieſe wichen überall zurück. Paniſcher Schrecken hatte ſie ergriffen. Sie glaubten eine Menge, den König umgebender wunderbarer Zeichen zu ſehen; ſie wurden alſo geſchlagen, völlig zerſtreut, und nach wenigen Stunden war der ganze Aufſtand ſchon wieder gedämpft. Die Aufrührer fleheten jetzt um Gnade. Der König verzieh dem gemeinen Volke; aber alle Großen des Landes, welche an dem Aufruhr theilgenommen, zwei und fünfzig an der Zahl, ließ er hinrichten.

7. Der Sieg des Königes über die Aufrührer, ein offenbares zweites Wunder, beförderte nun nicht wenig auch den Uebertritt der ganzen Nation zu dem Chriſtenthum. Schon das Beiſpiel ſtammverwandter Völker, nämlich der Chozaren im tauriſchen Cherſones, und der Slaven in Mähren, hatte einen ſehr erwünſchten Eindruck auf die Bulgaren gemacht. Die Chozaren ſandten ungefähr in dem Jahre 844 Einige aus ihrer Mitte nach Conſtantinopel, um den Kaiſer zu bitten, ihnen Männer zu ſchicken, welche

ſie in der Lehre der Chriſten unterrichten könnten. Die unter und neben ihnen wohnenden Mohamedaner und Juden, ſagten die Abgeordneten, plagten unaufhörlich ihr Volk, die erſtern, um ihm die mohamedaniſche, die andern, die jüdiſche Religion aufzudringen. Keine von beiden wolle ihnen jedoch gefallen, und ſie wünſchten demnach über den Glauben der Chriſten, von welchem ſie ſchon ſo viel Wunderbares gehört, umſtändlicher belehrt zu werden. — Ein durch ſeine Frömmigkeit ausgezeichneter Mönch, ein Bruder des Methodius, und nach ſeinem Tode ebenfalls den Heiligen beigezählt, ward nun zu den Chozaren geſandt. Ungemeiner Segen ruhete hier auf ſeinen apoſtoliſchen Arbeiten. Er bekehrte nicht nur die ganze Nation zu dem Chriſtenthume, ſondern führte auch jene, welche ſich ſchon mohamedaniſchem oder jüdiſchem Wahne ergeben hatten, wieder auf den Weg der Wahrheit und des Heiles zurück. Mehrere Jahre hielt er ſich unter den Chozaren auf; und als er der Sprache des Landes vollkommen kundig war, erfand er eine derſelben angemeſſene, für alle ſlaviſchen Dialekte paſſende Buchſtabenſchrift, die in der Folge nach ſeinem Namen die Cyrilliſche genannt ward *). Da ſein Bruder Methodius bei den Bulgaren kein Ge-

---

*) Der heilige Cyrillus hieß eigentlich Conſtantinus. Er war aus Theſſalonich gebürtig; und ſeine Landsleute, die Griechen, hatten ihn ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe wegen mit dem Beinamen: „der Philoſoph" beehrt. Erſt viele Jahre nachher und nicht lange vor ſeinem Tode, nachdem er in Rom die biſchöfliche Würde erhalten, aber bald darauf ſie wieder niedergelegt hatte, und in ein Kloſter gegangen war, nahm er den Namen Cyrillus an, welcher ihm auch in der Geſchichte, wie in dem römiſchen Martyrologium geblieben iſt.

hör gefunden hatte, ſo kam dieſer zu ihm nach Cherſon. Er unterrichtete denſelben vor allem zuerſt in der Landesſprache, und ſobald Methodius ſie vollkommen inne hatte, überſetzten ſie in dieſelbe mit einander die vier Evangelien, wahrſcheinlich auch alle übrigen heiligen Schriften des neuen Bundes, und arbeiteten nun mehrere Jahre gemeinſchaftlich ſowohl an der Befeſtigung der jungen Chriſtenheit, als auch an der Bekehrung der wenigen noch übrigen heidniſchen Chozaren.

8. Aber um dieſelbe Zeit, das heißt zwiſchen den Jahren 855 und 866 ſchickte auch der mähriſche Fürſt Ratislaw, vielleicht zeitlicher Vortheile wegen *), Abgeordnete nach Conſtantinopel, um ſich vom Kaiſer Michael einige Geiſtliche zu erbitten, um ſeinem Volke das Evangelium zu verkündigen. Das Begehren ward natürlicher Weiſe genehmiget, und die Wahl fiel wieder auf den Cyrillus, deſſen Bemühungen unter den Chozaren ſchon ein ſo glänzender Erfolg gekrönt hatte, und den man nun in Cherſon, da dieß Volk jetzt in dem Glauben feſt gegründet war, durch jeden andern Miſſionär leicht erſetzen zu können glaubte. Gerne folgte Cyrillus auch dieſem Rufe; geſellte aber von jetzt an ſich und ſeinen Arbeiten ſtets ſeinen Bruder Methodius bei, ging mit ihm nach Conſtantinopel, und wan-

*) Wohl möglich daß blos politiſche Rückſichten den Ratislaw, wie deſſen Volk zu dieſem Schritte bewogen haben konnten; vielleicht um bei den Griechen Schutz gegen den mächtigen deutſchen König Ludwig zu finden. War dieſes ihre Abſicht; ſo hatten ſie ſich zwar hierin getäuſcht; jedoch, ein weit größeres, unvergängliches Gut ſich dadurch erworben.

derte von da in ſeiner Geſellſchaft nach Mähren, dem Ort ſeiner Beſtimmung. Hier fanden die beiden Apoſtel ein ungemein gelehriges Volk. Alles drängte ſich zur Quelle des Heiles. Cyrillus und Methodius lehrten die Moraven leſen und ſchreiben, errichteten Schulen, gaben dem Volke die von ihnen überſetzten heiligen Bücher in die Hand, und im ganzen Lande wurden die Wunder und das Lob Gottes in ſlaviſcher Sprache verkündiget.

9. Das Gerücht von dieſem glücklichen Erfolge verbreitete ſich bald unter allen umher wohnenden Völkern, trug daher nun ebenfalls nicht wenig dazu bei, auch unter den Bulgaren den Eifer für das Chriſtenthum immer mehr zu entflammen. Aber leider fehlte es im Lande an chriſtlichen Lehrern und Predigern. Es iſt wahrhaft eine eben ſo traurige als unerklärbare Erſcheinung, daß dem, den Griechen ſo nahe liegenden bulgariſchen Volke jetzt aus dem griechiſchen Reiche entweder gar keine, oder doch nur höchſt dürftige geiſtige Hülfe zufloß. Immerhin mögen einige griechiſche Miſſionäre da geweſen ſeyn; aber gewiß waren es nur äußerſt wenige; denn Bogoris wandte ſich an König Ludwig den Deutſchen, und bat dieſen um einen Biſchof, nebſt einer hinreichenden Anzahl von Prieſtern, wie auch um die, zum Gottesdienſte nöthigen heiligen Gefäße und übrige erfoderlichen Paramente. Aber daran, wie es ſcheint, müſſen die Kirchen Deutſchlands damals ſehr dürftig geweſen ſeyn; denn Ludwig wandte ſich an ſeinen Bruder, den König in Frankreich, und dieſer erbettelte alles von ſeinen Biſchöfen, die mit vieler Bereitwilligkeit bedeutende Summen zuſammenſchoſſen, und das Benöthigte herbeiſchafften, worauf Ludwig den Biſchof Hermenreich mit mehrern Prieſtern und Diaconen nach Bulgarien ſandte.

10. Die Anſchaffung der, zum öffentlichen Gottesdienſte nöthigen Erforderniſſe hatte wahrſcheinlich die Abſendung der deutſchen Miſſionäre ſehr verzögert; aber eben daher auch die Geduld des Königes und der neu aufblühenden bulgariſchen Chriſtenheit erſchöpft. In dem Jahre 866, lange bevor noch Biſchof Hermenreich mit ſeinen Prieſtern und Diaconen in Bulgarien angekommen war, hatte demnach Bogoris eine neue, noch ungleich glänzendere Geſandtſchaft — denn einer ſeiner Prinzen ſtand an der Spitze derſelben — nach Rom an den Pabſt geſandt. Dieſelbe kam in dem Jahre 866 in Rom an. Sie brachte dem heiligen Petrus mehrere Geſchenke, und unter dieſen auch die Waffen, mit welchen der König die Aufrührer ſo wunderbar beſiegt hatte *). Aber diesmal hatten die bulgariſchen Abgeordneten nicht blos den Auftrag, den Pabſt um fromme, und zugleich des Lehramtes kundige Miſſionäre zu erſuchen, ſondern auch über mancherlei Gegenſtände von ihm ſich Belehrung zu erbitten. Da Nicolaus jede ihrer Fragen beantwortete, alle ihre Zweifel löſte, ſo gehen dieſe am beſten aus dem päbſtlichen Antwortſchreiben hervor, und zeugen ſämmtlich von einer gewiſſen, wahrhaft liebenswürdigen Simplicität der Nation, die mit kindlichem Zutrauen ſich jetzt in die Arme des Pabſtes wirft, und in allem die größte Folgſamkeit und unbedingten Gehorſam verſpricht. — Eine ihrer wichtigſten Fragen betrifft das Gewiſſen des Königs.

*) Kaiſer Ludwig machte nachher auf dieſe Geſchenke Anſpruch, und forderte ſie von dem Pabſte. Nicolaus ſchickte ihm jedoch blos die Waffen, nebſt noch einigen andern Kleinigkeiten. Alles Uebrige blieb in Rom zurück, und der Kaiſer begnügte ſich mit dem, was er von der Freundſchaft des Pabſtes erhielt.

Bogoris klaget nämlich dem Pabſte: Er habe nach unterdrücktem Aufruhr nicht nur die Häupter der Empörung, ſondern auch deren ſämmtliche Kinder hinrichten laſſen. Er fragt den Pabſt, ob er hierin geſündiget habe? — Allerdings, antwortet der Pabſt, denn nicht der Unſchuldige, ſondern blos der Verbrecher verdient Strafe, und wenn Ihr auch dieſen, obgleich ſie Strafe verdient, dennoch verziehen hättet, ſo würdet Ihr nur um ſo mehr nach dem Geiſte des Chriſtenthums gehandelt haben. Da Ihr jedoch blos aus Unwiſſenheit und einem, obgleich ganz falſchen Eifer für die chriſtliche Religion geſündiget habt, und nun Euer Unrecht einſehet, es bekennt und bereuet, ſo wird auch jene Blutſchuld, wenn Ihr Buße gethan haben werdet, wieder von Eurer Seele genommen werden.

Auf die Frage: wie man jene zu behandeln habe, welche die Taufe erhalten, aber nachher von dem Chriſtenthume wieder abgefallen wären; erwiedert der Pabſt: man müſſe bei ſolchen Unglücklichen vor allem deren Pathen, welche bei der Taufe als Bürge für ſie eingetreten wären, auffodern, die Verirrten wieder zurückzuführen; würden ſie jedoch in ihrem gottloſen Wahne beharren, ſo ſollte man ſie der Kirche anzeigen, und wenn ſie auch dieſe nicht hörten, der weltlichen Obrigkeit übergeben, deren Pflicht es ſey, eine gegen Gott begangene Untreue eben ſo ſehr, wie einen gegen den König begangenen Treubruch zu beſtrafen.

Da die Bulgaren den Pabſt auch fragten, wie ſie ſich gegen die, unter ihnen noch lebenden Abgötterer zu verhalten hätten; ſo verbietet Nicolaus ihnen ſehr ernſt alle gewaltſamen Bekehrungsmittel. Nicht durch Zwang, ſagt der Pabſt, ſondern blos auf dem ſanften Wege chriſtlicher Liebe müßten dieſelben zur Erkenntniß des wahren Gottes gebracht

werden. Würden ſie aber hartnäckig der Stimme der Wahrheit und Vernunft ihr Ohr verſchließen, ſo ſollten die Chriſten ſich völlig von ihnen trennen, nicht mit ihnen eſſen, keine Gemeinſchaft mit ihnen haben, und ſie als Fremde und Unreine betrachten.

Ein Grieche war zu den Bulgaren gekommen, hatte ſich für einen Prieſter ausgegeben, und mehrere der Eingebornen getauft. Aber bald ward es entdeckt, daß er kein Geiſtlicher war. Die Bulgaren ließen ihn geißeln, ſchnitten ihm Naſe und Ohren ab, jagten ihn hierauf aus dem Lande und fragten nun, ob ſie hierin recht oder unrecht gehandelt hätten. Der Pabſt gibt ihnen über dieſes grauſame Verfahren einen ſcharfen Verweis. Jener Grieche, ſagt er, der Chriſtum verkündigte und taufte, that ein gutes Werk, und wenn er die Taufe im Namen der allerheiligſten Dreieinigkeit ertheilte; ſo iſt ſie gültig. Ihr habt alſo ſehr geſündigt, denſelben auf ſo grauſame Weiſe zu mißhandeln; und wenn er auch darin gefehlt hat, daß er ſich für etwas ausgab, was er nicht war; ſo hättet Ihr euch begnügen müſſen, ihn über die Grenze bringen zu laſſen, und nicht länger unter Euch zu dulden.

Ueber die zum Taufen vorgeſchriebene Zeit befragt, antwortet der Pabſt, daß zwar zu Folge kirchlicher Satzung blos an Oſtern und Pfingſten getauft werden ſollte; dieſe Verordnung jedoch auf eine erſt unlängſt zum Chriſtenthume bekehrte Nation keine Anwendung fände, eben ſo wenig wie auch auf jene, welchen Todesgefahr drohete, und die dieſes Sacrament noch nicht empfangen hätten. Der Pabſt bemerkt dabei, daß weder am Tauftage noch an den folgenden Tagen ein beſonders Faſten vorgeſchrieben ſey.

Die Bulgaren hatten ferner dem Pabſte die Anzeige gemacht, daß die Griechen ihnen die Communion verweigerten, wenn ſie beim Empfang derſelben nicht Gürtel trügen, es ihnen auch zur Sünde machten, wenn ſie beim Gebete in der Kirche nicht die Arme kreuzweiſe über die Bruſt legten. Der Pabſt belehrte ſie, daß dergleichen Gebräuche völlig gleichgültig wären; es jedoch geziemend ſey, ſich ihnen da, wo ſie eingeführt wären, ebenfalls zu fügen. Diesfalls eine Halsſtarrigkeit zeigen zu wollen, würde unrecht ſeyn. — Der Pabſt fährt fort: Es ſey gut, um z. B. Regen von Gott zu erhalten, öffentliche Gebete anzuſtellen, aber dergleichen Gebete und Betſtunden müßten von dem Biſchofe des Ortes angeordnet und geregelt werden. Uebrigens ſey es für jeden Laien eine Pflicht, alle Tage zu gewiſſen Zeiten dem Gebete obzuliegen. Hiezu ſey weder ein beſonderer Ort noch Anzug erfoderlich. Man könne überall beten, ſobald nur das Gemüth geſammelt, und auf Gott gerichtet wäre *).

In Anſehung des Sonntags belehrt ſie der Pabſt, daß ſie nicht den Samſtag, ſondern blos den Sonntag zu feiern hätten; aber außer dieſem auch noch die Feſttage der heiligen Jungfrau, der hochgebenedeiten Mutter unſers göttlichen Erlöſers, ferner der zwölf Apoſtel, der Evangeliſten, des heiligen Johannes des Täufers, des Erſtlingmartyrers, nemlich des heiligen Stephanus, ſo wie der übrigen Heiligen, deren Feier von den Biſchöfen bei ihnen

---

*) Dieſe Bemerkung, wie auch die vorhergehende, iſt gegen die Griechen gerichtet, die gerne allen Völkern, um ſie von der griechiſchen Kirche deſto abhängiger zu machen, auch deren Gebräuche, als weſentliche und durchaus nothwendige Dinge aufdringen wollten.

würden eingeführt werden. An dieſen Tagen müßten ſie ſich, wie am Sonntage aller knechtiſchen Arbeit enthalten; auch dürften an ſolchen Feſten, wie die ganze Faſtenzeit hindurch, keine öffentlichen Gerichtstage gehalten werden.

Ueber die von der Kirche eingeführten Faſten gibt ihnen der Pabſt folgende Belehrung. Es gibt in dem Jahre zum Faſten vorgeſchriebene Zeiten, nämlich vor Oſtern, nach Pfingſten, vor Mariä Himmelfahrt, und vor Weihnachten *). In dieſen Tagen iſt es nicht erlaubt, Fleiſch zu eſſen. Eben ſo auch an den Freitagen und Vorabenden großer Feſte, obgleich wir in Anſehung dieſer letzten Verbindlichkeit für jetzt noch einige Nachſicht mit Euch haben, mithin nicht allzu ſtrenge die Beobachtung derſelben von Euch fodern wollen. Was den Mitwoch betrifft, ſo dürft Ihr an demſelben Fleiſchſpeiſen genießen; auch iſt es nicht nöthig, daß Ihr, wie es Euch die Griechen aufbürden wollen, am Mitwoch und am Freitag Euch des Badens enthaltet.

Man kann, fährt der Pabſt in Beantwortung der ihm vorgelegten Fragen fort, während der Faſten, ſo wie überhaupt zu allen Zeiten des Jahres an jedem Tage zu dem Tiſche des Herrn treten. Nur dürft Ihr an ſolchen heiligen Tagen, wie die ganze Faſtenzeit hindurch, nicht auf die Jagd gehen, keine Poſſenſpiele treiben, und müßt überhaupt alles eiteln leichtfertigen Geſchwätzes Euch enthalten. Ueberhaupt ſind in ſolchen heiligen Zeiten alle Arten von Ergötzlichkeit verboten, auch dürfen während derſelben keine Heirathen geſchloſſen werden. Selbſt

*) Alle dieſe Faſten waren von vierzig Tagen, bis auf jene vor Mariä Himmelfahrt, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach eine kürzere Dauer hatte.

die ſchon Verehlichten ſollen ſich an dergleichen Tagen der Enthaltſamkeit befleißigen, und wir überlaſſen es der Einſicht des Biſchofes oder des Prieſters, denen, welche dieſes Gebot der Enthaltſamkeit nicht beobachten, eine angemeſſene Buße vorzuſchreiben. Während der Faſten Krieg zu führen, iſt jedoch erlaubt, ſobald Selbſtvertheidigung es nothwendig macht. — Der Unterſchied zwiſchen reinen und unreinen Thieren iſt längſt aufgehoben. Man darf von allem Fleiſch eſſen, nur nicht von der Jagdbeute eines Abgötterers, weil alle Gemeinſchaft mit demſelben zu fliehen iſt. Endlich dürfen auch die Laien, wenn kein Geiſtlicher zugegen iſt, bevor ſie zu Tiſche gehen, die aufgetragenen Speiſen mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes ſegnen. Der Pabſt ermahnt ſie ſehr ernſtlich, oder vielmehr er gebietet ihnen, zufolge der ſchon ſeit den älteſten Zeiten in der römiſchen Kirche eingeführten Sitte, nie vor der dritten Stunde des Tages, das heißt, vor neun Uhr des Morgens zu eſſen.

In Beziehung auf die, bei Heirathen eingeführten kirchlichen Zeremonien ſagt der Pabſt: Es ſey unnöthig, daß das Brautpaar, wie es bei den Griechen üblich ſey, goldene oder ſilberne Ketten um den Kopf trage. In der römiſchen Kirche wäre es Brauch, daß die Brautleute, nach geſchehener Verlobung und geſchloſſenem Contrakt, in die Kirche geführt werden, und allda ihre Opfer in die Hände des Prieſters niederlegen, der ſie hierauf einſegnet, und ihnen den Schleier reicht, welcher jedoch denjenigen, welche zur zweiten Ehe ſchreiten, nicht gegeben werde. Bei dem Herausgehen aus der Kirche tragen ſie Kränze auf dem Kopfe, welche zu dieſem Zwecke ſorgfältig in der Kirche aufbewahrt würden. Doch alles dieß, fügt der Pabſt hinzu, wären Nebendinge; das Weſentliche beſtehe in der

beiderſeitigen, vor dem Prieſter erklärten, geſetzlichen Einwilligung, die durch den Segen der Kirche bekräftiget und geheiligt werde. Die Verehlichten müßten jedoch belehrt werden, daß, wie in der Faſten, auch an Sonntagen *) ſtrenge Enthaltſamkeit

---

*) In ſeinem ſehr umſtändlichen, belehrenden Schreiben an die Bulgaren kömmt der heilige Pabſt, gewiß nicht ohne guten Gründe, mehrmals auf geziemende Feier des Sonntags zurück. Man ſieht, wie ſehr er bemüht iſt, dieſen neuen Chriſten einen recht hohen Begriff von der Heiligkeit eines Tages beizubringen, an welchem die Kirche ein doppeltes Feſt feiert, nämlich das der Schöpfung der Welt, und dann jenes der triumphirenden Auferſtehung unſers göttlichen Erlöſers. — Heute zu Tage iſt dieß ganz anders. Von dem Sonntage hat man jetzt blos einen ſtatiſtiſchen, aber wahrhaftig nicht kirchlichen oder religiöſen Begriff. Es iſt halt ein Tag, an welchem nicht gearbeitet, mithin auch nichts producirt wird. Schon ganz eigener Art iſt gegenwärtig in mehrern großen Städten, beſonders unter den höhern, ſogenannten gebildeten Ständen die Vorbereitung zur würdigen Feier des Sonntags. Gewöhnlich werden die Vorabende deſſelben gerade zu recht luſtigen und frohen Vereinen, zu üppigen, tief in die Nacht ſich hineinziehenden Gelagen, zu Bällen und andern geräuſchvollen Ergötzlichkeiten gewählt. Man ſollte glauben, daß ſolche Herren und Damen es vorſätzlich darauf anlegten, an dieſen Abenden ihre Seelen ſo lange in einem Wirbel lärmender Freuden herumzutreiben, bis ſie endlich völlig ermüdet und erſchöpft, am darauf folgenden Sonntag ja keines ernſten Gedankens, viel weniger eines höhern Aufſchwungs zu dem Göttlichen mehr fähig wären. Es iſt unbegreiflich, wie bei dem Anblick dieſes wahrhaft abgöttiſchen Greuls die Hüter und Wächter Zions, mit einer der göttlichen Langmuth ſich nähernden Geduld noch ſchweigen können, und man darüber nur, obgleich höchſt ſelten, von der Kanzel herab die Stimme eines frommen, aber weil er blos das Evangelium predigt, von

Pflicht ſey. Eben ſo auch die ganze Zeit hindurch, ſo lange die Frau ein ſäugendes Kind an ihrer Bruſt hat. Nach ihrer Niederkunft kann ſie jedoch, ſobald ſie will, in die Kirche gehen.

Die Bulgaren hatten ſich bei dem Pabſt auch befragt, ob in ihrem Lande ein Patriarch könnte ordinirt werden. — Hierüber, antwortete der Pabſt, könne er nicht entſcheiden, als bis er von ſeinen Le-

---

der großen Welt wenig beachteten Prieſters hie und da noch vernimmt. — Ueberhaupt ſpielen in der Sittengeſchichte unſerer Zeit die Bälle eine ganz vorzugsweiſe wichtige Rolle. Wochen und Monate, alle Jahreszeiten und beſonders das Ende jedes Jahres müſſen ſtets mit glänzenden Bällen geſchloſſen werden. Man findet es gar zu bequem, ſo recht in einem ununterbrochenen Sinnenrauſche von einem Zeitabſchnitt in den andern, und von dem letzten endlich in die Ewigkeit hinüber zu taumeln. Das unäſthetiſche, geſpenſtartige Bild des Gerippen-Mannes mit der Senſe wird dadurch am leichteſten verſcheucht; und was den lieben Gott betrifft; ſo macht man Ihm ja alle acht Tage einmal eine gute Viertelſtunde lang in einer ſogenannten Schnappmeſſe die Cour; und ein Mehreres verlangt dieſer gute Gott gar nicht. — Gewiß würde man längſt ſchon auch mit einem Ball jedes Tagwerk wie jeden Tag begonnen haben, nähme dieſer nur leider nicht gerade mit Sonnenaufgang ſeinen Anfang; eine Zeit, wo man freilich ſich lieber noch in weichen Flaumfedern wiegt, als den jetzt herrſchenden St. Veits-Tanz ſchon wieder auf das neue beginnt. Gar zu weit iſt man jedoch auch von dieſer ſchönen Sitte jetzt nicht mehr entfernt; denn in einer großen, von Kunſt, Bildung und Ueberbildung ſtrotzenden Stadt hatten wirklich während des ſogenannten Carnevals oder Narren-Zeit auch des Vormittags, ſchon ziemlich frühe, glänzende Bälle ſtatt; indem die Abende ſolcher Tage zu einem zweiten, wahrſcheinlich noch weit glänzendern Ball ſchon im voraus in Pacht genommen — waren wahre Beiträge zum ſittlichen, wie zum religiöſen Charakter unſerer Zeit!

gaten die Anzahl der bulgariſchen Chriſten werde erfahren haben. Einſtweilen ſchicke er ihnen einen Biſchof, dem er, wenn das Chriſtenthum ſich in Bulgarien noch mehr ausgebreitet haben würde, das Privilegium eines Erzbiſchofes ertheilen, mithin ihn ermächtigen werde, Biſchöfe zu conſecriren, jedoch erſt nachdem er, gleich den Erzbiſchöfen Germaniens, Galliens und anderer Länder, von dem päpſtlichen Stuhle das Pallium würde erhalten haben. Die von ihm conſecrirten Biſchöfe ſtünden alsdann unter ihm, und müßten in wichtigen Fällen an ihn berichten. Wahre und ächt patriarchaliſche Kirchen ſeyen nur jene, die, von den Apoſteln gegründet, auch von ihnen dieſen Vorrang erhalten hätten. Solche Kirchen wären die römiſche, alexandriniſche und antiocheniſche. Die Kirche von Conſtantinopel ſchmücke ſich zwar ebenfalls mit dieſem Titel; aber dieſer Vorzug gebühre ihr nicht; denn ſie ſey von keinem Apoſtel gegründet; auch mache ihrer das nicäniſche Concilium keine Erwähnung. Nur weil Conſtantinopel, als Hauptſtadt des Reiches und Sitz der Kaiſer, den Namen: das neue Rom erhalten, heiße man den dortigen Biſchof Patriarch, jedoch nicht aus irgend einer gegründeten, vernünftigen Urſache; ſondern blos aus höfiſcher Gefälligkeit gegen den zeitlichen Monarchen. Was die Kirche von Jeruſalem betreffe, ſo bezeige das nicäniſche Concilium ihr, als der Erſtlings- und Mutterkirche aller übrigen, größere Achtung, habe aber der Kirche von Cäſarea keines ihrer Vorrechte vergeben, daher dem Biſchofe von Jeruſalem den ganz eigenen Titel: Biſchof-Patriarch ertheilt *).

*) Man ſieht, daß Pabſt Nicolaus hier vorſätzlich die Kirche von Conſtantinopel in den Augen der bulgariſchen Nation herabzuſetzen, und dieſer den ihr allen-

Die Bulgaren hatten ferner dem Pabſte berichtet, daß Griechen, Armenier und andere in ihr Land gekommene Fremdlinge das Chriſtenthum allda predigten, aber in ihrer Lehre nichts weniger als mit einander übereinſtimmten. — Der Pabſt erwiedert: Es ſey gleichgültig, wer der Lehrer ſey, wenn er nur Wahrheit lehre. Der römiſche Stuhl ſey die Grundveſte aller chriſtlichen Wahrheit, und ſein Glaube ſtets unbeſcholten und makellos erfunden worden. Die Legaten, die er ihnen ſende, würden ſie demnach in Allem gehörig unterrichten, er ſelbſt auch ihrer, gleich einer zarten Pflanze, mit der größten Sorgfalt pflegen. — Endlich auch noch befragt, ob die Frauen mit verhülltem oder unverhülltem Haupte in der Kirche beten ſollten, gebietet ihnen der Pabſt und zwar in ſehr ernſten

---

falls ſchon beigebrachten, allzuhohen Begriff von derſelben wieder zu benehmen ſucht. Hiezu hatte er wahrhaft ſehr weiſe und dringende Gründe. Seit Jahrhunderten war die griechiſche Kirche die Gebärerin einer Menge von Ketzereien, der unaufhörliche Tummelplatz unheiligen Gezänkes und leidenſchaftlicher Partheikämpfe. Es war zu befürchten, daß dieſer unruhige, zänkiſche Geiſt bald auch auf die neue bulgariſche Chriſtenheit übergehen könne. Um dieſem vorzubeugen, mußte der Pabſt es ſich angelegen ſeyn laſſen, die bulgariſchen Chriſten ſo feſt als möglich an die römiſche Kirche zu feſſeln; und wie wenig des großen Pabſtes ſcharfer, weit in die Zukunft ſchauender Blick ſich hierin geirret habe, beweißt leider nur zu ſehr die Folge; denn als auf dem Concilium von Conſtantinopel, wie wir bald hören werden, die bulgariſche Kirche jener von Conſtantinopel zugeſprochen, und ihr unterworfen ward, fiel die bulgariſche Nation, weil an dem Schisma der Griechen theilnehmend, in kurzer Zeit in alle Irrthümer des Manichäiſchen Wahns, und das unglückliche Bulgarien ward der Mittelpunkt und die Hauptniederlage der gottloſeſten aller Ketzereien.

ſtrengen Ausdrücken das Erſtere *). Aber nicht blos über religiöſe und kirchliche Angelegenheiten, auch über viele weltliche Dinge, beſonders in Beziehung auf die unter ihnen eingeführten Geſetze befragten die Bulgaren den heiligen Vater. So z. B. verlangten ſie von dem Pabſte zu wiſſen, welche Strafe der verdiene, der den König hätte ermorden wollen, oder der einen Todſchlag begangen, im Kriege ſeine Fahnen verlaſſen, oder geſonnen geweſen wäre, aus dem

*) Dieſe, dem zarten, frommen weiblichen Sinne ſo anſtändige Sitte ward in allen Kirchen durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, bis nächſt auf unſere Zeiten ſtets unverbrüchlich beobachtet. Wir ſelbſt erinnern uns noch aus den Zeiten unſerer Jugend, daß vor der großen, auch die Begriffe und Sitten anderer Völker völlig umwälzenden, franzöſiſchen Revolution, die Frauen, ſelbſt jene vom höchſten Range, bei dem Morgengottesdienſte nie anders, als in große, ſchwarze ſeidene damaſtene Zeuge gehüllt — (man nannte ſie Fallien, und die niedern Volksklaſſen hatten ſie von gemeinem, wohlfeilem ſchwarzem Tuch) — in den Kirchen erſchienen, oder auch, wenn ein beſonders feierlicher Gottesdienſt in ſpätern Stunden gehalten ward, bedeckt mit langen, bis auf die Füße wallenden, das Geſicht und die ganze Geſtalt verhüllenden Schleiern. Gegenwärtig iſt dieß ebenfalls wieder ganz anders. Mit thurmhohen Hüten, auf welchen alle Blumen aus den Gärten des Leichtſinns und der Eitelkeit blühen, kommen ſie jetzt in unſere, durch die unmittelbare Gegenwart unſers göttlichen Erlöſers in dem allerheiligſten Altarsſacrament, ſo ſehr verherrlichten Tempel, und ſuchen da theils äußern Prachtaufwand, theils körperliche Reitze zu entfalten, wo doch Selbſtverläugnung, die tiefſte Demuth und Anerkennung eigener Unwürdigkeit die erſten und unerläßigſten Bedingungen eines Gott wohlgefälligen Gebetes ſind. — Ganz gewiß ein Greul in den Augen des Allſehenden!

Lande zu entweichen, um unter einem andern Volke ſich niederzulaſſen. Ueber alle dieſe Fragen weiſet ſie der Pabſt auf das römiſche Geſetzbuch an, welches ſeine Legaten ihnen mitbringen, aber erſt dann ihren Händen übergeben ſollten, wenn ſich Männer unter ihnen vorfänden, die, zuerſt ſelbſt in den römiſchen Geſetzen gehörig belehrt, im Stande ſeyn würden, ſie ihnen zu erklären. Um falſchen Auslegungen und großen Mißbräuchen vorzubeugen, ſey dieß durchaus nothwendig. Inzwiſchen empfiehlt ihnen der Pabſt auf das angelegentlichſte, bei Beſtrafung der Verbrecher ſtets mit chriſtlicher Milde zu verfahren, und verbietet bei Criminalunterſuchungen ausdrücklich den Gebrauch der Folter. Als Heiden, fügt der Pabſt hinzu, hätten ſie unaufhörlich eine Menge Menſchen zum Tode geführt. Als Chriſten müßten ſie jetzt ſtreben, eben ſo viele Menſchen wieder zum Leben zu führen. Statt, wie bisher, bei ihren Verträgen und Unterhandlungen auf das Schwert zu ſchwören, gebietet ihnen der Pabſt für die Zukunft, auf das Kreuz Chriſti ihre Eide abzulegen; auch daſſelbe triumphirende Zeichen der Erlöſung, ſtatt einem Roßſchweife, ihren Schaaren im Kriege vortragen zu laſſen.

Mit der, einem noch rohen Volke eigenen Einfalt hatten ſie den Pabſt auch über manche bei ihnen herrſchende Gebräuche um Rath gefragt. So z. B. wollten ſie wiſſen, ob es recht ſey, daß der König ganz allein ſpeiſe; daß ſelbſt ſeine Gemahlin nicht an der königlichen Tafel erſcheinen dürfe, und die geladenen Gäſte in weiter Entfernung auf dem Boden ſpeiſen müßten. Der Pabſt erwiederte: dieſer Gebrauch verletze zwar den natürlichen Anſtand, und ſey gegen die Sitte aller civiliſirten Völker; da derſelbe jedoch keine Glaubensſache ſey, ſo wolle er ihnen hierüber nichts befehlen, ſondern blos

einen guten Rath geben. Es gezieme nämlich einem chriſtlichen König, allen unnöthigen Stolz und Hoffahrt von ſich zu verbannen. Der König aller Könige habe nicht nur mit ſeinen Dienern (den Apoſteln) ſondern ſogar mit Sündern und Zöllnern geſpeiſt; und die größten chriſtlichen Monarchen ſpeißten auch jetzt noch mit den Vornehmern ihrer Diener und Unterthanen. Der König der Bulgaren möge alſo ebenfalls dem Beiſpiel chriſtlicher Könige folgen. — Alle ihre übrigen Fragen gaben ebenfalls einen Beweis theils der zarten Gewiſſenhaftigkeit dieſes erſt neu zum Chriſtenthum bekehrten Volkes, theils auch ſeiner von der Hand der Kunſt noch unberührten Natureinfalt; beſonders wenn ſie endlich gar darüber eine päbſtliche Entſcheidung verlangen, ob es nämlich ihren Frauen erlaubt ſey, Unterhoſen zu tragen. Gar ſchön antwortet ihnen der Pabſt, daß die verſchiedenen Kleidungsarten der Völker ihm ganz gleichgültig ſey; ſeine Sorgfalt ging nur dahin, daß alle Chriſten den äußern Menſchen aus- und Chriſtum dafür anziehen möchten *).

*) Dergleichen Fragen legten die Bulgaren noch eine Menge dem Pabſte vor, wie groß z. B. das Heiraths-gut ſeyn dürfte, welches ſie ihren Töchtern bei deren Verehlichung mitzugeben pflegten. Aus den päbſtlichen Antworten ergiebt es ſich, daß der Pabſt vorzüglich dahin zu wirken ſuchte, die rohen Sitten der Bulgaren zu mildern, und ihnen eine wahre, ſie in allen möglichen Verhältniſſen leitende, chriſtliche Geſittung und Geſinnung einzuflößen. — Da dieſes päbſtliche, an die Bulgaren gerichtete Schreiben uns über mehrere damals in der römiſchen Kirche herrſchende Gebräuche, ſo wie auch über den noch rohen Naturzuſtand der Bulgaren manche belehrende Aufſchlüſſe ertheilt; ſo glaubten wir, unſere Leſer mit demſelben wenigſtens in einem, nicht zu enge zuſammengezogenen Auszuge bekannt machen zu müſſen.

11. Den zurückkehrenden Geſandten gab der Pabſt die beiden Biſchöfe Formoſus von Porto, und Paulus von Pozolonia nebſt mehrern andern Miſſionairen mit. Die Bekehrung der bulgariſchen Nation ſollten ſie vollenden, die ſchon Bekehrten noch feſter in dem Chriſtenthum begründen. Von Bogoris (eigentlich jetzt Michaël, denn dieſen Namen hatte er in der heiligen Taufe erhalten) wurden die beiden römiſchen Biſchöfe, wie zwei von Gott geſandte Engel empfangen. Unverzüglich traten ſie ihr apoſtoliſches Amt an, und zwar mit ſo großem, ſichtbarem Segen, daß der König alle andere, inzwiſchen in ſein Reich gekommene griechiſche Miſſionaire alſogleich aus ſeinem Lande weiſen ließ. Bald darauf kam auch der fränkiſche Biſchof Hermanreich mit ſeinem Gefolge von Prieſtern in Bulgarien an, fand am Hofe des Königes freundliche Aufnahme, kehrte aber, als er und ſeine Gefährten ſahen, daß es in dieſem neuen Weinberge des Herrn ſchon der Arbeiter genug gebe, nach einem kurzen Aufenthalt von wenigen Tagen wieder in ſein Land zurück.

12. Der König wollte von gar keinen andern Miſſionairen, als welche von Rom kämen, etwas mehr hören. Aber durch die ſegenvollen Bemühungen der beiden römiſchen Biſchöfe ſtand nun auch in kurzer Zeit die bulgariſche Chriſtenheit in ſo voller und reicher Blüthe, daß Michaël ſich gezwungen ſah, eine abermalige Geſandtſchaft nach Rom abzuordnen, den Pabſt zu bitten, daß er ihm noch mehrere Prieſter in ſein Land ſenden, und den Formoſus zum Erzbiſchof von Bulgarien ernennen möchte. Der Pabſt, ſtets geneigt, jede vernünftige Bitte zu gewähren, ordnete unverzüglich ſo viele Miſſionaire nach Bulgarien, als das Bedürfniß der dor-

tigen Chriſtenheit es erforderte; jedoch nicht eher als bis er ſie ſelbſt geprüft hatte, ob ſie auch wirklich die hiezu nöthigen Eigenſchaften beſäßen. Denen, die er gewählt hatte, gab er noch zwei Biſchöfe mit, welche ſie in ihren Miſſionsgeſchäften genau beobachten, hierauf die zur erzbiſchöflichen Würde Geeignetesten ihm bezeichnen, und dieſe alsdann nach Rom ſenden ſollten, um dort die biſchöfliche Weihe zu erhalten *). — Die Predigten des Paulus und Formoſus und deren täglicher, lehrreicher Umgang mit dem König hatten inzwiſchen auf das Herz deſſelben einen ſolchen Eindruck gemacht, daß er, um zu höhern Graden chriſtlicher Vollkommenheit zu gelangen, die königliche Würde niederlegte, die Krone ſeinem älteſten Prinzen überließ, ſich in ein Mönchsgewand hüllte, und in völlige Abgeſchiedenheit von der Welt zurückzog. Leider entſprach der Sohn nicht den Erwartungen des Vaters. Er überließ ſich allen Ausſchweifungen, gefiel ſich in heidniſchen Gebräuchen, und hatte von einem Chriſten nichts viel mehr als blos den Namen. Das Chriſtenthum iſt eine himmliſche, aber auch äußerſt zarte Pflanze, die unter reinen, unbefleckten Händen eine höchſt ſorgſame Pflege erfordert; und das gefährliche, weil gewöhnlich ſo lockende Beiſpiel des, ſeinen Sitten und ſeiner Handlungsweiſe nach, völlig heidniſchen jungen Monarchen wirkte nun immer verderblicher auf die junge, noch lange nicht in ihrem Glauben hinreichend

*) Die beiden Biſchöfe Paulus und Formoſus wollte Nicolaus blos deßwegen nicht zu Erzbiſchöfen in Bulgarien ernennen, weil jeder derſelben ſchon in Italien ſeine biſchöfliche Kirche hatte, und der Pabſt das zwiſchen den Kirchen und ihren Biſchöfen geſchloſſene heilige Ehebündniß nicht durch Transferirung der Letztern auf andere Stühle auflöſen und entheiligen wollte.

befeſtigte Chriſtenheit. Zwar fuhren die römiſchen Miſſionaire fort zu predigen und zu lehren; aber was vermag die Kraft der Rede gegen die Allmacht des ſtets alles mit Gewalt fortreißenden Beiſpiels? Als die Gefahr am größten war, war auch die Hülfe am nächſten. Aus ſeiner Verborgenheit trat nämlich jetzt plötzlich der königliche Einſiedler hervor, legte ſich wieder Königs-Titel und Würde bei, und ergriff auf das neue mit feſter Hand die Zügel der Regierung. Der unbeſonnene Prinz vermochte nicht der väterlichen Gewalt zu widerſtehen; denn alle alten Getreuen ſammelten ſich ſogleich um die Perſon des königlichen Greiſes. Der ungerathene Sohn ward ein Gefangener ſeines Vaters, und auf deſſen Befehl ſogleich beider Augen beraubt. — Bogoris oder vielmehr Michaël berief nun eine Verſammlung aller Großen ſeines Reiches. Keiner durfte fehlen, und auch die beiden römiſchen Biſchöfe ſollten Zeugen der feierlichen Handlung ſeyn. Seinen zweiten Sohn ſtellte jetzt der König der zahlreichen Verſammlung als deren künftigen Beherrſcher vor; ſagte aber auch dieſem in Gegenwart aller Anweſenden, daß, wenn er, uneingedenk der Gebote Gottes und der väterlichen Ermahnungen, je von der Richtſchnur des Evangeliums abweichen ſollte, ihm unfehlbar daſſelbe Schickſal wie ſeinem ältern Bruder zu Theil werden würde. Der Prinz gelobte treue Befolgung der väterlichen Lehren, worauf Michaël die Verſammlung verließ, den königlichen Schmuck wieder ablegte, und in härnem Mönchsgewandt in ſeine ſtille Einſiedlers-Klauſe zurückkehrte. Immer mehr und mehr erſtarkte jetzt in Bulgarien der Baum des Lebens, und bald würden die ſchon an ſeinem Laube ſchwellenden Früchte die ganze Nation gelabt und erquickt haben, hätte nicht, wie wir in kurzem hören werden, der den

Griechen eigene Geiſt der Spaltung, des Zankes und der Schelſucht Bulgarien der unmittelbaren Gerichtsbarkeit Roms entzogen, aber eben dadurch auch gleich darauf der ſchrecklichſten aller Ketzereien, nämlich dem gottloſen manichäiſchen Unſinn, alle Thore und Eingänge in das unglückliche Land geöffnet.

XIV.

1. Schisma des Photius (Fortſetzung) — — Bulgariens Bekehrungsgeſchichte liefert einen abermaligen Beweis des, jeder bleibenden Spaltung der Ketzerei ſtets lange Zeit ſchon vorangehenden, beinahe völligen innern Verfalls einer ſolchen Kirche ſelbſt. Daß ächte chriſtliche Geſinnung und Geſittung längſt ſchon in der orientaliſchen Kirche wie unter dem Volke verſchwunden waren, daß man, mit Ausnahme weniger auserwählten, privilegirten Seelen, ſich immer mehr und mehr dem wahren Geiſte der Religion Jeſu entfremdete, und alles Chriſtenthum größtentheils blos noch in äußern, geiſtloſen, gleichſam kryſtalliſirten Formen ſich kund gab; davon haben wir in dem Laufe der Geſchichte der morgenländiſchen Kirche, wie des morgenländiſchen Reiches, eine Fülle von überzeugenden Beweiſen gefunden. Auch die, vor der Ankunft der römiſchen Biſchöfe in Bulgarien, von dem Afterpatriarchen Photius dahin geſchickten griechiſchen Miſſionaire kannten keinen höhern Zweck, als blos die bulgariſche Chriſtenheit der Kirche von Conſtantinopel recht ſclaviſch zu unterwerfen, auch eben dadurch die Nation ſelbſt in eine deſto größere Abhängigkeit von dem griechiſchen Reiche zu verſetzen. Weniger war es ihnen demnach um das innere Weſen des Chriſtenthums, als

blos um deſſen äußere Formen zu thun, und indem ſie nun auf dieſe Weiſe aus der jetzt aufblühenden bulgariſchen Kirche eine Art Zwangsanſtalt zu machen ſuchten, überluden ſie die dortigen Chriſten mit einer Menge eben ſo unnöthiger als läſtiger Gebräuche und Ceremonien. Dieſem Unweſen hatte zwar die Ankunft der päbſtlichen Legaten ein Ende gemacht. Aber um ſo leidenſchaftlicher wallte jetzt Photius auf, als er hörte, daß man dort die von ihm ſelbſt dahin geordneten Miſſionaire ſämmtlich über die Grenzen gebracht habe. Bis zur Raſerei ſtieg jedoch ſeine Wuth, als er gar hören mußte, daß die römiſchen Legaten die Firmung, welche die von Photius dazu ermächtigten griechiſchen Miſſionaire ertheilt hatten, als ungültig verwarfen, dieſes Sacrament auf das neue ertheilten, und eben dadurch ihn ſelbſt gar nicht als Biſchof erkannten. Sein tief verwundeter Stolz ließ nun der Beſinnung keinen Raum mehr, und ſo fiel er jetzt auf einen Gedanken, der auf offenbare Verrücktheit des Verſtandes hindeutet, und nur die hölliſche Mißgeburt eines von Zorn und Rache glühenden, mit der Vernunft völlig entzweiten Herzens ſeyn konnte. Er entſchloß ſich nämlich, den Pabſt Nicolaus in einem ö c u m e n i ſ c h e n C o n c i l i u m z u a n a t h e m a t i ſ i r e n, u n d d e r p ä b ſ t l i c h e n W ü r d e z u e n t ſ e t z e n.

2. Um dieſen wahnſinnigen Entſchluß in Ausführung zu bringen, ſchuf er ein ganz neues, noch nie erhörtes Labyrinth der frechſten Lügen wie der ſchamloſeſten Betrügereien und Verfälſchungen um ſich her. Um aber wenigſtens doch einen Punkt auf wirklichem, feſtem Boden zu haben, verſammelte er, mit Genehmigung des tollen Kaiſers Michaël, aus ſeinen, mit Leib und Seele ihm verkauften Crea-

turen ein kleines, höchſtens aus vierzehn oder fünfzehn Biſchöfen beſtehendes Conciliabulum, legte demſelben mehrere Klagpunkte gegen den Pabſt vor, und ließ dann von den darauf verſammelten Biſchöfen eine Schrift unterzeichnen, wovon vielleicht nur wenige, vielleicht auch nicht ein einziger den Inhalt kannte. Auf dieſes Winkelconcilium gründete er nun eine Fiktion, wie ſolche nur das leidenſchaftlich entzündete Gehirn des ſchamloſeſten Phantaſten erzeugen kann. Sein bei Nacht und Nebel gehaltenes Heckenconcilium verwandelte er nämlich in ein, aus mehrern hundert Biſchöfen beſtehendes allgemeines Concilium. Selbſt die Legaten der drei Patriarchen des Orients wohnen in ſeiner Phantaſie demſelben bei; eben ſo alle Senatoren und höhern Reichsbeamten und der zahlreichen, beinahe aus tauſend Perſonen beſtehenden Verſammlung präſidiren die beiden Kaiſer Michael und Baſilius. Als der Kaiſer und nach ihm Photius die Sitzung mit einer feierlichen Rede eröffnet hatten, treten ſowohl aus der morgenländiſchen als abendländiſchen Kirche mehrere Ankläger auf, die den Pabſt Nicolaus vieler Ketzereien, unerhörter Gewaltthaten und einer Menge anderer Laſter anklagen. Eine Wolke von Zeugen erſcheint, bekräftigt die Ausſagen der Kläger, flehet zu der Gerechtigkeitsliebe der verſammelten Väter, und verlangt die Abſetzung des Pabſtes. Dieſem Begehren will jedoch der gewiſſenhafte, ſtets ſchonungsvolle Photius ſich nicht fügen. Er bemerkt dem Concilium, daß es höchſt ungerecht wäre, einen Abweſenden, bevor man ihn gehört hätte, zu verdammen. Aber kaum hatte er dieſe wenigen Worte geſprochen, als die Legaten der drei Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem ſammt allen Biſchöfen, Senatoren und übrigen Großen des Reiches ſich erheben, und in den Photius dringen, daß er dem Pabſte Nicolaus,

da deſſen Verbrechen notoriſch wären, und keines fernern Beweiſes bedürften, das Urtheil ſprechen möchte. Dem übereinſtimmenden, dringenden Verlangen einer ſo erlauchten Verſammlung muß endlich die dem Photius angeborne Milde weichen. Die Criminaluntersuchung nimmt alſo ihren Anfang und endigt ſich natürlicher Weiſe ganz zum Nachtheil des Pabſtes, worauf Photius dem Nicolaus das Entſetzungsurtheil ſpricht, ihn anathematiſirt, und alle excommunicirt, welche noch länger in irgend einer Verbindung mit demſelben bleiben würden.

3. Obgleich dieſes ganze Concilium nichts als eine elende Erdichtung, ein erbärmliches, dem Zeitalter offen ins Angeſicht lügendes Gaukelſpiel war, hatte dennoch Photius die Frechheit, zu dieſem von ihm erdichteten Concilium Akten zu ſchmieden, und dieſe dem römiſchen Kaiſer Ludwig und deſſen Gemahlin, der Kaiſerin Engelberga, denen er, gegen die damalige Sitte der Griechen, die Titel Baſileus und Auguſta gab, mit der Bitte zu ſenden, den in einem zahlreichen öcumeniſchen Concilium verurtheilten Pabſt Nicolaus unverzüglich aus Rom zu verjagen, und an deſſen Stelle einen andern römiſchen Biſchof wählen zu laſſen. An alle Biſchöfe des Orients und beſonders an die drei Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem hatte er ebenfalls ſchon früher ein ungemein weitläufiges, gegen den Pabſt und die ganze abendländiſche Kirche gerichtetes Rundſchreiben erlaſſen. Es gibt in der ganzen Kirchengeſchichte nicht leicht eine albernere und abgeſchmacktere Urkunde, als dieſer Brief des Photius. Er enthält eine Aufzählung aller, dem großen Pabſte Nicolaus und der abendländiſchen Kirche zum Vorwurf gemachten Ketzereien. Wir müſſen wahrhaft bedauern, daß der Raum unſers Buches uns nicht

die Aufnahme dieſes, ſeiner Tollheit wegen merkwürdigen Sendſchreibens nach deſſen ganzem Inhalt, ſondern blos einige Auszüge aus demſelben erlaubt.

4. Das Schreiben beginnt mit einem Klagliede über die Liſt und Bosheit des Satans, der die Menſchen nicht blos vor der Ankunft des Erlöſers bethörte, ſondern auch nach deſſen Erſcheinung ſie noch lange Zeit zu verführen geſucht habe. Als Beweiſe dieſer traurigen Wahrheit führt Photius nun alle Ketzereien an, welche von den Gnoſtikern bis auf die Monotheliten die Kirche betrübt und verwirrt hatten. Zum Heil der Menſchen, fährt Photius fort, wurden alle dieſe Werke des Satans durch die ſechs allgemeinen Concilien zerſtört, und der wahre Glaube fing nun an, ſich immer mehr zu verbreiten. Aber beſonders war es die Nation der Bulgaren, deren wunderbare Bekehrung die Kirche mit Troſt und Freude erfüllte. Leider ward jedoch dieſe Freude bald in Schmerz und Trauer verwandelt; denn zu der beinahe ſchon völlig bekehrten Nation kamen nun gottloſe Männer (aus Rom), welche gleich einem Hagel- und Schloßen-Schauer ſich über dieſen neuen, von der Hand des Herrn gepflanzten Weinberg hinſtürzten, oder vielmehr gleich wilden Thieren denſelben mit den Füßen und Zähnen gottloſen Wandels und falſcher Lehre (eine ſonderbare Metapher) verwüſteten und verzehrten. — Photius geht nun zur Aufzählung der großen, in der lateiniſchen Kirche herrſchenden Ketzereien über: „Erſtens,“ ſagt er, „faſten ſie am Samſtag, und „haben auch den Bulgaren an dieſem Tage zu faſten „geboten. Eine offenbare Verachtung der überlieferten Disciplin, die gewöhnlich nach und nach zum „völligen Sturz des chriſtlichen Glaubens führt *).

*) Hierin war wirklich zwiſchen der römiſchen und den

„Zweitens verkürzen ſie die vierzigtägige Fa„ſten um eine ganze Woche; wodurch die Zeit, wo „ſie in Milch und Käſe und andern ſinnlichen Ge„nüſſen ſchwelgen können, verlängert wird *).

„Sie fallen drittens in die Irrthümer der Ma„nichäer, indem ſie jene Prieſter verachten, welche „in anſtändiger Ehe leben: ſie, bei denen man doch

---

übrigen Kirchen ein Unterſchied. In den letztern wurden der Mittwoch und Freitag, in der erſtern der Freitag und Samstag als Faſttage beobachtet. Aber dieſe ganz unweſentliche, unbedeutende Verſchiedenheit beſtand ſchon ſeit undenklichen Zeiten, und Niemand, ja ſelbſt keinem der, gegen den römiſchen Stuhl am meiſten erbitterten Schismatiker war es je eingefallen, nur die mindeſte Erwähnung davon zu machen.

*) Auch in Anſehung der Dauer der ſogenannten vierzigtägigen Faſten gab es in den Kirchen einen Unterſchied; ſo wie es auch in Anſehung der Weiſe, wie die Faſten gehalten werden, ſelbſt bis auf den heutigen Tag noch einen Unterſchied in den Kirchen in Frankreich, Spanien, Deutſchland ꝛc. gibt. Photius fällt hier in einen offenbaren Widerſpruch mit ſich ſelbſt. In ſeinem erſten Schreiben an den Pabſt erkennt er die verſchiedenen in verſchiedenen Kirchen eingeführten Gebräuche als außerweſentlich und ganz unſchuldig an, und will ſeine, durch päbſtliche Decretale und Concilienbeſchlüſſe verbotene, unmittelbare Erhebung aus dem Laienſtande auf den Patriarchenſtuhl von Conſtantinopel als einen ſolchen ganz gleichgültigen und unſchuldigen, obgleich von dem abendländiſchen Ritus abweichenden Gebrauch gelten laſſen. Man ſieht, wie ſehr leidenſchaftliche Bosheit den bedauernswerthen Mann verblendete. Uebrigens iſt es eine Unwahrheit, daß die römiſche Kirche in der Faſtenzeit Milchſpeiſe erlaube. Wenn dieß geſchieht; ſo ſind es Ausnahmen. Es ſind Diſpenſen, welche die Kirche dringender Umſtände wegen erlaubt.

„Mütter ohne Männer, und Kinder, die keinen Va„ter haben, findet.

„Sie erfrechen ſich ferner, den von Prieſtern „Gefirmten, dieſes Sacrament auf das neue zu er„theilen, indem ſie in ihrem biſchöflichen Stolz die „von Prieſtern ertheilte Firmung für ungültig er„klären.

„Endlich ſcheuen ſie ſich ſogar nicht, das hei„lige Glaubensſymbolum durch Zuſätze (Filioque) „zu verfälſchen, indem ſie lehren, daß der heilige „Geiſt nicht blos vom Vater, ſondern auch vom „Sohne ausgehe.“ *) — In ſeiner Raſerei behaup-

---

*) Die Leſer werden von ſelbſt ſich belehren, daß hier von jenem Zuſatze die Rede iſt, welchen die abendländiſchen Kirchen in dem Symbolum der Stelle: »qui a patre procedit« beifügten; ſo daß es nun hieß: »qui a patre filioque procedit.« Sie werden ſich ferner aus einem der frühern Bände erinnern, daß ſchon Carl der Große im Jahre 809 Geſandte nach Rom ordnete, um den Pabſt Leo **III.** zu fragen, ob die fernere Beibehaltung dieſes, von der ſpaniſchen in die fränkiſche Kirche hinüber getragenen Zuſatzes erlaubt ſey; daß der Pabſt denſelben anfänglich mißbilligte, jedoch nicht aus dem Grunde, weil der Ausgang des heiligen Geiſtes von dem Sohne eine noch unentſchiedene Frage ſey — denn dieß war ja eine, von den Apoſtelzeiten an, ſchon in allen Kirchen anerkannte und feſt geglaubte Grundlehre — ſondern blos deßwegen, weil er den zankſüchtigen Griechen, welche leicht von dem pedantiſchen Grundſatze ausgehen könnten, daß es in keinem Falle erlaubt ſey, dem Symbolum einen Zuſatz beizufügen, wenn auch ſchon, durch eben dieſen Zuſatz, eine längſt angenommene und allgemein geglaubte Grundwahrheit nur noch deutlicher erklärt, beſtimmter ausgeſprochen, mithin auch gegen jede ketzeriſche Deutelei ſicherer geſtellt würde, keine Veranlaſſung zu neuem Gezänke geben wollte. Indeſſen erlaubte er,

tet Photius, daß alle, welche dieſe Lehre annähmen,

---

am Ende ſeiner Unterredung mit den fränkiſchen Geſandten, dennoch ſtillſchweigend, daß der Zuſatz dürfte beibehalten werden, obgleich die römiſche Kirche ſelbſt ihn damals nicht aufnahm. — Um den Leſern das Verſtändniß hierüber zu erleichtern, und ſie zugleich auch mit dem *Hiſtoriſchen* dieſes Dogma in wenigen Worten bekannt zu machen, müſſen wir uns folgende Erläuterungen noch erlauben. Erſtens begreift es ſich von ſelbſt, daß, da das Symbolum in dem Gedächtniß aller Chriſten, der gelehrten wie ungelehrten, treu aufbewahrt werden ſollte, man es auch ſo wenig weitläufig als nur immer möglich entwarf. Das Concilium von Nicäa ſagt alſo blos: „Auch glauben wir an den heiligen Geiſt.“ Ein mehreres zu ſagen, war unnöthig, weil die ſich darauf beziehende Glaubenslehre, daß der h. Geiſt nämlich vom Vater und Sohne ausgehe, allgemein angenommen war. Jedem, in dem Chriſtenthum nur einigermaßen unterrichteten Knaben war ſie bekannt, uud er konnte, wenn er das Symbolum betete, ſich ſolche ſelbſt hinzudenken, dabei blieb es nun ungefähr 60 Jahre. Als aber indeſſen der Macedonianismus ſich erhoben hatte, welcher die Weſenheit des heiligen Geiſtes *mit dem Vater* leugnete, und behauptete, der heilige Geiſt ſey *vom Sohne* erſchaffen; ſo fand das zweite, in dem Jahre 381. zu Conſtantinopel gehaltene, öcumeniſche Concilium für nothwendig, die wahre Lehre der Kirche von dem macedonianiſchen Irrthum dadurch auszuſcheiden, daß es den Worten des nicäniſchen Conciliums: „Auch glauben wir an den heiligen Geiſt“ den Zuſatz beifügte: „der vom Vater ausgeht“ (**qui a patre procedit**) das **Filioque** wäre jetzt noch um ſo überflüſſiger geweſen, da ja die Macedonianer ſelbſt daran nicht zweifelten, und ſogar den Sohn zum Erſchaffer des heiligen Geiſtes machten. — — So wie die Macedonianer die göttliche Weſenheit des h. Geiſtes leugneten; ſo hatten früher die Arianer die Gottheit des Sohnes, (welche von den Macedonianern anerkannt ward) geleugnet. Als nun die ganz im Schlamm der arianiſchen Gottloſigkeit verſunkene weſt-

aufhörten, Chriſten zu ſeyn. Nach Gewohnheit der Griechen nimmt er zu ſpitzfindigen metaphyſiſchen Deuteleien ſeine Zuflucht, behauptend, daß die Abendländer auf dieſe Weiſe in die heilige Dreieinigkeit zwei Prinzipien oder Urſachen einführten. „Dieß," fährt nun Photius wieder fort, „ſind die Gottloſig„keiten, welche jene Biſchöfe der Finſterniß auch un„ter den Bulgaren verbreiten. Als wir es hörten, „wurden unſere Eingeweide bewegt, gleich einem „zärtlichen Vater, der mit eigenen Augen anſehen „muß, wie grauſame, wilde Beſtien ſeine geliebten „Kinder zerfleiſchen. Wir haben daher nicht gezö„gert, jene Apoſtel des Antichriſts, jene Volksver„führer in einem Concilium zu verdammen, und „erſuchen Euch (nämlich die drei Patriarchen), daſ-

gothiſche Nation, in der Hälfte des fünften Jahrhunderts, in Spanien dem arianiſchen Wahne abſchwur; ſo fanden die ſpaniſchen Biſchöfe, um die zur katholiſchen Lehre neu bekehrten Weſtgothen deſto ſicherer, gegen einen langen und tief gewurzelten Irrwahn zu ſchützen, es für rathſam, die göttliche Weſenheit des Sohnes mit dem Vater auch dadurch auszudrücken, daß ſie in dem Symbolum den Worten **qui a patre procedit**, noch das **Filioque** beifügten; ſo daß es nun hieß, es auch jetzt noch heißt: **qui a patre filioque procedit.** — Aus Spanien kam dieſer Zuſatz zu den Franken, und da man endlich in Rom, und ſelbſt ſchon Leo **III.** in der Audienz, die er den fränkiſchen Geſandten gab, wohl fühlte, daß die Weglaſſung dieſes Zuſatzes in Ländern, wo er ſchon lange beſtanden, die wahre Lehre gefährten könne, indem das Volk eben dieſe Weglaſſung für einen Beweis eines in dem Zuſatze gelegenen Irrthums halten würde; ſo entſchloß ſich auch nachher noch die römiſche Kirche, obgleich weit ſpäter, und erſt unter Paul **III.** (1534 bis 1550) den Zuſatz **Filioque**, der Gleichförmigkeit wegen, ebenfalls in dem Symbolum aufzunehmen.

„ſelbe Verdammungsurtheil über alle jene gottloſen „Lehren auszuſprechen.“ — — „Auch aus Italien „haben wir ein Synodalſchreiben, voll der bitterſten „Klagen gegen den römiſchen Biſchof erhalten. Die „Italiäner bitten uns flehentlichſt, ſie von ihrem „Tyrannen zu befreien. Noch von verſchiedenen „andern Orten ſind ähnliche Schreiben an uns ge„kommen, wovon wir Euch hier einige Abſchriften „ſchicken, damit man in einem öcumeniſchen Conci„lium, zu welchem ſchon eine Menge Biſchöfe aus „allen Ländern angekommen iſt (!!) und wozu wir „Euch ebenfalls einladen, entweder in Perſon oder „durch Legaten zu erſcheinen, ein gemeinſchaftliches „und einſtimmiges Urtheil fällen könne ꝛc. *). Ein Schreiben gleichen Inhalts erließ Photius, jedoch unter dem Namen der beiden Kaiſer Michael und

*) Der, in dem Briefe an die Orientalen, dem Pabſte und den Abendländern von Photius gemachten Vorwürfe ſind es noch weit mehrere, als wir hier oben angeführt haben. Aber es ſind durchaus theils offenbare, der Welt ins Angeſicht gelogene Verläumdungen, theils Lappereien, die nachzuſchreiben es einem wahrhaft eckelt. So z. B. beſchuldiget auch Photius die Lateiner, daß ſie den heiligen Chryſam aus Waſſer verfertigten. Eine unverſchämte Lüge, von deren Gegentheil die Orientalen ſich jeden Augenblick überzeugen konnten. Ferner daß man in der abendländiſchen Kirche am heiligen Oſterfeſte mit dem wahren Leibe und Blut Jeſu Chriſti auf dem Altar auch noch ein Lamm opfere. Eine, wo möglich die erſtere Lüge an Schamloſigkeit noch weit übertreffende, allgemein bekannte Verläumdung. Unter anderm, und was wir eine Sublimität in der Albernheit nennen möchten, deutet Photius es der abendländiſchen Kirche auch zu einer Ketzerei, daß ihre Geiſtlichen ſich den Bart ſcheren ließen. Ein Gebrauch, der bekanntlich gleich beim Entſtehen der römiſchen Kirche ſchon war eingeführt worden.

Baſilius, auch an den bulgariſchen König. Er fo- dert darin die beiden römiſchen Legaten Paulus und Formoſus auf, die von ihm bezeichneten Ketzereien der römiſchen Kirche öffentlich zu verdammen, und verſpricht ihnen dafür, daß ſie alsdann in aller Si- cherheit nach Conſtantinopel kommen dürften. Aber weder auf den König der Bulgaren, noch auf die drei Patriarchen des Orients machte das Schreiben des Photius auch nur den mindeſten Eindruck. Der Er- ſtere ließ es unbeantwortet, und ſchickte es unmittel- bar dem Pabſte nach Rom. Die Patriarchen ſpra- chen ſich noch kräftiger aus, indem ſie den Photius, zufolge des von dem römiſchen Stuhle ſchon gegen ihn ergangenen Urtheils, auf das ueue excommunicir- ten, und durchaus nichts mehr mit ihm zu ſchaffen haben wollten.

5. Indeſſen näherte ſich des Photius Allge- walt immer mehr ihrem Ende, und wenige Monate nachher, als er den Pabſt excommunicirt, mithin von der allgemeinen Kirche ſich völlig losgeriſſen hatte, ward Kaiſer Michael im Monat September 867 ermordet, und Baſilius der einzige Beherrſcher des griechiſchen Reiches. Eine ſeiner erſten Regen- tenhandlungen war, wie wir ſchon wiſſen, daß er den Ignatius auf höchſt ehrenvolle Weiſe nach Con- ſtantinopel und in ſeine Patriarchalkirche zurückfüh- ren, den Photius aber in ein Kloſter bringen ließ. Alle Papiere wurden ihm abgefodert. Er leugnete, dergleichen zu haben, indem man ihm ja gar keine Zeit gelaſſen, irgend Etwas von Schriften mitzu- nehmen. Indeſſen hatte Baanes, der Abgeordnete des Kaiſers bemerkt, daß die Bedienten des Pho- tius in deſſen Wohnung ungemein beſchäftiget wa- ren, mehrere Säcke, die ſie auf den Schultern tru- gen, in aller Eile fortzuſchaffen. Baanes ſtellte Un-

terſuchungen an. Die Bedienten bekannten. Man bemächtigte ſich der Säcke, und fand dieſelben voll Schriften, und unter dieſen nun auch die ſogenannten Akten des von Photius erdichteten, der Welt aufgelogenen Conciliums. Es war in ſieben Sitzungen abgetheilt; und zu jeder Abtheilung hatte der, dem Leſer längſt ſchon bekannte elende Gregor Asbesta, abgeſetzter und anathematiſirter Biſchof von Syrakus, grobe den heiligen Jquatius ſchmähende Carrikaturen, gleichſam als Titelkupfer verfertiget.

6. Bevor von Conſtantinopel die Nachricht von dieſer für die Kirche ſo erfreulichen Veränderung in Rom eintraf, ſtarb der große und heilige Pabſt Nicolaus am 13. November des Jahres 867. — In der langen, beinahe endloſen Kette großer und heiliger Päbſte gebührt unſtreitig dem Pabſte Nicolaus eine der vorzüglichſten Stellen. Noch jetzt ehrt jährlich die Chriſtenheit ſein Andenken; denn die Kirche hat ihn den Heiligen beigezählt. Neun Jahre und ſieben Monate bewachte er die ihm anvertraute Kirche des Sohnes Gottes mit der heiligen Obhut eines glühenden, jedoch ſtets von erleuchteter Einſicht geleiteten Eifers. Stark in der Kraft des heiligen Geiſtes, vermochte keine Gefahr, keine Drohung ſeine Standhaftigkeit zu erſchüttern. Selbſt in den drohendſten Momenten, und wenn die Erde unter ſeinen Füßen zu ſchwanken ſchien, ſtand er feſt, wie ein Fels von der Hand der Allmacht geſetzt, an dem alle Wogen der Verruchtheit wie des Leichtſinns ſich brechen mußten. Aber mit aller Strenge und allem Ernſte eines Apoſtels verband er doch zugleich auch alle Milde des Evangeliums, die ſich beſonders in ſeiner zarten, ſorgſamen Pflege der Armen und Nothleidenden kund gab. Von allen Preßhaften der großen und volk-

reichen Stadt, die von ihrer Händearbeit ſich nicht mehr nähren konnten, hatte er ein Verzeichniß, und alle wurden täglich von ihm geſpeiſet, und auch die übrigen durchaus nöthigen Bedürfniſſe zu gehöriger Zeit ihnen gereicht. Geſchmückt mit hohen Gaben des Geiſtes, wie mit einer, alle Zweige des menſchlichen Erkenntniſſes umfaſſenden Gelehrſamkeit, und dabei vom Lichte göttlicher Wahrheit beſtrahlt, verbreitete ſich der Ruf ſeiner Weisheit bald über alle Theile des chriſtlichen Erdkreiſes. Aus allen Ländern, ſelbſt aus den entfernteſten Provinzen des chriſtlichen Orients, wandte ſich ſtets in jedem nur einigermaßen bedeutenden Falle Alles an ihn, als an die Quelle aller Weisheit und höheren Wahrheit; und zwar nicht bloß Biſchöfe, Aebte, Prieſter und Mönche, auch Laien von jedem Stande und jedem Range, Könige, Fürſten und Fürſtinnen, Herzöge und Grafen, Gelehrten und Beamten, kurz wer einer ſichern Leitung bedurfte, ſuchte und fand ſie unter den liebevollen Händen des großen, von Oben erleuchteten Pabſtes. Eine zahlloſe Menge Pilger, oft ſogar viele vom höchſten Range, ſtrömte daher jedes Jahr nach der Hauptſtadt der Chriſtenheit, und noch nie trug Rom ſo ſichtbar das Gepräg einer allgemeinen Welt- und Völkerſtadt, als unter Nicolaus. Nichts war leichter, als Zutritt bei ihm zu finden, und von den Tauſenden, die das Glück hatten, ihn zu ſehen und zu ſprechen, ging nie einer anders, als voll Bewunderung ſeiner Weisheit, und ergriffen von der in allen ſeinen Reden, wie in ſeiner ganzen Perſon ſich kundgebenden Würde und Heiligkeit wieder von ihm hinweg. Die, welche nicht nach Rom kommen konnten, wandten ſich in Briefen an ihn. Auch von dieſen blieb keiner unbeantwortet; und es überſteigt allen Begriff, wie dieſer große Pabſt, außer ſeinen ſo vielen und oft

ſehr verwickelten Kirchen- und Staatsgeſchäften, noch zu den beinahe täglich, oft ſtundenlangen Unterredungen, ſo wie zur Beantwortung der zahlloſen, gleich einer Fluth ihm unaufhörlich zuſtrömenden Briefen, die nöthige Zeit habe finden können; und es gehörte wahrhaftig nur die ihm eigene, ſeltene Geiſtesſtärke dazu, um dieſer immer drückender werdenden Laſt nicht am Ende zu unterliegen. Blos der von Nicolaus auf uns gekommenen Briefe zählt man ſchon über hundert. Der Bibliothekar Anaſtaſius hatte gegen zweihundert, und doch bei weitem noch nicht alle geleſen. Aber unter ſeiner fruchtbaren Feder ſchwollen viele dieſer Briefe zu ganzen Abhandlungen an; daher man ſie auch in mehrere Kapitel theilte; und blos vier oder fünf ſolcher Briefe würden allein ſchon einen mäßigen Quartband füllen. Auch die alte, heilſam ſtrenge Kirchendisciplin früherer Jahrhunderte ſchien unter ihm wieder auf das neue in das Leben zu treten, und öffentliche ſehr ſtrenge Kirchenbußen waren zu ſeiner Zeit nichts ſeltenes. Ein Mönch, Namens Eriarth, z. B. hatte einen ſeiner Ordensbrüder, der Prieſter war, erſchlagen. Eriarth, voll Reue über den begangenen Todſchlag, wanderte nach Rom, warf ſich dem heiligen Vater zu Füßen, und flehte um Verzeihung und Losſprechung von ſeiner Sünde. Der Pabſt erzeigte Barmherzigkeit dem Reumüthigen, legte ihm aber eine zwölfjährige öffentliche Buße auf. Drei Jahre mußte er an der Kirchenthür unter den Weinenden ſtehen. Im vierten und fünften ward ihm ein Platz unter den Zuhörern gegönnt, jedoch nicht erlaubt, dem geſegneten Tiſche des Herrn ſich zu nähern. In den ſieben folgenden Jahren durfte ihm zwar die heilige Communion gereicht, aber kein Opfer von ihm angenommen werden. — Einem Grafen von Auvergne, der ſich

ſchwer gegen ſeinen Biſchof verſündiget hatte, befahl Nicolaus, vor den römiſchen, gerade damals in Frankreich anweſenden Legaten zu erſcheinen, und wegen des begangenen Verbrechens ſich zu verantworten. Sollte er dieſes unterlaſſen, ſo verbot ihm der Pabſt ſo lange den Genuß des Weines und des Fleiſches, bis er dem päbſtlichen Befehle würde Folge geleiſtet haben. — Sein ganzes Leben hindurch dürſtete dieſer heilige Pabſt blos nach Gerechtigkeit. Ein Durſt, der freilich nicht auf dieſer Welt, ſondern nur jenſeits konnte geſtillt werden. Als er ſtarb, klagte die Erde, und ein dichter Trauerflor bedeckte alle Kirchen des chriſtlichen Erdkreiſes. Nur die Verruchtheit jubelte im Stillen, weil ſie Hoffnungen nährte, die jedoch eben ſo ſchnell wieder verſchwanden. Während ſeiner beinahe zehnjährigen Regierung conſecrirte er für verſchiedene Städte zweiundſechzig Biſchöfe, hielt aber nur eine einzige Ordination, in welcher er ſieben Prieſter und vier Diacone weihete. Begraben ward er in der St. Peterskirche, und zwar ganz nahe am Eingang derſelben. Auf dem Stuhle des heiligen Petrus folgte ihm Hadrian II. ein geborner Römer.

XV.

1. Blutige Verfolgung der Chriſten in Spanien. — Die unter Abd-er-Rhaman II. im Jahre 850 gegen die Chriſten begonnene Verfolgung dauerte auch während des Pontificats Nicolaus I. ununterbrochen fort. In Allem hatte ſie eine Dauer von mehr als dreißig Jahren. — Seit Spaniens Eroberung durch die Saracenen, hatten dieſe in ihrem Betragen gegen die Eingebornen des Landes bisher eine ganz ungewöhnliche Milde

bewieſen. Sobald nur die Chriſten ihr Kopfgeld und übrigen Steuern richtig bezahlten, hatten ſie nicht die mindeſte Bedrückung, vielweniger Verfolgung zu fürchten. Völlige Freiheit des Cultus ward ihnen geſtattet, ſelbſt der Gebrauch der Glocken, den Mohamedanern gewöhnlich ein Greul, ihnen erlaubt. In den anſehnlichern Städten gab es biſchöfliche und erzbiſchöfliche Stühle, in den übrigen, wie in den Flecken und Dörfern die nöthige Anzahl Prieſter, in den Gebirgen eine Menge Klöſter für Männer und Frauen; und weder den Biſchöfen, noch den Prieſtern oder Mönchen ward die Ausübung ihrer geiſtlichen Verrichtungen auch nur von ferne erſchwert. Sogar in ihren Prozeſſen unter ſich ſelbſt waren die Chriſten nicht der Jurisprudenz des Korans unterworfen, ſondern hatten eigene Gerichte, denen ein Comes vorſtand, und den Partheien das Recht ſprach. Friedlich und freundlich lebten Mohamedaner und Chriſten neben und untereinander, und da die Redlichkeit der Letztern den neuen Herrn des Landes ſchon gleich im Anfange Achtung und Zutrauen eingeflößt hatte, ſo übertrugen dieſe ihnen auch bald verſchiedene ehrenvolle öffentliche Aemter, und zwar vorzüglich in dem Steuer- und Rechnungsweſen. Aber eben dieſe äußere Freiheit, dieſe ungeſtörte Ruhe, verbunden mit wachſendem Wohlſtand, ward Urſache, daß nach und nach der Eifer der ſpaniſchen Chriſten, und mit dieſem auch bald ihr Glauben erkaltete. Noch verderblicher wurden für ſie die jetzt immer häufiger eintretenden gemiſchten Ehen zwiſchen Chriſten und Mohamedanern. *) Um ſich dieſen nun immer

*) Es ergiebt ſich aus der Geſchichte der ſpaniſchen Märtyrer, wie wir auch in der Folge mehrmals zu bemerken Gelegenheit haben werden, daß,

noch mehr zu nähern, und ſo viel möglich ähnlich und gefällig zu machen, fügten jene ſich vielen, ihrer beſchränkten Einſicht unſchuldig ſcheinenden mohamedaniſchen Gebräuchen, eigneten ſich die Sprache der Araber an, enthielten ſich der von dem ſogenannten Propheten verbotenen Speiſen, unterwarfen ſich ſogar dem Gebrauch der Beſchneidung, wurden endlich vollkommen das, was die ihnen eben daher gegebene Benennung Mozaraber ausdrückt, nämlich angekindete Araber; und es hatte wahrhaft ſchon alles Anſehen, daß in Spanien Chriſten und Mohamedaner, durch die beiden, Völker trennenden und auch vereinenden Prinzipen, nämlich durch Religion und Sprache, bald in ein und daſſelbe Volk zuſammen ſchmelzen würden. Selbſt über einen Theil der Geiſtlichkeit ging dieſer vergiftende Hauch nicht, ohne ſie wenigſtens in etwas zu berühren, vorüber, und es gab bisweilen ſogar Biſchöfe, die, indem ſie um die Gunſt der Kaliphen und deren Großen buhlten, zugleich Chriſti Knechte und auch Diener des Belials ſeyn wollten. Aber eben dadurch zog endlich auch die ſpaniſche Chriſtenheit die längſt ſchon von ferne drohenden göttlichen Strafgerichte herbei, die jedoch auch jetzt noch nur Wirkungen einer unendlich erbarmenden Liebe waren; denn hätte der tödtliche Schlummer der Chriſten in Spanien noch länger gedauert, ſo würde ſie gewiß auch bald das nämliche unſelige Loos, wie die, noch vor ein paar hundert Jahren ſo ungemein zahlreichen afrikaniſchen Chriſten, getroffen haben, unter denen ſchon im ſechzigſten Jahre nach Afrika's Eroberung durch die Sarazenen, das Chriſtenthum ſo völlig erloſchen

---

wenn Chriſten Mohamedanerinnen heiratheten, dieſe ſehr oft, und beinahe größtentheils nachher noch Chriſtinnen wurden; welches jedoch im umgekehrten Falle beinahe nie, oder doch äußerſt ſelten geſchah.

war, daß, zufolge eines Berichtes an den Kaliphen in Bagdad, es auf der ganzen Nordküſte von Afrika auch nicht einen einzigen Chriſten gab, von dem der Statthalter die, den Ungläubigen, wie die Mohamedaner die Anbeter Jeſu nannten, auferlegte Kopfſteuer in den Schatz von Bagdad hätte ſenden können. *)

2. Die erſte Veranlaſſung zu der nun beginnenden, und immer heftiger werdenden Verfolgung gab ein ſchändlicher Renegat, Namens Bodon. Theils erbittert durch die, ſeines ſchändlichen Abfalles wegen, ihm von ſeinen ehemaligen Glaubensgenoſſen gemachten Vorwürfe, theils in der täuſchenden Hoffnung, durch eine große Anzahl ſolcher, die mit ihm in gleicher Schuld wären, ſeine eigene Schmach zu decken, gab er ſich alle Mühe, dem Kaliphen, und deſſen mit beinahe unbeſchränkter Macht ausgerüſteten erſten Miniſter, dem Eunuchen Nazar-Hageb begreiflich zu machen, daß dem Reiche nichts gefährlicher ſey, als die Verſchiedenheit zweier, einander völlig entgegengeſetzter Religionen. Der dadurch entſtehende Conflikt religiöſer Meinun-

*) Abdul-Rhaman, ſo hieß dieſer Statthalter, hatte zwar in ſeinem Briefe an den Kaliphen gelogen, weil er den Chriſtentribut für ſich behalten wollte. Aber um ſo lügen zu können, oder vielmehr lügen zu dürfen, mußte doch die Zahl der Chriſten in Afrika ſchon furchtbar zuſammen geſchmolzen ſeyn. Uebrigens finden wir im eilften Jahrhundert noch einen afrikaniſchen Biſchof, der auf den Trümmern von Carthago nach Rom an den Pabſt einen Brief ſendet, und ſich von dem heiligen Vater ein Almoſen erbittet, um ſeinen, wie er ſich ausdrückt, ganz nackten, von der Sonne verbrannten, und von den Sarazenen oft ſchon mit Geiſſelhieben ſchmerzlich zerfleiſchten Körper bedecken zu können.

gen müſſe nothwendig Partheien erzeugen, und deren verſchiedenes, ſich gegenſeitig bekämpfendes Intereſſe für den Staat im höchſten Grade verderblich werden. So lange nicht alle, dem Scepter des Kaliphen unterworfenen Bewohner Spaniens ſich zu der Lehre Mohameds bekännten, würde Abd-er-Rhaman nie auf die Treue aller ſeiner Unterthanen mit Sicherheit zählen können. *) — Was jedem ge-

*) Der Grundſatz, den der Renegat hier aufſtellt, nämlich die Nothwendigkeit vollkommener Einheit der Kirche und des Staates, iſt nicht zu beſtreiten; nur Deutung und Anwendung waren hier falſch, wodurch jedoch das Princip ſelbſt keinesweges wankend gemacht wird. Wenn die Geſchichte aller Völker zahlloſe Beweiſe liefert, daß gerade die religiöſen Geſinnungen eines Volkes ſtets die größten und erhabenſten Thaten hervorbrachten; ſo iſt ja auch offenbar alles, was jene, ſo viel Großes erzeugende moraliſche Kraft nur einigermaßen ſpaltet und lähmt, ein Nachtheil für den Staat. Da ferner noch Religion ein, alle nur gedenkbare menſchliche Verhältniſſe umfaſſendes, oder vielmehr durchſtrömendes Element iſt; ſo muß nothwendig auch eine, gewöhnlich ſehr bald in Partheiſache übergehende Verſchiedenheit religiöſer Grundſätze und Meinungen ein getheiltes, ſeiner Natur nach ſich gegenſeitig bekämpfendes Intereſſe erzeugen; und da endlich jede Partheiſache und deren Intereſſe, weil es die Individualität des Menſchen viel ſtärker und lebendiger berührt, auch ungleich mächtiger wirkt, als die, dem Einzeln ungleich entfernter liegende Sache des Staats und deſſen Geſammtintereſſe, ſo werden auch eben ſo nothwendig dem Zwecke des letztern ſtets eine Menge kleiner Partheizwecke, gewöhnlich blos im geheim, oft aber auch offen und ſichtbar entgegen wirken, und es nie möglich machen, die Geſammtkräfte der Nation ganz und ungetheilt auf einen und denſelben Zweck zu concentriren. Aus dieſem Grunde iſt es daher auch ganz allein zu erklären, wenn man in ſolchen Staaten ſo

geſunden Menſchenverſtand einleuchtet, begriffen auch der Kaliph und ſeine Miniſter; und von jetzt an machte Politik, wie ſie glaubten, es ihnen zum Geſetze, die Chriſten auf alle Art zu unterdrücken, und ſo nach und nach das Chriſtenthum in dem ſpaniſchen Kaliphat völlig zu vertilgen. —

3. *) Gleich im Anfange war zwar die Verfolgung nicht blutig; aber die Waffen bittern Hohns und kränkender Verachtung, deren man ſich gegen die Chriſten bediente, waren vielleicht nicht minder grauſam. Von allen öffentlichen Aemtern wurden

---

viele halbe Maßregeln, ſo viele unvollſtändige oder unvollendete Inſtitutionen, keine durchgreifende, auf ein hohes Ziel berechnete, ſondern blos eine Menge vereinzelter, ohne Zuſammenhang und Verbindung iſolirt ſtehender Verordnungen antrifft, und endlich auch noch jenes ängſtliche, unſichere Herumtappen bemerkt, welches unaufhörlich neue Staats-, Verwaltungs-, Schul-, Erziehungs-, Syſteme ꝛc. erzeugt, wovon ſtets das Eine das Andere wieder verſchlingt, weil keines feſten Grund und Boden hat. — Anders iſt es freilich in jenen Staaten, wo die Regierung keinen andern Zweck kennt, hat, und haben will, als blos das **Agio** zu vermehren, die im Lande vorfindliche Maſſe Geldes in immer ſchnellern Umlauf zu ſetzen, und ſo die davon für den Staat abfallenden Zinſen mit jedem Jahre zu vermehren. In einem ſolchen Reiche können freilich, dem Staatszweck völlig unbeſchadet, alle nur mögliche Sekten ruhig und ungeſtört neben einander wuchern und ſchachern.

*) Die ſicherſten und zuverläſſigſten Quellen ſind des heiligen Eulogius **Memoriale Sanctorum**, ferner deſſen **Apologeticus sanctorum martyrum**, und endlich die von ihm im Gefängniß geſchriebene **Adhortatio ad martyrium**. Man findet dieſe Schriften in dem fünfzehnten Band der **Bibliotheca maxima**.

ſie ausgeſchloſſen, die ihnen auferlegten Steuern und Abgaben verdoppelt und verdreifacht, in allen ihren bürgerlichen Rechten, wo man nur immer konnte, tief gekränkt; auch das Läuten der Glocken ward unter ſchwerer Strafe ihnen verboten; und da die Geſinnungen des Hofes bald bekannt, mithin nun auch jene des gemeinen Volkes unter den Mohamedanern wurden; ſo machte jetzt dieſes ſich nicht es minder zum Geſchäft, die Chriſten auf alle Weiſe zu demüthigen, zu necken und zu beleidigen. Beſonders war die Geiſtlichkeit ein Gegenſtand ſeiner Verachtung und ſeines pöbelhaften Betragens. Wo nur immer ein Geiſtlicher auf öffentlicher Straße erſchien, folgte ihn höhnendes Geziſch auf der Ferſe, und ungezogene Gaſſenjungen warfen nach ihm mit Koth und Steinen.

4. So ſehr auch im Anfange der Kaliph es noch vermied, die Chriſten mit dem Schwert zu verfolgen; ſo ward dennoch ſehr bald der heilige Perfektus ein Opfer der Bosheit Einiger aus dem Volke. — Dieſer Perfektus ſtand ſeiner großen Geiſtesgaben wegen, auch weil er der arabiſchen Sprache und Schriften ſehr kundig war, bei den Mohamedanern in großer Achtung. Seine erſte Erziehung hatte er in einem Kloſter erhalten, war aber, zum Jüngling gereift, zeitlichen Vortheils wegen vom Chriſtenthum abgefallen. Bald bereuete er doch ſchmerzhaft ſeinen tiefen Fall, kehrte in den Schoos der Kirche zurück, that Buße, und ward ein, durch hohe Frömmigkeit ausgezeichneter Prieſter. Mit der Miene alter Vertraulichkeit kamen jetzt Einige ſeiner alten Bekannten aus den Mohamedanern zu ihm, ihn bittend, ihnen einige Aufſchlüſſe über die Lehre der Chriſten zu geben. Perfektus ließ ſich nicht lange bitten, und erklärte

ihnen ſogleich alles, was er glaubte, daß ſie für jetzt ſchon zu faſſen im Stande wären. Sehr aufmerkſam hörten ſie ihm zu, und baten ihn endlich auch, ihnen mit aller Freimüthigkeit zu ſagen, was die Chriſten von dem großen Propheten Mohamed dächten. Perfektus gab eine ausweichende Antwort; denn, ſagte er, wollte ich hierüber unumwunden mit Euch ſprechen, ſo würdet Ihr Euch beleidiget glauben, und mir und den Chriſten nur noch mehr zürnen. Die Mohamedaner verſicherten ihn des Gegentheils, drangen mit Bitten noch ernſtlicher in ihn, und Perfektus, endlich treuherzig gemacht, ſagte ihnen ganz gerade heraus, daß die Chriſten den Mohamed für einen ſchlauen Betrüger und ſchamloſen Lügner hielten, der ſich ſelbſt und viele Tauſende bethört, und in das Verderben geſtürzt hätte. Ihren Ingrimm ob dieſer Rede ſuchten die Lauernden hinter ſüßlichen Worten zu verſtecken, und trennten ſich hierauf, dem Anſcheine nach, ganz freundlich von ihrem alten Bekannten. Als aber einige Zeit nachher Perfektus in Geſchäften ſeines Berufes über den öffentlichen Marktplatz ging, wo ſtets eine Menge Volks verſammelt war, ſagten jene, als ſie ihn von ferne kommen ſahen, zu den Umſtehenden: „Sehet, dieſer, der dort herkommt, hat vor einigen Tagen gegen unſern großen Propheten Schmähungen ausgeſtoßen, welche die Ehrfurcht gegen denſelben uns gar nicht zu ſagen erlaubt.“ Dieſe Rede ging jetzt von Mund zu Mund; und in einem Augenblicke ſah ſich Perfektus von einer Rotte Ungläubiger umringt, die ihn unter den Armen faßten, und mit ihm ſo ſchnell zu dem, unter dem großen Thor *) Gericht haltenden Kadi

*) Der Oberrichter von Cordova hielt ſein Gericht gewöhnlich in dem der Al Hamrah, das man daher auch

eilten, daß ſeine Füße kaum den Boden berührten: „Dieſer da," ſchrieen ſie dem Kadi entgegen, hat unſern großen Propheten geläſtert, und ſpottet allen denen, die ihn verehren. Ihr werdet wiſſen, welche Strafe er verdient." — Da es grade zur Zeit des Ramadans war, ließ der Kadi den Angeklagten in Bande legen, und in ein Gefängniß werfen. Um zu dem ihm bevorſtehenden Kampfe ſich zu ſtärken, unterwarf ſich Perfektus ſtrengen Faſten, und durchwachte ganze Nächte im Gebet; ſagte aber den Aufſehern des Gefängniſſes, daß er ſelbſt zwar ſterben, aber auch jener Eunuch, der jetzt ſo mächtig wäre, ebenfalls das Ende des Jahres nicht erleben würde. Als das Ramadan-Feſt vorüber war, ward Perfektus aus dem Gefängniß, nach einem ſehr weiten jenſeits des, die Stadt Cordova durchſchneidenden Fluß Boetis, geführt, und dort öffentlich enthauptet. Bevor er ſeinen Nacken dem Schwert des Henkers darbot, fluchte er mit lauter Stimme noch einmal dem Mohamed, und bedrohete alle, die zu deſſen falſcher, gottloſer Lehre ſich bekennen würden. Perfektus ſtarb den Märtyrer Tod im Monat April, und bevor noch der Sommer zu Ende war, ſtarb auch der Eunuch Nazar-Hageb plötzlichen Todes.

5. Blut war jetzt gefloſſen; bald ſollte es in ganzen Strömen fließen. Wenige Tage nach der Hinrichtung des Perfektus ward ein Kaufmann, Namens Johann vor den Kadi geführt, und angeklagt, daß er in Geſchäften ſeines Gewerbes ſich ſehr oft allerlei, den Propheten und deſſen Lehre, verhöhnende

---

das Gerichtsthor nannte. Schon in den alleräteſten Zeiten war Oeffentlichkeit der Gerichte den Orientalen nicht mehr fremd.

Anſpielungen in Worten und Geberden erlaube. Da der Kadi die Anklage, wie die Ausſage der Zeugen nicht hinreichend fand, befahl er den chriſtlichen Kaufmann einſtweilen nach dem Gefängniß zu bringen. Aber nun erhob Johann ſeine Stimme. „An allem,“ ſagte er „deſſen man mich anklagt, iſt zwar kein wahres Wort; mit Freude ergreife ich jedoch dieſe Gelegenheit, um öffentlich zu erklären, daß ich Jeſum Chriſtum nie verleugnen, zugleich aber auch den Mohamed nie für etwas anders als einen fluchwürdigen Volksverführer halten werde.“ Zum Lohne ſeiner Freimüthigkeit erhielt er fünfhundert Peitſchenhiebe. Halb todt ſetzte man ihn hierauf rückwärts auf einen Eſel, und führte ihn durch alle Straßen von Cordova. Ein öffentlicher Ausrufer ging vor ihm her, und verkündete allem Volke, daß jedem, der den großen Propheten verunehre, gleiche Strafe zu Theil werden ſollte. Nachdem Johann einige Tage in dem Gefängniß geſchmachtet hatte, ward er ebenfalls jenſeits des Stromes geführt, und auf Befehl des Kaliphen, oder vielmehr deſſen mächtigen Eunuchen enthauptet.

6. Schon dieſe beiden Hinrichtungen ſchreckten nicht wenig alle Halb- oder Maul-Chriſten. Jedoch noch ungleich verderblicher wurden ihnen die glänzenden, zum Abfall lockenden Verſprechungen des Hofes, wie der Statthalter in den Provinzen, und bald gab es kein größeres, reichlicher belohntes Verdienſt mehr als Jeſum Chriſtum zu verleugnen, und dem falſchen Propheten zu huldigen. Aber nun war auch die Zeit erſchienen, wo der Herr ſeine Scheune in Spanien ſäuberte, und die Spreu von dem Waizen ſonderte. Groß und häufig war zwar jetzt der Abfall, beſonders in den ſüdlichen Gegenden. Aber eben dieſe ſchändliche Untreue ſo vieler

lauer Chriſten entflammte nun deſto mehr den Eifer aller wahren Anbeter Jeſu. Sie fühlten ſich ſtark genug, die durch den Abfall jener Elenden dem Chriſtenthum zugefügte Schmach mit ihrem eigenen Blut zu tilgen. Furchtlos gingen ſie auf alle öffentliche Plätze, predigten Jeſum Chriſtum auf den Straßen und von den Dächern, fluchten dem Mohamed, und gingen dann freudig in den Tod. Eine ganze Schaar Chriſten jedes Standes, wie jedes Alters, Prieſter, Diacone, Mönche, Laien, und ſelbſt von dem zarten Geſchlechte mehrere chriſtliche Heldinnen kamen eines Tages in die Stadt, bekannten laut den Namen Jeſu, redeten ohne Scheu von dem Unſinn und der Gottloſigkeit des Islams, von den albernen Träumereien des ſogenannten Propheten, und foderten dann die Mohamedaner zu Gegenbeweiſen auf. Dieſe, geſchreckt durch die große Anzahl der Chriſten, und einen Aufruhr befürchtend, vermochten ihren Gegnern nicht zu antworten, ſuchten im Gegentheil durch ſchmeichelnde Worte ſie zu beſänftigen. Der Muſelmänner Verlegenheit war jedoch nicht von langer Dauer. Eine berittene Abtheilung der Leibwache des Kaliphen ſprengte plötzlich auf die Chriſten an, bewies ihnen mit dem Säbel in der Hand die Göttlichkeit von Mohameds Lehre, und hieb ſie ſämmtlich, ohne Rückſicht auf Alter oder Geſchlecht, erbarmungslos zuſammen.

7. Beinahe täglich hatten jetzt die Henker volle Arbeit. Aber die Standhaftigkeit der Blutzeugen, und die hohe Freudigkeit, mit der ſie den Tod erduldeten, munterten ſtets wieder andere auf, denſelben blutigen Kampfplatz zu betreten. Von allen Seiten drängte man ſich herbei, die Krone der Märtyrer zu erringen. Nicht von Allen

ſind die Namen auf uns gekommen; aber von Allen wird unter der Benennung der ſpaniſchen Märtyrer das Andenken von der Kirche geehrt. Unter den vielen, welche mit ihrem Blute das Bekenntniß ihres Glaubens beſiegelten, wollen wir hier nur von Einigen jetzt noch eine nähere Erwähnung machen.

7. Iſaak, aus einer der angeſehenſten und reichſten Familien Cordovas, hatte in ſeiner Jugend eine wiſſenſchaftliche Bildung, und eben daher, als er zum Jüngling gereiſt war, ein öffenliches Amt erhalten. Aber plötzlich, und als er noch in der Blüthe ſeiner Jahre ſtand, legte er ſein Amt nieder, verließ das väterliche Haus, entſagte allen Freuden der Welt, und ging in das, ſieben Stunden von Cordova, in einer menſchenleeren Wildniß, auf dem ſteilen Abhange eines Gebirges liegende Kloſter Tabane. Einer von Iſaaks Anverwandten, Namens Jeremias, ein Mann von ungeheurem Vermögen, hatte es erſt vor einigen Jahren erbaut, und ſich, da es in zwei abgeſonderten Gebäuden, zwei beſondere religiöſe Gemeinden, nämlich die eine von Frauen die andere von Männern enthielt, mit ſeiner frommen Gattin Eliſabeth und allen ſeinen Kindern dahin zurückgezogen. Hier lebte Iſaak drei Jahre unter der Leitung eines einſichtvollen, in den Wegen Gottes erfahrnen Abtes. Aber jetzt fühlte er einen innern Antrieb, den verblendeten Verehrern Mohameds, beſonders jenen, die ihm ehemals ſeiner Gelehrſamkeit wegen ſo viele Achtung bezeigt hatten, die Augen zu öffnen, ſie wo möglich durch das Licht des Evangeliums zu erleuchten. Er kehrte alſo nach Cordova zurück, ging gerades Weges zu dem Kadi, und ſagte dieſem, daß er gerne das Islam annehmen würde, ſobald man ihn nur von der Göttlichkeit der darin enthaltenen Lehren über-

zeugen könnte. Der Kadi, in der Meinung, daß Iſaak in vollem Ernſte ſpreche, fing nun an, ihm von ſeinem großen Propheten zu erzählen, von den Wundern deſſelben, von ſeiner Unterredung mit dem Erzengel Gabriel, von dem göttlichen Urſprung des Korans ꝛc. Nachdem Iſaak ihm eine Weile zugehört hatte, ſagte er ihm endlich: „wie iſt es wohl möglich, daß Ihr und Eures Gleichen, die Ihr Euch doch für gelehrte Leute haltet, ſolche Albernheiten glauben könnet, und nicht einſehet, daß Euer ſogenannte Prophet blos ein ſchlauer Betrüger war, und das Islam nichts als eine Kette von Unſinn und Thorheiten iſt?“ — In der erſten Aufwallung ſeines Zorns ſchlug ihm der Kadi mit geballter Fauſt ins Geſicht. Aber die Beiſitzer des Gerichts erinnerten ihn, daß er die Würde ſeines Amtes verletze, wenn er ſich von ſeinem Eifer ſo weit hinreiſſen laſſe, einen vor ihm ſtehenden, wenn auch noch ſo großen Verbrecher mit eigener Hand zu mißhandeln. Der Kadi wandte ſich nun wieder zu Iſaak, und fragte ihn, ob er allenfalls beſoffen, oder gar wahnſinnig ſey, mithin auch nicht wiſſe, was er ſpreche, oder was er thue? Iſaak erwiederte: er ſey nichts weniger als verrückt, auch ſpreche der Wein nicht aus ihm, ſondern blos reiner, gottgefälliger Eifer für die Ehre Jeſu und deſſen göttliche Lehre. Der Vorfall ward ſogleich dem Kaliphen berichtet, Iſaak noch an demſelben Tage enthauptet, deſſen entſeelter Körper bei den Füßen an einen Pfahl aufgehangen, und erſt nach einigen Tagen mit den Leichen anderer Märtyrer, die indeſſen ebenfalls waren hingerichtet worden, verbrannt, und die Aſche in den Strom geſtreut.

9. Die Anzahl der nach der Märtyrerkrone ſich Sehnenden ward bald ſo groß, daß man ſie

nicht mehr einzeln, ſondern ſchaarenweiſe, Prieſter, Diacone, Mönche und Laien hinrichtete. So z. B. ward Petrus, ein Prieſter, Walabonſus, ein Diacon, und Sabianus, Wiſtremond, Habentius und Jeremias, Mönche aus verſchiedenen Klöſtern, an einem und demſelben Tage mit einander zum Tode geführt. Der Vater des Walabonſus hatte eine Mohamedanerin geheiratehet. Nachdem er einige Jahre mit ihr in glücklicher Ehe gelebt, gelang es ihm endlich ſie zu dem Chriſtenthum zu bekehren. Aber eben daher ward er nun gezwungen, aus ſeiner Vaterſtadt zu entfliehen, und in den Gebirgen Spaniens ſich einen verborgenen Zufluchtsort zu ſuchen. Er veränderte einigemal ſeinen Wohnort. Während ſeiner Wanderung ſtarb ſeine Gattin, und hinterließ ihm zwei Kinder in noch äußerſt zartem Alter nämlich den Walabonſus und deſſen Schweſter Maria. Für die chriſtliche Erziehung der beiden Kinder beſorgt, brachte der Vater ſie in zwei Klöſter, nämlich den Knaben in jenes des heiligen Felix zu Fronianum, und das Mädchen in das berühmte Frauenkloſter zu Sankta Maria von Coutelar. Es lag nur ſechs Stunden von Cordova, und in dieſer Stadt nahm nun auch der Vater ſeinen Wohnſitz. Als die Erziehung des Walabonſus beendiget war, kehrte er zu ſeinem Vater zurück, und ward von dem Biſchof zum Diacon geweihet. — Sabianus, Wiſtremond und Habentius waren Kloſtergeiſtliche von bekannter ausgezeichneter Frömmigkeit, beſonders der letztere, der zu Chriſtoffel, Cordova gegenüber, in ſtrengſter Abgeſchiedenheit von der Welt lebte, ſeine enge Zelle nie verließ, nur bisweilen an einem kleinen Fenſter ſich ſehen ließ. Anhaltendes, mit Faſten verbundenes Gebet war ſein einziges Tagewerk, mit dem er gewöhnlich auch noch ganze halbe Nächte durchwachte. Aber

eben dieſes ununterbrochene Gebet war für ihn, obgleich von jeder lebenden Seele getrennt, dennoch ein eben ſo ſchönes als feſtes Band ſeines innigſten Zuſammenhanges mit der Welt, die er verlaſſen hatte, und mit den Brüdern, die in derſelben, von ſo vielen Seiten gefährdet, jetzt noch zu kämpfen und zu dulden hatten, und für die er nun täglich ſein Herz im Gebete zum Himmel erhob. Auf dem bloßen Leibe trug Habentius eiſerne Platten, und ſein ganzes Leben war eine Kette der ſtrengſten Bußwerke. — Jeremias endlich war, wie wir ſchon erzählt, jener ehrwürdige Greis, welcher das Kloſter zu Tabane, jenen ſtillen, lange Zeit durch die Frömmigkeit ſeiner Bewohner, begeiſternden Wohnplatz beſchauender Heiligen gegründet hatte. Unaufgefordert ſtellten ſie ſich vor den Kadi. Befragt, warum ſie gekommen wären, riefen ſie mit einer Stimme: „Wir haben die nämlichen Geſinnungen, wegen wel„cher bisher ſchon ſo viele Chriſten bluten mußten. „Verdamme uns alſo auch zum Tode; denn gleich „jenen bekennen wir ebenfalls, daß Jeſus Chriſtus „wahrer Gott iſt, und bejammern von Herzen die „ſchauervolle Finſterniß, in welche Euch und ſo „viele andere euer lügenhafte Prophet Mohamed „geſtürzt hat“ — Durch dieſe Worte hatten ſie ſchon das Leben verwirkt. Es bedurfte keiner weitern Verhandlung. Alle ſechs wurden ſogleich zum Tode verurtheilt, und ſchon am folgenden Tage hingerichtet. Nichts iſt mit der hohen Freudigkeit zu vergleichen, mit welcher dieſe ſechs Chriſten, als man ſie auf den Richtplatz führte, einher ſchritten. Der Ausdruck des lebendigſten Glaubens, wie der zuverſichtlichſten Hoffnung ſtralte aus jedem ihrer Geſichtszüge. Kein Laut, keine Gebärde verriethen ein zagendes Herz. Auf dem Richtplatz angekommen, drückten ſie einander lächelnd die Hände. Je-

der wollte zuletzt ſterben, um dem andern den ſtets etwas graunvollen Anblick des Todes zu erſparen. Petrus und Valabonſus empfingen zuerſt den tödtlichen Streich; dann folgten die andern. Aber das, an blutigen Schauſpielen gewöhnlich ſich ergötzende, und daher auch jetzt wieder zahlreich verſammelte Volk ſtaunte, ob der unerhörten, ſelbſt durch alle Schrecken eines gewaltſamen Todes nicht zu erſchütternden Standhaftigkeit dieſer Chriſten, und in mancher Bruſt regte ſich ein leiſer Gedanke, daß eine Lehre, welche eine ſo übermenſchliche Kraft und Stärke verleihe, doch wohl etwas mehr, als bloß menſchliche Erfindung ſeyn möchte.

10. Die Geſchichte der ſpaniſchen Kirche erwähnt zwar keiner, bei dem Grabe oder den Gebeinen dieſer Märtyrer geſchehener wunderbarer göttlicher Gnadenerweiſungen. Indeſſen gefiel es doch Gott ſehr oft, durch viele andere Zeichen ſein allerheiligſtes Wohlgefallen über die Bereitwilligkeit der Chriſten kund zu geben, mit der ſie aus freiem, innern Antrieb ihr Leben, gleich einem von ſeiner Huld gewiß nicht verſchmähten Brandopfer, ihm darbrachten. So z. B. ward der junge Diacon Siſſenand, obgleich er ebenfalls unaufgefordert ſein ſchönes Bekenntniß vor dem Kadi abgelegt hatte, dennoch in ſeinem Gefängniß durch höhere Offenbarung über den Tag und die Stunde ſeines Todes belehrt. Als jener erſchienen war, und dieſe bald ſchlagen ſollte, ſchlich ein Knabe ſich zu ihm in das Gefängniß, und brachte ihm von einem ſeiner Freunde einen Brief. Der Knabe ſollte und wollte auf Antwort warten. Aber Siſſenand gebot ihm ſich augenblicklich zu entfernen, denn bald ſagte er, werden Soldaten kommen, um mich zum Tode zu führen. Leicht könnten ſie dich ebenfalls ergreifen, und

du könnteſt dann in die Verſuchung gerathen, durch ein falſches Bekenntniß dein Leben retten zu wollen. Der Knabe eilte von dannen, war aber noch nicht ſehr ferne, als wirklich Schergen und Soldaten vor dem Gefängniß erſchienen, die Siſſenand abholten, und unter Stößen und Schlägen und mancherlei andern Mißhandlungen auf den Richtplatz ſchleppten. — Ein anderer Diacon, Namens Paulus, war wegen ſeines, ebenfalls ganz freien, durch keine äußere Veranlaſſung herbeigeführten Bekenntniſſes, in das Gefängniß gebracht worden. Hier fand er den Tiberinus, einen Prieſter aus Badajoz, der wegen einer, bei dem Kaliphen gegen ihn angebrachten Klage ſchon ſeit zwanzig Jahren ein Gefangener war. Von aller Welt verlaſſen und vergeſſen, glaubte Tiberinus in dem Gefängniſſe ſein Leben endigen zu müſſen. Jetzt bat er den Paulus, daß er, ſo bald er vollendet ſeyn würde, bei Gott für ihn bitten möchte, daß er ihn aus ſeiner Gefangenſchaft befreie. Paulus war kaum hingerichtet, als ſchon nach wenigen Tagen eine obrigkeitliche Perſon in dem Gefängniß erſchien, und ohne irgend einen Grund anzugeben, den Tiberinus in Freiheit ſetzte. Ein offenbarer Beweis, daß Paulus nach ſeinem Tode ſehr bald zur beſeligenden Anſchauung Gottes gelangte, und ſein Gebet vor dem Throne des Allerbarmers Erhörung fand.

11. Aber auch das zarte Geſchlecht blieb an Standhaftigkeit in dem Bekenntniß des Namens Jeſu hinter den Männern auch nicht einen Schritt zurück. Eine Menge chriſtlicher Heldinnen betraten eben ſo freiwillig und mit derſelben männlichen Unerſchrockenheit den blutigen Kampfplatz, und ſeit Jahrhunderten glänzen in den Annalen der Kirche die Namen einer Flora, Maria, Lilioſa, Beniola,

Colomba, Pompoſa, Aura und noch vieler andern frommen Matronen und gottgefälliger Jungfrauen in der Reihe heiliger Blutzeugen. Beſonders hart und lange anhaltend war der Kampf der heiligen Flora. Nicht bloß der öffentlichen, ſondern auch der häuslichen, noch ungleich gefährlichern Verfolgung im Kreiſe ihrer eigenen Familie Tag und Nacht ausgeſetzt, hatte ſie Jahre lang gegen einen doppelten nie ruhenden oder raſtenden Feind zu kämpfen. Flora war die Frucht einer gemiſchten Ehe. Ihr Vater war ein Muſelmann, eine Chriſtin ihre Mutter. Zum Glück für das Heil der Tochter ſtarb Erſterer, als dieſe noch in ſehr zartem Alter ſich befand. Der chriſtlichen Mutter ward es nun möglich, ihre Tochter in dem Chriſtenthum zu erziehen. Floras Fortſchritte in der Frömmigkeit übertrafen bald alle Erwartungen ihrer mütterlichen Erzieherin. In ihrem reinen, ſchuldloſen Gemüthe ſchlug der Samen chriſtlicher Lehre mit jedem Tage tiefere Wurzeln, und jeder in ihr ſchönes Herz geworfene Funke evangeliſcher Wahrheit erglühete ſchnell zu einem, alles Irdiſche in ihrer Bruſt verzehrenden Feuer. Ganz in geheim, und ohne daß irgend jemand es wußte, unterwarf ſich alſo Flora ſchon frühzeitig den ſtrengſten Bußübungen, beſonders an den geheiligten Tagen der Faſtenzeit, und als die Mutter es endlich erfuhr, und dieſe nun mit Recht für die Geſundheit ihrer Tochter ſchlimme Folgen befürchtete, mußte ſie ſich ihres ganzen mütterlichen Anſehens bedienen, um Flora nur zu einiger Milderung ihres ascetiſchen Eifers zu vermögen. Leider hatte Flora einen weit ältern Bruder, der, weil von dem Vater in der Lehre des Islams erzogen, ein fanatiſcher Muſelmann war. Aus Furcht vor dieſem Bruder, der, weil etwas muthmaßend, ſchon ſeit einiger Zeit ſeine junge Schweſter überall mit ſpähendem Blick ver-

folgte, wagte es Flora nur ſelten in die Kirche zu gehen, und dem hochheiligen, ihr jungfräuliches Herz jedesmal mit himmliſchem Entzücken erfüllenden Opfer allda beizuwohnen. Dieſes grauſamen Zwanges endlich müde, entfernte ſie ſich ohne Wiſſen der Mutter aus dem Hauſe, verließ die Stadt, und ſuchte und fand Zuflucht bei den frommen und gutmüthigen Bewohnerinnen eines, nahe bei Cordova gelegenen Frauenkloſters. Als der Bruder ſah, daß ſeine Schweſter entflohen wär, zweifelte er keinen Augenblick mehr an dem, was er längſt ſchon geahnet hatte. Sein Zorn ergoß ſich nun über alle Chriſten ohne Unterſchied. Er erregte ihnen allerlei böſe Händel, bewirkte ſogar die Verhaftung mehrerer derſelben, und in der vollen Ueberzeugung, daß ſeine Schweſter in einem Kloſter verborgen ſeyn müßte, wurden Gott geweihte Jungfrauen ein Hauptgegenſtand ſeiner Wuth, ſeiner täglichen Verläumdungen, und unaufhörlichen Läſterungen. Sobald des Bruders wüthendes Betragen zu den Ohren der frommen Schweſter kam, entſchloß ſie ſich ſogleich ihren ſtillen Zufluchtsort zu verlaſſen; denn, ſagte ſie, es wäre eine Sünde für mich, wenn ich zugäbe, daß meinetwegen die Gemeinde der Chriſten, beſonders der Kloſterfrauen noch länger gekränkt und geläſtert würde. Sie kehrte alſo unverzüglich wieder in das väterliche Haus zurück. „Hier bin ich,“ ſagte ſie zu ihrem Bruder, „ich weiß, daß Du mich ſuchteſt; aber wiſſe auch „Du, daß ich eine Chriſtin, und um des Namens „Jeſu willen alles zu leiden bereit bin.“ — Durch ſchmeichelnde Worte und lockende Verſprechungen ſuchte nun der Muſelmann mehrere Tage lang ſeine Schweſter wieder für ſeinen halb abgöttiſchen Wahn zu gewinnen. Als er ſah, daß alle ſeine Mühe verloren wäre, ſchritt er zu Drohungen, zu Schlä-

gen und den gröbſten Mißhandlungen, und als er dadurch Floras Standhaftigkeit nicht erſchüttern konnte, führte der Unmenſch ſie vor den Kadi, ward der Ankläger ſeiner eigenen Schweſter, und ſchärfte ſeine Anklage noch dadurch, daß er behauptete, Flora ſey lange Zeit eine Mohamedanerin geweſen, und erſt lange nachher, weil von den Chriſten verführt, zu dem Chriſtenthum übergetreten. Nach dem Criminalcodex der Mohamedaner ſteht Todesſtrafe auf einen ſolchen Abfall. Von dem Kadi aufgefordert, auf die Anklage des Bruders zu antworten, leugnete Flora ſich je zur Lehre Mohameds bekannt zu haben, von ihrer zarteſten Kindheit an ſey ſie eine wahre, ſtets eifrige Anbeterin Jeſu Chriſti geweſen. Auch der Kadi entflammte jetzt in blindem Zorn. Auf ſeinen Wink riſſen zwei Soldaten Flora auf die Erde, hielten ihr Hände und Füße, während rohe Schergen den Körper der zarten Jungfrau mit Peitſchenhieben beinahe völlig zermalmten. Die Büttel ſchlugen ſo blind und ſo wüthend drein, daß ſie nicht ſelten auch den Kopf trafen, und endlich ſogar die Hirnſchale bedeutend verletzten. Blut triefend und ohnmächtig übergab der Kadi das unſchuldige Lamm nun wieder dem unnatürlichen Bruder, und zwar mit dem Auftrage, ſeine Schweſter auf das neue in den Lehren des Propheten zu unterrichten, und dann über ihre völlige Bekehrung ihm zu ſeiner Zeit Bericht zu erſtatten. Der Bruder nahm Flora mit ſich nach Hauſe, und übergab ſie einigen Frauen, die ſie verbinden und für ihre Heilung ſorgen ſollten, hielt ſie aber übrigens gleich einer Verbrecherin in einem abgelegenen, feſt verſchloſſenen Zimmer ſorgfältig eingeſperrt. Sobald Flora wieder vollkommen hergeſtellt war, ſann ſie auf Mittel, der Gewalt ihres Wütherichs ſich zu entziehen, und obgleich die, das Haus umgebende Mauer

von bedeutender Höhe war, gelang es ihr doch über dieſelbe auf das etwas niedrigere Dach eines benachbarten Hauſes zu ſteigen, und von da auf die Straße ſich herabzulaſſen. Von der Dunkelheit der Nacht begünſtiget, floh ſie in die, von ihrem väterlichen Hauſe weit entfernte Wohnung einer treuen Freundin, die ſie mehrere Tage bei ſich verbarg. Beſorgt, daß man ihren Aufenthalt in Cordova endlich doch entdecken möchte, verließ Flora die Stadt, und ging nach Oſſaria, einem mehrere Meilen von Cordova entlegenen Flecken, zu einer ihr bekannten chriſtlichen Matrone. Mit dem größten Wohlwollen nahm dieſe ſogleich die gute Flora auf, pflegte auch ihrer von jetzt an mit chriſtlicher Liebe.

12. In ſtiller Zufriedenheit lebte die fromme Dulderin einige Zeit in Oſſaria, und ungeſtört nun Tag und Nacht dem Gebete obliegend, fühlte ſie ſich über alle Maßen glücklich, jede Stunde dem Dienſte ihres Gottes weihen zu können. Aber immer mächtiger ward jetzt auch in ihr der Trieb, das ſchöne Bekenntniß, das ſie vor dem Kadi abgelegt hatte, mit ihrem Blute zu verſiegeln. Dieſem innern Antrieb vermochte ſie nicht lange zu widerſtehen. Sie kehrte alſo wieder nach Cordova zurück. In der Stadt angekommen, wollte ſie jedoch ſich noch nicht gleich dem Kadi vorſtellen, ſondern ging erſt in die, dem heiligen Aciſclus geweihte Kirche, um durch die Fürbitte dieſes heiligen Märtyrers ſich Kraft und Stärke von oben zu erflehen. Kaum war Flora einige Augenblicke im Gebet verſunken, als plötzlich die Kirchenthüre ſich öffnete, und eine andere holde Jungfrau ungefähr von gleichem Alter eintrat. Es war Maria, des Märtyrers Walabonſus Schweſter. Auch dieſe hatte ſeit einigen Tagen den Entſchluß gefaßt, ihrem Erlöſer ihr Leben frei-

willig zu opfern, und war nun aus der nämlichen Urſache, wie Flora, in die Kirche gekommen. Beide ſchöne Seelen ahneten einander ſchon von ferne, flogen ſich entgegen, und theilten ſich gegenſeitig ihre Geſinnungen mit. Der unauflösliche Bund zweier, von Liebe glühender Herzen, war jetzt auf immer geſchloſſen, und da der Tod ſie auch nicht mehr trennen ſollte, gingen ſie ſogleich beide mit einander zu dem Kadi. „Ich bin,“ ſprach zuerſt Flora, „diejenige, die ihr im verfloſſenen Jahre ſo grau„ſam mit Peitſchenhieben habt zerfleiſchen laſſen. „Ich hatte bisher die Schwachheit, mich zu verber„gen; aber nun mich unbedingt in die Arme mei„nes Gottes werfend, komme ich, um vor euch „noch einmal laut und öffentlich zu bekennen, daß „ich Jeſum Chriſtum als wahren Gott anbete; eure „Religion und euren Propheten aber von ganzen „Herzen verabſcheue.“ — „Auch ich,“ nahm jetzt Maria das Wort, „bin eine Anbeterin Jeſu, „und halte die Lehre eures Propheten für nichts, „als eine Erfindung hölliſcher Dämonen.“ — Der überraſchte Richter wußte nicht gleich, was er antworten ſollte. Sein Ingrimm ergoß ſich endlich in einen ganzen Schwalm der ſchrecklichſten Drohungen. Er dräuete unter andern, daß er beide Jungfrauen, als Sclavinnen verkaufen, und der öffentlichen Proſtitution wollte preis geben laſſen. Er befahl hierauf, ſie nach dem Gefängniß zu bringen. Flora und Maria empfahlen ſich Gott durch Faſten und Gebet. Aber nun erſchien ihnen ganz unvermuthet ein Engel des Troſtes. Der heilige Eulogius, damals Prieſter und nachheriger Erzbiſchof von Toledo, war vor einigen Tagen ebenfalls verhaftet worden, und benutzte jetzt ſeine Lage, die beiden Gott geweihten Jungfrauen zu tröſten und zu ſtärken. Des Kadis Drohungen, ſagte er, ſollten ſie nicht fürchten;

keine Macht ſey im Stande, die Reinheit ihrer Seele zu beflecken, welche Infamien man auch an ihrem Körper begehen möchte. Da Eulogius nur ſelten bei ihnen ſeyn konnte, ſo ſchrieb er jetzt für ſie eine beſondere Inſtruction, (exhortatio ad martyrium,) welche ihnen, ſo lange ihr Kampf noch dauern würde, ſowohl zur Stärkung als auch zu einem Leitfaden ihres Verhaltens dienen ſollte. — Floras Bruder hatte indeſſen erfahren, daß ſeine Schweſter wieder in der Stadt und in dem öffentlichen Gefängniſſe ſey. Da hölliſcher Fanatismus in dieſem Muſelmann alle Gefühle der Natur erſtickt hatte, ſo ging er zu dem Kadi, und drang in dieſen, den Prozeß ſeiner Schweſter zu beſchleunigen. Flora und Marie wurden alſo wieder vorgeführt. Der Kadi fragte die erſtere, ob ſie dieſen da, auf den Bruder zeigend, kenne? „Ja!“ erwiederte ſie, „dem Fleiſche nach iſt es mein Bruder.“ — „Woher kommt es,“ fragte der Kadi ferner, „daß „dein Bruder unſerer Religion treu blieb, du aber „eine Chriſtin wardſt?“ — „Gleich meinen Vätern“ ſprach Flora, „ſaß ich ebenfalls in den Schatten „des Todes und der Finſterniß; aber erleuchtet durch „die Gnade Gottes ward ich eine Chriſtin, und „werde bis zum letzten Augenblick meines Lebens „den Namen Jeſu freudig bekennen.“ — Daſſelbe bezeugte auch Marie, und nachdem der Kadi ſie jetzt zum letztenmale gefragt, ob ſie bei dieſem Bekenntniß beharrten, und die Eine wie die Andere mit hoher Freudigkeit es bejahet hatte, wurden beide wieder nach dem Gefängniß zurückgeführt. Als der heilige Eulogius von ihnen erfuhr, wie das Verhör abgelaufen, was der Kadi gefragt und eine jede geantwortet, empfand er himmliſchen Troſt, und da beide nun mit jedem Tage den Tod durch das Schwert erwarteten; gleichſam der Altar, auf

welchem ſie ſollten geopfert werden, ihnen ſchon winkte, ſo fleheten ſie unter dem Beiſtande des heiligen Eulogius, mit erhöheter Inbrunſt unaufhörlich zu Gott, daß er ſie nun bald würdigen möge, ihrem Erlöſer als ein, ihm wohlgefälliges Trankopfer ausgegoſſen zu werden. Am zehnten Tage nach dem letzten Verhör öffnete ſich endlich die Thüre ihres Gefängniſſes. Beide wurden mit einander auf den Richtplatz geführt. Flora ſtarb zuerſt, dann Marie, und bevor eine jede den tödtlichen Streich empfing, bezeichneten ſie ſich noch einmal mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. — Vier und zwanzig Stunden wurden ihre Leichen den Vögeln und Hunden preis gegeben, erſt am zweiten Tage in den Fluß geworfen. Am vier und zwanzigſten Novbr, dem Tage ihrer Hinrichtung, wird Floras und Mariens Andenken von der Kirche gefeiert. — Als ſie aus dem Gefängniß traten, um ihren letzten Gang nach dem Richtplatz zu gehen, verſprachen ſie dem heiligen Eulogius und den übrigen gefangenen Chriſten, bei Gott für ihre Befreiung zu bitten, und wirklich wurden, wenige Tage nach der Vollendung der beiden jungfräulichen Märtyrer, ſo wohl Eulogius, als auch die Uebrigen in Freiheit geſetzt.

13. Nicht minder merkwürdig iſt auch die Geſchichte des heiligen Aurelius und ſeiner Familie. Aurelius, aus einer der angeſehenſten und reichſten Familien aus Cordova, hatte einen Muſelmann zum Vater, und eine Chriſtin zur Mutter. Er ward frühzeitig eine Waiſe. Eine Tante mütterlicher Seite vertrat nun Mutterſtelle, und erzog den Knaben heimlich in den Lehren des Chriſtenthums, während die Anverwandten väterlicher Seits nicht minder eifrig dafür ſorgten, daß der junge Aurelius recht viele theologiſche Schriften der Mohamedaner

ſtudiren mußte: ein Studium, das, da er in der Erkenntniß der Wiſſenſchaft des Heils immer größere Fortſchritte machte, nur noch mehr dazu beitrug, ihm die Greul wie die Abſurditäten des Jslams recht fühlbar und abſchreckend zu machen. Je mehr er indeſſen an Jahren zunahm, deſto ſchmerzhafter fühlte er es, die Kirchen der Chriſten nicht beſuchen zu dürfen. Wo er nur immer einem Prieſter begegnete, empfahl er ſich trauernd und dringend in deſſen Gebet. Endlich zum Manne gereift, und im Begriffe ſich zu verheirathen, flehete er inſtändigſt zu Gott, daß er ihm eine Gattin ſchenken möchte, die im Stande wäre, ihn in ſeinem frommen Vorſatz zu ſtärken, und in der Ausführung deſſelben ihm behülflich zu ſeyn. Gott erhörte ſein Gebet und ſandte ihm eine Gefährtin ſeines Lebens, wie ſie ſein chriſtliches Herz ſich längſt ſchon gewünſcht hatte. Sie hieß Sabigotha, und war die Tochter muſelmänniſcher Aeltern, wovon jedoch die Mutter nach dem Tode ihres Gatten ſich mit einem Chriſten vermählt hatte, von dieſem zum Chriſtenthum war bekehrt worden, und hierauf die kleine Sabigotha unter dem Namen Nathalie hatte taufen laſſen. Durch den Segen eines Prieſters wurde Aurelius und Nathalie auf immer mit einander vereint. Sie lebten im geheim nach chriſtlicher Weiſe, mußten jedoch in dem Aeußern ſich den Mohamedanern gleich ſtellen, daher auch bei deren Verſammlungen in der großen Moſchee von Cordova ſich öfters einfinden. — Aurelius hatte einen nahen Anverwandten, Namens Felix. Aus Furcht und menſchlicher Schwäche war derſelbe vor mehrern Jahren von dem Chriſtenthum abgefallen, bereuete ſeit dieſer Zeit unaufhörlich ſeinen tiefen Fall, ohne jedoch den Muth zu haben, ſich auf das neue wieder öffentlich zu dem Chriſtenthum zu bekennen. Zu ſeinem Glücke war er mit

Liliosa, der Tochter chriſtlicher Aeltern vermählt, und das ſchöne, Gott wohlgefällige Band innigſter Freundſchaft, knüpfte nun bald die Familie des Aurelius und jene des Felix unzertrennlich an einander.

14. Als Aurelius eines Tages über einen der öffentlichen Plätze von Cordova ging, begegnete er einem, wegen ſeines Bekenntniſſes des Namens Jeſu, ſchrecklich zerfleiſchten Chriſten, den die Schergen jetzt durch alle Straßen der Stadt dem Volke zur Schau herumführten. Heftig ward Aurelius bei dem Anblick dieſes frommen Dulders ergriffen. Nicht ohne höhere Fügung glaubte er jetzt dieſen Weg gekommen zu ſeyn. Was er ſah, hielt er für eine, ihm von Oben geſandte Belehrung. Voll von dieſem Gedanken kam er nach Hauſe. Wie gewöhnlich eilte ſeine Gattin ihm entgegen. Zärtlicher wie ſonſt ſchien er ſie jetzt zu umarmen; erbat ſich hierauf von ihr einen Augenblick aufmerkſames Gehör, und ſagte ihr dann: „Schon oft, Theure! haſt du „mich ermahnt, der Welt und ihren Freuden zu „entſagen; ſchon oft mich an das Beiſpiel frommer „Mönche erinnert, und deren ſtrenge Enthaltſamkeit mir geprieſen. Auch ich glaube jetzt, daß es „Zeit ſey, nach einem höhern Grade evangeliſcher „Vollkommenheit zu ſtreben. Leben wir alſo in „Zukunft wie Bruder und Schweſter. Widmen wir „einen Theil des Tages dem Gebete und geiſtlichen „Betrachtungen, den andern Theil Werken der Barmherzigkeit. Vielleicht winkt auch uns die Krone „der Märtyrer. Bereiten wir uns demnach ſo vor, „daß wir wirklich dieſer höhern Gnade noch gewürdiget werden.“ — Niemand war über dieſen Vorſchlag mehr entzückt, als Sabigotha; es war ihr, als habe ſie die Botſchaft eines Engels vernom-

men. Um dem ſpähenden Blick ihrer muſelmänniſchen Verwandten keinen Anlaß zum Verdacht zu geben, hatten ſie in einem ihrer Zimmer ein, jedoch bloß zur Schau aufgeſchlagenes Bett; denn beide ſchliefen von jetzt an geſondert, und zwar auf einer Matte und in härnem Gewand. Viele Stunden des Tages weiheten ſie dem Gebete, verbanden es mit ſtrengem Faſten und reichlichem Almoſen, und durchwachten halbe Nächte unter Leſung der Pſalmen, deren hohe Begeiſterung ſich nun auch ihnen immer mehr und mehr mittheilte. Am Tage ſah man ſie nirgends, als blos in Hospitälern, Gefängniſſen und Krankenhäuſern. Aurelius beſchäftigte ſich mit den Männern, Sabigotha mit den Frauen, und beide tröſteten, ermunterten und halfen, wo man nur immer des Troſtes, der Ermunterung oder der Hülfe bedurfte. In einem der Gefängniſſe lernten ſie jetzt die beiden heiligen Jungfrauen Flora und Marie, wie auch den heiligen Eulogius und noch mehrere andere gefangene Chriſten kennen. Da an der baldigen Hinrichtung der beiden erſtern nicht mehr zu zweifeln war, ſo baten ſie dieſe nun öfters, daß ſie, wenn zur Anſchauung Gottes gelangt, dann auch für ſie die Gnade eines glorreichen Märtyrertodes von Gott erflehen möchten.

15. Der einzige, obgleich nur dünne Faden, der Aurelius noch an das Irdiſche knüpfte, war blos zarte Vaterliebe zu ſeinen beiden, noch ganz unmündigen Kindern, — es waren zwei Mädchen, — und dann Sorge für ſchleunige Beſtellung ſeines Hauſes. Er beſprach ſich hierüber mit dem heiligen Eulogius und dem Doctor Alvaro, einem der gelehrteſten und geiſtvollſten Theologen Spaniens je-

ner Zeit! *) In Folge des, ihm von ihnen ertheilten Rathes übergab er ſeine beiden Töchter zu ihrer Erziehung der ehrwürdigen Eliſabeth, Aebtiſſin des Frauenkloſters von Tabane, und Schweſter des frommen Martins, der ebenfalls als Abt den Mönchen zu Tabane vorſtand. Seine liegenden Gründe verkaufte hierauf Aurelius mit möglichſter Eile, vertheilte alles daraus gelöſte Geld unter die Armen, und legte überhaupt von ſeinem ganzen ſehr bedeutenden Vermögen nur einen ſehr mäßigen Theil für ſeine beiden Kinder, als deren künftiges väterliches Erbe zurück. Von nun an gehörten Aurelius und ſeine Gattin Sabigotha, wie auch deren Freunde Felix und Liliosa, ſchon einer ganz andern unſichtbaren und höhern Welt an. Sehr oft begaben ſie ſich jetzt ſämmtlich nach dem Kloſter von Tabane, dieſem ſtillen Wohnſitz des Friedens und evangeliſcher Vollkommenheit. Ganze Tage und Nächte blieben ſie oft allda. In ihren öftern Unterredungen mit jenen gottſeligen Anachoreten erkannten ſie nun im Lichte des Glaubens mehr als eine bisher ihnen unbekannt gebliebene höhere Wahrheit, und wenn ſie dann wieder nach der Stadt zurückgekehrt waren, dämpfte nicht ſelten die Erinnerung an das, was ſie zu Tabane gehört hatten, manche, Gott nicht ganz gefällige, weit zu heftige Aufwallung ihrer Sehnſucht nach der Märtyrerkrone. Als beide einſt von einem Beſuche in dem Kloſter von Tabane zurückgekommen waren, und Sabigotha, nach einer beinahe ganz im Gebete durchwachten Nacht, endlich auf ihrem harten Lager eingeſchlafen war, hatte ſie folgendes merkwürdige Traumgeſicht. Es erſchienen ihr nämlich Flora und Marie. Ein blen-

*) Alvaro ward nachher der Biograph des heiligen Eulogius.

dend weißes Gewand umfloß die beiden heiligen Jungfrauen. In ihren Händen hatten ſie himmliſch duftende Blumenkränze. So bald Sabigotha ſie erblickte, hob ſie ihre Hände empor, und rief ihnen zu: „Welche Früchte darf ich erwarten von „dem Gebete, das ihr, als ihr noch hienieden wal„letet, mir in eurem Gefängniß verſprochen habt? „darf ich hoffen, denſelben glorreichen Kampf, wie „ihr zu kämpfen?“ — „Ja!“ antwortete Flora und Maria „du biſt dazu beſtimmt. In kurzem wirſt „auch du vollendet werden, und zum Zeichen, daß „wir Wahrheit ſprechen, werden wir einen, dir „jetzt noch unbekannten fremden Mönch dir entgegen „führen, und dieſer wird in dem Kampfe, in wel„chem du Siegerin ſeyn wirſt, dein Gefährte ſeyn.“ — Dieſes nächtliche Geſicht erfüllte Sabigotha mit himmliſcher Wonne. Sie erzählte es Morgens ſogleich ihrem Gatten, und beide überließen ſich jetzt ganz und ungetheilt dem beſeligenden Gedanken, ihren Glauben an Jeſu, wie ihre Liebe zu ihm nun bald mit ihrem Blute beſiegeln zu können.

16. Acht Meilen von Jeruſalem gegen Mittag lag das Kloſter des heiligen Sabas. Unter der Leitung des Abts David lebten in demſelben gegen fünfhundert Mönche, und unter dieſen ein Diacon, Namens Georg, aus Bethlehem gebürtig, ein junger Mann von hohem Geiſte und ausgezeichneter Frömmigkeit. Da er mehrerer Sprachen kundig war, ſo hatte ihn ſein Abt nach Afrika geſchickt, um bei den dortigen Kirchen Almoſen für das Kloſter zu ſammeln. Der Abt kannte den Zuſtand der afrikaniſchen Kirche nicht. Georg fand das Chriſtenthum in Afrika beinahe ganz erſtorben, und die wenigen dort lebenden Chriſten ſelbſt ſo in Armuth verſunken, daß ſie nichts hatten, was ſie ihm

hätten geben können. Sie riethen ihm aber nach Spanien überzuſchiffen; dort, ſagten ſie, würde er unter den vielen, oft ſehr wohlhabenden Chriſten, reichlich fließende Quellen des Almoſens für ſein Kloſter finden. Georg befolgte dieſen Rath, kam aber leider gerade zur Zeit der heftigſten Chriſtenverfolgung in Spanien an. Unſchlüßig, ob er unverzüglich, aber auch unverrichteter Dinge wieder nach Paläſtina zurückkehren, oder vorher noch Frankreich und die übrigen chriſtlichen Länder Europas durchreiſen ſollte, ging er jetzt nach Tabane, um ſein, ihn ſo ſchwer drückendes Anliegen dem frommen Gebete des Abtes und deſſen Mönchen zu empfehlen. Als er das Nöthige darüber mit dem Abt geſprochen hatte, und ſich ſchon wieder entfernen wollte, ſagte dieſer zu ihm, er möchte, bevor er das Kloſter verlaſſe, einer ſo eben angekommenen, von Gott ſehr begnadigten Matrone ſeine Angelegenheit ebenfalls empfehlen, und ihren Segen ſich von ihr erbitten; er wollte ihn ſogleich zu ihr führen. Sehr gerne folgte Georg dem Abt. Aber kaum hatte Sabigotha auf den eintretenden fremden Mönch einen Blick geworfen, als ſie freudig ausrief: „dieß iſt der mir verheißene Gefährte auf der „Bahn, die ich nun bald betreten werde. Eine in„nere Stimme ſagt mir, daß er es iſt.“ — Georg fiel der Dienerin Gottes zu Füßen. Dieſe erzählte ihm das, vor einigen Wochen ihr gewordene nächtliche Geſicht. Sie nannte ihn nunmehr ihren Bruder, und Georg ward von jetzt an ein Glied der Familie des Aurelius. Bei dieſem lernte er auch den Felix und deſſen Gattin Lilioſa kennen, die ebenfalls alle ihre Güter verkauft, das Geld unter die Armen vertheilt hatten, und nun aller weltlichen Sorgen entfeſſelt, ſich gleichfalls zum Märtyrertod vorbereiteten. Alle ſechs beratheten ſich jetzt unter

einander, welche Veranlaſſung ſie herbeiführen wollten, um ein öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens ablegen zu können. Es ward beſchloſſen, daß die beiden Frauen, um deſto leichter erkannt zu werden, ohne Schleier und mit unverhülltem Haupte in die Kirche gehen ſollten; da man ſie für Muſelmänninnen halte, ſo würde dies den Argwohn der Ungläubigen erregen, und das Uebrige ſich dann von ſelbſt ergeben. Dies geſchah, und daß ſie ſich in ihrer Rechnung nicht geirrt hatten, davon wurden ſie noch früher, als ſie es glaubten, überzeugt; denn kaum waren Sabigotha und Lilioſa aus der Kirche wieder nach Hauſe gekommen, als auch ſchon ein Abgeordneter des Kadi in der Wohnung des Aurelius erſchien, und dieſen wie den Felix fragte: aus welchem Grunde ihre Frauen in eine Chriſten-Kirche gegangen wären? „Aus keinem andern Grund," erwiederte Aurelius, „als weil wir Chriſten und daher auch unſere Frauen Chriſtinnen ſind." Dieſe Antwort überbrachte der Abgeordnete dem Kadi, und ſogleich erſchienen Schergen und Soldaten vor dem Hauſe des Aurelius. „Kommt heraus," ſchrien ſie, „Ihr Elenden, die ihr des Lebens nicht froh werden wollet, und dem Tode ſo thöricht entgegen rennet." — Als Georg ſah, daß die Schergen blos die beiden Männer und deren Frauen ergriffen, ihn aber frey laſſen wollten, ſagte er zu ihnen: „Hört! warum wollt ihr unaufhörlich uns Chriſten zwingen, eure falſche Religion anzunehmen, könnt ihr denn nicht ohne uns zu eurem falſchen Propheten in die Hölle fahren?" — Er hatte noch nicht ausgeredet, als die Soldaten über ihn herfielen, zu Boden riſſen, mit Füßen traten, und dergeſtalt mit Schlägen mißhandelten, daß er halb todt auf der Erde lag. Aber jetzt wandte ſich Sabigotha, und mit dem Silberton ihrer engelreinen Stimme rief

ſie ihm zu: Georg, mein Bruder! ſtehe auf und folge uns.“ — Dieſe wenigen Worte gaben ihm neues Leben, und indem er ſich vollkommen gekräftigt von der Erde erhob, ſagte er lächelnd: theure Schweſter! mein Gewinn wird jetzt nur um ſo größer ſeyn.“ — Das Verhör dauerte nicht lange. Der Kadi ſchien ein ziemlich ſanfter Mann, und ſein Herz nicht jedem theilnehmenden Gefühle verſchloſſen zu ſeyn. Er redete ihnen anfänglich mit vielen freundlichen Worten zu. Als er ſah, daß alles fruchtlos ſey, ſchickte er ſie in ihr Gefängniß zurück, und machte ſeinen Bericht an den Kaliphen, der ſie ſämmtlich zu enthaupten befahl. Nach einigen Tagen wurden demnach alle wieder vor den Kadi gebracht, und da ſie bei ihrem Bekenntniß beharrten, zum Tode verurtheilt. Georg mußte ſich jetzt abermals erſt die Ehre erkämpfen, den Märtyrertod ſterben zu dürfen. Der Kadi nämlich und deſſen Beiſitzer hatten ihn frei geſprochen, weil er, wie ſie ſagten, ihren Propheten nicht geläſtert hätte. Aber kaum hatte Georg den Grund ſeiner Freiſprechung vernommen, als ſein Mund ſich ſogleich in einen ganzen Strom von Läſterungen ergoß. Er nannte Mohamed einen Sohn des Verderbens, einen Apoſtel des Satans, und ward nun ohne weiteres den Verurtheilten beigeſellt. — Wie zu einem Freudenfeſt gingen alle ſechs Chriſten nach dem Richtplatz. Durch lebendigen Glauben erleuchtet, durch die zuverſichtlichſte Hoffnung geſtärkt, und das Vorgefühl namenloſer Seligkeit erheitert, ſetzten ſie durch ihre, von Freude und nahender Herrlichkeit ſtralenden Geſichter alles Volk in Erſtaunen. Auf der Richtſtätte angekommen, ward Felix zuerſt aufgerufen. Ihm ward alſo jetzt die Ehre, den heiligen Reigen anzuführen. Als ſein Haupt gefallen war, folgten ihm Georg, dann Lilioſa, Aurelius

und Sabigotha. Die Körper der Enthaupteten wurden wie gewöhnlich den Vögeln und Hunden preisgegeben; aber bei herabſinkender Nacht ſogleich wieder von den Chriſten hinweggenommen, und in verſchiedenen Kirchen heimlich begraben. Die römiſche Kirche ehrt das Andenken dieſer ſechs Märtyrer am ſieben und zwanzigſten Julius, als dem Tage ihrer Vollendung.

17. Je mehr die Mohamedaner mit dem Schwerte gegen die Chriſten wütheten, deſto mehr entflammte ſich der Eifer der letztern, deſto kühner und trotziger forderten ſie die Ungläubigen zum Kampfe heraus. Einige aus den Chriſten gingen ſogar in die Moſchee, mitten unter das verſammelte Volk, fingen dann an ganz laut Jeſum Chriſtum zu predigen, und den falſchen Propheten und deſſen Lehre zu verfluchen. Größtentheils wurden dieſe auf das grauſamſte mißhandelt, und zwei Mönche, Namens Roger und Servideo, würden ganz ſicher ſchon in der Moſchee von dem Pöbel in Stücken geriſſen worden ſeyn, hätte nicht der gerade anweſende Kadi ſie gegen die Volkswuth geſchützt, um am folgenden Tage ſie wenigſtens methodiſch ſterben zu laſſen. Aber allen Chriſten, die es gewagt hatten, eine Moſchee, wie es gewöhnlich in dem Urtheilsſpruch hieß, durch ihre Gegenwart zu verunreinigen, wurden, bevor man ſie enthauptete, erſt noch beide Hände und Füße abgehauen. — Der Raum dieſes Buches würde es nicht geſtatten, wenn wir von den beinahe zahlloſen ſpaniſchen Märtyrern auch nur hie und da einige biographiſche Züge noch liefern wollten. Das Gemeinſame ihres Charakters war bei allen ein lebendig leuchtender Glaube, und ein chriſtlicher, die Welt und ihre Zwingherren weit überwindender Heldenſinn. In dem Kerker wie in den

Verhören, und in dieſen wie auf dem Richtplatze blieben ſie immer ſich gleich, und jeder lieferte den ſichtbaren Beweis, daß das Evangelium denen, die an daſſelbe glauben, ſtets noch ungleich mehr giebt als es verheißt.

18. Indeſſen fühlten Mohameds Schüler und Jünger es immer ſchmerzhafter, wie ſehr ſie täglich durch den mehr als menſchlichen Heldenmuth der Chriſten beſchämt würden, und welche erbärmliche Figur ihr Islam gegen die, alle ihre Bekenner ſo ſehr begeiſternde Lehre Jeſu mache. Jenes (das Islam) konnte blos durch ſeine ſinnlichen Lockungen auf einige Augenblicke blenden, betäuben und berauſchen. Aber die Lehre der Chriſten gab hohe Begeiſterung, erhob den Menſchen über alle Schwächen ſeiner Natur, und gab Kraft, die Welt und ihre Herrlichkeit, wie den Tod und ſeine Schrecken zu verachten. Der Kaliph ſelbſt befürchtete endlich von dem heldenmäßigen Betragen der Chriſten einen, dem Mohamedanismus nachtheiligen Einfluß auf das Volk. *) — Recafred, ein ſpaniſcher Biſchof, aber allem Anſchein nach noch ungleich lauer, als jener von Laodicea, hatte längſt ſchon gegen die ſpaniſchen Märtyrer geeifert, ihr Betragen in harten Ausdrücken gerüget, demnach auch ihnen die Ehre der Märtyrer zu erzeigen, förmlich verboten. Wie es ſcheint, ward der Kaliph Abder-Rhaman II. davon in Kenntniß geſetzt. Er ließ alſo jetzt ſämmtliche in ſeinem Reiche wohnenden Metropolitanbiſchöſe vor ſich kommen, und be-

*) Wirklich waren auch nach dem Zeugniß des heiligen Eulogius ſchon mehrere Muſelmänner Chriſten geworden, und daſſelbe zu thun hielt eine, noch weit größere Anzahl blos die Furcht zurück.

fahl ihnen, die Chriſten eines beſſern zu belehren, ihnen wenigſtens auf das ſtrengſte zu verbieten, den großen Propheten und deſſen Lehre öffentlich zu ſchmähen. Zu dieſem Ende ſollten ſie ſich ungeſäumt zu einem Concilium verſammeln. Des Kaliphen Befehl mußte befolgt werden. Das Concilium hatte ſtatt; aber der Beſchluß der verſammelten Väter war in ſo umwundenen, verſchiedener Deutung und Erklärung fähigen Ausdrücken abgefaßt, daß zwar auf der einen Seite der Wunſch des Kaliphen erfüllt, jedoch andern Seits auch weder der Eifer noch der Muth der Chriſten nur im mindeſten gedämpft oder niedergebeugt ward. *) Das glühende Verlangen der begeiſternden Anbeter Jeſu blieb alſo daſſelbe, daher auch die Chriſtenverfolgung in ihrer ganzen Heftigkeit noch mehrere Jahre fortdauerte. **)

*) Sehr laut, und in nichts weniger als ſehr gewählten Ausdrücken tadelte der heilige Eulogius dieſes, von dem Verdacht der Feigheit nicht völlig freie Betragen der Biſchöfe, und den dadurch veranlaßten Doppelſinn ſogar eines conciliariſchen Beſchluſſes.

**) Das Betragen der ſpaniſchen Märtyrer ſcheint, man kann es nicht längnen, mit der alten Kirchendisciplin in auffallendem Widerſpruch zu ſtehen. Die Kirche von Smyrna, in ihrem Berichte über das Martyrthum des heiligen Polykarpus, ſagt deutlich: „Wir loben nicht jene, welche von ſelbſt und unaufgefodert ſich zum Märtyrertod darſtellen.“ — Daſſelbe ſagt auch der heilige Cyprianus, als er vor dem Proconſul von Afrika ſtand, und in ſeinem letzten Briefe an die Gläubigen verbietet er dieſen, unaufgefordert und aus freien Stücken vor den Heiden ein Bekenntniß ihres Glaubens abzulegen. Auch einen Beſchluß des Conciliums von Elvira pflegt man in Beziehung auf die vorliegende Frage ebenfalls anzuführen. Dieſes Concilium verbot, denjenigen in die Zahl der

Märtyrer zu ſetzen, welcher unberufen ein Götzenbild auf öffentlichem Platz geſtürzt hätte, und dann unmittelbar gleich nach der That von den Götzendienern wäre getödtet worden. Unſers Erachtens kann dieſes Verbot auf das Betragen wie auf die Lage der ſpaniſchen Märtyrer gar nicht angewendet werden. Es iſt offenbar etwas anders, in einer vorübergehenden, oft gar keine Ueberlegung mehr zulaſſenden, frommen Aufwallung ein Götzenbild öffentlich zu zertrümmern, mithin dabei ſogleich erſchlagen zu werden, und wieder etwas ganz anderes, erſt nach ſehr ernſter, in anhaltendem Gebete gleichſam mit Gott ſelbſt gehaltener Berathung, und lange gereiftem Entſchluß, beim Anblick ſchauerlicher Marterwerkzeuge, und der ſchreckenden Zurüſtungen zu einem gewaltſamen Tod, dennoch kühn und freudig den Namen Jeſu vor Ungläubigen zu bekennen. Indeſſen dürfen uns jetzt über dieſe Frage keine Zweifel mehr beunruhigen; denn unſere heilige Kirche hat ja darüber entſchieden, jene chriſtliche Helden Spaniens den heiligen Blutzeugen beigezählt, und in die Zahl hochbegnadigter Freunde Gottes aufgenommen. — Uebrigens glauben wir uns hierüber noch folgende kleine Bemerkung erlauben zu müſſen. Es iſt nämlich eine, auf die Geſchichte unſerer heiligen Kirche und beſonders der aus ihr hervorgegangenen großen und heiligen Naturen gegründete Wahrheit, daß alles, in dem Heiligthum des Gemüthes erzeugte und darin immer mehr genährte Göttliche nach und nach auch in immer lebendigere Geſtalten hervortritt; endlich gleichſam gewaltſam aus einer, von Liebe zu Gott erglühten Bruſt hervorbricht; aber dann auch den Menſchen zu ſeiner höchſten und erhabenſten Würde erhebt, welche offenbar in nichts anderm beſtehen kann, als gerade in jenem, die Welt, ihre Herrlichkeit wie ihre Schrecken verachtenden, dabei ſich ſelbſt völlig verläugnenden, daher auch ſich ſelbſt freiwillig und gerne zum Opfer bringenden, chriſtlichen Heroismus. Auch die Tiefen des menſchlichen Herzens ſind oft unerforſchlich; und gewiß liegt Manches darin verborgen, was oft der bloße Verſtandestheolog mit aller ſeiner, auch noch ſo gründlichen Gelehrſam-

keit nicht erforſcht, daher nicht anerkennt, und verwirſt, und das doch dem, bisweilen ganz einfältigen, aber demüthigen, und durch lebendig flammenden Glauben erleuchteten, wahrhaft religiöſen Auge ſich von ſelbſt aufſchließt.

19. Aus der zahlreichen Schaar heiliger Märtyrer, die noch eine ziemlich lange Reihe von Jahren hindurch mit ihrem Blut für die Göttlichkeit der Lehre Jeſu zeugten, wollen wir hier jetzt nur von der heiligen Columba eine kurze Erwähnung noch machen. Sie war die jüngſte Schweſter des Abtes und der Aebtiſſin von Tabane. Von der Natur mit hohen Gaben des Geiſtes wie des Herzens geſchmückt, verband ſie mit einer ungemeinen, innern Seelenſchöne eine nicht minder bezaubernde Wohlgeſtalt des Körpers. Ihr zartes Gefühl für alles Göttliche und Erhabene, und ihre ungewöhnliche Empfänglichkeit für deſſen leiſeſten Berührungen, ließen ſchon frühzeitig ahnen, welche Richtung einſt ihr Geiſt nehmen werde. Den Vater hatte ſie verloren, bevor ſie ihn noch kannte. Ihre erſte Erziehung leitete demnach die Mutter. Dieſe, obgleich eine Chriſtin, und im ganzen genommen tadellos in ihrem Wandel, liebte dennoch nicht wenig alle erlaubten Vergnügungen des Lebens. Gleich Zugvögeln umſchwärmte daher eine ganze Schaar von Weltfreuden Columbas früheſte Jugend, und zu reifern Jahren gelangt, ſah ſie ſich von einer nicht mindern zahlreichen Schaar von Anbetern umgeben. Cordovas edelſte und reichſte Jünglinge bewarben ſich um die Hand der reizenden, lieblichen Jungfrau. Aber ſchon als Kind war dieſe, ohne Wiſſen der Mutter Braut geworden, und weder die Lockungen der heiterſten Zukunft in Reichthum und Ueberfluß, noch die Bitten und Klagen

ihrer Mutter vermochten Columbas Treue gegen ihren himmliſchen Bräutigam zu erſchüttern. In jungfräulichen Schleier gehüllt, hätte ſie jetzt ſchon gerne hinter einſamen Kloſtermauern ihre Jugend wie ihr ganzes Leben Gott geweihet. Aber ohne jene, welcher Columba das Leben zu danken hatte, tief zu betrüben, und deren mütterliches Herz ſchmerzhaft zu verwunden, konnte ſie, ſo lange dieſe lebte, ihr gottſeliges Vorhaben nicht ausführen. So bald aber die Mutter todt war, und ſie der theuern Verſtorbenen die letzten Beweiſe kindlicher Liebe und Ehrfurcht gegeben hatte, ward auch der ſehnlichſte Wunſch ihres Herzens erfüllt, und Columba, die längſt ſich ſelbſt verlaſſen hatte, verließ nun auch alles übrige, und ging unter der Leitung ihres, der Wege Gottes ſo ſehr erfahrenen Bruders, nämlich des Abtes Martin, in das Kloſter von Tabane.

20. Hier ward Columba bald das unerreichbare Muſter aller Kloſterfrauen. Um dem Gebete deſto länger und ungeſtörter obliegen zu können, ward ihr eine beſondere Zelle verſtattet. Hier eingeſchloſſen, durchwachte ſie oft ganze Nächte im Gebete, und vor ihrem Crucifix auf den Knieen liegend, war ſie dann, ſelbſt nach dem Zeugniß des Abts, das treueſte und ſprechendſte Bild einer vollendeten betenden Heiligen. Unſchuld, Andacht und Heiligkeit waren, im Lichte einer alles verklärenden Begeiſterung, über alle Züge ihres himmliſchen Geſichtes verbreitet, und ihr Geiſt, theils im Gebete, theils in Betrachtungen der unendlichen erbarmenden Liebe Gottes verſenkt, ſchien bisweilen jetzt ſchon ſeiner irdiſchen Hülle entrückt. Aber nun kamen die Muſelmänner auch nach Tabane. Längſt ſchon war ihren verblendeten Augen dieſer ſtille Auf-

enthaltsort eifriger Chriſten ein brennnender Dorn. Da Mohamed, Abd-er-Rhamans II. Sohn und Nachfolger, alle, ſeit der Eroberung Spaniens durch die Saracenen, von den Chriſten erbauten Kirchen und geſtifteten Klöſter niederzureißen befohlen hatte, ſo wurden nun auch die beiden Klöſter von Tabane zerſtört, und deren fromme Bewohner verjagt. Zum Glück hatten die Kloſterfrauen eine in Cordova, nahe bei der Kirche des heiligen Cyprians gelegene, ſehr geräumige Wohnung. Dahin begab ſich nun die ganze weibliche Gemeinde. Das Haus ward in ein Kloſter verwandelt; und obgleich jetzt mitten in eine volkreiche, geräuſchvolle Stadt verſetzt, lebten dennoch die gottgeweiheten Frauen und Jungfrauen auch hier in der nämlichen Abgeſchiedenheit von der Welt, wie früher in ihrer, ihnen ewig theuren, menſchenleeren Einöde von Tabane.

21. Dieſe Ortsveränderung, wie peinlich ſie auch für die eingeſchüchterten zagenden Nonnen war, hatte nicht den mindeſten Einfluß auf Columbas Eifer, und ihre ſichtbar zunehmende Vervollkommnung. Mit jedem Tage erhob ſie ſich auf immer lichtvollere Höhen des Glaubens und der Religion. Bald ward ſie ſogar göttlicher Offenbarungen gewürdiget, und endlich vernahm ſie eine innere, ihr deutlich ſagende Stimme, daß ſie, die ihrem göttlichen Bräutigam alles aufgeopfert habe, nun auch berufen ſey, Ihm ihr Leben zum Opfer zu bringen. Mit erhöhter Inbrunſt flehte jetzt Columba zu Gott, ſie vor Täuſchung zu ſchützen; nicht vor den Menſchen ſuche ſie Ehre, aber ihre höchſte Wonne ſey Erfüllung ſeines heiligſten Willens; dieſen möchte er alſo ihr kund geben. Nach, mehrere Tage fortgeſetztem Gebete endlich von der Wahrheit

und Göttlichkeit jenes innern Rufes überzeugt, verließ ſie eines Morgens ſehr frühe ihr Kloſter, und ging gerade zu dem Kadi, nachdem ſie erſt auf der Straße ſich nach deſſen Wohnung bei den Leuten hatte erkundigen müſſen. — Mit der rührenden Beredſamkeit unverfälſchter, warmer Theilnahme an dem ewigen Seelenheile jedes Menſchen, bat nun Columba den Kadi, ſeinen groben Wahn doch endlich zu verlaſſen, die ſchmählichen Banden zu zerreißen, mit denen ein lügenhafter Prophet ihn gefeſſelt; an dem ſelbſt die Tugend haſſenswürdig ſey, weil ſie bloß die Hehlerin und Mitſchuldige ſeiner Gottloſigkeit wäre. Nur in der Anbetung des allerheiligſten Namens Jeſu ſey für ihn, wie für alle, die gleich ihm in der Finſterniß wandelten, noch Heil und Rettung zu finden. Der Kadi, geblendet von der himmliſchen Schönheit der vor ihm ſtehenden holden Geſtalt, wußte nicht, was er ihr antworten ſollte. Noch nie hatte er ſo viel Anmuth mit hoher weiblicher Würde, noch nie ſo viel Geiſt und Seelenadel mit unwiderſtehlicher Liebenswürdigkeit geſehen. Liebe, Wohlwollen, Ehrfurcht und alle ſanftere Empfindungen kämpften jetzt in ſeiner Bruſt mit den ſtrengen Forderungen ſeines unerbittlichen Richteramts. Schweigend wählte er endlich einen Mittelweg, und führte Columba in den Palaſt vor den verſammelten Divan.

22. Als Columba in der vollen Blüthe ihrer Schönheit und Jugend vor den im Divan verſammelten Großen ſtand, glaubten auch dieſe, gleich dem Kadi ein überirdiſches Weſen vor ſich zu erblicken. Ihre ſtaunenden Augen ruheten bald auf den unnachahmlich ſchönen Formen von Columbas zartem Körperbau, bald auf den himmliſchen Zügen ihres lieblichen Geſichtes, oder auf ihrem ſee-

lenvollen Blicke, aus dem ihnen der Himmel entgegen zu ſtralen ſchien. Aber noch größer ward ihr Erſtaunen, als Columba in einer Flammenrede, in die ſich die erhabenſten und heiligſten Gefühle ergoſſen, die ganze Fülle ihres, von Oben erleuchteten Geiſtes entfaltete, mit aller Wärme der Empfindung ihr Glaubensbekenntniß ablegte, und halb bittend halb drohend, die Anweſenden aufforderte, nicht länger mehr die bethörten Sclaven eines eben ſo ſtolzen, als in allen Lüſten tief verſunkenen, lügenhaften Propheten zu ſeyn. — Gerne hätte auch der hohe Rath der Muſelmänner der holden, wunderſchönen Chriſtin das Leben gerettet. In ſchmeichelnder Rede, und mehr bittend als dräuend, ermahnte man ſie alſo, daß wenn ſie auch über den großen Propheten der Moslemin ihre Gedanken nicht ändern wollte, ſie dieſe doch wenigſtens für die Zukunft nicht mehr lautbar ſollte werden laſſen. Aber nur noch feuriger und kühner ſprach jetzt Columba, und die Glut, die ihre ſchönen Wangen überzog, vermehrte noch um vieles ihre natürlichen Reitze. Ihr chriſtlich gebildeter, durch das Evangelium erleuchteter Verſtand, ward jetzt der klare Spiegel ihres ſchönen Gemüthes, und die Sprache vermochte daher bald nicht mehr, ihr Worte und Ausdrücke zu bieten, durch die ſie ihren ganzen Abſcheu gegen den falſchen Propheten hätte kund geben können. Schweigend, und mit zur Erde geſenktem Blicke ſaßen alle Mitglieder des Divans. Aber dumpfes Vorurtheil und anererbter Fanatismus ſiegten endlich über jedes, in ihrer Bruſt ſich regende ſanftere Gefühl. Columba ward zum Tode verurtheilt, jedoch aus Schonung nicht nach dem gemeinen Richtplatz geführt, ſondern innerhalb der Thore des Palaſtes enthauptet. Bevor die Engelreine ihren ſchuldloſen, lilienweißen Nacken dem Schwert des Henkers darbot,

machte ſie demſelben ein ſehr koſtbares, zu dieſem Zwecke vorſätzlich mitgebrachtes Geſchenk. Der tiefe Eindruck, den dieſe hohe weibliche Geſtalt, dieſe heilige Natur auf alle, im Divan verſammelten Räthe gemacht hatte, gab ſich jetzt auch dadurch kund, daß die Leiche der holden Märtyrin nicht, nach der Muſelmänner bisherigen wilden Sitte, nackt an einen Pfahl aufgehangen, oder den Hunden und Raubvögeln preisgegeben ward. In demſelben Gewand, in welches Columba gekleidet war, ward auch ihr entſeelter Körper in einen Korb gelegt, dieſer mit einem leinenen Tuch zugedeckt, mit Steinen beſchwert, und dann in den Fluß geſenkt. Aber das Waſſer ſpülte die heilige Reliquie bald wieder aus. Völlig unverſehrt ward dieſelbe nach ſechs Tagen von einigen Chriſten gefunden, zu dem heiligen Eulogius gebracht, und von dieſem, in der nach der heiligen Eulalia benannten Kirche in geheim begraben.

23. Der Kaliph und deſſen Räthe ſahen endlich ein, daß, wenn ſie noch länger mit dem Schwert gegen die Chriſten zu wüthen fortfahren wollten, ſie bald gerade den redlichſten, aufgeklärteſten und induſtriöſeſten Theil ihrer Unterthanen vertilgt haben würden. Die blutige Verfolgung ließ alſo nach, und der heilige Eulogius war der letzte, der als Märtyrer chriſtlicher Wahrheit fiel. Viele Jahre hindurch hatte er die gefangenen Chriſten in den Gefängniſſen beſucht, ſie getröſtet, geſtärkt, zum Märtyrthum ermuntert, auch ſo oft er nur konnte, deren Leichen begraben. Es war billig, daß er der glänzenden Schaar von heiligen Blutzeugen, die er gleichſam vor ſich her zum Himmel geſandt hatte, nun ebenfalls folge. Die Araber ſchätzten Künſte und Wiſſenſchaften, und Eulogius ſtand daher, ſo-

wohl ſeiner Gelehrſamkeit, als auch ſeiner hohen Würde und ſeines tadelloſen Wandels wegen bei ihnen in großer Achtung. Aus dieſem Grunde führte ihn der Kadi ebenfalls vor den Divan. Ein einziges zweideutiges, einer doppelten Erklärung fähiges Wort hätte ſein Leben retten können; aber er verſchmähete einen Rath, deſſen Befolgung ihm ſein zartes Gewiſſen unterſagte. Vor dem verſammelten Divan fing er ſogar an, den Gekreuzigten zu predigen, daher auch die Richter um ſo mehr eilten, ihm das Urtheil zu ſprechen. Als er zum Tode geführt ward, begegnete er des Kaliphen erſtem Eunuchen, der ihm im Vorübergehen einen ſehr derben Backenſtreich gab. Eulogius ſtand ſogleich ſtille, und reichte auch ſeine andere Wange dar, auf welche der Unmenſch nun wirklich ihm einen noch ungleich derbern Schlag verſetzte. Ein Jahr vor ſeinem Tode, nämlich in dem Jahre 858 war Eulogius auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Toledo erhoben worden.

24. Nicht die Verfolgung der Chriſten, nur die blutige Verfolgung derſelben hörte bald nach dem Tode des heiligen Eulogius auf. Nicht nur, daß die Chriſten jetzt mit ganz unverhältnißmäßigen, oft gar nicht zu erſchwingenden Steuern und Abgaben belaſtet wurden; man ſuchte auch auf alle Weiſe ſie in den abjecteſten Zuſtand der tiefſten und ſchmachvollſten Erniedrigung herabzudrücken. Dieſe Art von Verfolgung ward für die ſpaniſche Chriſtenheit unter der Herrſchaft der Mohamedaner weit verderblicher, als die blutigſte Verfolgung es je hätte werden können. Manche, die vielleicht dem Tode getrotzt, und ſelbſt auf dem Richtplatz noch ein freudiges Bekenntniß würden abgelegt haben,

fielen jetzt von dem Chriſtenthum ab. *) Mit jedem Jahre nahm der Abfall zu; daher man auch von jetzt an, von der alten ſpaniſchen Kirche aus dieſer ganzen Periode kein einziges Document beſitzt. **) Aber in eben dieſer Periode, wie wir in der Folge ſehen werden, fängt auch das ſpaniſche Kaliphat an immer tiefer und tiefer zu ſinken. Die Ommaiaden werden vom Throne vertrieben. Sämmtliche Statthalter machen ſich unabhängig, und das nunmehr in mehrere kleinere Staaten zerſtückte ſarazeniſche Spanien wird nun um ſo leichter eine Beute der Könige des chriſtlichen Spaniens. Indeſſen waren Chriſtenthum und Prieſterthum in allen dieſen kleinen, durch jene Theilung entſtandenen ſpaniſch-arabiſchen Reichen, in Cordova, Toledo, Valencia, Grenada, Sevilla nach und nach, ſchon in der Hälfte des eilften Jahrhunderts, ſo ſehr erloſchen, daß, als endlich gegen das Ende eben dieſer Periode, Sevilla von dem caſtilianiſchen Könige, Ferdinand III. erobert ward, man in der ganzen ſehr volkreichen Stadt auch nicht einen einzigen chriſtlichen Bewohner mehr fand.

*) Aber eben dadurch bewieſen auch dieſe, daß ſie ſelbſt zur Zeit blutiger Verfolgung der Märtyrerkrone nicht würdig geweſen wären. „Nicht der“ ſagte der erleuchtete Thomas von Kempis, „verdient ein Liebender genannt zu werden, der den Geliebten nicht alles zum Opfer zu bringen bereit iſt.

**) Die letzte, aus jener Zeit auf uns gekommene Urkunde iſt des heiligen Eulogius, bald nach deſſen Tode, von ſeinem Freunde, dem Doctor Alvaro verfertigte Lebensbeſchreibung.

XVI.

1. **Pontificat Hadrians II.** — Gleich nach dem Tode Nicolaus I. ward Hadrian einſtimmig von der römiſchen Cleriſei, dem Volke und dem Senat, jedoch ohne Zuziehung der kaiſerlichen Geſandten, zum Pabſte gewählt. Er war ein geborner Römer, und gehörte einer Familie an, welche der Kirche zwei Päbſte, nämlich Stephan VI. und Sergius II. gegeben hatte. Schon zweimal war er ſelbſt mit einer großen Mehrheit der Stimmen zum Pabſte gewählt worden; das erſtemal nach dem Tode Leo IV. und nachher abermal nach dem Ableben Benedikts III. Aber dieſe höchſte Würde mehr fürchtend, als ſie ſuchend, hatte Hadrian ſich jedesmal dieſer eben ſo ſchweren als heiligen Bürde zu entziehen gewußt. Diesmal waren jedoch alle ſeine Bitten und Einwendungen fruchtlos. Die Römer, untröſtlich über den Verluſt ihres großen Pabſtes Nicolaus, den ſie mit Recht Gregor dem Großen an die Seite ſetzten, wollten durch die Wahl eines trefflichen Nachfolgers ſich ſo viel wie möglich entſchädigen. Alle Stimmen vereinigten ſich alſo in der Wahl Hadrians II. Aus der Kirche Maria Maggiore, wo er verborgen zu bleiben glaubte, ward er mit Gewalt herausgezogen, und unter dem lauten Jubel der ganzen Stadt nach dem Lateran geführt. Mit Ungeſtüm begehrte das Volk, daß er gleich am andern Tage conſecrirt werden ſollte. Hadrian ſuchte es jedoch zu beruhigen. Man wartete alſo die Antwort des Kaiſers ab, der in Rückſicht auf die hohen Tugenden des Neugewählten, die Wahl mit der größten Bereitwilligkeit genehmigte.

2. Des neuen Pabſtes feierliche Weihe hatte am 14 Dec., mithin ungefähr vier Wochen nach dem Tode Nicolaus I. ſtatt. Hadrian zählte fünf und ſiebenzig Jahre, als er jetzt den Stuhl des heiligen Petrus beſtieg. Beinahe beiſpiellos war der Zulauf des Volkes bei der hohen Meſſe, welche er an ſeinem Conſecrationstage las. Jeder wollte aus ſeinen Händen die heilige Euchariſtie empfangen. Die Feier des Tages ward jedoch bald eben ſo unerwartet, als ſchrecklich geſtört. Lambert, Herzog von Spoleto, war in feindlicher Abſicht gegen Rom gezogen. Er überfiel jetzt plötzlich die Stadt, und überließ ſie der Plünderung ſeiner Soldaten. Die größten Ausſchweifungen wurden begangen, die Vornehmen und Reichen gezwungen, durch große Summen ſich von der Plünderung loszukaufen, weder Kirchen noch Klöſter geſchont, viele der edelſten Jungfrauen gewaltſam entführt, und der Jubel der Römer am Morgen des Tages verwandelte ſich am Abend deſſelben in Klag- und Angſtgeſchrei. In ſeinem gerechten Unwillen ſchleuderte der Pabſt ſogleich den Bannſtrahl der Kirche gegen Lambert, und noch fünf andere Großen, welche zu demſelben Frevel ſich mit ihm verbunden hatten. Nicht eher ſollten ſie in die Gemeinſchaft der Kirche wieder aufgenommen werden, als bis ſie das Geraubte zurückgegeben hätten. Leider hatte dieſe furchtbare Kirchenſtrafe nur bei zwei die gehoffte Wirkung. Dieſe allein erſtatteten, was ſie geraubt hatten, und kehrten dann in den Schooß der Kirche zurück. Lambert und den drei andern war die gewonnene Beute koſtbarer, als der Friede mit Gott und das Heil ihrer Seelen. — Nicht minder zürnte dem Herzog auch der Kaiſer. Mit einem Theile ſeines Heeres rückte er gegen Spoleto. Aber Lambert, den Zorn des Kaiſers fürchtend, entwich nach Be-

nevent, worauf Ludwig ihn des Herzogthums entſetzte, und ſeine fernere Beſtrafung ſich einſtweilen noch vorbehielt. Man weiß nicht, was den Herzog Lambert zu dieſer unerhörten Gewaltthat veranlaßte; wahrſcheinlich war es blos Raubluſt, was ihn dazu vermochte. Indeſſen mag dieſer räuberiſche, mitten im Frieden, ohne alle Veranlaſſung gewagte Ueberfall der erſten Stadt der Chriſtenheit, und zwar gerade während der Feier eines, für die ganze, über den Erdkreis verbreitete Kirche ſo freudevollen Ereigniſſes, uns einen ſo ziemlich anſchaulichen Begriff geben von der Wildheit und Geſetzloſigkeit jener Zeit, ſo wie von den immer frecher und unerträglicher werdenden Anmaßungen der Großen, die doch Kaiſer Ludwig II. mehr, als irgend einer der Prinzen des carolingiſchen Hauſes, niederzudrücken, und einigermaßen in Schranken zu halten verſtand.

3. Da Hadrian an ſeinem Conſecrationstage verſchiedene, von Nicolaus Excommunicirte, wie z. B. den Erzbiſchof Theutgod von Trier, den Zacharias von Anagnia rc., wieder in die Gemeinſchaft der Kirche aufgenommen, und die heilige Communion ihnen gereicht hatte, ſo entſtand ſogleich das Gerücht, der neue Pabſt misbillige die allzugroße Strenge ſeines Vorfahren, werde daher viele von deſſen Verordnungen zurücknehmen, und überhaupt ganz andern Grundſätzen in ſeinem kirchlichen wie weltlichen Regimente folgen. Da gerade dies die Feinde des großen Verſtorbenen von ganzem Herzen wünſchten, ſo verbreitete ſich dieſes eben ſo grundloſe als dem heiligen Vater unangenehme Gerücht, mit unglaublicher Schnelligkeit in allen Reichen des chriſtlichen Abendlandes. Von allen Metropoliten Frankreichs erhielt der Pabſt demnach Briefe,

28 *

in welchen man ihn dringend bat, das Andenken ſeines Vorfahrers zu ehren, nichts zu unternehmen, was auf die Regierung deſſelben den mindeſten Schatten werfen könnte. Noch größern Glauben ſchenkte man dieſer Verläumdung in Rom ſelbſt. Mehrere anweſende abendländiſche wie morgenländiſche Biſchöfe, alle in Rom ſich aufhaltende orientaliſche Mönche, und unter dieſen auch einige Abgeordneten der Patriarchalkirchen des Orients trennten ſich ſogar in Geheim von der Kirchengemeinſchaft des Pabſtes. Als Hadrian dieſes, ſo viele Gemüther beunruhigende Gerücht erfuhr, war er ſogleich auf Mittel bedacht, ſeinen wahren Geſinnungen und ſeiner großen Verehrung gegen Nicolaus die möglichſt größte Publicität zu verſchaffen. Zu dieſem Ende gab er ein großes Mahl, wozu er alle orientaliſche Prälaten und Mönche, ſo wie auch abenländiſche Biſchöfe, und ſämmtliche in Rom anweſende fremde Geſandten einlud. Seinen Gäſten reichte Hadrian ſelbſt das Waſſer zum waſchen; ſpeißte auch, was noch kein Pabſt gethan hatte, mit ihnen an derſelben Tafel. Während des Mahles wurden geiſtliche Lieder, von Saitenſpiel begleitet, geſungen. Als man von der Tafel aufgeſtanden war, warf ſich der Pabſt vor der ganzen Verſammlung auf die Erde: „betet“ ſprach er, „geliebte Brüder in Chriſto! für die katholiſche „Kirche, für unſern geliebten Sohn, den Kaiſer Ludwig, „und endlich fur mich ſelbſt, daß Gott mir Kraft „verleihen möge, ſeine, mir anvertraute Kirche „nach ſeinem allerheiligſten Wohlgefallen zu regieren.“ — Voll Bewunderung einer ſolchen Demuth von Seiten des heiligen Vaters, erwiederten ſogleich Alle, daß nicht er ihrer Fürbitte, ſondern vielmehr ſie der ſeinigen bedürften. „Da aber,“ fuhr jetzt der Pabſt fort, „das Gebet für jene, welche Gott nach „einem tugendhaften und heiligen Leben zu ſich ge-

„rufen, eigentlich eine Dankſagung gegen den Ewi„gen iſt; ſo danket jetzt Gott, daß mein, mir un„vergeßlicher Vater und Herr, der heilige und recht„gläubige Pabſt Nicolaus, der Kirche von ihm zum „Oberhaupt war gegeben worden.“ — Frohes Erſtaunen über dieſe ganz unerwartete Erklärung feſſelte auf einige Augenblicke alle Zungen. Aber bald offenbarten ſich die geheimen Gedanken und Geſinnungen aller Anweſenden. Wie mit einer Stimme riefen ſie ſämmtlich: „Ehre, Preis und Dank dem „Allmächtigen, der ſeiner Kirche einen ſo trefflichen, „das Andenken ſeines Vorfahrers ſo ſehr ehrenden „Oberhirt gegeben hat. Für immer müße der Neid „jetzt verſtummen; alle falſchen Gerüchte müßen auf„hören. Segen und langes Leben Hadrian, un„ſerm Herrn, dem von Gott geſetzten oberſten Prie„ſter und allgemeinen Pabſt! (papae universali.) Dreimal ward dieſer Ruf jubelnd wiederholt. — Eben ſo leicht war es dem Pabſte, auch den fränkiſchen Biſchöfen ihre ungegründeten Beſorgniſſe zu benehmen. Er befahl ihnen den Namen ſeines Vorfahrers in den Dyptichen ihrer Kirche einzutragen, und ermahnte ſie, ſorgfältig darüber zu wachen, daß keine von den Verordnungen des verſtorbenen Pabſtes nur im mindeſten entkräftet würde; eben ſo ſtrenge wie ſeine eigenen werde er dieſelben aufrecht zu erhalten ſuchen. Uebrigens, fügt jedoch Hadrian noch hinzu, werde ihn alles dieſes nicht hindern, jetzt da mehr Milde und Nachſicht eintreten zu laſſen, wo blos imperiöſe Zeitumſtände unter dem Pabſte Nicolaus eine weit größere Strenge nothwendig gemacht hätten.

4. Der päbſtliche Thron war für Hadrian nichts weniger, als ein Sitz der Ruhe und ſtillen Friedens. Selbſt traurige Familienverhältniſſe trüb-

ten ſeine Tage, und nicht lange nach ſeiner Erhebung, ward ſein ſo ſanftes zartfühlendes Herz durch ein vielleicht noch nie erhörtes, ſchauerliches Ereigniß auf das ſchmerzhafteſte verwundet. Bevor Hadrian in den geiſtlichen Stand trat, war er mit einer vornehmen römiſchen Matrone, Namens Stephanie vermählt, und hatte in dieſer Ehe eine Tochter gezeugt. Als er den päbſtlichen Thron beſtieg, lebte noch die Mutter, und die Tochter ward bald darauf einem edeln, ſehr tugendhaften Römer verſprochen, und mit demſelben verlobet. Dieſer hatte jedoch, ohne es vielleicht zu wiſſen, einen Nebenbuhler an einem gewiſſen Eleutherius, der in Geheim ebenfalls um die Hand des Mädchens ſich bewarb, deren Herz durch allerlei Verläumdungen gegen ihren künftigen Gemahl zu bethören wußte, ſie endlich entführte, und ſchon im Begriffe ſtand, gegen den Willen des Vaters, ſich mit ihr zu vermählen, als der Pabſt noch zu rechter Zeit den Aufenthalt deſſelben entdeckte, und über ein ſolches Bubenſtück mit Recht auf das höchſte aufgebracht, Befehl gab, ſeine Tochter aus den Händen ihres Entführers zu befreien, und wieder zu ihrer Mutter zurückzuführen. Darüber entflammte nun Eleutherius in einen ſolchen Zorn, daß er gewaltſam in Stephaniens Wohnung einbrach, und in ſeiner teufliſchen Wuth Mutter und Tochter grauſam ermordete. Nach vollbrachter That wollte der Mörder entfliehen, ward aber ergriffen, und in ein Gefängniß geworfen. In einer, ſeine Perſon und ſeine Familie ſo unmittelbar und ſo ſchmerzhaft berührenden Angelegenheit wollte Hadrian nicht ſelbſt Richter ſeyn. Er ſchrieb alſo an den Kaiſer, ihn bittend, einige ſeiner Richter nach Rom zu ſchicken, um den von Eleutherius begangenen blutigen Frevel zu unterſuchen, und den Verbrecher nach den

Geſetzen zu beſtrafen. Dies geſchah. Eleutherius ward von den kaiſerlichen Sendboten zum Tode verurtheilt, und dem gefällten Urtheile zufolge auch ſogleich hingerichtet. *) Es ergab ſich aus der Unterſuchung, daß der Bruder des Eleutherius, derſelbe Cardinal-Prieſter Anaſtaſius, welcher wegen ſeiner pflichtwidrigen Aufführung ſchon von dem Pabſt Leo IV. im Jahre 853, ſeiner Würde war entſetzt, aber von Hadrian, gleich in den erſten Tagen ſeines Pontificats, wieder zu Gnaden aufgenommen, und in alle ſeine vorigen Aemter eingeſetzt worden, der Genoſſe des Verbrechens ſeines Bruders war, dieſen auch zum Mord der beiden Matronen vorzüglich gereizt hatte. Da Anaſtaſius gleich einſah, welchen Ausgang der Prozeß

*) Es iſt nicht zu begreifen, wie ſelbſt katholiſche Gelehrten, — den Proteſtanten iſt es zu verzeihen, — ſich ein eigenes Vergnügen daraus machen können, die Päbſte jener Zeit zu Leudes, zu kleinen, blos die niedere Gerichtsbarkeit beſitzenden Vaſallen des Kaiſers herabzuwürdigen, und ſie ungefähr in das nämliche Verhältniß zu ſetzen, in welchem die Patriarchen von Conſtantinopel zu den byzantiniſchen Kaiſern ſtanden. Weil Hadrian II. ſich von dem Kaiſer Richter erbat, die dem Eleutherius das Urtheil ſprechen ſollten, findet auch Pagi hierin einen Beweis von der kaiſerlichen Oberherrſchaft über Rom. Der ſcharfſinnige Kritiker hätte ſich doch erinnern können, daß Leo III., als gegen das Ende ſeines Pontificats mehrere vornehme Römer abermals gegen ſein Leben eine Verſchwörung angezettelt hatten, die Urheber derſelben, ohne den Kaiſer darum zu befragen, beim Kopf nehmen, vor Gericht ſtellen, und dann der Gerechtigkeit, welche die Köpfe der Staatsverbrecher verlangte, ohne weiteres ihren Lauf ließ. — Uebrigens wäre es in dem gegenwärtigen Falle auch möglich, daß Eleutherius vielleicht zu des Kaiſers Leuten gehörte, deren es ſelbſt unter den vornehmen Römern, wie es aus Urkunden erhellt, mehrere gab, und über die nun freilich die Gerichtsbarkeit dem Kaiſer allein zuſtand.

ſeines Bruders nehmen würde, ſo ſuchte er durch ſeinen Vater, den Biſchof Arſenius, der ſich unverzüglich nach Benevent zu dem Kaiſer begab, den Schutz dieſes Monarchen zu erſchleichen. Aber Arſenius ſtarb wenige Tage nach ſeiner Ankunft in Benevent, *) und Anaſtaſius ward in einem Concilium auf das neue aller ſeiner Aemter, wie ſeiner prieſterlichen Würde entſetzt, und mit dem Banne belegt.

5. Hadrians II. Leben war von dem Augenblicke an, wo er den päbſtlichen Stuhl beſtieg, durch die vielfachſten Fäden mit der Geſchichte ſeiner Zeit innigſt verwebt. Vieles hatte Italien, beſonders Unteritalien dieſem Pabſte zu danken, ihm, der, obgleich von ausnehmend ſanftem, mildem und friedeliebendem Charakter, dennoch während ſeiner gan-

*) Dieſer Arſenius iſt derſelbe, der in der Eheſcheidungsſache Lothars, als Legat von dem Pabſte Nicolaus nach Frankreich und Lothringen war geſchickt worden. Bevor er Prieſter ward, hatte er ebenfalls in dem Eheſtande gelebt. Er war übrigens ein geitziger, geldgieriger, aber auch in den Künſten der Verſtellung ſehr geübter, unwürdiger Prälat, hatte große Schätze geſammelt, und war jetzt nach Benevent gegangen, um durch koſtbare Geſchenke die Gunſt der Kaiſerin Engelberge zu gewinnen, in der Hoffnung, daß dieſe ſich dann zum Beſten des Eleutherius bei ihrem Gemahl verwenden würde. Aber Gott machte dem ſchändlichen Handel ein Ende. Arſenius ward plötzlich ſehr gefährlich krank. An der Schwelle der Ewigkeit glaubte er nicht mehr nöthig zu haben, noch ferner zu heucheln. Die heiligen Sterbſacramente ließ er ſich daher nicht reichen, ſtarb ohne Empfang derſelben, und es wird erzählt, wenige Stunden vor ſeinem Hinſcheiden ſeyen ihm böſe Geiſter erſchienen, und in verzweiflungsvollen Geſprächen mit dieſen habe er ſeine bejammernswerthe Seele ausgehaucht.

zen Regierung, ſich ſtets als einen nicht minder thätigen, einſichtsvollen, auch in die Verhältniſſe weiter Kreiſe mit Klugheit und Kraft eingreifenden Staatsmann erwies. An der praktiſchen Gewandtheit, ſelbſt die verworrenſten Gegenſtände zu durchſchauen, und zu einem höhern Zweck zu ordnen, fehlte es ihm eben ſo wenig, wie ſeinem großen Vorfahrer, und wenn ſeine Gegner auch bisweilen klug waren, ſo war er ſtets doch noch klüger als ſie. Seine ſtaatsklugen Bemühungen, die Fürſten Unteritaliens zu einem gemeinſamen Widerſtand gegen die Sarazenen zu bewegen, ſind dem Leſer aus der Geſchichte Italiens in dem vorigen Bande ſchon bekannt. Nicht minder wird man ſich erinnern, daß blos Hadrians wohlthätiger Einfluß bei dem kaiſerlichen Hofe es war, der Ludwig II. bewog, troß des ſchon oft erprobten Undankes der Fürſten und kleinern Staaten Unteritaliens, dennoch mit ſeiner ganzen Macht gegen die Sarazenen zu ziehen, die Feſte Bari, der Feinde Hauptniederlage, endlich zu erobern, und Italien, wenigſtens auf einige Zeit von dieſen furchtbaren Feinden zu befreien. Eben ſo war es wieder ganz allein dieſer ehrwürdige Pabſt, der, während der Kaiſer mehrere Jahre nach einander gegen die Feinde des chriſtlichen Namens zu Felde zog, deſſen, dieſſeits der Alpen gelegenen Länder, mit ſeinem ganzen apoſtoliſchen Anſehen gegen alle feindliche Unternehmungen von Seiten Ludwigs länderſüchtigen Oheime zu ſchützen wußte. Bei ſeinem, mit eben ſo viel Milde als Strenge vermiſchten Verfahren in der Eheſcheidungsſache des Königs Lothar, folgte er ebenfalls durchaus den Grundſätzen des Pabſtes Nicolaus. Kurz Hadrians Sanftmuth artete nie in Schwäche aus, und doch war ſeine Strenge ſtets mit Milde und Schonung gepaart. Das achte öcumeniſche Concilium iſt in kirchlicher

Hinſicht unſtreitig das wichtigſte Ereigniß *) während ſeines Pontifikats, das übrigens nur eine Dauer von fünf Jahren hatte. **) Hadrian II. ſtarb im November des Jahres 872, und hatte Johann VIII. zum Nachfolger.

6. Eine ganz ungewöhnliche Sanftmuth und Herzensgüte waren die vorherrſchenden Züge in dem durchaus edeln, liebenswürdigen Charakter dieſes Pabſtes. Aber mit aller Weichheit ſeines Herzens, wie mit ſeiner großen unverſtellten Demuth, wovon wir hier oben ſchon ein Beiſpiel geſehen haben, verband er doch ſtets eine unerſchütterliche Feſtigkeit, ſobald es darauf ankam, das Anſehen des apoſtoliſchen Stuhles zu behaupten. Beweiſe davon enthalten ſeine ſieben und dreißig, in verſchiedenen Angelegenheiten der Kirche, von ihm geſchriebenen und auf uns gekommenen Briefe. Man findet ſie in der Sammlung des Labbäus (Tom. VIII. concilior.) — Eben ſo ſehr wird auch ſeine Milde gegen Arme und Nothleidende gerühmt, unter die er, auch bevor er Pabſt ward, ſtets reichliche Almoſen vertheilte. Zwar thaten und thun auch jetzt noch viele andere daſſelbe. Aber Hadrian that es mit einer ganz beſondern, ſeinem warmen Herzen eigenen Empfindung theilnehmender Liebe. Er verſetzte ſich ganz in die Lage dieſer guten Leute, betrachtete ſie, nicht blos den Worten ſondern auch

*) Hievon wird ſogleich etwas weiter unten hier die Rede ſeyn.

**) An dieſen fünf Jahren fehlten jedoch ein paar Wochen. Eigentlich hatte Hadrian II. vier Jahre, eilf Monate und zwölf Tage die Kirche des Sohnes Gottes regiert.

der That nach, als die koſtbarſten Glieder des Leibes Jeſu, fühlte daher ihre Leiden wie die ſeinigen, und freuete ſich mit kindlicher Freude ob der kleinen Gaben, die er ihnen reichen konnte. Einſt erhielt er nebſt noch mehrern andern Prieſtern von dem Pabſte Sergius II. Geld, um es unter den Armen auszutheilen. Die Summe, welche Hadrian erhalten, belief ſich ungefähr auf vierzig Denaren. *) Aber der Armen ſtellten ſich jetzt ſo viele ihm vor, daß, wenn er auch jedem nur Weniges, dennoch nicht allen Etwas geben konnte. Tief ſchmerzte ihn dieſes, und Thränen, von wahrer Liebe entlockt, glänzten in ſeinem Auge. Aber von welchem freudigen Erſtaunen ward er ergriffen, als jetzt plötzlich das Geld wunderbarer Weiſe ſich in ſeiner Hand vermehrte, und zwar ſo, daß er den Forderungen ſeines liebenden Herzens nun volles Genüge leiſten konnte. An Hadrians ſanften Gefühlen gab alſo Gott ſelbſt ſein Wohlgefallen durch ein Wunder zu erkennen. Gott iſt die Liebe. Die Liebe iſt daher auch der Geiſt der Religion Jeſu, und ſie iſt es allein, die unſern Werken vor Gott einen Werth giebt. Wer auch ſein ganzes Vermögen den Armen gäbe, und hätte die Liebe nicht in ſich, deſſen Freigebigkeit würde in den Augen Gottes wenig oder gar keinen Werth haben. Da, wie wir ſo eben ſagten, Gott die Liebe iſt, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß es auch keine andere wahre Liebe geben kann, als jene, die an der Liebe zu Gott ſich entzündet, und von dem Feuer göttlicher Liebe ihre Glut unaufhörlich nährt und erhält. **)

---

*) Ein römiſcher Denar in jener Zeit mag, nach unſerm gegenwärtigen Geldwerth in Deutſchland, ungefähr ſieben bis acht Kreuzer betragen haben.

**) Vermeintlich verletzte Nationaleitelkeit mag wohl die

Urſache ſeyn, daß franzöſiſche, kirchliche Schriftſteller, und unter dieſen auch Herr von Vence uns von Hadrian II. ein nichts weniger als ganz treues, dem höchſt ehrwürdigen Original vollkommen entſprechendes Bild entwerfen. Hadrian hatte ſich in einem Briefe an König Carl II. und in einem andern an die franzöſiſchen Biſchöfe ziemlich ſcharfer, etwas tief einſchneidender Ausdrücke bedient, und ſo etwas können natürlicher Weiſe die Herren Franzoſen nicht ſo leicht vergeſſen. Indeſſen hatte der Pabſt in der Hauptſache vollkommen recht. Hier die Urſache, wie der Gang dieſes Conflikts. — Hincmar, Biſchof von Laon, ein Neffe des Erzbiſchofes Hincmar von Rheims hatte wegen eines, für den König wie für ſeinen Oheim nicht ſehr rühmlichen, an den Pabſt geſchriebenen Briefes, ſich die Ungnade des erſtern und den Unwillen des Letztern zugezogen. Da er aber ſelbſt in ſeiner Diöces ſich mancherlei Gewaltſtreiche erlaubte, nahm man davon Anlaß, ihn vor das in Verbiere verſammelte Concilium vorladen zu laſſen, um wegen der, gegen ihn erhobenen Klagen und einer dem König perſönlich zugefügten Beleidigung ſich zu verantworten. Hincmar, der theils in Betracht ſeiner mächtigen Feinde, theils auch, weil ſeiner Schuld wohl bewußt, ſich keinen guten Ausgang von der Sache verſprach, appellirte an den Pabſt, den er in einem Schreiben um die Erlaubniß bat, nach Rom kommen und vor dem römiſchen Stuhle ſich vertheidigen zu dürfen. Daß den Biſchöfen der Weg der Appellation nach Rom offen ſteht, dies wird doch niemand in Abrede ſtellen wollen. In allen Zeiten appellirten Biſchöfe nach Rom, und zwar oft ſehr heilige und erleuchtete Biſchöfe, wie z. B. der h. Athanaſius, Chryſoſthomus, Flavianus, Ignatius und noch eine Menge anderer, deren Namen, wollten wir ſie hier aufführen, eine ganze Litanei ausmachen würden. Der Pabſt nahm alſo die Appellation des Biſchofes von Laon an. Aber der König, im Einverſtändniß mit ſeinen Biſchöfen, erlaubte dem Hincmar durchaus nicht, die Reiſe nach Rom anzutreten; ließ ihn ſogar, obgleich noch andern Unfugs wegen, verhaften, jedoch bald wieder in Freiheit ſetzen. Der

Pabſt, dem ohnehin Hincmar von Laon alles in dem gehäſſigſten Licht vorgeſtellt haben mag, auch für jetzt noch von dem ganzen Handel nichts wußte, als daß ein Biſchof an den römiſchen Stuhl appellirt, der König ſolchen aber mit Gewalt zurückgehalten habe, die Reiſe nach Rom anzutreten, betrachtete dies Letztere als eine grobe Verletzung ſeines apoſtoliſchen Anſehens. Er erließ demnach an den franzöſiſchen Monarchen ein Breve, in welchem, man kann es nicht leugnen, manches in etwas mildern Ausdrücken hätte geſagt werden können, obgleich man auch anderer Seits geſtehen muß, daß das Betragen des Königs, der einen Biſchof, den der Pabſt, zufolge der an ihn gelangten Appellation, nach Rom berufen, durchaus nicht dahin reiſen laſſen wollte, unſtreitig eine ſehr ernſte Rüge von Seiten des römiſchen Stuhles verdiente. Das päbſtliche Breve ward indeſſen von dem König mit einem, in noch ungleich ungeziemendern Ausdrücken abgefaßten Schreiben beantwortet. Natürlicher Weiſe wurden dadurch auch die Gemüther gegen den Biſchof von Laon noch mehr erbittert, und da dieſer in der That ſehr unruhige Kopf weder mit dem König, noch mit dem Erzbiſchofe von Rheims, noch auch mit den, von ihm ſehr gekränkten Vaſallen der Kirche von Laon ſich ausſöhnen wollte, welches er doch auf dem Concilium von Douzi, wo der König ſelbſt als Parthie auftrat, ſehr leicht hätte thun können; ſo ward er, jedoch unter Vorbehalt der päbſtlichen Ratification, der biſchöflichen Würde entſetzt. Von den Verhandlungen dieſes Conciliums erſtatteten die franzöſiſchen Biſchöfe dem Pabſte einen kurz gefaßten Bericht, den heiligen Vater bittend, das von ihnen gegen Hincmar von Laon gefällte Urtheil zu beſtätigen. Dieſe Beſtätigung ward jedoch verweigert. Der Pabſt beſtand darauf, daß der Angeklagte und deſſen Ankläger vor ihm in Rom erſcheinen ſollten; verbot daher den franzöſiſchen Biſchöfen, bevor der römiſche Stuhl in dieſer Sache definitiv würde erkannt haben, für die Kirche von Laon einen andern Biſchof zu wählen. Bald darauf ſtarb Hadrian; hätte er noch länger gelebt, ſo würde er, nach genommener näherer Einſicht, ganz gewiß

dieſen Handel ſo beendigt haben, wie ihn ſein Nachfolger Pabſt Johann VIII. beendigte, der die Abſetzung des Hincmars beſtätigte, jedoch nachher auf dem Concilium von Troyes, aus Mitleid mit dem alten, blinden Mann, ihm zwar ſeine Kirche nicht zurückſtellte, aber doch in ſeine biſchöfliche Würde wieder einſetzte, und einen Theil der Einkünfte der biſchöflichen Kirche von Laon ihm zu ſeinem ſtandesmäßigen Unterhalt anwies.

7. Ganz den Grundſätzen ſeines erlauchten Vorfahrers, des großen Pabſtes Nicolaus gemäß, erlaubte auch Hadrian den zum Chriſtenthum bekehrten Slaven in Mähren, ihren Gottesdienſt, weil dort niemand lateiniſch verſtand, in ihrer Landesſprache zu halten, jedoch unter der Bedingung, daß bei der heiligen Meſſe das Evangelium zuerſt in lateiniſcher, und dann erſt in ſlaviſcher Sprache ſollte geleſen werden. — Während ſeines Pontificats ward auch in Worms jenes Concilium gehalten, welches entſchied, daß das Verbrechen der Frauen, die vorſätzlich durch den Gebrauch allerlei Mittel die Leibesfrucht von ſich abtreiben, einem Todſchlage ſollte gleich geachtet werden. Zu andern jedoch gelindern Strafen verurtheilte daſſelbe Concilium auch jene Weiber, die, obgleich nicht vorſätzlich, des Nachts ſchlafend ihre Kinder in ihrem Bette erſticken, oder auch erdrücken. *)

*) Das Concilium erklärte eigentlich nur, daß die Sünde jener Frauen der Sünde des Todſchlags gleich zu achten ſey, mithin derjenigen, die ſich eines ſolchen Verbrechens ſchuldig gemacht, auch die nämlichen Kirchenbußen müßten auferlegt werden. Es war demnach von Seiten des Conciliums kein Eingriff in das richterliche Amt der weltlichen Regierung; obgleich dieſe, die Beſchlüſſe eines Conciliums ehrend, nun auch auf dieſes Verbrechen dieſelbe, auf dem Todſchlag ſtehende weltliche Strafe ſetzte.

XVII.

1. **Achtes allgemeines Concilium oder auch drittes oecumeniſches Concilium von Conſtantinopel.** — Sobald Ignatius auf dem Patriarchenſtuhle wieder hergeſtellt war, machte er den Kaiſer darauf aufmerkſam, daß, um den von Photius verurſachten Scandal völlig zu tilgen, es durchaus eines, von dem Oberhaupt der Kirche angeordneten, oecumeniſchen Conciliums bedürfe. Baſilius, dem es weder an Einſicht noch an Eifer für das Wohl der Kirche fehlte, ging ſogleich in die Idee ſeines Patriarchen ein. Schon in den allererſten Tagen nach dem Antritt ſeiner Regierung, hatte Baſilius einen gewiſſen Euthymius als Geſandten nach Rom geſchickt, um den Pabſt von den neueſten, in Conſtantinopel vorgefallenen Ereigniſſen, nämlich der Thronbeſteigung des Kaiſers und der Entfernung des Photius in Kenntniß zu ſetzen, und durch denſelben Euthymius erhielt man nun von dieſen für die Kirche ſo erfreulichen Veränderungen die erſte Nachricht in Rom. Baſilius wartete die Rückkehr ſeines Geſandten nicht ab, ſondern ordnete auf den Vorſchlag des Ignatius ſogleich eine neue Geſandtſchaft an den Pabſt. An der Spitze derſelben ſtanden Johannes, Metropolit von Silea in Pamphilien, und der Spatatarius Baſilius Pinaces. Da man den Tod des Pabſtes Nicolaus und die Erhebung Hadrians II. erſt nachher durch den Euthymius, als dieſer wieder von Rom zurückgekommen war, in Conſtantinopel erfuhr, ſo waren die Briefe des Kaiſers und des Patriarchen Ignatius, die man der nun ernannten Geſandtſchaft mit gab, noch an den Pabſt Nicolaus

gerichtet. Die kaiſerlichen Geſandten kamen im Monate September 864 in Rom an. Von vielen Biſchöfen und römiſchen Großen umgeben, empfing ſie der Pabſt mit ausgezeichneter Feierlichkeit in dem ſogenannten, geheimen Saale zu Santa Maria Maggiore. Mit der größten Ehrfurcht näherten ſich die Griechen dem heiligen Vater, und überreichten ihm den Brief und die Geſchenke des Kaiſers, und dann auch das Schreiben des Patriarchen Ignatius. Der Kaiſer gab in dem ſeinigen dem Pabſte den Wunſch wegen eines allgemeinen Conciliums zu erkennen, und bat um Nachſicht und Schonung für die ſchismatiſchen, von Photius geordneten Biſchöfe. Ungefähr von gleichem Inhalt war auch der Brief des Patriarchen; aber merkwürdig iſt der Eingang deſſelben, in welchem Ignatius feierlich die Supremacie des römiſchen Stuhles über alle Kirchen anerkennt, und daß nur er Macht und Gewalt habe, jedes Uebel der Kirche zu heilen, und in allen Ruhe, Friede und Einigkeit zu erhalten.

2. Nachdem die Geſandten die Briefe überreicht hatten, dankten ſie dem römiſchen Stuhle, die Kirche von Conſtantinopel gegen ein ärgerliches Schisma geſchützt zu haben. Aber, ſetzten ſie hinzu, der Kaiſer und der Patriarch fanden, nach der Vertreibung des Photius, in deſſen Wohnung ein Buch, voll der größten Läſterungen gegen den Pabſt Nicolaus und die römiſche Kirche. *) Verſchloſſen unter dem Siegel des Kaiſers, legen wir,

*) Nämlich die von Photius ſelbſt geſchmiedeten Verhandlungen ſeines erdichteten, mit beiſpielloſer Frechheit der Welt aufgelogenen, allgemeinen Conciliums, wozu, wie wir ſchon bemerkt, Gregor Asbeſta die Titelkupfer verfertiget hatte.

heiliger Vater! es zu euern Füßen, damit ihr als Oberhaupt der Kirche entſcheidet, was mit demſelben zu thun ſey. Der Pabſt erwiederte: er wolle die Schriften durchſehen, um deren Verfaſſer zum dritten male das Verdammungsurtheil zu ſprechen. Der Metropolit von Silen entfernte ſich hierauf einen Augenblick, um das Buch herbei zu holen. Als er mit demſelben zurück kam, warf er es mit den Worten auf die Erde: „Zu Conſtantinopel biſt du ſchon verflucht worden, werde nun auch hier in Rom noch einmal verflucht.“ Der Spatatarius, indem er es mit Füßen trat, fügte noch hinzu: „Ich bin überzeugt, daß der böſe Geiſt in dieſem Buche wohnt, um durch den Mund des Photius zu ſagen, was er ſelbſt auszuſprechen nicht einmal waget.“ — Die Geſandten betheuerten dem Pabſt, daß die am Ende des Buchs ſtehende Unterſchrift ihres Herrn, des Baſilius, ſo wie die meiſten übrigen nichts als von Photius nachgemachte, falſche Handſchriften ſeyen; was jedoch jene des verſtorbenen Kaiſers Michaël betreffe, ſo habe ſie der Afterpatriarch von demſelben des Nachts, als er ſchon wieder völlig berauſcht geweſen, zu erſchleichen gewußt. — Sämmtliche, dem Pabſt überſandte Schriften des Photius wurden einige Tage nachher von einem Concilium, in Gegenwart der kaiſerlichen Geſandten, zum Feuer verurtheilt, Photius auf das neue anathematiſirt, und jeder, der eine Abſchrift davon nehmen, oder eine ſolche aufbewahren würde, excommunicirt. — Zu dem, in Conſtantinopel zu haltenden allgemeinen Concilium, ernannte der Pabſt drei Legaten, nämlich Donatus, Biſchof von Oſtia, Stephanus von Negi und Marinus, einen der ſieben Diacone der römiſchen Kirche, welcher in der Folge auf den päbſtlichen Stuhl erhoben ward.

3. Die Legaten ließen ziemlich lange in Conſtantinopel auf ſich warten. Als Baſilius erfuhr, daß ſie auf dem Wege wären, ſchickte er ihnen einige Hofbeamte bis nach Theſſalonich entgegen. Aber ein noch ungleich glänzender Empfang erwartete ſie in Selembria, ungefähr ſechzehn Meilen von Conſtantinopel. Hier empfing ſie nämlich der Oberſtallmeiſter an der Spitze des ſämmtlichen Perſonals ſeines Stabes, begrüßte ſie auf das freundlichſte im Namen des Kaiſers, brachte ihnen vierzig der ſchönſten Pferde aus den kaiſerlichen Ställen, überreichte ihnen von Seite ſeines Herrn prächtige Geſchenke, unter dieſen auch ein ſehr koſtbares, ganz vollſtändiges ſilbernes Tafelſervice, und ſtellte ihnen endlich eine, zu ihrer Bedienung angeordnete, ungemein zahlreiche Dienerſchaft vor. — Am 24. September des Jahres 869 erblickten die Legaten endlich die hohen Thürme und hervorragenden Paläſte von Conſtantinopel. Bei der, außerhalb der Stadt gelegenen, dem heiligen Johannes dem Evangeliſten geweihten Kirche ſtiegen ſie ab, wo ſie in dem, an dieſelbe anſtoßenden Palaſte alles zu ihrer Aufnahme in Bereitſchaft fanden. Auf den, vom Kaiſer ihnen geſandten, mit dem koſtbarſten Geſchirr geſchmückten Pferden hielten ſie am folgenden Tag ihren Einzug in Conſtantinopel. An dem Thor, durch welches ſie in die Stadt zogen, wurden ſie von dem dort verſammelten kaiſerlichen Hofe und der geſammten Cleriſei von Conſtantinopel empfangen. Den Zug öffneten jetzt die erſten Beamten des kaiſerlichen Hauſes mit den, ihnen untergeordneten Beamten in feſtlicher Kleidung. Auf dieſe folgte der ganze zahlreiche Clerus in prieſterlichem Schmuck. Endlich erſchienen die Legaten, umgeben von den Aſſiſtenten des Patriarchen, und den vornehmſten Würdeträgern der Kirche von Conſtanti-

nopel. Den Zug ſchloß ein zahlloſes in unüberſehbaren Reihen geordnetes Volk, welches ſämmtlich brennende Kerzen in den Händen trug. Die ganze Stadt war in Bewegung; überall herrſchte Jubel über die ſo lange erwartete, und endlich glücklich erfolgte Ankunft der Abgeſandten des heiligen Vaters. Als der Zug vor dem Palaſte der Kaiſerin Irene angekommen war, traten den Legaten abermals zwei kaiſerliche Abgeordnete, Männer vom erſten Range, entgegen, begrüßten ſie noch einmal im Namen des Kaiſers, und wieſen ihnen nun, den auf das koſtbarſte meublirten Palaſt zu ihrer Wohnung während ihres Aufenthalts in Conſtantinopel an.

4. Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft wurden die Legaten in den Palaſt zu dem Kaiſer geführt. Zu ihrer Begleitung dahin hatte Baſilius eine Abtheilung ſeiner Leibwache befehliget. Er ſelbſt empfing ſie in dem, von Gold ſchimmernden, großen Audienzſaale. So bald die Legaten eintraten, erhob ſich der Kaiſer von ſeinem Throne, nahm ſelbſt ihnen die päbſtlichen Briefe ab, und drückte dieſe mit Liebe und Ehrerbietung an die Lippen. Er umarmte hierauf mit vieler Herzlichkeit die Legaten, erkundigte ſich mit Wärme nach der Geſundheit des heiligen Vaters, und richtete noch mehrere andere, theils den römiſchen Clerus, theils die Stadt Rom betreffende Fragen an die Legaten. „Mit „wahrem apoſtoliſchen Eifer“ ſagte endlich der Kaiſer, „iſt ſchon der höchſtſelige Pabſt Nicolaus der Kirche „von Conſtantinopel, in welcher der Stolz des Pho„tius eine Spaltung veranlaßte, zu Hülfe geeilet. „Seit ſeinem Tode harren wir ſehnſuchtsvoll, und „mit uns des Orients ſämmtliche Patriarchen, Me„tropoliten und Biſchöfe, was unſere heilige Mut-

„ter, die römiſche Kirche verordnen und ausſprechen „werde. Beginnt alſo, ohne länger zu zögern, euer „Werk, verbannt den Geiſt der Zwieſpalt aus un„ſerer Kirche, und macht, daß Friede und Eintracht „ſich ſchweſterlich umarmend, bald wieder in die„ſelbe einziehen.“ — Die Legaten erwiederten: ſie würden keine Mühe und Arbeit ſcheuen, um den frommen Wünſchen eines eben ſo großen, als gottſeligen, für das Wohl der Kirche ſo eifrig beſorgten Monarchen vollkommen zu entſprechen.

5. In den, von den Legaten an den Kaiſer und den Patriarchen mitgebrachten päbſtlichen Briefen waren die Forderungen enthalten, welche der heilige Vater an das Concilium machte. Was die ſchismatiſchen Biſchöfe betraf, für welche der Kaiſer den Pabſt um Nachſicht und Schonung gebeten hatte; ſo bemerkte Hadrian, daß das Verbrechen derſelben verſchiedene Grade habe, mithin auch nach dieſer Verſchiedenheit beurtheilet werden müße; ſeine Legaten wären demnach beauftragt, mit Zuziehung des Patriarchen Ignatius darüber zu erkennen. Uebrigens, fügt der Pabſt hinzu, ſey er gar nicht abgeneigt, die von Photius geweihten Biſchöfe und Geiſtlichen, wenn ſie Genugthuung geleiſtet, anzuerkennen, nur müße Photius auf immer von der biſchöflichen Gemeinſchaft ausgeſchloſſen bleiben. Endlich verlangte der Pabſt noch, daß ſämmtliche Akten des falſchen erlogenen Conciliums verbrannt werden, und alle Biſchöfe, die von den Legaten mitgebrachte Vereinigungsformel, ſo wie auch die von dem römiſchen Stuhle gegen Photius erlaſſenen Decrete unterſchreiben ſollten. — In ſeinem Schreiben an den Ignatius ſagt der Pabſt, daß er die, von ſeinem Vorfahrer, dem Pabſte Nicolaus in der Sache des Photius wie des Gregori

Asbesta gegebenen Entſcheidungen und erlaſſenen Verordnungen auch zur Grundlage ſeines eigenen Verfahrens machen werde. Jene Biſchöfe, welche unter Schmach und Verfolgung dennoch den recht⸗mäßigen Patriarchen Ignatius treu geblieben, ſetzt der Pabſt in die Reihe ſtandhafter Bekenner, und äußert den Wunſch, daß denſelben auf dem Con⸗cilium ausgezeichnete Ehre möchte erwieſen werden.

6. Gerne hätte der Pabſt und der Kaiſer ein mehr als gewöhnlich zahlreiches Concilium zu⸗ſammen berufen. Aber verſchiedene, theils in der Natur der Sache theils in den Zeitverhältniſſen lie⸗gende Umſtände verhinderten die Erfüllung dieſes Wunſches. Nicht wie ehemals konnten jetzt die Bi⸗ſchöfe Aegyptens, Syriens und Paläſtinas, da dieſe Länder der Herrſchaft der Saracenen unterworfen waren, nach Conſtantinopel ſich begeben. Die plötz⸗liche Entfernung ſo vieler Biſchöfe von ihren Sit⸗zen, und deren zahlreiche Zuſammenkunft in Con⸗ſtantinopel würde den Verdacht ihrer mohamedani⸗ſchen Herren erregt, und gewiß nicht kleines Ver⸗derben über die Chriſtenheit jener Länder gebracht haben. Ein großer, jede Erwartung überſteigender Gewinn war es ſchon, daß die drei Patriarchen des Orients, entweder in Perſon oder durch Stell⸗vertreter, auf dem Concilium von Conſtantinopel zu erſcheinen, von ihrer Regierung die Erlaubniß erhalten hatten. *) Die andern Biſchöfe des griechi⸗

*) Der Erklärungsgrund davon liegt darin, daß kurz vor dieſer Zeit die Dynaſtie der Tholouniden ſich in Beſitz von Aegypten, Syrien und Paläſtina geſetzt hatte, und jetzt gerade jener, dem Leſer ſchon bekannte Ahmed herrſchte, der, weit freier, wie jeder andere, von muſelmänniſchen Vorurtheilen, jede Religion in ſeinem Reiche ſchützte, und ungemein bedeutende

ſchen Reiches, weil größtentheils und nur mit geringer Ausnahme von Photius geweihet, waren ſchismatiſche Biſchöfe, konnten alſo zufolge der päbſtlichen Verordnung erſt, nachdem über den Grad ihres Verbrechens erkannt worden, und ſie ſelbſt Genugthuung geleiſtet hatten, in die biſchöfliche Gemeinſchaft wieder aufgenommen werden. Daher alſo die im Anfange ſo ſchwache, nur aus ſechs Individuen beſtehende Zahl der Biſchöfe, die ſich aber im Laufe des Conciliums, als man immer mehr ſchismatiſche Biſchöfe aufnahm, auch bedeutend vermehrte, ſo daß am Ende die Anzahl der verſammelten Väter aus hundert und zwei Biſchöfen beſtand.

Summen jedes Jahr unter alle Kirchen, ohne Unterſchied ihres Glaubens vertheilen ließ. Ohne ihn zu nennen, gibt eben dieſem Emir oder Sultan der Patriarch von Jeruſalem, in ſeinem Briefe an das Concilium ein herrliches Zeugniß. „Die Regierung" ſagt Theodoſius, (ſo hieß der Patriarch,) „erweiſt „uns ausgezeichnete Begünſtigungen. Wir dürfen „Kirchen bauen, können alle unſere kirchlichen Gebräuche ohne die mindeſte Störung beobachten, und „haben weder Ungerechtigkeit zu erdulden, noch zu „befürchten. Sogar hat der Emir ſelbſt uns aufgefordert, dieſen Brief zu ſchreiben, den wir euch durch „unſern Syncellus ſchicken. Auch dem Thomas, Erzbiſchof von Tyrus hat der Emir, weil ihr ihn darum „gebeten habt, die Erlaubniß ertheilt, in der Geſellſchaft des Elias nach Conſtantinopel zu reiſen." ꝛc. Um die unduldſamen Vorurtheile ſeiner Türken und mohamedaniſchen Unterthanen in etwas zu ſchonen, machte Ahmed die Auswechſelung einiger Gefangenen zum Vorwand der Reiſe des Erzbiſchofes. — Man ſieht, wie genau und mit wie vielen, oft nicht leicht zu bemerkenden Fäden die Völkergeſchichte, auf ihrem religiöſen Standpunkte, ſelbſt in die ſpecielle Kirchengeſchichte verwebt iſt.

7. In der großen und prachtvollen, von Juſtinian I. wieder neu auferbauten Sophienkirche ward endlich am 15. October 869 das Concilium eröffnet. Der Verſammlungsplatz war die rechte Seite der obern, ungemein geräumigen Gallerie der Kirche. Unter einem Thronhimmel ſtand ein Crucifix, zu den Füßen deſſelben lag ein aufgeſchlagenes Evangelium-Buch, und auf demſelben eine Reliquie des wahren Kreuzes unſers göttlichen Erlöſers. Die Ordnung, nach welcher die verſammelten Väter ſich reiheten, war folgende. Zuerſt ſaßen die drei Legaten des Pabſtes; auf dieſe folgte Ignatius, Patriarch von Conſtantinopel; hierauf die Abgeordneten der Patriarchen des Orients; zuerſt Thomas, Erzbiſchof von Tyrus, der, weil ſein Sitz der erſte nach dem antiocheniſchen, dieſer aber jetzt erledigt war, nicht als Abgeordneter erſchien, ſondern in eigener Perſon die Kirche von Antiochien bei dem Concilium repräſentirte; dann Elias, Syncell des Patriarchen von Jeruſalem, auf welchen endlich, da der Abgeordnete des Patriarchen von Alexandrien noch nicht angekommen war, *) die übrigen Väter nach dem Range ihrer biſchöflichen Kirche folgten. Gegenwärtig waren auch noch, jedoch blos um Ordnung zu erhalten, mehrere Senatoren und Patricier, und unter dieſen der Patricier **Bahanes** als **Sprecher der weltlichen Regierung**. Bevor das Concilium ſeine Verhandlungen begann, befahl es, daß man alle wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Patriarchen Ignatius verfolgten und abgeſetzten Biſchöfe ſogleich einlaſſen ſollte. Als dieſe ein-

---

*) Dieſer kam ſo ſpät an, daß er erſt an den letzten Sitzungen des Conciliums Theil nehmen konnte.

traten, erhoben ſich die Legaten und begrüßten die Eintretenden mit folgenden Worten: „Kommt edle, „wahrhaft apoſtoliſche Biſchöfe, deren Schickſal „wir beneiden, und nehmt die, euerm Range „wie eurer in Zeiten harter Verfolgung bewieſenen „Standhaftigkeit gebührenden Plätze wieder ein.“ Dieſer ehrenvollen Begrüßung ward von der ganzen Verſammlung lauter Beifall zugerufen.

8. Erſte Sitzung. — Der Gegenſtand derſelben war blos die Erörterung einiger durchaus nothwendigen Vorfragen. Der Patricier Bahanes, als Bevollmächtigter des Kaiſers verlangte, daß die römiſchen Legaten wie die orientaliſchen Abgeordneten ihre Vollmacht der Verſammlung vorlegen ſollten. Dagegen proteſtirten jedoch die Legaten. Es ſey, ſagten ſie, etwas neues, in allen frühern Concilien nicht Gebräuchliches. Aber ſie wurden belehrt, daß man dadurch nicht die, dem römiſchen Stuhle gebührende Ehrfurcht verletzen wolle, ſondern es nur deswegen für nothwendig erachte, damit nicht wieder geſchehen könne, was von den Legaten des Pabſtes Nicolaus, nämlich dem Rodoald und Zacharias geſchehen war, die eben daher, weil ſie ihre Vollmachten nicht vorgelegt hatten, dieſe deſto kühner überſchreiten, und ſogar im Widerſpruch mit denſelben verfahren konnten. Ihren Proteſt nahmen nun die Legaten zurück, und einer derſelben, der Diacon Marinus, las mit lauter Stimme die päbſtliche Vollmacht, daß heißt, die ihnen von dem Pabſte ertheilte Inſtruction in lateiniſcher Sprache vor, die nun ſogleich von einem griechiſchen Geiſtlichen, dem kaiſerlichen Dolmetſcher Damianus, in das griechiſche überſetzt ward. Daſſelbe geſchah auch mit dem Beglaubigungsſchreiben der Orientalen, das heißt, für jetzt noch bloß

mit dem des Elias, Abgeordneten des Patriarchen von Jeruſalem, indem der Abgeordnete von Alexandrien dieſer Sitzung noch nicht beiwohnte, und der Biſchof von Tyrus nicht als Abgeordneter, ſondern als Selbſtvertreter der Kirche von Antiochien zu betrachten war. — Die Legaten legten hierauf dem Concilium die, von dem Pabſt ihnen gegebene Vereinigungsformel vor. Dieſelbe war folgenden Inhalts: „Zu unſerm ewigen Heile iſt es vor Allem nothwendig, den wahren Glauben zu bewahren, und an die Ueberlieferungen und Verordnungen der Väter zu halten, und die Worte Jeſu Chriſti wohl zu beachten, als er ſagte: „du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen.“ Dieſen Ausſpruch Chriſti beſtätigte der Erfolg durch alle Jahrhunderte, indem der römiſche Stuhl die heilige Lehre ſtets unverſehrt erhalten, und nie auch nur mit dem mindeſten Mackel irgend einer Ketzerei befleckt ward. „Da wir alſo von dem wahren Glauben nicht abfallen, auch den Verordnungen der Väter, beſonders derjenigen, welche auf dem römiſchen Stuhle ſaßen, mit unverbrüchlicher Treue folgen wollen, ſo verfluchen wir alle Ketzereien, welche je die Kirche trübten und verwirrten, namentlich jene der Ikonoklaſten. Wir anathematiſiren auch den Photius, den Uſurpator des Stuhles von Conſtantinopel, und zwar ſo lange, bis er dem Ausſpruch des römiſchen Stuhles ſich unterworfen, und ſeine Afterconcilien ſelbſt anathematiſirt haben wird. „Wir nehmen die beiden, in dieſer Angelegenheit, von den Päbſten Nicolaus und Hadrian in Rom gehaltenen Concilien an, und verdammen alles, was auch ſie verdammt haben, vorzüglich den Photius und Gregor Asbeſta, ſammt allen, die auf ihrer Seite ſtehen, oder in der Gemeinſchaft mit

„ihnen beharren. Eben ſo verabſcheuen wir auch „die drei von Photius unter dem Kaiſer Michael ge„gen Ignatius und endlich ſelbſt gegen den römiſchen „Stuhl gehaltenen Afterconcilien, und ſprechen allen „denen Anathema, die dieſe Conciliabulen anerken„nen, oder deren Verhandlungen aufbewahren. Wir „fügen uns mit aufrichtigen Herzen allen und je„den Verordnungen, welche der apoſtoliſche Stuhl „in Beziehung auf unſern Patriarchen Ignatius er„laſſen hat; feſt entſchloſſen, mit der römiſchen Kirche, „die da iſt die Grundfeſte des chriſtlichen Glaubens, „innigſt vereint zu bleiben; daher wir auch derjeni„gen, welche ſich von ihr getrennt haben, bei der „Feier unſerer heil. Myſterien nie erwähnen werden.“ — Von allen bei der erſten Sitzung anweſenden Vätern, ward dieſe Vereinigungsformel einſtimmig gut geheißen und unterzeichnet. *) — Bahanes, wahr-

*) Dieſe Erklärung mußte jeder Biſchof eigenhändig niederſchreiben, ſeine eigene und noch einiger Zeugen Unterſchrift darunter ſetzen, und ſie dann den päbſtlichen Legaten überreichen. Im Grunde war dieſe Vereinigungsformel dieſelbe, welche ſchon der Pabſt Hormisdas, auf Veranlaſſung der monophyſitiſchen Ketzerei, an den Kaiſer Juſtinus I. und den Johannes, damaligen Patriarchen von Conſtantinopel geſandt hatte, und die auch ohne allen Anſtand von dem Kaiſer, deſſen Patriarchen und allen orientaliſchen Biſchöfen angenommen ward; nur mit Ausnahme der ägyptiſchen Biſchöfe, die theils ſelbſt in den Monophyſismus verſtrickt, theils aus Schonung für die, in der Erklärung verdammten Häupter dieſer Ketzerei, die größtentheils ägyptiſche Patriarchen geweſen waren, ſie nicht unterzeichnen wollten. Der ganze Unterſchied zwiſchen der Vereinigungsformel des Pabſtes Hormisdas, und der des Pabſtes Hadrian beſteht blos darin, daß in jener ganz andere Ketzereien, und andere Irrlehrer, als z. B. Thimotheus, Aelurus, Peter Fullo, Petrus, Mon-

ſcheinlich ein geheimer Freund des Photius, und von demſelben unterrichtet, bat die Legaten, um die Löſung eines, den Kaiſer und den ganzen Senat, wie auch ihn ſelbſt beruhigenden Zweifels, nämlich, wie man in Rom den Photius, ohne ihn jemals dort geſehen zu haben, dennoch habe verdammen können? Die Legaten erwiederten: Pabſt Nicolaus habe den Photius verdammt als einen, der durch Briefe und Abgeordnete gegenwärtig geweſen. Sie machten hierauf eine ziemlich weitläuftige Erzählung aller, zwiſchen Rom und Conſtantinopel gepflogener Unterhandlungen, und nannten auch die, in der Sache des Photius, und zu deſſen Vertheidigung, theils von dem verſtorbenen Kaiſer Michaël, theils von Photius ſelbſt, nach Rom abgeordneten Geſandten. Das Concilium fand dieſe Antwort vollkommen befriedigend, und als der Patricier dieſelbe alberne Frage nun auch an die Orientalen richtete, rechtfertigten dieſe ungefähr auf die nämliche Weiſe die, von ihren Patriarchen gegen Photius ausgeſprochene Excommunication. — Da der Tag jetzt ſchon ſehr weit vorgerückt war, ſo ward die Sitzung, nach den gewöhnlichen Segenswünſchen für den Kaiſer, die Kaiſerin, für den verſtorbenen, wie für den gegenwärtig regierenden Pabſt, und endlich auch für den Senat, und das ganze Concilium, für heute geſchloſſen.

9. Die zweite Sitzung wurde zwei Tage nach der erſten, nämlich am 7. October gehalten. Der Carthophylax (Archivar) Paulus meldete den verſammelten Vätern: Biſchöfe und Prieſter und Dia-

---

gus, ꝛc. in dieſer aber der ikonoklaſtiſche Irrthum und Photius und Gregor Asbeſta anathematiſirt werden.

cone, theils von Ignatius, theils von deſſen Vorfahrer, dem Patriarchen Methodius geweihet, aber zur Parthei des Photius übergetreten, verlangten eingelaſſen zu werden. Die Legaten forderten, daß man zuerſt die Biſchöfe ſollte kommen laſſen. Als dieſe vor dem Concilium erſchienen, warfen ſie ſich auf die Erde. Befragt, von wem ſie geweihet worden, antwortete der Metropolit Theodor von Carien im Namen der übrigen: ſie ſeyen theils von Methodius, theils von Ignatius geweihet, und bäten um Buße und Wiederaufnahme. Die Schrift, die ſie in der Hand hätten, enthalte das Bekenntniß ihrer gegen Ignatius begangenen Sünde, zugleich aber auch eine wahre Darſtellung des Charakters des Photius, ſeiner Argliſt, und der Künſte, die er ſich bedient, ſie zum Abfall von Ignatius zu verführen. Sie klagten endlich über die vielen erduldeten großen Drangſale. In Ketten und Banden habe man ſie geſchlagen, eiſerne Halsbänder ihnen angelegt, in dunkle, ungeſunde Kerker ſie geworfen, mehrere Tage ſtatt aller Nahrung ihnen Heu vorgeworfen, ſie zum Marmor-Sägen verurtheilt, und wenn ſie dann, weil von Hunger, Durſt, Kälte und Leiden jeder Art völlig entkräftet, ſich in eine ſolche, ihnen völlig ungewohnte Arbeit nicht ſogleich hätten ſchicken können, mit flachen Klingen ganz unbarmherzig auf ſie darein geſchlagen. *) Jeder Buße, fügten ſie hinzu, die man

*) Wie groß mußte da nicht ſchon des Chriſtenthums und der Kirche Verfall ſeyn, wo auch nur die Hälfte ſolchen Greuls geſchehen konnte, geſchehen durfte. Aehnliche Scenen hatte das Abendland noch nie geſehen, als erſt während jener; gleich einem hölliſchen Hauche über den ganzen chriſtlichen Erdkreis hinfahrenden Revolution, die man mit Unrecht die

ihnen auferlegen wollte, würden ſie ſich gerne unterwerfen. — Die römiſchen Legaten erklärten, daß ſie, ihres reumüthigen Bekenntniſſes wegen, zufolge der von dem Pabſte gegebenen Vorſchrift, wieder

---

franzöſiſche Revolution nennt. Lange bevor, ehe Frankreich der ſchauervolle Schauplatz jenes blutigen, in der Völkergeſchichte unerhörten Nationaldramas ward, nagte die in der Hölle erzeugte Brut ſchon an den Brüſten aller, welchen Ländern ſie auch angehören, und welche Sprache ſie ſprechen mochten, die nach und nach an dem Becher des Stolzes, der Hoffarth und der Unzucht ſich berauſcht hatten. Die eigentliche wahre Gebärmutter dieſes Ungethüms iſt nicht in Frankreich, ſondern in einem ganz andern Lande und in weit frühern Ereigniſſen zu ſuchen. Nur zuerſt brach in Frankreich die Revolution aus, nahm dort eine beſtimmte, jedoch nichts weniger als franzöſiſch-nationelle, ſondern eine ihr ausſchließend eigene geſpenſterartige Form und Geſtalt an, unter welcher ſie daher auch, was unſere Anſicht ſo ziemlich beſtätigen möchte, in allen Ländern, wo der Hydra eines ihrer Häupter zu ſchütteln gegönnt wird, ſtets völlig unverändert erſcheint; wie wir dies jetzt wieder in dem unglücklichen, bejammernswerthen Spanien vor Augen haben. Möchte doch das geheiligte Oberhaupt der Kirche und deſſen heiliges Collegium ihre unergründliche Langmuth endlich erſchöpft fühlen, und nun einmal zu jenem unüberwindlichen Schwert greifen, womit Jeſus Chriſtus ſelbſt ſie umgürtet hat; zu jenem Schwert, das nicht nur die Seelen der Gottloſen tödtet, ſondern auch, wie Geſchichte und Erfahrung es lehren, nicht ſelten ſchon deren Körper und zeitliche Macht zerſtörte. Welche heilſame Furcht würde nicht dieſe heilige Strenge unter jenen Machthabern verbreiten, die in der Kirche des Sohnes Gottes Dieſen ſelbſt jetzt ſo grauſam verfolgen, und gerne, wenn ſie nur könnten, ihn auf das neue wieder an das Kreuz ſchlagen möchten. — „Wie hölliſches Feuer" klagte einſt der gekrönte Prophet „brennt es in meinen Gebeinen, wenn der Gottloſe täglich zu mir ſagt, wo iſt nun dein Gott?" —

aufgenommen werden ſollten, jedoch unter der Bedingung, daß ſie vorher die Vereinigungsformel unterzeichneten. Die Biſchöfe zögerten nicht, dieſe Unterſchriften zu geben, und wurden hierauf ſogleich auch zur Sitzung in dem Concilium aufgenommen. — Nach den Biſchöfen wurden auch die übrigen Geiſtlichen, die ſich gemeldet hatten, vorgelaſſen, zuerſt die Prieſter, darauf die Diaconen, und dann die Subdiaconen. Auch dieſe hatten in ihren Händen ein ſchriftliches Bekenntniß ungefähr von gleichem Inhalt, wie jenes der Biſchöfe. Ignatius legte ihnen eine Buße auf, und da ſie ſich derſelben willig unterwarfen, wurden ſie wieder zu ihrem vorigen Range aufgenommen, jedoch unter dem Vorbehalt, daß ſie während ihrer Bußzeit, welche erſt am nächſten Weihnachtsfeſte zu Ende ging, ſich aller, der Würde eines jeden zuſtehenden Funktionen enthalten ſollten.

10. Die dritte Sitzung wurde am 11. Octbr. gehalten. Die Legaten eröffneten ſie mit der Bemerkung, wie ſie in Erfahrung gebracht, daß von Methodius und Ignatius geweihte Biſchöfe in Conſtantinopel anweſend wären, und ſich weigerten, die Vereinigungsformel zu unterſchreiben. Die Legaten forderten, daß ſie vorgerufen würden, um wegen ihrer Verweigerung dem Concilium Rede zu ſtehen. Drei Biſchöfe, und unter dieſen der höchſt ehrwürdige Metrophanes von Smyrna wurden von dem Concilium mit der Vorladung jener Biſchöfe beauftragt. Sie erfüllten ihren Auftrag bei zwei Metropoliten, nämlich dem Theodulos von Ancyra und Nycephorus von Nicäa. Aber dieſe gaben zur Antwort: ſie hätten ſeit einiger Zeit ſchon ſo vieles, bald Gutes bald Schlechtes unterſchreiben müßen, daß ſie des Unterſchreibens müde wären,

und ſich entſchloſſen hätten, für die Zukunft ſich ganz allein an jene Unterſchrift zu halten, welche ſie dem, bei ihrer Weihe abgelegten Glaubensbekenntniß beigefügt hätten. Man finde es in dem Archiv der Patriarchalkirche. Sie baten demnach das Concilium, dieſe Erklärung zu genehmigen, und keine weitere Unterſchriften ihnen mehr zuzumuthen. Die drei abgeordneten Biſchöfe brachten dieſe Erklärung ſchriftlich mit. Sie ward öffentlich abgeleſen, und den Akten des Conciliums beigefügt. *)

*) Wie uns der Bibliothekar Anaſtaſius, der gerade ſich damals als Geſandter Kaiſers Ludwigs II. ebenfalls in Conſtantinopel befand, uns belehrt, lag der Weigerung dieſer beiden, ächt griechiſchen Biſchöfe eine geheime, von griechiſcher National-Eitelkeit und Scheelſucht gegen den römiſchen Stuhl geſponnene Intrigue zum Grund. Theodulos und Nycephorus nämlich hatten indeſſen dem Kaiſer Baſilius allerlei Bedenklichkeiten und Beſorgniſſe über die Vereinigungsformel beizubringen gewußt. Die Kirche von Conſtantinopel, ſagten ſie, werde dadurch zu ſehr unter die römiſche herabgewürdiget, und dieſer gleichſam wie eine Dienſtmagd untergeordnet. Natürlich ward es den beiden Biſchöfen nicht ſehr ſchwer, den guten Kaiſer, der, obgleich aller Geſchäfte des Krieges wie der Verwaltung vollkommen kundig, dennoch weder ein großer Canoniſt noch überhaupt ſehr großer Theolog war, durch ihre Vorſpiegelungen für ſich zu gewinnen, und deſſen Anhänglichkeit an den römiſchen Stuhl nach und nach immer mehr zu erkalten. Dies gelang ihnen ſo gut, daß Baſilius endlich einigen von der, zur Bedienung der Legaten geordneten griechiſchen Hofdienerſchaft den Befehl gab, die denſelben von den Biſchöfen ſchon eingereichten, unterzeichneten Vereinigungsformeln heimlich zu entwenden. Die Unterſchriften des Patriarchen, und der Orientalen hatten die Legaten, weil ihnen beſonders viel daran gelegen war, zwar wohl verſchloſſen, aber die übrigen nicht, und dieſe wurden ihnen nun ſämmtlich entwen-

Man las hierauf die Briefe des Kaiſers und des Patriarchen Ignatius an den Pabſt, wie auch des Pabſtes Hadrians Antwortſchreiben auf dieſe Briefe. Auf die Frage des Legaten Marinus: ob dieſe Briefe ächt canoniſch wären? antworteten alle verſammelten Väter: „ſie ſind vollkommen katholiſch, canoniſch „und ächt ſynodiſch.“ — Metrophanes von Smyrna ſetzte noch hinzu: „Wir erkennen in dieſen Briefen „ſehr wohl die Sanftmuth und Beſcheidenheit des „heiligen Vaters, wie deſſen zarte Sorgfalt, mit „der er über Aufrechthaltung der Canons wacht, „und eben ſo auch jene große Barmherzigkeit und „Güte, die er nach dem Beiſpiel unſers göttlichen „Erlöſers zur Richtſchnur aller ſeiner Handlungen „macht. Ich danke Jeſu Chriſto, daß er mich gewürdiget hat, das Antlitz ſeines ſichtbaren Statthalters anf Erden zu ſehen.“

11. In der vierten am 13. October gehaltenen Sitzung meldete der Patricier Bahanes dem

---

det. Die Beraubten ſahen ſogleich ein, daß dieß blos durch die griechiſchen Bedienten, und gewiß nicht ohne Befehl des Kaiſers geſchehen ſeyn könnte. Sie beklagten ſich alſo bei demſelben darüber, und forderten die Zurückgabe der entwendeten Handſchriften. Ihre Bemühungen waren anfänglich fruchtlos; aber nun wandten ſie ſich an die Geſandten Ludwigs II. und da Baſilius damals gerade wegen der Vermählung ſeines Prinzen Conſtantin mit einer Tochter Ludwigs in Unterhandlung ſtand, ſo bewirkten endlich die ſehr ernſtlichen Vorſtellungen der Grafen Suppo und Bernhard, wie auch des Bibliothekars Anaſtaſius, daß Baſilius die Unterſchriften, jedoch nicht unmittelbar den Legaten, ſondern Ludwigs Geſandten zurückgab, die ſie hieruuf den Legaten wieder zuſtellten.

Concilium, daß zwei dem Photius anhangende Biſchöfe von der Ordination des Methodius öffentlich behaupteten, Photius ſey von dem Pabſte Nicolaus anerkannt worden. Der Patricier bat die verſammelten Väter, dieſe beiden Biſchöfe, ihre Namen waren Theophilus und Zacharias, eintreten zu laſſen und ſie ſelbſt zu vernehmen. Nach einer ziemlich langen Conteſtation zwiſchen den Legaten und dem Patricier, ob man die beiden Biſchöfe ſollte vorkommen laſſen, oder nicht, gaben endlich die Legaten ihre Einwilligung dazu. Theophilus und Zacharias gründeten ihre Behauptung darauf, daß der Pabſt Nicolaus ſie in ihrer Eigenſchaft als Abgeordnete des Photius in Rom anerkannt, in kirchliche Gemeinſchaft aufgenommen, und ſich ihrer als Biſchöfe am Altar bedient habe. Aber nun erhob ſich der Legat Marinus, und als Diacon der römiſchen Kirche von der Angelegenheit des Photius und allem, was ſich darauf bezog, genau unterrichtet, ſtrafte er die beiden Biſchöfe vor dem ganzen Concilium der Lüge, und aus dem weitern Verhör derſelben ergab es ſich jetzt, daß Pabſt Nicolaus ſie blos für ihre Perſon, und nicht in der Eigenſchaft als Abgeordnete des Photius, in die biſchöfliche Gemeinſchaft aufgenommen, und zwar erſt dann, als ſie nicht blos ihr Glaubensbekenntniß abgelegt, ſondern auch das ſchriftliche Verſprechen gegeben hatten, ſich dem Spruch der römiſchen Kirche in allem zu unterwerfen. Noch mehr beſchämt wurden die beiden Biſchöfe, als jetzt auch Elias im Namen der Orientalen, von welchem Photius und ſeine Anhänger ebenfalls anerkannt worden zu ſeyn behaupteten, öffentlich erklärte, daß keine der drei Patriarchalkirchen den Photius je anerkannt, Briefe von ihm angenommen, oder Briefe an ihn geſandt habe. Zum Ue-

berfluß wurden nun auch noch die Briefe des Pabſtes Nicolaus an Kaiſer Michaël und an Photius vorgeleſen, und der Inhalt derſelben gab allen Anweſenden, den Biſchöfen wie den Senatoren die vollkommenſte Ueberzeugung, daß Pabſt Nicolaus auch nie nur von weitem daran gedacht, den Photius je anerkennen zu wollen. Den beiden, ihrer Lügen überführten Biſchöfen ſtand demungeachtet auch jetzt noch die Gnadenpforte offen. Die Legaten fragten ſie, ob ſie bereit wären, die Vereinigungs-Formel zu unterſchreiben? Als ſie auch dies zu thun ſich weigerten, und noch ziemlich freche Reden ſich darüber erlaubten, wurden ſie ohne weiteres aus der Verſammlung geſtoßen, und mit ihrer Ausſtoßung hatte die vierte Sitzung ein Ende.

12. Die fünfte Sitzung ward am 19. Octbr. gehalten. Als die Väter ſich niedergelaſſen hatten, meldete ihnen der Carthophylax Paulus: Photius ſey auf Befehl des Kaiſers erſchienen und ſtehe vor der Thüre. Auf Begehren der Legaten ordneten die Senatoren ſechs Laien als Abgeordnete an den Photius, welche ihn befragen ſollten, ob er vorgelaſſen zu werden verlange? Photius antwortete: man habe ihn nicht zu dem Concilium eingeladen, er wiſſe demnach auch nicht, warum man ihn jetzt rufe, und die Worte des 38. Pſalms auf ſich anwendend, fügte er hinzu: „Ich habe zu mir ſelbſt „geſagt, auf meinem Wege will ich ſorgen, daß „ich nicht ſündige durch meine Zunge, einen Zügel „habe ich meinem Munde angelegt, — — das Ende dieſes Verſes, ſagte Photius zu den Abgeordneten, möge das Concilium ſelbſt leſen. *) —

*) Der ganze Vers lautete alſo; **Dixi custodiam vias meas, ut non delinquam in lingua mea. Posui**

Die ganze Verſammlung ſtaunte über die Frechheit dieſer Antwort. Er ward nun zum zweitenmale vorgeladen; aber die Mahnung, welche er jetzt erhielt, die Elias, Syncell und Stellvertreter des Patriarchen von Jeruſalem entworfen hatte, lautet alſo: „Weil du Männer, die das heilige Concilium „ausmachen, als Gottloſe und Sünder bezeichneſt, „und die Worte des Propheten boshaft auf uns „deuteſt, ſo antworten wir dir, daß du als ein „Sohn der Finſterniß das Licht ſcheueſt; aber es „ſteht geſchrieben: lege denen Zaum und Gebiß an, welche dir nicht nahen wollen, *) „und dieſe Worte des Propheten werden auf Befehl des Conciliums an dir in Erfüllung gehen." — Als auch dieſe zweite Sendung nichts fruchtete, erhielt er beſtimmten Befehl zu erſcheinen, indem man ihn widrigenfalls auch gegen ſeinen Willen vor das Concilium führen würde. — Dieſem Befehle mußte er gehorchen. Natürlicher Weiſe wies man ihm keinen Sitz an, und ſo ſtand er, gleich einem ſein Urtheil erwartenden Miſſethäter vor dem Concilium. Als die Legaten ihn bemerkten, ſagten ſie zu den Senatoren: „Wer iſt jener Menſch, der dort ganz unten ſteht?" Man antwortete ihnen, es ſey Photius. „So" riefen jetzt die Legaten „iſt dies jener Photius, der ſchon ſeit ſieben Jahren der römiſchen Kirche ſo viel Ungemach zugefügt, der die „Kirche von Conſtantinopel zerrüttet, und auch „alle übrigen morgenländiſchen Kirchen, und ſelbſt „jene der Orientalen unaufhörlich geplagt, und zu

ori meo custodiam, cum consisteret peccator adversum me. Dieſe letzten Worte auf das Concilium deutend, bezeichnete er die darauf verſammelten Väter als Gottloſe und Sünder.

*) In camo et freno maxillas eorum constringe, qui non approximant ad te. Ps. 31 v. 9.

verwirren geſucht hat?“ — Man ſtellte nun nach⸗einander folgende Fragen an ihn: Ob er die Ver⸗ordnungen der Väter achte und ehre? Ob er die Entſcheidungen des Pabſtes Nicolaus anerkenne? Ob er den Beſchlüſſen des Pabſtes Hadrian ſich fügen wolle? Auf jede einzelne dieſer Fragen hätte Photius eine beſtimmte Antwort geben ſollen; aber er ſchwieg jedesmal ſtill; ſich das Anſehen gebend, als ahme er das Beiſpiel Jeſu Chriſti nach, wel⸗cher ebenfalls vor ſeinen Richtern geſchwiegen hätte. Auf wiederholte Aufforderung, eine beſtimmte Ant⸗wort zu geben, ſagte er blos: „Gott hört mich, „wenn ich auch ſchweige.“ — Als die Legaten ihm endlich bemerkten, daß er durch ſeine Hartnäckig⸗keit, nicht antworten zu wollen, das Verdammungs⸗urtheil nicht von ſich abwenden werde, erwiederte er: „Auch Jeſus habe durch ſein Schweigen das Verdammungsurtheil nicht von ſich abgelenkt.“ — Die Senatoren redeten ihm jetzt freundlich zu, er möchte doch reden, falls er zu ſeiner Vertheidigung etwas zu ſagen habe, das Concilium würde ihn ge⸗wiß mit Güte und Barmherzigkeit behandeln. Be⸗ſonders war es Bahanes, der in den ſchonendſten Ausdrücken ihn zum Sprechen zu bereden ſuchte; „ſo ſprich denn“ ſagte der Patricier unter andern zu ihm „ſo ſprich denn, du Mann Gottes, und „ſage, was du zu deiner Rechtfertigung zu ſagen „haſt.“ — „Meine Rechtfertigung“ erwiederte Pho⸗tius „iſt nicht von dieſer Welt, wäre ſie es, ſo „würdet ihr ſie verſtehen.“ — Dieſe Nachäffung der Worte Jeſu hielten viele der verſammelten Vä⸗ter für eine Art Gotteslaſterung, was im Grunde es auch wirklich war. Elias hielt eine Rede an das Concilium, wovon das weſentlichſte war, daß Photius, weil weder von dem römiſchen Stuhle noch von den Patriarchalkirchen anerkannt, eigent⸗

lich auch nie Patriarch geweſen, man ihn daher, wenn er Buße gethan, und dem Ignatius ſich unterworfen hätte, blos in die Gemeinſchaft der Laien mit Hoffnung ſeines ewigen Heiles wieder aufnehmen könne, wozu er (Elias) auch jetzt ſelbſt ſeinen Rath gebe. — Nach einigem Hin- und Herreden wurden endlich dem Photius zehn Tage Bedenkzeit gegeben, in welcher er ſich eines Beſſern beſinnen, und dann vor dem Concilium wieder erſcheinen ſollte. Photius ſagte: „es ſey in ihrer „Gewalt, ihn jetzt zu entlaſſen, oder dort zu be„halten; aber Bedenkzeit bedürfte er keiner.“ — Demungeachtet ward er mit der Ermahnung, die ihm gegebene Bedenkzeit zu ſeinem Heile zu benützen, für jetzt entlaſſen und gleich darauf die Sitzung aufgehoben.

13. Die ſechste Sitzung wurde am 25. October gehalten. Sie war feierlicher, als die bisherigen, und der Kaiſer wohnte in höchſt eigener Perſon den Verhandlungen derſelben bei. Metrophanes von Smyrna eröffnete die Sitzung mit einer Rede zum Lobe des Kaiſers und der, in dem Concilium verſammelten Väter. Er vergleicht die letztern mit den himmliſchen Lichtern, die den Erdkreis erleuchten, und mit den Gewäſſern, welche die Erde durchſtrömen, erfriſchen und befruchten. — Man las hierauf einen, von den Legaten verfertigten Aufſatz vor, in welchem ſie foderten, daß, da Photius einſtimmig von allen Kirchen wäre verdammt worden, es jetzt völlig überflüſſig wäre, deſſen Anhänger zu vernehmen. Dieſer an ſich ſehr gegründeten Einrede ungeachtet, wurden dennoch, weil der Kaiſer es wünſchte, die dem Photius anhangenden Biſchöfe vorgelaſſen, und ihnen des Pabſtes Nicolaus an den Kaiſer Michaël und an Pho-

tius erlaſſenes Schreiben vorgeleſen. Da viele dieſer Biſchöfe immer noch fortfuhren, ihre Anhänglichkeit an den Photius auf die angebliche Abdankung des Ignatius, als auf eine wirkliche Thatſache zu ſtützen, ſo erhob ſich Elias, und ſuchte in einer langen Rede ihnen dieſen Wahn zu benehmen. Er bewies, daß Ignatius nie ſeine Kirche reſignirt habe, und daß ſelbſt, wenn er ſie reſignirt hätte, dieſe Abdankung, weil nicht freiwillig, ſondern durch die grauſamſten Mittel erzwungen, durchaus ungültig ſey. Mehrere der vorgelaſſenen Biſchöfe unterwarfen ſich jetzt dem Concilium und wurden in daſſelbe aufgenommen; die andern ſchützten ihren Eid vor, den ſie dem Photius geſchworen. Man erklärte ihnen, daß dieſer Eid, weil er ſie zu etwas Sündhaftem verpflichte, gar keine verbindende Kraft habe; zudem hätten auch die Legaten, vermöge der ihnen anvertrauten Schlüſſelgewalt, die Macht, ſie von einem ſolchen, an ſich ohnehin ſchon ungültigen Eide zu entbinden. Als der Kaiſer jene Biſchöfe jetzt ebenfalls auffoderte, ſich zu erklären, oder dem Concilium ſich zu unterwerfen, nahm der Biſchof Zacharias, ein vorzüglicher Günſtling des Photius, und von demſelben auf den Stuhl von Chalcedon erhoben, das Wort, und griff in einer von ſeines Meiſters ſophiſtiſchen Kunſt zeugenden Rede nicht nur das Anſehen der Patriarchalkirchen, ſondern auch jenes des römiſchen Stuhles an. Die Päbſte, ſagte er, ſeyen nicht über die Canons; wenn mit dieſen ihre Verordnungen im Widerſpruch ſtünden, ſey man nicht verbunden, ſich an ſie zu halten. Päbſte und Concilien hätten ſchon Männer aufgenommen, die nachher als Ketzer verbannt, noch heute zu Tage in der Reihe anathematiſirter Irrlehrer ſtünden. Eben ſo hätten Päbſte ſchon manche entſetzt, die nachher dennoch von der Kirche

wären aufgenommen worden. Zum Beweis führte er verſchiedene, der Kirchengeſchichte entlehnte, aber von ihm in ein ganz falſches Licht geſetzte Thatſachen an. *) Endlich ſuchte er auch die Gültigkeit der unmittelbar aus dem Laienſtande geſchehenen Erhebung des Photius zu beweiſen, und dieſe durch mehrere frühere Beiſpiele, wovon Photius ſchon einige in ſeinem Briefe an den Pabſt Nicolaus angeführt hatte, zu rechtfertigen. Offenbar hatte Photius den Zacharias vorher unterrichtet, und jetzt gleichſam durch den Mund ſeines Schülers geſprochen; auch war die Sophiſtik ſeiner, mit anerkannten Wahrheiten und offenbaren Lügen ſchlau verwebten Rede ganz geeignet, ſo wohl bei dem Kaiſer und den Senatoren, wie bei allen, die der Kir-

*) So z. B. ſagte Zacharias: der Pabſt Julius und auch das Concilium von Sardica hätten den Marzell von Ancyra für unſchuldig befunden, auch in ihre Kirchengemeinſchaft aufgenommen, und dennoch ſtünde noch heute zu Tage der Name des Marcell unter denen der anathematiſirten Irrlehrer. — Beides iſt wahr, aber die Zuſammenſtellung, wegen Verſchweigung der, ſowohl die Losſprechung als nachherige Verdammung des Marzells, begleitenden Umſtände, im höchſten Grade boshaft. Der Pabſt Julius und das Concilium von Sardica nahmen den Marzell erſt dann wieder auf, als er die Ketzerei, deren er beſchuldiget war, ſelbſt verflucht, diejenigen, die ihr anhingen, anathematiſirt, und ein, mit der Lehre der Kirche übereinſtimmendes Glaubensbekenntniß abgelegt hatte. Selbſt der große Athanaſius verſchmähete es nicht, mit ihm Kirchengemeinſchaft einzugehen. Als aber Marzell nachher wirklich in die früher ihm angeſchuldigte Irrlehre zurückfiel, ſeine Ketzerei öffentlich lehrte, und bei ſeinem ketzeriſchen Wahn hartnäckig beharrte, ward er freilich von Sylvan und Liberius, den Nachfolgern des Julius, excommunicirt, und aus der Kirche wieder ausgeſtoßen.

chengeſchichte nicht durchaus kundig waren, allerlei Bedenklichkeiten zu erregen. Aber alle dieſe verſchwanden, wie Morgennebel vor der aufgehenden Sonne, als der gelehrte Metrophanes von Smyrna ſich erhob, die Scheingründe des Zacharias Schritt vor Schritt verfolgte, die von ihm geſchichtwidrig entſtellten Thatſachen berichtigte, die Ungültigkeit der, gerade mit den Canons in ſchreiendem Widerſpruche ſtehenden Erhebung des Photius in das helleſte Licht ſetzte, die Unanwendbarkeit der zu ihrer Rechtfertigung angeführten Beiſpiele mit anſchaulicher Klarheit bewies, und überhaupt das ganze Geſchwätz des ſophiſtiſchen Biſchofes mit ſiegender Beredſamkeit widerlegte. — Als Metrophanes geendigt hatte, wollte Zacharias auf das neue ſprechen. Aber die Legaten, ſich an den Kaiſer wendend, unterbrachen ihn. Es ſey unnütze Zeitverſchwendung, ſagten ſie, Debatten über eine völlig entſchiedene Sache noch länger fortzuſetzen. Der Pabſt habe ſeine Legaten nicht geſandt, um die Sache des Photius auf das neue zu unterſuchen; ſondern um das, von ſeinem Vorfahrer, dem Pabſte Nicolaus, nach genauer, und ſorgfältig gepflogener Unterſuchung, gefällte, und von allen Kirchen anerkannte und angenommene Urtheil in Vollziehung zu ſetzen. — Auf einen Wink des Kaiſers beſtieg jetzt Conſtantin, einer der kaiſerlichen Staatsſecretäre die Tribüne, und hielt im Namen ſeines Herrn eine Rede, in welcher ein durchaus ernſter, wahrhaft frommer Sinn, und kindliche, zutrauungsvolle Anhänglichkeit an die Kirche aus jeder Zeile athmeten. Ungleich mehr bittend, als ermahnend, forderte Baſilius die ſchismatiſchen Biſchöfe auf, daß ſie nicht länger mehr von der Kirche ſich trennen, die Stimme dieſer ihrer liebvollen Mutter nicht völlig ihr Ohr verſchließen, und wenn ſie ſich jetzt vor derſelben demüthigten,

dies ja nicht für Schmach, ſondern vielmehr für hohen Gewinn es halten möchten. Wer vor der Kirche, und den in dieſem heiligen Concilium verſammelten Vätern ſich niederwerfe, der werfe ja ſelbſt vor Gott dem Allmächtigen ſich nieder. Aber auch dieſe Rede machte auf die, durch Stolz und falſche Scham verhärteten Gemüther keinen Eindruck, und das Endreſultat der ganzen Sitzung war demnach blos eine abermalige, ihnen gegönnte Bedenkzeit von ſieben Tagen.

14. Die ſiebente Sitzung wurde ebenfalls in Gegenwart des Kaiſers gehalten. Die dem Photius gegebene Bedenkzeit war jetzt verfloſſen; aber ſtatt dieſe zu ſeinem Heile und ſeiner Beſſerung zu benutzen, hatte er indeſſen den Bund mit ſeinen Anhängern nur noch feſter geknüpft, nur auf Mittel gedacht, der Kirche und dem Concilium noch kühner und trotziger entgegen zu treten. Als er jetzt vor den verſammelten Vätern erſchien, ſtützte er ſich, vorgeblicher körperlicher Schwäche wegen, auf einen krummen Stab, der aber eben ſo gut auch ein Zeichen ſeiner biſchöflichen Würde ſeyn konnte, daher der Legat Marinus alſogleich ihm denſelben abzunehmen befahl. Befragt, ob er dem Urtheile des Pabſtes Nicolaus ſich unterwerfen, und die Vereinigungsformel unterzeichnen wolle? gab er zur Antwort: „Ich und Gregor — (dieſer war heute zugleich mit Photius vorgelaſſen worden) — „beten „täglich für das Wohl des Kaiſers; dieſem wollen „wir Rechenſchaft ablegen, nicht aber den Legaten.“ — Man fragte ihn, ob er keine andere Antwort zu geben habe. Er erwiederte: „Hätten die Legaten „meine, vor der fünften Sitzung gegebene Antwort „richtig aufgefaßt, ſo würden ſie mich jetzt mit ihren fernern Fragen verſchonen. Sollte ihnen aber

„ihr früher ausgeſprochenes Urtheil reuen, ſo möch„ten ſie es durch die That beweiſen, das heißt, für „ihre Sünde öffentlich Buße thun." — Die dem Photius anhangenden Biſchöfe wurden nun vorgerufen. Auf die Frage: ob ſie den Photius und Gregor von Syrakus verlaſſen, dem Urtheile des römiſchen Stuhles ſich unterwerfen, mit Ignatius in biſchöfliche Gemeinſchaft treten, und die Vereinigungsformel unterſchreiben wollten? antworteten ſie eben ſo frech und trotzig, wie Photius und Gregor; und da ſowohl Gründe, als Bitten und Ermahnungen fruchtlos blieben, ſo ſchritt das Concilium zur definitiven Entſcheidung. Dem Photius ward in deſſen Gegenwart als einem kirchlichen Ehebrecher, Uſurpator, Falſarius und Urheber eines Schisma das Verdammungsurtheil, und ein neunfaches Anathema über ihn ausgeſprochen. *) Eben ſo wurde auch Gregor Asbeſta und alle übrigen Anhänger des Photius excommunicirt und anathematiſirt. — Um den fernern bösartigen Umtrieben des Photius, und deſſen Bemühungen, die Ruhe der Kirche noch ferner zu ſtören, ſo viel als möglich zuvorzukommen, ward er von dem Kaiſer in

*) Das über Photius ausgeſprochene neunfache Anathema lautete alſo:
„Photio Curiali et Invasori Anathema.
„Photio seculari et forensi Anathema.
„Photio neophyto et tyranno Anathema.
„Photio schismatico et damnato Anathema.
„Photio moecho et parricidae Anathema.
„Fabricatori mendaciorum Anathema.
„Inventori perversorum dogmatum Anathema.
„Photio novo Maximo cynico Anathema.
„Nova Dioscoro et Novo Judae Anathema.
Sitzend ſprach der Diacon Stephanus von der Kanzel herab, im Namen des Conciliums dieſe Flüche gegen Photius aus.

eine ziemlich weit von Conſtantinopel entfernte Gegend, allem Vermuthen nach in ein Kloſter verbannt.

15. In der achten, ebenfalls in Gegenwart des Kaiſers gehaltenen Sitzung wurden alle, von Photius in der Sache ſeines Schisma verfertigten Schriften, ſo wie auch ſämmtliche, von ihm in allen Ständen und Volksklaſſen theils erzwungene, theils erſchmeichelte oder erſchlichene Unterſchriften und Verſprechungen vor das Concilium gebracht, und in deſſen Gegenwart in das Feuer geworfen. Der Kaiſer benachrichtigte hierauf die verſammelten Väter, daß, da mehrere von jenen, deren Unterſchriften Photius unter die Verhandlungen ſeines erlogenen Conciliums geſetzt, gerade jetzt in Conſtantinopel anweſend wären, er ihnen befohlen habe, vor dem Concilium zu erſcheinen. Unter ihnen befanden ſich auch drei Fremde, nämlich Petrus, Baſilius und Leontius. Baſilius war von Jeruſalem, und Leontius von Alexandrien. Alle drei erklärten die Unterſchriften für falſch, und ſprachen Anathema dem Photius. Gleiche Erklärung geſchah auch von allen Metropoliten, deren Namensunterſchriften der Betrüger ebenfalls mißbraucht hatte, und ſo ergab es ſich nun in dieſer Sitzung, und zwar mit ſpiegelheller Klarheit, daß es unter der Sonne nichts ſo ſchlechtes und gottloſes mehr gab, das für den Photius zu ſchlecht oder zu gottlos geweſen wäre. Am Ende der Sitzung wurden auch noch vier Ikonoklaſten dem Concilium vorgeſtellt. — Ihrer Grundſätze wegen ſollten ſie ſich verantworten. Der eine beharrte bei ſeinem Wahn. Die drei andern erklärten: ſie ſeyen von ihrem frühern Irrthum zurückgekommen, und hielten ſich jetzt an die allgemeine Lehre der Kirche. Bevor das Concilium ſich für heute trennte, ward gegen die Ikonoklaſten, de-

ren Irrlehre und ihre unter Copronymus gehaltenen Afterconcilien ein feierliches Anathema geſprochen, auch der Fluch der Kirche gegen Photius noch einmal wiederholt.

16. Drei Monate lang konnten nun die verſammelten Väter von ihren bisher beinahe ununterbrochenen, oft nicht wenig ermüdenden Arbeiten ausruhen. Die neunte Sitzung ward erſt am 12. Februar 870 gehalten. Zwar war der Kaiſer bei derſelben nicht gegenwärtig, aber demungeachtet war ſie weit zahlreicher, als alle bisherigen. In derſelben erſchien auch zum erſtenmale der Abgeordnete der alexandriſchen Kirche. Nach einigen Entſchuldigungen über ſeine verſpätete Ankunft, überreichte er dem Concilium ſein Beglaubigungsſchreiben, worauf ihm die Verhandlungen aller vorhergegangenen Sitzungen vorgelegt, und von demſelben beſtätiget wurden. — Die neunte Sitzung gewann nun dadurch einen nicht geringen Grad von Wichtigkeit, daß vor der jetzt ſo zahlreichen Verſammlung auch alle jene erſchienen, die in dem von Photius gegen Ignatius gehaltenen Concilium, gegen den Letztern als Zeugen geſtanden, und ihre Ausſagen mit einem Eide bekräftiget hatten. Kaum daß dieſe Elenden die Blicke der verſammelten Väter zu ertragen vermochten. Gleich gebrandmarkten Schelmen ſtanden ſie vor dem Concilium, welches jedoch mit einiger Zufriedenheit bemerkte, daß wirklich aus manchem Auge jetzt eine Thräne wahrer Reue floß. Sie erſparten dem Concilium die Mühe, viele Fragen an ſie zu richten, bekannten daher ſogleich laut und mit allen äußern Zeichen innerer Beſchämung, daß ſie lügenhaftes Zeugniß abgelegt, falſchen Eid geſchworen; aber zu dem Concilium um Erbarmung flehend, ſetzten ſie hinzu, daß bloß

die härteſten Zwangsmittel, und beſonders die Drohung, man würde ſie ihrer Aemter entſetzen, ſie zu jenem Frevel gezwungen hätten. Nachdem das Concilium ihnen die Größe und Abſcheulichkeit ihres Verbrechens recht anſchaulich gemacht hatte, ward ihnen folgende Buße auferlegt. Zwei Jahre ſollten ſie in der Klaſſe der Weinenden außer der Kirche ſtehen. (Statio Flentium.) Zwei andere Jahre ſollen ſie blos in der Klaſſe der zuhörenden Katechumenen aufgenommen bleiben. Während dieſer vier Jahre iſt ihnen blos des Sonntags und am Weihnachtsfeſt der Genuß des Fleiſches und des Weines erlaubt. Die hierauf folgenden drei Jahre verbleiben ſie unter den Stehenden, werden aber wieder, obgleich blos an den Feſttagen des Heilandes, zu dem geſegneten Tiſche des Herrn zugelaſſen, dürfen auch wieder Fleiſch und Wein genießen, jedoch unter der Bedingung, daß ſie in jeder Woche ſich drei Tage dieſes Genuſſes enthalten. — Da nicht alle falſche Zeugen vor dem Concilium erſchienen waren, ſo wurden diejenigen, welche Unbußfertigkeit oder falſche Scham davon zurückgehalten hatten, ſo lange mit dem Bann belegt, bis ſie ſich ebenfalls zur Buße würden geſtellt haben. — Auf einen von den Senatoren gemachten Vortrag, ward dem Patriarchen Ignatius von dem Concilium Vollmacht ertheilt, jene Buße nach Maß der Umſtände zu verkürzen, oder auch zu verlängern.

17. Die zehnte, am 28. Febr. gehaltene Sitzung war die letzte, aber zugleich auch die glänzendſte. Kaiſer Baſilius und ſein älteſter Prinz Conſtantin waren gegenwärtig. Die Geſandten fremder Monarchen wohnten derſelben bei; die Anzahl der Senatoren und Patricier war weit zahlreicher als bisher, und der anweſenden Biſchöfe zählte man

hundert und einen. — Sämmtliche ſchon in den vorigen Sitzungen entworfene Canons, ſieben und zwanzig an der Zahl, wurden vorgeleſen. Den Anlaß dazu hatten die, während des Photiusſchen Schisma's, gemachten Erfahrungen gegeben. Sie betrafen daher auch größtentheils die Freiheit der Wahlen wie der Concilien, die Wiederherſtellung der ſchon ziemlich tief geſunkenen biſchöflichen Würde, das Betragen der Biſchöfe, deren Verhältniß zu den Metropoliten, und dieſer zu den Patriarchen, die jährlichen von dem Biſchofe vorzunehmenden Viſitationen, und noch verſchiedene andere, mit dieſen Gegenſtänden in Verbindung ſtehende Punkte. Als dieſes geſchehen war, kam auch jene unerhört gottloſe, unter Kaiſer Michaël leider nur zu oft verübte Nachäffung heiliger Ceremonien zur Sprache. Die, welche an dieſem teufliſchen Muthwillen Theil genommen, waren ſchon in einer der frühern Sitzungen ſtrenger Buße unterworfen worden, und nun wurden für die Zukunft, zur Verhütung ähnlicher Greuel, mehrere Strafgeſetze aufgeſtellt, und den Canons beigefügt. — Am Schluß der Sitzung hielt der Kaiſer eine Rede, die in den Annalen aller Völker mit goldenen Buchſtaben eingetragen zu werden verdiente. „Wer immer“ ſagte der Kaiſer „gegen dieſes heilige Concilium, deſſen Satzungen „und Entſcheidungen etwas einzuwenden hat, der „trete jetzt auf und rede ſogleich. Hiezu gebe ich „jedem die Freiheit; er mag Biſchof, oder ein Geiſtlicher niederer Ordnung ſeyn. So lange alſo das „heilige Concilium hier verſammelt iſt, mag ein jeder ſprechen. So bald aber die hier verſammelten Väter ſich einmal werden getrennt haben; dann „darf niemand mehr widerſprechen; und ich werde „nicht zugeben, daß irgend einer, weſſen Standes „er auch ſeyn möge, ſich erkühne, den Beſchlüſſen

„des Conciliums nicht den gehörigen Gehorſam zu „leiſten. Ihr Diener des Herrn, die ihr als Bi„ſchöfe den Kirchen vorſteht, wachet mit Sorgfalt „über den, euch anvertrauten Heerden, nährt ſie „mit der Lehre des Evangeliums, führet die Ir„renden auf den rechten Weg zurück, und unterhal„tet in dem Geiſte der Liebe die jetzt, unter dem „Beiſtand des Ewigen, unter uns wieder herge„ſtellte Einigkeit. Ihr Laien aber, beſonders ihr „in hohen Würden ſtehende Laien, müßet wiſſen, „daß es uns, die wir noch ſo ſehr der Belehrung, „Zurechtweiſung und Heiligung bedürfen, keines„weges zuſteht, über Glaubensfragen zu urtheilen, „oder in kirchliche Angelegenheiten uns zu miſchen. „Waget es alſo nicht, die Rechte der Biſchöfe an„zutaſten; und ſo gering auch bisweilen hie und da „das perſönliche Verdienſt des einen oder andern „Biſchofes ſeyn mag, ſo bleibt er doch immer un„ſer rechtmäßiger Hirt, ſo lange er nur die Wahr„heit lehrt. Hüten wir uns alſo, unſere Richter „richten, und jene leiten zu wollen, die der Herr „uns zu Führern geſetzt, und uns zu binden und „zu löſen die Macht gegeben hat.“ Als Baſilius ſeine Rede geendet hatte, ſchritt man zum Unterzeichnen der Akten des Conciliums. Die Legaten baten den Kaiſer, daß er, und nach ihm ſein Sohn zuerſt unterſchreiben möchte. Aber mit einer Beſcheidenheit, die um ſo liebenswürdiger erſcheint, je größer der Monarch iſt, lehnte der Kaiſer dieſes von ſich ab, und auf ſein ausdrückliches Verlangen mußten zuerſt die römiſchen Legaten, und nach dieſen der Patriarch von Conſtantinopel und die Stellvertreter der Patriarchalkirchen unterzeichnen, worauf erſt der Kaiſer mit der gewöhnlichen Purpur-Dinte, und nach ihm der Prinz Conſtantin ihre Unterſchriften gaben. Nach dem Range ih-

rer Kirchen unterzeichneten alsdann auch alle übrigen Biſchöfe.

18. Das Concilium war nun beendiget, und alles, was darauf geſchehen, in dem vollkommenſten Einverſtändniß mit den römiſchen Legaten zu Stande gebracht worden. Offenbar hatte jetzt die Kirche von Conſtantinopel, deren rechtmäßiger Patriarch und alle ihm treu gebliebenen Biſchöfe, ihren über einen eben ſo mächtigen, als gewandten und gewaltthätigen Uſurpator errungenen Sieg blos der Standhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe des römiſchen Stuhles zu danken. Hätte Pabſt Nicolaus nicht ſo kräftig dem, obgleich von der ganzen Allgewalt des mächtigſten Despoten jener Zeit unterſtützten Photius widerſtanden, hätte er durch deſſen Verſprechungen, ſchmeichelnde Worte und ſcheinbare Demüthigungen, oder geſchreckt durch die Drohungen des griechiſchen Kaiſers, ſich zur Nachſicht und Schonung verleiten laſſen, und den Photius in ſeiner theils erſchlichenen, theils gewaltſam errungenen Patriarchenwürde anerkannt: wie viele griechiſche Metropoliten, Geiſtlichen und Mönche hätten nicht, ihrer Stühle beraubt, aus ihrem Vaterlande vertrieben, ihr ganzes Leben in der Verbannung, in Schmach und Elend vertrauren müſſen. Unſtreitig hatte der römiſche Stuhl auf dankbare Anerkennung der von ihm, der morgenländiſchen Kirche und Chriſtenheit, erwieſenen Wohlthaten die gegründetſten Anſprüche. Aber Nationaleitelkeit, und die den griechiſchen Biſchöfen, ſeit Jahrhunderten zur andern Natur gewordene Scheelſucht gegen den römiſchen Stuhl wie gegen die abendländiſchen Kirchen überhaupt, erſtickten bei den Griechen auch jetzt ſogleich wieder alles Gefühl von Dankbarkeit in ihrer Bruſt, und bevor noch die

päbſtlichen Legaten von Conſtantinopel abreiſen konnten, gab man dem römiſchen Stuhle zu dem gerechteſten Mißvergnügen ſchon wieder doppelten und dreifachen Anlaß. — Am dritten Tage nämlich nach Beendigung des Conciliums und Bekanntmachung ſeiner Beſchlüſſe, ließ der Kaiſer die päbſtlichen Legaten mit dem Patriarchen von Conſtantinopel und den Abgeordneten der orientaliſchen Patriarchalkirchen zu einem beſondern Colloquium einladen. Der Zweck deſſelben war den Legaten unbekannt. Als ſie ankamen, fanden ſie in der Verſammlung nicht nur den Patriarchen Ignatius nebſt den Orientalen, ſondern auch die bulgariſchen Geſandten. Ein gewiſſer Petrus, der an der Spitze der bulgariſchen Geſandtſchaft ſtand, nahm ſogleich das Wort und ſprach: „Mehrere Jahrhunderte hin„durch ſaßen wir bisher in den Finſterniſſen des „Heidenthums, und erſt jetzt vor noch nicht ſehr „langer Zeit ward die Leuchte des Chriſtenthums „zu uns gebracht. Da wir aber nun auch ſtets „in dem Lichte des Evangeliums wandeln, und über „nichts im Irrthum bleiben möchten, ſo wünſchen „wir von euch zu vernehmen, welcher von den „patriarchaliſchen Kirchen, ob der römiſchen, oder „jener von Conſtantinopel, wir unterworfen ſeyn „müſſen? — „Offenbar der römiſchen“ erwiederten die Legaten, „indem euer König ſich und ſein „Volk dem heiligen Petrus übergeben, und von „deſſen Nachfolgern Lehrer, Prieſter und Lebens„vorſchriften und endlich auch noch einen Erzbiſchof „erhalten hat.“ Die Geſandten leugneten dies nicht, beſtanden aber darauf, daß ſie, zufolge ihres erhaltenen Auftrages, über die ſo eben aufgeſtellte Frage von den hier verſammelten Vätern eine beſtimmte und entſcheidende Antwort begehren müßten. Darauf antworteten die Legaten, daß ſie in

Rom über die hier aufgeworfene Frage keine Inſtruktion empfangen, daher auch darüber weder eine Entſcheidung geben, noch geſtatten könnten, daß von den Uebrigen, zum Nachtheil der römiſchen Kirche Etwas entſchieden würde. Uebrigens beantworte ſich die Frage von ſelbſt. Die Bulgaren ſeyen durch den Schweis, und die ausdauernden, mit vieler Selbſtaufopferung verbundenen Arbeiten römiſcher Miſſionaire zum Chriſtenthum bekehrt worden; auch fände man unter ihnen jetzt aller Orten blos römiſche Geiſtliche, daher ſie (die Legaten) ſo viel es in ihrer Gewalt liege, jetzt auch dieſe Frage unabänderlich dahin entſcheiden, daß die bulgariſche Kirche der römiſchen angehören müße. — Die Reihe zu ſprechen war nun an den Orientalen. Die erſte Frage, welche ſie an die bulgariſchen Geſandten richteten, war: „Welcher zeitlichen Ober„herrſchaft war das Land, das ihr jetzt bewohnt, „bevor ihr es erobertet, unterworfen? fandet ihr „zu jener Zeit lateiniſche oder griechiſche Prieſter „in demſelben?" — Die Geſandten antworteten, es ſey damals unter der Herrſchaft des griechiſchen Kaiſers geſtanden, auch hätten ſie damals nur griechiſche Prieſter darin gefunden. Daraus ſchloſſen nun die Orientalen, daß jene Prieſter von dem Biſchofe von Conſtantinopel müßten geweihet geweſen ſeyn (?) und entſchieden demnach ohne weiteres, daß die bulgariſche Kirche zu dem Patriarchat von Conſtantinopel gehöre. — Dieſe durchaus falſche Schlußfolge zu widerlegen, war den Legaten nicht ſehr ſchwer. Zuerſt bemerkten ſie, daß die Vorrechte der Kirchen ſich nie nach der politiſchen Begrenzung der Länder richte. Von jenen, und nicht von dieſen ſey jetzt die Rede. Sie erinnerten hierauf den Patriarchen Ignatius und die Orientalen, daß ſchon von den Zeiten des Pabſtes Damaſus,

ganz Illyrien, Epyrus, das alte und neue Dacien, wie auch Obermöſien, Länder, woraus jetzt gerade das bulgariſche Reich zuſammen geſetzt wäre, unter der unmittelbaren Gerichtsbarkeit der römiſchen Kirche geſtanden ſey. Dieſe Länder habe erſt Kaiſer Leo der Iſaurier, als er den ikonoklaſtiſchen Wahn in der Kirche von Conſtantinopel einführte, und dadurch von der römiſchen Kirche ſich trennte, ihr widerrechtlich entzogen. Durch die Bekehrung der Bulgaren zum Chriſtenthum kehre dieſes Recht zu dem römiſchen Stuhle, dem es von jeher gehörte, wieder zurück. Die Orientalen gaben darauf eine Antwort, welche nur zu klar beweiſt, daß die Griechen, Ewiges und Zeitliches, Kirchliches und Politiſches in einer und derſelben Vorſtellung zuſammenfaſſend, das Erſtere ſtets dem Letztern unterordneten. Es iſt ungeziemend, ſagten ſie, daß ihr Römer, die ihr das griechiſche Reich nicht mehr anerkennt, ſondern im Bunde mit den Franken ſteht, im Gebiete unſers Kaiſers dergleichen Vorrechte auszuüben verlangt. Wir entſcheiden daher abermals, daß die bulgariſche Kirche jener von Conſtantinopel für die Zukunft auf immer unterworfen bleibe. — „Und wir," verſetzten darauf die Legaten, „verwerfen und vernichten, bis zur Entſcheidung des römiſchen Stuhles, einen Ausſpruch, der eben ſo ungerecht als unbeſonnen iſt, und den Ihr zu thun auf keine Weiſe ermächtiget ſeyd." Die Legaten wandten ſich hierauf an den Ignatius, ihn bittend, in der bulgariſchen Angelegenheit nichts zu unternehmen, bevor nicht der römiſche Stuhl darin geſprochen hätte. Ignatius antwortete zwar mit der, ihm eigenen Demuth und Beſcheidenheit, vermied aber ſehr ſorgfältig jede beſtimmte, entſcheidende Erklärung.

18. Weder der Kaiſer noch irgend ein Hof-

beamte war zwar bei dem obigen Colloqium gegenwärtig. Aber offenbar war der ganze Hergang von dem kaiſerlichen Hofe geleitet, und von dieſem das Ziel, wozu das Colloquium führen ſollte, längſt ſchon unabänderlich feſtgeſetzt worden. Auch die Bulgaren hatte Baſilius ſchon vorher in ſein Intereſſe zu ziehen gewußt. Sie hatten vor ungefähr zwei Jahren von dem Pabſte den Diacon Marinus zu ihrem Erzbiſchof begehrt. Hadrian glaubte jedoch dieſen, aller Geſchäfte ſo kundigen Diacon, deſſen edler Charakter ihm zugleich die ſicherſte Bürgſchaft einer unverbrüchlichen Treue darbot, ungleich beſſer zu ſeinem Legaten in Conſtantinopel gebrauchen zu können. Er gab den Bulgaren alſo einen andern Biſchof, mit dem, wie es ſcheint, ſie nichts weniger als ſehr zufrieden waren, und wodurch nun ſchon der Bulgaren frühere, warme Anhänglichkeit an den römiſchen Stuhl um vieles erkaltete. Nun hatte aber auch noch einige Zeit vorher der griechiſche Kaiſer den Bulgaren einen ſehr bedeutenden, obgleich völlig öden Länderſtrich abgetreten; ein Geſchenk, das in den Augen der Nation einen um ſo höhern Werth hatte, als es für ſie, wegen der in ihrem Lande immer zunehmenden Bevölkerung, ein wahrhaft dringendes Bedürfniß war, ſich jenſeits der Donau noch weiter ausbreiten zu dürfen. Da zudem nun noch wechſelſeitiger Handel und abgeſchloſſene Handelsverträge beide Nationen einander ſchon ziemlich nahe gebracht hatten; ſo glaubten die Bulgaren es ihrem Intereſſe angemeſſen, ſich ebenfalls durch ihre religiöſen und kirchlichen Verhältniſſe den Griechen noch näher anſchließen zu müſſen. Was den Kaiſer Baſilius betrifft, ſo betrachtete er die bulgariſche Frage blos aus rein politiſchem Geſichtspunkte. Durch römiſche Biſchöfe, Prieſter und Miſſionäre, befürchtete er nämlich, möchten die Bulga-

ren endlich ebenfalls in den Bund mit den Franken, und überhaupt viel zu ſehr in das politiſche Syſtem des Abendlandes hineingezogen werden. Nur dieſer Beſorgniſſe wegen hatte jene Frage eine Wichtigkeit für ihn, ohne welche er ihr gewiß ſtets fremd geblieben ſeyn würde.

19. Das Benehmen der Legaten und deren kräftigen Widerſtand bei dem Colloquium, wo überhaupt von beiden Seiten ſehr lebhaft, und nicht ſelten ſogar in anzüglichen beißenden Ausdrücken war geſprochen worden, wußten griechiſche Biſchöfe jetzt trefflich zu benutzen, um den, ſchon während der Dauer des Conciliums, in die Bruſt des Kaiſers geworfenen Funken von Mißtrauen gegen den römiſchen Stuhl nur noch mehr anzufachen. Wirklich ward auch den Legaten des Monarchen veränderte Stimmung gegen Rom auf mancherlei Weiſe fühlbar. Zwar ließ er ſie vor ihrer Abreiſe noch zur Tafel laden, ihnen auch die gewöhnlichen Geſchenke reichen; gab ihnen aber zu ihrer Begleitung bis an das Meer nur einen Officier vom unterſten Range mit. Als ſie an dem Orte ihrer Einſchiffung ankamen, war für eine, damals noch ſehr beſchwerliche Seereiſe, auch nicht die mindeſte Fürſorge zu ihrem Beſten getroffen. Dem nächſten beſten Schiffe mußten ſie ſich und ihr Eigenthum anvertrauen. Als ſie längs der griechiſchen Küſte ſegelten, wurden ſie ſogar von ſclavoniſchen Seeräubern überfallen, gefangen genommen, ihrer Sachen beraubt, auch ſämmtliche Original-Akten des Conciliums ihnen abgenommen. Höchſt wahrſcheinlich war dieſes Mißgeſchick abermals das Werk griechiſcher Treuloſigkeit. Aber das, worauf es den Griechen vorzüglich ankam, nämlich die von allen Biſchöfen unterzeichneten Vereinigungsformeln, hatten die Legaten, weil

gewarnt durch den, ſchon in Conſtantinopel von den Griechen gemachten diebiſchen Verſuch, den Geſandten des römiſchen Kaiſers übergeben, die ungefähr um die nämliche Zeit Conſtantinopel verließen, und bei ihrer Durchreiſe durch das römiſche Gebiet dieſe ſo wichtigen Aktenſtücke dem Pabſt in Rom überreichten. — Zur Befreiung der Legaten aus der Gefangenſchaft that der Hof von Conſtantinopel auch nicht den unbedeutendſten Schritt, welches nicht wenig zu dem Verdacht berechtiget, daß der griechiſche Befehlshaber der dalmatiniſchen Küſte mit den Seeräubern in geheimem Einverſtändniß geſtanden. Nur durch die kräftige Verwendung Ludwigs II. wurden die Geſandten befreiet, erhielten wieder die Acten zurück, und kamen endlich, jedoch erſt gegen das Ende des Jahres 870 in Rom an.

20. Pabſt Hadrian beſtätigte das Concilium nach deſſen ganzem Inhalt; nur mit Ausnahme deſſen, was in Beziehung auf Bulgarien, eigentlich gar nicht auf dem Concilium, ſondern blos bei den, zwiſchen den Legaten und den Orientalen ſtatt gehabten Colloquium von den Letztern einſeitig und eigenmächtig war entſchieden worden. Auch der griechiſche Kaiſer ließ die Beſchlüſſe des Conciliums, in ſo ferne ſie entweder die Staatsgewalt betrafen, und deren Mitwirkung erfoderten, in Vollziehung ſetzen, foderte aber auch von ſeinem Patriarchen in Conſtantinopel, daß er, zufolge der, wegen Bulgarien, von den Orientalen bei dem Colloquium gegebenen Entſcheidung, und ohne auf die Proteſtation der Legaten zu achten, die Gerichtsbarkeit über die bulgariſche Kirche übernehme. Ignatius glaubte dieſer Forderung ſich fügen zu müßen. Er ordnete alſo für Bulgarien einen Erzbiſchof, ſandte griechiſche Prieſter und Miſſionäre dahin, ließ dort

noch eine Menge Biſchöfe ordiniren, und vertrieb alle Römer oder Lateiner aus dem Lande. *) Pabſt Hadrian reclamirte zwar dagegen in einem Schreiben an den Kaiſer, in welchem er ſich auch ſehr bitter wegen der wenigen Fürſorge beklagt, die man für die Reiſe ſeiner Legaten gehabt habe. Ihnen ſey widerfahren, ſagte er, was noch keinem Legaten des römiſchen Stuhles jemals geſchehen. Von dem Briefe des Pabſtes iſt nur ein Bruchſtück auf uns gekommen, in welchem Hadrian dem Ignatius den großen Unterſchied zeiget zwiſchen den griechiſchen Prieſtern und Miſſionairen, welche ſein Vorfahrer

*) Ganz beſtimmt und mit völliger Gewißheit kann man doch das Letztere nicht ſagen, und es hat einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit, daß der, von dem Pabſte den Bulgaren geſetzte Biſchof Grimoald ſelbſt an dem römiſchen Stuhle zum Verräther ward. Alle aus Bulgarien nach Rom zurück gekommenen Prieſter und Miſſionaire erklärten einſtimmig, ſie ſeyen weder von den Griechen noch Bulgaren vertrieben, wohl aber von dem Biſchofe Grimoald überliſtet und betrogen worden. Was den Verdacht gegen denſelben um vieles erhöhet, iſt, daß er mit großen Reichthümern aus der Bulgarei zurück kam; auch ſobald er dem Pabſte das Schreiben des bulgariſchen Königes, worin ebenfalls von einer Vertreibung der römiſchen Geiſtlichkeit kein Wort ſtand, überreicht hatte, unverzüglich und ohne bei dem heiligen Vater ſich zu beurlauben, Rom wieder verließ. — Natürlicher Weiſe werden die Griechen es gerne geſehen haben, daß die Römer ſo bald als möglich die Bulgarei räumten; aber wohl fühlend, daß eine gewaltſame Vertreibung derſelben den römiſchen Stuhl nicht wenig beleidigen müße, konnten ſie leicht auf den Gedanken gekommen ſeyn, den Grimoald durch Geſchenke in ihr Intereſſe zu ziehen, und ſo nach ächt griechiſcher Manier auf krummem Wege zu ihrem Ziele zu gelangen.

der Pabſt Nicolaus aus Bulgarien verwieſen habe, und den römiſchen Geiſtlichen, welche die Griechen jetzt ſo ſchmählich aus dem Lande vertrieben hätten. Jene wären ſämmtlich von der Ordination des Photius geweſen, daher man ſie, ohne dieſen als rechtmäßigen Patriarchen von Conſtantinopel anzuerkennen, auch keine geiſtliche Funktion in dem Lande hätte verrichten laſſen können. Bei dem jetzt auf das neue beginnenden Zwiſt benahm ſich übrigens Pabſt Hadrian mit ungemeiner Klugheit. Photius, obgleich weit von Conſtantinopel verbannt, unterhielt doch mit ſeinen zahlreichen, theils offenen, theils verborgenen Anhängern, einen ununterbrochenen Briefwechſel, und da er ebenfalls unter den Großen viele geheime Freunde und Gönner hatte, ſo war durch dieſe auch am Hofe ſein Einfluß nichts weniger als völlig erloſchen. Unter dieſen äußerſt zarten Verhältniſſen des römiſchen Stuhles zu dem Hofe von Conſtantinopel, glaubte Hadrian nur mit der größten Schonung zu Werke gehen zu müßen, erlaubte ſich daher für jetzt noch keine ſtark eingreifende, entſcheidende Maßregeln. Endlich ſtarb auch Hadrian II. wie der Leſer weiß, ſchon im November des folgenden Jahres 872. *)

*) Das achte Concilium iſt das letzte oecumeniſche Concilium, welches in Conſtantinopel und überhaupt in dem Morgenlande gehalten ward. Auf Befehl des Pabſtes hat der Bibliothekar Anaſtaſius die Akten dieſes Conciliums in das Lateiniſche überſetzt, und zwar der größeren Treue wegen, Wort für Wort, wo nur immer die Verſchiedenheit der Sprache dieſes erlaubte. In der dazu von ihm verfertigten Vorrede bemerkt Anaſtaſius, daß, wenn man in der Zukunft in andern griechiſchen Abſchriften Abänderungen, Zuſätze oder Verſtümmelungen finden ſollte, man dergleichen Abſchriften keinen Glauben ſchenken, ſondern ſolche, um ſich

von dem geſchehenen Betrug zu überzeugen, nur mit den, in dem Archiv der römiſchen Kirche niedergelegten griechiſchen Originalakten, und deren, von ihm mit der größten Treue gefertigten Ueberſetzung vergleichen dürfe. Die bekannte griechiſche Redlichkeit (graeca fides) machte dieſe Bemerkung nothwendig. Von allen bisher im Morgenlande gehaltenen allgemeinen Concilien hatten die Griechen jedesmal die Akten verfälſcht, bald etwas abgekürzt und verſtümmelt, bald ganz ausgelaſſen; größtentheils aber Zuſätze gemacht, die ſtets die immer größere Erhöhung der Kirche von Conſtantinopel, und deren allmählige Gleichſtellung mit dem römiſchen Stuhle zum Zweck hatten. Gegenwärtig und bevor noch die päbſtlichen Legaten wieder in Rom angekommen ſeyn konnten, erlaubten ſie ſich ſchon wieder eine ſolche Freiheit. Sie verwandelten nämlich die, von den Orientalen bei dem Colloquium einſeitig und willkührlich gegebene Entſcheidung wegen der bulgariſchen Kirche in einen conciliariſchen Beſchluß, ſchmiedeten ein von dem Concilium diesfalls gegebenes Dekret, und fügten dieſes den Akten des Conciliums bei. — Wir werden in kurzem ſehen, daß ungefähr zehn Jahre nachher die Griechen eben dieſes Concilium ſchon wieder verworfen, und ein anderes von ihnen und ein paar beſtochenen römiſchen Legaten gehaltenes Trug- und Lug-Concilium mit dem Namen des achten oecumeniſchen Conciliums zu beehren beliebten.

XVIII.

1. Pontificat Johannes VIII. — Wenige Tage nach dem Ableben Hadrians II. ward Johann, Erzdiacon der römiſchen Kirche, noch am Ende deſſelben Jahres, unter dem Namen: Johann der achte auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben. Gewöhnlich wird dieſem Pabſt, in Anſe-

hung ſeines weltlichen, wie kirchlichen Regiments ein doppelter Vorwurf gemacht. Man beſchuldiget ihn eben ſo ſehr politiſcher Kurzſichtigkeit, als kirchlicher, oder vielmehr hierarchiſcher Feigheit. Indeſſen ſcheint doch die Geſchichte ſeines Pontificats dieſe Vorwürfe durchaus nicht zu beſtätigen. Johann beſtieg den päbſtlichen Thron zu einer Zeit, wo Italien dicht an der Schwelle einer verhängnißvollen, troſtloſen Zukunft ſtand. Gleich nach dem, in dem Jahre 875 erfolgten Tod Kaiſers Ludwig II. kam die in den Gemüthern bisher nur ſchwach unterdrückte Gährung zu ihrem vollen Ausbruch. Die Prinzen des carolingiſchen Hauſes ſtritten um Italien und die Kaiſerkrone. Die italieniſchen großen Vaſallen benutzten dieſen Kampf, um Italien für immer von fremder Herrſchaft zu befreien. Eigentlich wollten die Italiener jetzt gar keinen Herrn, weil eben dadurch jeder um ſo mehr hoffte, ſich ſelbſt endlich zum Herrn aufwerfen zu können. Jeder verfolgte nur ſeine eigenen egoiſtiſchen Zwecke, und an das Geſammtwohl Italiens dachte niemand, als vielleicht ganz allein nur Pabſt Johann VIII. — Eben ſo traurig und hoffnungslos war auch der Zuſtand des ſüdlichen Theils der Halbinſel, wo die Sarazenen bei den immerwährend blutigen Fehden der unabhängigen Staaten Unteritaliens, da bald die einen bald die andern ſich ſogar mit ihnen verbündeten, für ganz Italien eine immer drohendere und gefährlichere Stellung annahmen, während auch die Griechen es ihrem Intereſſe ganz angemeſſen fanden, die jetzt in Italien mit jedem Jahr größer werdende Verwirrung immer nur noch mehr zu verwirren, und ſo lange als möglich zu unterhalten. Bei dieſem furchtbaren Conflickt ſo vieler und mannigfaltiger, ſich feindlich durchkreuzender Intereſſen, der endlich in

einen wahrhaft chaotiſchen Kampf aller elementariſchen Staatskräfte Italiens ausartete, würde ganz gewiß ſelbſt das glänzendſte Talent des geübteſten und gewandteſten Staatsmannes ſich in ſeinen Berechnungen nicht ſelten betrogen gefunden haben.

2. Johann VIII. krönte drei Monarchen; zweien davon ſetzte er die Kaiſer=, dem dritten die Königskrone auf das Haupt. Der erſte, dem er die kaiſerliche Würde übertrug, war Carl II. von Frankreich. Es iſt beinahe unbegreiflich, wie man diesfalls den Pabſt einer beſondern Vorliebe für das franzöſiſche und einer ungerechten Abneigung gegen das deutſche Könighaus hat beſchuldigen können. Nicht bloß nach den Grundſätzen der römiſchen Kirche, ſondern auch nach den damaligen Staatsanſichten aller chriſtlichen Völker lag das Wahlrecht unter den, ſich um die Kaiſerkrone bewerbenden Candidaten in den Händen des Oberhauptes der Kirche. Selbſt die Carolinger beſtritten dem Pabſte dieſes Recht nicht; daher ſie ſich auch in dieſem Falle ſtets zuerſt an den Pabſt wandten, weder Geſchenke, noch ſchmeichelnde Worte und Verſprechungen ſparten, und in ihren Verheißungen, wie ſehr ſie die Kirche ſchützen, und was ſie für deren Erhöhung thun wollten, ſich gegenſeitig zu überbieten ſuchten. Aber bei allem dem war doch immer zu befürchten, daß der Eine oder Andere das, was er durch Bitten und Verſprechungen nicht erhalten könnte, endlich durch Waffengewalt zu erzwingen ſuchen würde. Nach dem Tode Ludwigs II. war Carl von Frankreich allen übrigen Kronkompetenten vorgeeilet, und zuerſt mit einem ungemein zahlreichen Heere in Oberitalien erſchienen. Mehrere der mächtigſten lombardiſchen Vaſallen ſchloſſen ſich ihm an. Daß er nach Rom kommen, und an der

Spitze eines wohlgerüſteten Heeres, das in einem Kampfe um eine Kaiſerkrone, eben ſo ſehr von Nationalſtolz, als von der Eitelkeit ſeines Königs würde geſpornt worden ſeyn, um die Kaiſerwürde anzuſuchen werde, daran konnte kein Vernünftiger zweifeln. Es war alſo gewiß ſehr weiſe, und den Zeitumſtänden wie einer geſunden Staatsklugheit vollkommen angemeſſen, daß Johann vier Biſchöfe dem König entgegen ſchickte, ihn nach Rom einladen, und eine Krone ihm antragen ließ, die er zu verweigern jetzt durchaus nicht mehr im Stande war. Aber bei allem dem war doch die Politik, der er folgte, nichts weniger als furchtſamer Art. Er vergaß dabei weder die Würde noch die Vortheile der römiſchen Kirche. Erſt nachdem Carl dem römiſchen Stuhle alle deſſen zeitlichen Rechte, Gerechtſamen und Prärogative beſtätiget, demſelben auch die Stadt und das Gebiet von Capua geſchenkt, und die Kirche des heiligen Petrus, wie auch das römiſche Volk und den Senat mit Geſchenken überhäuft hatte, ward er von Johann VIII. am vier und zwanzigſten December des Jahres 875, am erſten Tage des heiligen Weihnachtsfeſtes, in der St. Peterskirche zum römiſcher Kaiſer geſalbt und gekrönt.

3. Als Kaiſer Carl II. ſtarb, ſtand ſein Neffe Carlman, König von Baiern, ſchon mit einem nicht minder zahlreichen Heere an Italiens Grenze. Durch den Tod von ſeinem Gegner befreiet, betrachtete er ſich als Sieger, und Furcht vor dem Geharniſchten bewog nun ſchnell die italiäniſchen Vaſallen, ſich um Carlman zu verſammeln. Mit ihnen zog er nach Pavia, wo ihm, als König von Italien, von den Ständen gehuldiget ward. Aber der redliche Carlman ſuchte jetzt ſelbſt den Schein zu ver-

meiden, dasjenige mit Waffengewalt erzwingen zu wollen, was er blos von dem freien Entſchluß des Pabſtes zu hoffen berechtiget war. Er ging demnach nicht nach Rom, ſondern kehrte nach Deutſchland, wohin andere nicht minder große Sorgen ihn riefen, wieder zurück. Indeſſen ließ er ſich mit dem Pabſte in Unterhandlungen ein. Er verſprach ihm, daß, wenn er die Kaiſerkrone erhalten würde, er mehr, als irgend einer ſeiner Vorfahrer, für die Erhöhung des römiſchen Stuhles thun werde. Johann ſchien dem Carlman gar nicht abgeneigt; ſchrieb ihm auch, daß er Legaten an ihn ſchicken wolle, welche ihm ſchriftlich Punkt für Punkt alles vorlegen würden, was er vorher erſt ſeiner Mutter, der römiſchen Kirche, und ſeinem Beſchützer, dem heiligen Petrus zuſagen müſſe. Den italieniſchen Ständen gab jedoch der Pabſt ſeine Unzufriedenheit ganz unumwunden zu erkennen, daß ſie ohne Zuziehung des römiſchen Stuhles zu einer **Königswahl** geſchritten wären. *) Beim erſten Blick

*) Daß das Königreich Italien unter den Longobarden ein Wahlreich war, iſt unſern Leſern bekannt. Unter den erſten carolingiſchen Kaiſern war freilich von keiner Wahl mehr die Rede. Als aber jetzt Ludwig **II.** Kaiſer und König von Italien, ohne männliche Erben hinterlaſſen zu haben, geſtorben war, nahmen die italiäniſchen Stände jenes, unter ihren erſten Herren aus dem fränkiſchen Hauſe, in Abnahme gekommenes Wahlrecht wieder in Anſpruch. Kaiſer Carl **II.** gab es ihnen auch, obgleich nur ſtillſchweigend, jedoch faktiſch wieder zurück; denn als ihm, nachdem er in Rom zum römiſchen Kaiſer war gekrönt worden, auch als König von Italien auf dem Reichstage zu Pavia gehuldiget ward, geſchah dies unter andern auch in folgenden merkwürdigen Ausdrücken: „**jam quia divina pietas Vos, beato**

ſollte man freilich glauben, der Pabſt habe hier ſeine Forderung zu weit getrieben; denn noch nie hatten ehemals die Longobarden, wenn ſie ihre Könige wählten, die Päbſte dabei zu Rathe gezogen. Aber die Zeiten hatten ſich geändert; und der Pabſt ging jetzt von dem ſchönen, dem wahren Wohl der Kirche und ganz Italiens entſprechenden Grundſatz aus, daß ein römiſcher Kaiſer ſtets auch Herr von Italien ſeyn müße; und da die Ertheilung der Kaiſerwürde ganz allein von der freien Wahl des Pabſtes abhängig war, ſo hatten die italieniſchen Stände offenbar einen, wenn auch durch die Zeitumſtände erzwungenen, doch immer eine kleine Rüge verdienenden, voreiligen Schritt gethan. Aber in eben dieſer, von dem Pabſte beabſichtigten Vereinigung der Kaiſerwürde mit der italieniſchen Königskrone, lag ein wahrhaft großer Gedanke, wie ſolcher nur einem, über kleinliche Rückſichten und Beſorgniſſe weit erhabenen Geiſte vorſchweben konnte. Hätte Johann VIII. den Eingebungen einer engherzigen Politik Gehör geben wollen, ſo hätte ihm auch ein, durch das Meer und die Alpen von Rom getrennter, und Italien ganz fremder Kaiſer ungleich willkommener ſeyn müſſen, als ein Monarch in deſſen Händen die Geſammtkräfte von ganz Italien ver-

„rum Apostolorum Petri et Pauli interventione, „per Vicarium ipsorum, Dominum videlicet „Johannem, summum Pontificem, et univer„salem Papam, spiritalemque Patrem vestrum, „ad profectum sanctae Dei ecclesiae, nostrorum„que omnium invitavit, et ad imperiale cul„men sancti Spiritus judicio provexit: „Nos unanimiter Vos protectorem, Dominum, „ad Defensorem omnium nostrum, et Italici „Regni eligimus etc. (Mur. Rer. Ital. P. „2. T. 2.)“

eint waren. Aber der Pabſt, die Bedürfniſſe und Verhältniſſe der Zeit richtig überſchauend, verſchmähte Berechnungen, die nur Kleinmuth und Feigheit für hohe Weisheit halten, hatte blos das wahre, mit der Ruhe und Sicherheit Italiens unzertrennbare Wohl der Kirche im Auge, und fühlte im Bewußtſeyn ſeiner eigenen Kraft ſich vollkommen überzeugt, daß jene unſichtbare hierarchiſche Macht, mit welcher Jeſus Chriſtus das Oberhaupt ſeiner heiligen Kirche ausgerüſtet, mehr als hinreichend ſey, um das Anſehen und die Rechte des apoſtoliſchen Stuhles, trotz jeder gedenkbar möglichen Anmaßung der weltlichen Macht, wie nahe ſie auch Roms Thoren ſtehen möchte, dennoch ſtets mit Nachdruck und Würde zu behaupten.

4. Jeder nur etwas über ſein Jahrzehend hervorragender Mann wird gewöhnlich von ſeinen Zeitgenoſſen verkannt und misverſtanden. Gleiches Schickſal hatte demnach auch Johann VIII. Man misdeutete ſein weiſes beſonnenes Verfahren; und ſo entſtand jetzt plötzlich das lügenhafte Gerücht, der Pabſt wolle aus Vorliebe für Frankreich Carlman blos mit leeren Hoffnungen hinhalten. Dieſer hatte, bevor er Italien verließ, den beiden Herzogen Lambert und Adalbert, der eine von Spoleto, der andere von Tuscien, den Auftrag gegeben, den Pabſt in der, ihm bisher ſo günſtigen Geſinnung auch ferner zu erhalten. Unter dem Vorwand dieſes erhaltenen Auftrages eilten beide raubluſtige Vaſallen mit zahlreichen Schaaren nach Rom, überfielen die Stadt, verübten Gewaltthätigkeiten jeder Art, plünderten das römiſche Gebiet, hielten den Pabſt in der leoniniſchen Vorſtadt eingeſchloſſen, und foderten von ihm und den Römern, dem Carlman alſogleich den Eid der Treue zu ſchwören. Nichts

war unerhörter und widerrechtlicher, als dieſes Begehren. Nur dem Kaiſer, als oberſten Schutz- und Schirmherrn waren die Römer verpflichtet, nicht aber dem Könige von Italien, indem ja Rom nie, weder zu dem ehemaligen longobardiſchen, noch jetzigen italieniſchen Königreiche gehört hatte. Die Römer, geſchreckt durch das, die ganze Stadt erfüllende Waffengeräuſch, fügten ſich den Foderungen der beiden Herzöge, und ſchwuren alles, was man wollte, daß ſie ſchwören ſollten. Nur der Pabſt blieb feſt und unerſchütterlich, *) ließ die

*) Es iſt ſchwer zu errathen und noch ſchwerer zu ergründen, warum man dieſen Pabſt beinahe allgemein der Feigheit und weibiſchen Schwäche beſchuldiget. Aber eine irrige Anſicht, oder ein falſch ausgeſprochenes Urtheil darf nur einigemal wiederholt werden, und ſogleich werden hunderte und abermals hunderte den Irrthum nachſprechen, und die boshafteſte Verläumdung, wie das gröbſte Vorurtheil ſich endlich in, wie man zu ſagen pflegt, allgemein anerkannte Wahrheiten verknöchern. In den ſo ungemein ſchwierigen Verhältniſſen, in welchen Johann VIII. ſich befand, konnte er, was ſehr menſchlich iſt, Mißgriffe begehen, beſonders da ſelbſt die kühnſte Hand den Schleier, der damals eine ahnungsvolle Zukunft deckte, nicht hinweg zu ziehen vermocht haben würde. Aber in dem ganzen Leben dieſes Pabſtes findet ſich nicht ein einziger Zug, der auf Schwäche oder weibliche Unentſchloſſenheit deutet. — Nichts iſt ſpashafter, als wenn Geſchichtſchreiber, um dem Namen dieſes Pabſtes das Prädicat der Schwäche beifügen zu können, überall da, wo er eine ungewöhnliche Charakterſtärke entfaltet, dieſe dem Eigenſinne des Alters zuſchreiben. — In den Jahrhunderten, die wir jetzt durchgehen, berufe man ſich ja nicht allzuſehr auf das Zeugniß gleichzeitiger Geſchichtsſchreiber. Die Chroniſten jener Zeit ſchrieben gewöhnlich blos nach Hören-Sagen, waren von dem Schauplatze der Ereigniſſe größtentheils weit entfernt, und von Partheigeiſt und den, ihm anhängenden Vorur-

in der St. Peterskirche aufbewahrten Schätze in Sicherheit bringen, bedeckte den Altar mit einem Trauertuch, verbot jeden Gottesdienſt in dieſer Kirche zu halten, ſchleuderte hierauf einen furchtbaren Bannfluch gegen die Urheber des gegen die römiſche Kirche begangenen Frevels, und da die beiſpielloſen Gewaltthätigkeiten jener beiden Herzoge, die, weil ſie es jetzt noch ihrem Intereſſe angemeſſen hielten, an der Spitze der deutſch-italieniſchen Parthei ſtanden, ihn dem Carlman abhold gemacht hatten, ſo ſchiffte er ſich ein, und ſuchte den Schutz, wo mehrere ſeiner Vorfahrer ihn ſo oft ſchon gefunden hatten.

5. So bald Johann in Arles gelandet war, begab er ſich nach Troyes, wo Carls II. Sohn und Nachfolger Ludwig, dem man wegen ſeiner etwas ſchweren Ausſprache den Beinamen: der Stammler zu geben pflegt, krank lag. Der Pabſt wünſchte nichts ſehnlicher, als eine perſönliche Zuſammenkunft nicht blos mit Carlman, *) ſon-

---

theilen nie oder nur höchſt ſelten völlig frei. Ihre Chroniken wimmeln von Unrichtigkeiten, falſchen Angaben, und einer Menge offenbarer blos vom Partheigeiſte ausgeſprochener oft wahrhaft boshafter Urtheile. Selbſt die beſten dieſer Annalen machen hierin keine Ausnahme, wie z. B. die Fuldaiſchen und Bertinianiſchen, obgleich von den letztern der wahrhaft gelehrte, und der großen Welt und deren Umtrieben gewiß nicht fremde Erzbiſchof Hincmar der Fortſetzer war.

*) Schon vor ſeiner Abreiſe nach Frankreich hatte Johann erklärt, daß er jetzt Rom verlaſſe, um mit Carlman ſich mündlich zu bereden. Hievon nimmt nun Muratori Anlaß, den Pabſt der Verſtellung zu beſchuldigen, „denn" ſagte der grundgelehrte Mann, „der Weg über das Meer und über Frankreich iſt ja

dern auch mit allen Prinzen des carolingiſchen Hauſes. Hier in Troyes wollte er demnach ein allgemeines Concilium halten, zahlreicher, als je eines der frühern; denn die höchſten Intereſſen der Kirche, der Chriſtenheit und des geſellſchaftlichen Zuſtandes ſollten darauf behandelt werden. An alle carolingiſche Fürſten, an deren erſten Vaſallen, an alle Biſchöfe Germaniens, Frankreichs und Italiens ergingen päbſtliche Einladungsſchreiben. Aber der eifrige und thätige Pabſt mochte ſich abmühen, ſo viel er nur immer konnte, Niemand folgte ſeinem Rufe; und als endlich das, unter ſo vielen Bewegungen vorbereitete, mit ſo groſsem Geräuſch angekündigte, und ſo viele und groſse Erwartungen erregende Concilium eröffnet ward, zählte man auf demſelben blos dreiſsig Biſchöfe, und unter dieſen nur drei italiäniſche, die wahrſcheinlich ebenfalls nicht gekommen ſeyn würden, hätte der Pabſt nicht ſelbſt ſie mit ſich aus Italien gebracht. — Auf dieſem Concilium wurden die beiden Herzoge Lambert und Adalbert noch einmal mit dem Bann belegt, auch

lange nicht der nächſte, der zu Carlman führte." Dies iſt freilich eine Wahrheit, die kein Geograph dem Herrn Muratori beſtreiten wird. Wenn man aber, wie die beiden Herzoge, Lambert und Adalbert es wirklich thaten, dem Pabſte alle Wege zu Lande verſperrt und verlegt, dann muſste er doch wohl ſich zu Oſtia einſchiffen, und ſeinen Weg über das Meer nehmen. Da der Pabſt einen perſönlichen Zuſammentritt ſämmtlicher carolingiſcher Prinzen beabſichtigte; ſo war er zu Troyes dem Carlman ſchon mehr als auf halbem Wege entgegen gekommen, durfte demnach erwarten, daſs derſelbe die andere Hälfte des Weges machen werde; welches wahrſcheinlich auch geſchehen wäre, hätte ihn nicht die ſchwere Krankheit, von der er gleich nach ſeiner Rückkehr aus Italien befallen ward, daran gehindert.

ward über ſie und ihre Genoſſen dreimal das Anathema der Kirche ausgeſprochen. Die übrigen Verhandlungen betrafen größtentheils blos die franzöſiſche Kirche, und Frankreichs damals, gerade im höchſten Grade zerrütteten innern Zuſtand. Den an Leib und Seele ſchwachen Ludwig ſtellte Johann unter den Schutz der Kirche, und ſetzte ihm die Königskrone auf das Haupt. Aber auch bei dieſer Gelegenheit wußte der Pabſt ſeine Würde und das Anſehen des apoſtoliſchen Stuhles zu behaupten. So erwünſcht es ihm auch ſeyn mußte, Frankreich auf alle Weiſe in ſein Intereſſe zu ziehen, ſo ließ er ſich doch weder durch die Bitten des Königes, noch durch die Zudringlichkeit der franzöſiſchen Magnaten bewegen, jetzt auch die Königin Adelheid zu krönen. Ludwig war nämlich früher mit Ansgarde vermählt geweſen, und durch ſie Vater zweier Prinzen geworden. Aber Carl II. ſein Vater, ohne deſſen Willen und Wiſſen dieſe Verbindung war geſchloſſen worden, zwang ihn einige Zeit nachher, ſich von Ansgarde zu ſcheiden, und mit Adelheide zu vermählen. Da aber jene jetzt noch lebte, ſo wollte und konnte der Pabſt auch die letztere nicht als rechtmäßige Gemahlin erkennen, verweigerte daher ihr ſtandhaft die Krönung, indem ja der Krönungsakt eine faktiſche Anerkennung der Gültigkeit einer, gegen Gottes und der Kirche Gebot geſchloſſenen Ehe geweſen ſeyn würde.

6. Bei ſeiner Ankunft in Frankreich, wie bei ſeiner Durchreiſe durch Provence, war der Pabſt von dem dortigen Herzog Boſo, nachherigen König von Burgund, mit der größten Auszeichnung empfangen und behandelt worden. Auch jetzt, als Johann, nach einem Aufenthalt von einem Jahre, Frankreich verließ, ward er von demſelben unter zahlreicher, be-

waffneter Begleitung, und einem ungemein glänzen-
den Gefolge, wieder über die Alpen zurück nach
Pavia geführt. Herzog Boſo war ein kühner, un-
ternehmender, aller Geſchäfte des Krieges, wie des
Friedens kundiger Fürſt. Die Zügel einer Regie-
rung mit ſicherer und feſter Hand zu führen, und
eine wilde, geſetzloſe Zeit ſo viel wie möglich zu
bändigen, verſtand vielleicht damals niemand beſſer
als er. Zudem war Boſos Gemahlin Ermengarde
die Tochter des verſtorbenen Kaiſers, Ludwigs II.,
er ſelbſt durch ſeine Schweſter Richildis, des ver-
ſtorbenen Carls II. Gemahlin der angeheirathete
Oheim des Königes von Frankreich. Bei der, im
Innern Frankreichs herrſchenden allgemeinen Zer-
rüttung, und dem kränkelnden Zuſtand des Königs,
der allem Anſcheine nach jetzt ſchon nahe am Ende
ſeiner Laufbahn ſtand, ſah der Pabſt wohl ein, daß
von dieſer Seite keine Hülfe zu hoffen ſey; und da
nun auch Carlman, in Bayern ohne Hoffnung der
Geneſung krank danieder lag, ſo fiel Johann auf
den Gedanken, dem Herzog Boſo, weil dieſer wirk-
lich ein Herr war, wie die Zeit ihn bedurfte, die
Kaiſerkrone und mit dieſer auch das Königreich Ita-
lien zu verſchaffen. Er nahm ihn alſo an Kindes-
ſtatt an, und die Nachricht, die er von dieſer An-
kindung den italieniſchen Ständen gab, ließ ſeine
ferneren Abſichten mit dieſem Herzoge ſo ziemlich deut-
lich und unverhüllt durchſchimmern. Aber dieſer, wie
ſo mancher andere Plan des Pabſtes zum Beſten
Italiens, ſcheiterte an den ſelbſtſüchtigen Umtrieben
ehrgeiziger, nach Unabhängigkeit ſtrebender Großen,
die, ohne Gemeingeiſt und Vaterlandsliebe, wie wir
ſchon erwähnt, eigentlich gar keinen Herrn wollten,
am wenigſten einen ſolchen, der kräftig genug wäre,
ihren Anmaßungen wie ihrer mißbrauchten, uſur-
pirten Gewalt ein Ende zu machen. Seine Abſich-

ten und Hoffnungen auf Herzog Boſo mußte der Pabſt alſo aufgeben, und da indeſſen Ludwig von Frankreich geſtorben, und Carlman vom Schlage getroffen und der Sprache beraubt, ſo gut wie ſchon todt war, ſo ſuchte Johann jetzt ſich den Brüdern des Letztern, Ludwig und Carl *) zu nähern, noch unentſchloſſen, wem von beiden er die Kaiſerwürde ertheilen ſollte. Er entſchied ſich endlich für Ludwig, der aber, wohl vorausſehend, daß die Erhaltung ſeiner eigenen Erbländer ihm keine lange Abweſenheit aus denſelben geſtatten würde, das Anerbieten des Pabſtes mit allem Anſtand von ſich ablenkte. Deſto mehr Reitz hatten Italien und die Kaiſerkrone für Karln. Dieſer verſprach dem Pabſte alles, was er nur wünſchte: gänzliche Befreiung der italieniſchen Küſte von den Sarazenen, Erhöhung der römiſchen Kirche, wiederkehrende Ruhe und Ordnung in ganz Italien. Johann befand ſich damals in einer äußerſt bedrängten Lage. Von den Sarazenen ward er zwar wenig beunruhiget; denn mit dieſen war er noch vor ſeiner im Jahre 878 angetretenen Reiſe nach Frankreich, als er endlich einſah, daß weder an eine Hülfe von den Carolingern, noch an einen gemeinſamen Bund aller italieniſchen Staaten gegen die Sarazenen zu denken wäre, in Unterhandlungen getreten, hatte ſich zu einem jährlichen Tribut von fünf und zwanzig tauſend Mancuſen verpflichtet, und auf dieſe Weiſe Rom und der römiſchen Kirche Sicherheit erkauft. Aber deſto mehr plagten ihn die kleinen italieniſchen Tyrannen. Unter dieſen zeichnete ſich ganz beſonders Wido von Spoleto aus. Gleich einem wilden Eber durchwühlte

*) In den Geſchichtsbüchern heißt er gewöhnlich Carl der Dicke.

er raubend und mordend das römiſche Gebiet, ließ, wenn er Gefangene machte, denſelben gewöhnlich beide Hände abhauen, und ward für die Römer eine ärgere Geißel, als die Sarazenen es je geweſen ſeyn konnten. Gegen ſo viele äußere und innere Feinde aller geſellſchaftlichen Ordnung ſuchte Johann nun Hülfe bei Carl. Dieſer eilte auch ſogleich nach Italien. Der Pabſt ging ihm bis nach Ravenna entgegen. Aber Carl brachte wieder nichts als leere Verſprechungen mit, und kehrte nach einigen Unterredungen mit dem Pabſte nach Deutſchland zurück. — Als im folgenden Jahre Carlman geſtorben war, ging Carl abermals, und zwar diesmal mit einem Heere nach Italien. Von allem, was er verſprochen, hatte Carl bisher noch nichts gehalten, oder vielmehr noch nicht erwieſen, daß er es zu halten Willen und Kraft habe. Johann ſchickte ihm daher einige Legaten entgegen, die ihm die Bedingungen vorlegen ſollten, unter welchen er nach Rom kommen dürfe. Carln ſelbſt ſchrieb er, daß, bevor er nicht alle Forderungen der päbſtlichen Legaten erfüllt haben würde, er ſich nicht unterſtehen ſollte, einen Fuß auf das Gebiet des heiligen Petrus zu ſetzen. Zwiſchen Johann und Carl begannen nun Unterhandlungen, die, obgleich uns unbekannt, doch höchſt wahrſcheinlich nach dem Wunſche des Pabſtes ſich endigten; denn Carl kam wirklich nach Rom, und ward im Jahre 881 am heiligen Weihnachtsfeſte vom Pabſte zum Kaiſer gekrönt.

7. Aber Kaiſer Carl III., obgleich nicht ohne Einſicht, und von dem beſten Willen, war dennoch eben ſo wenig für Italien, wie für Deutſchland und nachher für Frankreich, der Herr, wie der wilde Charackter der Zeit ihn erforderte. Italien blieb der Schauplatz anarchiſcher Verwirrung, die jetzt

noch höher ſtieg, als auch in dem benachbarten Burgund Herzog Boſo ſich zum Herrſcher aufwarf, mit dem Königstitel ſich ſchmückte, und dieſe Länder den Carolingern entriß. Die Ereigniſſe jener Zeit gleichen einem wilden, alle Leidenſchaften ausſchäumenden, aber auch alles, und beſonders den Pabſt, ſeiner ihm eigenen Stellung wegen, mit ſich fortreißenden Strom. In alle Angelegenheiten Ober- und Unter-Italiens, Burgunds, Frankreichs, zum Theil ſelbſt Deutſchlands war Johann VIII. auf das mannigfaltigſte verwickelt, und eine, in das Detail eingehende geſchichtliche Darſtellung ſeines Pontificats möchte ungleich mehr der Welt- und Völkergeſchichte, als der ſpeciellen Geſchichte unſerer Kirche angehören. Johann überlebte die Kaiſerkrönung Carls III. nicht lange. Er endete ſein thätiges, mühevolles, unaufhörlich von Sorgen und Gefahren jeder Art umlagertes Leben ſchon im folgenden Jahre 882 am fünfzehnten des Monates December, nach einer zehnjährigen, in einer furchtbar bewegten Zeit, äußerſt unruhigen Regierung. — Man kann nicht leugnen, daß die vielen, größtentheils ſtürmiſchen Welthändel auch dieſen Pabſt bisweilen verweltlichten. So z. B. hatte er den Biſchof Athanaſius, der zugleich auch als Herzog in Neapel herrſchte, in den Bann gethan, weil er, aller Aufforderungen und Ermahnungen des Pabſtes ungeachtet, dennoch in ſeinem Bündniß mit den Saracenen beharrte, deren Raub ſogar gewöhnlich mit ihnen theilte. Als Athanaſius endlich nach Jahresfriſt von dem Banne gelöſet zu werden wünſchte, und den Pabſt um die Losſprechung bat, ward ihm dieſe auch ertheilt, aber unter der Bedingung, daß er ſeinem Bündniß mit den Feinden der Chriſtenheit augenblicklich entſage. Doch damit noch nicht zufrieden, wollte Johann auch für die Zukunft jede fernere Annäherung zwiſchen dem

Herzog und den Sarazenen unmöglich machen. Er befahl alſo dem Athanaſius, mehrere an deſſen Hofe ſich aufhaltende Sarazenen, die jedoch auf den Schutz des Herzoges ſich ſtützend, in dem römiſchen Gebiete mehrere, Todesſtrafe nach ſich ziehende Verbrechen begangen hatten, ohne weiteres hinrichten zu laſſen. Johanns politiſcher Zweck ward zwar dadurch erreicht, ob aber ein ſolcher Befehl von Seiten eines Pabſtes dem Geiſte der alten ehrwürdigen Kirchendisciplin angemeſſen war, oder nicht? dies iſt eine Frage, zu deren Beantwortung wir uns jetzt nicht gerade berufen fühlen. — Mit wenigerm Grunde tadelt man auch an ihm, daß er viel öfters, als irgend einer ſeiner Vorfahrer, zu den Blitzen des Vatikans gegriffen. Aber von Chriſten noch ungleich mehr, als von den Sarazenen geplagt, welch anderes Mittel hatte er in Händen, um eine völlig geſetzloſe Zeit nur einigermaßen zu zügeln? Schreckte der geſchleuderte Bannſtrahl auch nicht immer den Getroffenen, ſo that er doch noch weit öfters die erwünſchte Wirkung, und hielt überhaupt die noch nicht ganz verwilderten Naturen von ähnlichem Frevel zurück. Gegen reumüthige Verbrecher verfuhr Johann VIII. ſtets mit vieler Schonung, milderte auch ſolchen Sündern nicht ſelten die, ihnen von ihren Biſchöfen auferlegte Buße, ſobald er dieſelbe nur einigermaßen zu ſchwer fand. — Unter ihm und auf ſeinen Befehl ſchrieb Johann, Diacon der römiſchen Kirche und vorher Mönch von Monte Caſino, in vier Büchern das Leben des heiligen Pabſtes, Gregors des Großen.

XIX.

1. **Wiederherſtellung des Photius auf dem Patriarchalſtuhle von Conſtantinopel.** — Wenn auf das kirchliche Regiment Johanns VIII. einiger Schatten fallen ſollte; ſo wäre es unſtreitig blos deſſen Benehmen in den, ſo äuſſerſt zarten, und ſchwer zu behandelnden Verhältniſſen der römiſchen Kirche zu jener von Conſtantinopel, was ihm einen vielleicht nicht ganz ungegründeten Tadel zuziehen könnte. Man wird in Verſuchung geführt zu glauben, daß er hierin mehr der Stimme einer menſchlichen, daher ſtets und zu allen Zeiten höchſt wandelbaren Politik, als den Forderungen heiliger Canons, und ſeiner eigenen beſſern Einſicht Gehör gab. Aber auf der andern Seite kann man auch nicht leugnen, daß das um ihn her von Lug, Trug und Bosheit geſponnene Netz ſo künſtlich geflochten war, daß es beinahe völlig unmöglich ſchien, von demſelben nicht umſtrickt zu werden, beſonders da der Abgrund der Schlechtigkeit des Photius ſo tief war, daß ſelbſt ein, an das Verderbniß menſchlicher Natur gewohntes Auge denſelben durchaus nicht zu ergründen vermochte. Indeſſen ſcheint aber doch auch ſchon in der bulgariſchen Angelegenheit Johann VIII. mit einem etwas zu heftigen, nicht durch Liebe und Sanftmuth ſehr gemilderten Eifer verfahren zu ſeyn. Nachdem er, verhindert durch die, oft wahrhaft alles überfluthende Menge von Geſchäfren, die Frage wegen Bulgarien ſechs Jahre auf ſich hatte beruhen laſſen, ſandte er plötzlich im Jahre 878 Legaten nach Con-

ſtantinopel, welche dem Patriarchen Ignatius ein, in den härteſten Ausdrücken gefaßtes päbſtliches Schreiben überbrachten. Blos ſeiner Milde, erklärte der Pabſt darin, müſſe Ignatius es verdanken, daß er ihn nicht längſt ſchon von der Gemeinſchaft der römiſchen Kirche getrennt habe, nun aber befehle er ihm, alle von ihm nach Bulgarien geſchickte Prieſter innerhalb dreißig Tagen wieder aus dieſem Lande zu ziehen. Würde er binnen zwei Monaten nicht gehorchen, ſo ſollte es ihm unterſagt ſeyn, das heilige Opfer darzubringen, und wenn er auch hierauf noch länger bei ſeinem Ungehorſam verharren würde, mit der Excommunication und Entſetzung des biſchöflichen Amtes beſtraft werden. — Ein Biſchof von ſo allgemein anerkannter Heiligkeit, wie Ignatius, hätte unſtreitig einen ſolchen Brief nicht verdient, beſonders in einer Angelegenheit, die beinahe ganz allein von dem Kaiſer abhing, der dieſelbe ungleich mehr als einen politiſchen, wie kirchlichen Gegenſtand betrachtete. Doch dieſer harte und dräuende Brief kam nicht mehr in die Hände des Ignatius. Er war ſchon, bevor noch die Legaten in Conſtantinopel ankamen, in die Freude ſeines Herrn eingegangen. Die römiſche wie die griechiſche Kirche zählen ihn den Heiligen bei, denn Gott ſelbſt gab ihm Zeugniß durch mehrere, ſowohl ſchon an ſeiner Bahre, als auch nachher an ſeinem Grabe gewirkte Wunder. Mit Einſchluß der Uſurpationsjahre des Photius, hatte Ignatius dreißig Jahre lang der Kirche von Conſtantinopel mit Weisheit und hervorleuchtender Frömmigkeit vorgeſtanden.

2. Auf welchen Schleichwegen und durch welche Künſte es dem Photius gelang, die Gunſt des Kaiſers wieder zu gewinnen, iſt unſern Leſern bekannt; eben ſo auch, daß er ſchon zu Lebzeiten des Ignatius,

obgleich gegen deſſen Willen, biſchöfliche Funktionen verrichtete. Kaum war alſo jetzt Ignatius todt, als Photius ſchon am dritten Tage nach der Beerdigung deſſelben, von dem biſchöflichen Sitz von Conſtantinopel wieder Beſitz nahm. Photius war noch ganz derſelbe Menſch, der er vor zehn Jahren geweſen war. Während ſeiner mehrjährigen Verbannung hatte auch nicht ein einziger Zug aus ſeinem vorigen gottesvergeſſenen Leben mit Reue auf ſein Herz gewirkt; zu tief wurzelte darin eine, auf völligen Unglauben an alle göttliche Lehren und Wahrheiten hindeutende Verruchtheit; und ſo ſtand nun in derſelben Stunde, in welcher er als abermaliger Patriarch zum erſtenmal in der Kirche von Conſtantinopel erſchien, auch ſogleich wieder aller Greuel der Verwüſtung an heiliger Stätte. Alle Freunde des heiligen Ignatius wurden auf das neue verfolgt, unter erlogenen Vorwänden mehrere derſelben ihrer biſchöflichen Stühle beraubt, und dieſe mit den ſchlechteſten Menſchen, ſeinen Creaturen, beſetzt. So z. B. vertrieb er den ehrwürdigen Euphemian, Biſchof der Euchaiten aus ſeiner Kirche, und erhob auf dieſen biſchöflichen Stuhl einen elenden Mönch, nämlich den berüchtigten, unſern Leſern ſchon bekannten Santabaren. *) Eben ſo zwang er den Erzbiſchof Nycephorus von Nicäa, ſeine erzbiſchöfliche Kirche zu verlaſſen, und ertheilte dieſe dem, von drei Päbſten und mehrern Concilien excommunicirten, anathematiſirten und nur dann, wenn er Buße gethan haben würde, blos zur Communion der Laien zuzulaſſenden Gregor Asbeſta. Noch ärger wüthete er gegen jene, welche zu ſeiner, mit den Verordnungen der beiden letzten Päbſte, wie

*) Er hieß eigentlich Theodorus Sykophantas, führte aber

mit den Entſcheidungen des vor zehn Jahren gehaltenen ökumeniſchen Conciliums in ſchreiendem Widerſpruch ſtehenden Wiedereinſetzung ihre Zuſtimmung verweigerten. Fruchteten bei ſolchen Biſchöfen weder Geſchenke noch Verſprechungen, dann ergoß er ſich gewöhnlich in einen Strom der ärgſten Läſterungen gegen dieſelben, laut und öffentlich ſie der abſcheulichſten Laſter beſchuldigend; ſo bald aber dieſe, wohl vorausſehend, daß auf dergleichen Verläumdungen und falſche Anklagen auch bald Abſetzung, Einkerkerung, Peitſchenhiebe, Verbannung ꝛc. folgen würden, ſich ihm unterwarfen, dann ſtanden ſie auch ſogleich wieder eben ſo rein wie ein Engel des Lichtes da, und wer geſtern noch ein Ehebrecher, Räuber, Mörder, Gotteslaͤſterer ꝛc. geweſen ſeyn mußte, war heute des Photius geliebter Bruder im heiligen Amte, ein höchſt ehrwürdiger, heiliger Prälat, ein Mann ganz nach dem Sinn und Herzen Gottes.

3. Indeſſen fühlte doch Photius ſehr wohl, daß, trotz aller dieſer ihm zu Gebote ſtehenden Zwangsmittel, dennoch die bei weitem größere Majorität der Katholiken, ſowohl Geiſtliche wie Laien, ſich ihm nie unterwerfen würde, ſo lange der Pabſt ihm nicht die Losſprechung ertheilt, und in ſeine

---

den Namen ſeines Vaters Santabaren, der ein Manichäer war, bei dem Volk ein dem Rufe eines Schwarzkünſtlers ſtand, nachher mehrerer Verbrechen wegen aus Conſtantinopel entfloh, nach Bulgarien ging, und dort ein Heide ward. Sein in Conſtantinopel zurückgelaſſener Sohn Theodor kam durch die Fürſorge des Cäſars Bardas in das Studitenkloſter, ward da Mönch, bald darauf dem Photius bekannt, und ſogleich der eifrigſte Anhänger deſſelben.

Kirchen-Gemeinſchaft aufgenommen hätte. Da er alles über den Kaiſer vermochte, ſo ſchickte Baſilius im folgenden Jahre eine feierliche Geſandtſchaft, mit den herrlichſten Geſchenken für den heiligen Petrus, nach Rom. Das kaiſerliche Schreiben war voll der ehrerbietigſten Ausdrücke gegen den römiſchen Stuhl, „deſſen Gewalt, weil ihm von Jeſu Chriſto ſelbſt „übertragen, der Kaiſer alles unterwerfe.“ — In den ſchmeichelndſten Worten bittet Baſilius den Pabſt, daß er gegen den Photius, den alle Stände des Reiches, und ſelbſt die orientaliſchen Kirchen wieder auf den Stuhl von Conſtantinopel gerufen, und in deſſen Lobe ſich der Kaiſer nun völlig erſchöpfte, ſein mitleidsvolles Herz öffnen, ihn zu der Würde und den Ehren eines Patriarchen und oberſten Prieſters zulaſſen, und in ſeine Kirchengemeinſchaft aufnehmen möchte. Nebſt den übertriebenſten Lobeserhebungen des Photius enthielt der Brief des Kaiſers auch eine Menge der glänzendſten Verſprechungen. Eine griechiſche Flotte würde unverzüglich an den Küſten von Italien erſcheinen, und den Uebermuth der Saracenen zügeln. Die griechiſchen Befehlshaber in Unteritalien ſollten den römiſchen Stuhl gegen alle offene und geheime Feinde ſchützen; endlich würde auch die bulgariſche Kirche der Gerichtsbarkeit des römiſchen Stuhles ſogleich wieder zurück gegeben werden. — Das Schreiben des Kaiſers begleitete auch ein Brief des Photius, in welchem er Reue über ſein ehemaliges Betragen heuchelt, eine ihm völlig fremde Demuth zur Schau ſtellt, und den Pabſt, deſſen Gewalt alles unterworfen ſey, in den demüthigſten Ausdrücken um Barmherzigkeit und Aufnahme in ſeine Kirchengemeinſchaft bittet.

4. Der Pabſt befand ſich jetzt in einer nicht

wenig bedenklichen Lage. Von den Sarazenen in der Nähe bedrohet, und ſelbſt von den kleinen italiäniſchen Machthabern unaufhörlich gequält, mußte er, wenn er den Kaiſer beleidigte, nun auch von den Herzogen von Benevent und Spoleto, die im engſten Bunde mit dem Hofe von Conſtantinopel ſtanden, auch den griechiſchen Kaiſer für ihren Oberherrn erkannten, das Aergſte befürchten. Zudem ſah er voraus, daß, wenn er dem Verlangen des Kaiſers und deſſen Patriarchen nicht entſpreche, ein abermaliges, die gehäſſigſten Leidenſchaften wieder weckendes Schisma in der Kirche von Conſtantinopel entſtehen, und Haß und Zwietracht, blutige Verfolgung und Greul jeder Art die unausbleiblichen Folgen davon ſeyn würden. Nach reifer Ueberlegung entſchloß ſich alſo Johann VIII. den Bitten des Hofes von Conſtantinopel, und dem Verlangen der drei Patriarchalkirchen des Orients *) zu willfahren. In ſeinem Antwortſchreiben an den Kaiſer lobt er daher deſſen frommen Eifer für das Wohl der morgenländiſchen Kirchen, und die darin zu erhaltende ſo nothwendige und Gott ſo wohlgefällige Eintracht. Eben ſo ertheilt er auch des Kaiſers Anerkennung der dem römiſchen Stuhle, zufolge der von Chriſto gemachten Anordnung, zuſtehenden oberſt richterlichen Gewalt, das gebührende Lob. Was den Photius betreffe, ſagt der Pabſt, ſo ſey er bereit, ſich dem

---

*) Dies hatte man wenigſtens den Pabſt in dem Schreiben des Kaiſers, wie in jenem des Photius verſichert. Vielleicht daß wirklich der ſchlaue, in allen Künſten der Verführung geübte Photius, durch Verſprechungen, Geſchenke und gleisneriſche Vorſpiegelungen jeder Art, die drei Patriarchen auf ſeine Seite zu ziehen gewußt hat.

Verlangen des Kaiſers zu fügen, beſonders da dadurch aus der morgenländiſchen Kirche alle, ſchon ſeit geraumer Zeit darin herrſchenden Aergerniſſe und Uneinigkeit auf immer verbannt würden. Zufolge des, von allen übrigen Patriarchen von Jeruſalem, Antiochien und Alexandrien, von allen Metropoliten, Biſchöfen und der ganzen Cleriſey von Conſtantinopel ſo lebhaft geäußerten Wunſches, nehme er alſo, zum Beſten der Kirche und zur Wiederherſtellung des Friedens in derſelben, den Photius als ſeinen Bruder und Mitarbeiter in dem biſchöflichen Amte wieder in Gnaden auf. Jedoch nur unter folgenden Bedingungen: a) Photius ſoll vor einem Concilium und in Gegenwart der päbſtlichen Legaten, ſeine frühern großen Vergehungen anerkennen, und wegen derſelben die Kirche Gottes um Gnade und Verzeihung bitten. b) Die bulgariſche Kirche ſoll wieder unter die Gerichtsbarkeit der römiſchen Kirche geſtellt werden. c) Nach dem Photius ſoll kein Laie mehr auf den biſchöflichen Stuhl von Conſtantinopel erhoben, ſondern dieſer ſtets durch einen, dieſer Patriarchalkirche angehörigen Prieſter oder Erzdiacon beſetzt werden. d) Keine ordinationes per saltum *) dürfen für die Zukunft in der morgenländiſchen Kirche mehr ſtatt haben. e) Alle von Ignatius geweihten, aber unlängſt von Photius abgeſetzten Biſchöfe ſollen in ihre vorigen Wür-

*) Das heißt, der Pabſt verbietet, daß in Zukunft die verſchiedenen Weihen ſchnell nach einander ertheilt werden, und z. B. Einer heute zum Lektor, morgen zum Akolythen, am dritten Tag zum Subdiacon, am vierten zum Diacon u. ſ. w. geweihet werde; ſondern jeder ſoll nur ſtufenweiſe, und nicht ohne Beobachtung der zwiſchen den kirchlichen Würden feſtgeſetzten Zeitfriſt, zu denſelben befördert werden.

den wieder eingeſetzt werden. — Unter dieſen Bedingungen, ſagt der Pabſt, wolle er den Wünſchen des Kaiſers entſprechen, und vermöge der, von Chriſto dem h. Petrus und deſſen Nachfolgern ertheilten Gewalt zu binden und zu löſen, die über den Photius und deſſen Anhänger ausgeſprochene Excommunication wieder aufheben. *) Der Pabſt

*) Unſtreitig ſind dieſe Verordnungen des Pabſtes, ſo wie deſſen ganzes Verfahren ſehr weiſe überdacht; auch beruft er ſich diesfalls auf mehrere Beiſpiele ſeiner Vorfahren in ähnlichen Fällen, die er theils ausdrücklich bezeichnet, theils ſtillſchweigend darauf hindeutet, wie z. B. auf des Pabſtes Vigilius zweite Wahl von der römiſchen Cleriſey, auf das Benehmen Leo des Großen gegen Anatolius, und noch mehrere andere Päbſte, die ebenfalls von ganzen Concilien gefällte Urtheile wieder aufhoben. Wirklich ſteht auch der vollkommenen Rechtfertigung Johannes VIII. hier nichts entgegen, als die alle gewöhnlichen menſchlichen Begriffe überſteigende Unwürdigkeit des Photius. Seit der Gründung der Kirche ging noch nie ein ſolches Ungeheuer aus ihrem Schoß hervor. Man erinnere ſich nur ſeiner unmenſchlich grauſamen Behandlung des h. Ignatius, des rechtmäßigen Patriarchen und Biſchofes von Conſtantinopel, ſeines lange prämeditirten Mordanſchlages auf das Leben dieſes Heiligen, ſeiner über ſo viele Biſchöfe, Mönche und redliche Laien verhängten blutigen Verfolgung, der zahlloſen, durch ſeine Beſtechungen geſchwornen falſchen Eide, ſeiner bis dahin noch nie erhörten Empörung gegen das geheiligte Oberhaupt der Kirche, ſeiner vielen, in allen Ländern und Zeiten, mit Ehrloſigkeit und der größten Infamie verbundenen Verfälſchungen gerichtlicher Akten, und endlich des dichten, undurchdringlichen Nebels von Lug, Trug, Argliſt und Verſtellung, den er überall um ſich her ſchuf, und in dem er allein noch ſich zu bewegen vermochte. — Welcher nur immer mögliche Gewinn für die Kirche konnte den Nachtheil überwiegen, der ihr durch die Erhebung ei-

empfiehlt hierauf noch den Photius der Gewogenheit des Kaiſers, und ermahnt dieſen, daß er ihn, als ſeinen geiſtlichen Vater, der ihn, indem er ihm göttliche Wahrheiten lehre, auf den Weg des Heils und der Seligkeit leite, ſtets lieben und ehren möge. Um endlich jeder fernern Spaltung in der Kirche von Conſtantinopel zuvorzukommen, und eine vollkommene Eintracht darin zu erhalten, bedrohet der Pabſt am Ende ſeines Schreibens alle jene mit der Excommunication, welche den Photius nicht anerkennen, und von deſſen Kirchengemeinſchaft ſich trennen würden. — Nichts lag dem Pabſte mehr am Herzen, als Liebe und Eintracht unter den von Ig-

---

nes ſolchen, Gott und deſſen Geboten völlig entfremdeten Laien auf einen der erſten Patriarchenſtühle der Chriſtenheit, das heißt, durch die ſchmählichſte Profanation, tiefſte Erniedrung, und völlige Entweihung der doch ſo hehren und heiligen biſchöflichen Würde, eben dieſer Kirche mußte zugefügt werden. Sicher hätte der große Pabſt Nicolaus lieber noch einmal Rom von den Sarazenen, wie einſt von den Gothen und Vandalen plündern laſſen, ſein eigenes Leben jeder Gefahr ausgeſetzt, und eines neuen Schisma in der Kirche nicht geachtet, als auf die Schultern dieſes Photius, der höchſtens nach Jahren aufrichtiger Buße wieder zu der Communion der Laien zugelaſſen werden konnte, eine ſo ſchwere heilige Bürde zu legen, ſeinen profanen Händen die unſichtbaren Schätze der Kirche, und die Leitung einer ſo zahlreichen Heerde zu übergeben. Unſtreitig, was auch Johann **VIII.** wahrhaft Ehre macht, war deſſen Hauptmotiv in dieſer Angelegenheit eine endliche, vollkommene Conſolidirung des Friedens und der Eintracht in der Kirche von Conſtantinopel. Aber ward dieſer Zweck erreicht, und wurden nicht die in eben dieſer Kirche ſo tief wurzelnden Uebel, nebſt allem Gehäſſigen eines neuen Schisma, wie wir gleich ſehen werden, jetzt nur noch um vieles vermehrt?

natius und von Photius geweihten Biſchöfen, damit man ja, wie er ſelbſt ſich ausdrückt, von dem einen nicht mehr hören möge, ich bin pauliſch, und von dem andern, ich bin cephiſch. — Eben ſo mild und ſchonungsvoll iſt auch das päbſtliche Schreiben an den Photius ſelbſt. Es iſt ungefähr gleichen Inhalts, und enthält dieſelben Bedingungen, unter welchen er ihn als Patriarchen anerkennen, ſammt ſeinen Anhängern von dem Banne löſen, und in ſeine Kirchengemeinſchaft aufnehmen will. — Dieſelbe Angelegenheit betreffend, erließ der Pabſt noch einige andere Sendſchreiben, nämlich an die Cleriſey von Conſtantinopel und die drei Patriarchen des Orients. Ueberbringer ſämmtlicher päbſtlicher Breven war der, die nach Conſtantinopel rückkehrenden kaiſerlichen Geſandten begleitende Petrus, Cardinal-Prieſter der römiſchen Kirche. Der Pabſt hatte ihn und die zwei ſchon in Conſtantinopel befindlichen Biſchöfe Paulus von Ancona und Eugenius von Oſtia zu ſeinen Legaten bei dem bevorſtehenden Concilium ernannt, auch dem Petrus eine, in dem römiſchen Concilium entworfene, und von zwei und zwanzig Biſchöfen unterſchriebene Inſtruction mitgegeben, ſo vollſtändig und weiſe durchdacht, daß ſie in jeder Angelegenheit den Legaten zur ſicher leitenden Richtſchnur dienen konnte.

5. Die Legaten und kaiſerlichen Geſandten kamen ungefähr im Monate Auguſt 879 in Conſtantinopel an; und ſchon in den erſten Tagen des Novembers ward das aus drei hundert und achtzig Biſchöfen *) beſtehende Concilium eröffnet;

---

*) Die große Anzahl der auf den Akten befindlichen Unterſchriften war offenbar wieder die nämliche Taſchen-

ein Concilium, an Schandbarkeit keinem je noch gehaltenen Afterconcilium nachſtehend. Schon von ſeinen Legaten ward Pabſt Johann mit der nämlichen Treue bedient, mit der ſein großer Vorfahrer Pabſt Nicolaus von den beiden Biſchöfen Rodoald von Porto und Zacharias von Anagnia war bedient worden. Sie ließen ſich von Photius gewinnen, und völlig vergeſſend, was ſie ihrer Pflicht und dem römiſchen Stuhle ſchuldig waren, wurden ſie knechtiſche Lobredner des Photius, der nun ganz nach Willkühr auf dem Concilium ſchaltete und waltete, wie es ihm beliebte. Von den, vom Pabſte geſetzten Bedingungen ward auch nicht eine einzige erfüllt; ja man dachte gar nicht einmal mehr an dieſelben. Als die Legaten bei ihrer Ankunft in Conſtantinopel dem Photius die Briefe des Pabſtes, ſowohl an den Kaiſer, als an ihn ſelbſt, deſſen Clerisey und die Orientalen überreichten, waren ſie entweder einfältig oder auch niederträchtig genug, ihm ſogar ihre geheime, in Rom erhaltene Inſtrucktion einzuhändigen. Alle dieſe Urkunden waren, als das Concilium eröffnet ward, von Photius auf das ſchändlichſte verſtümmelt und verfälſcht worden. Was ihm nicht zuſagen wollte, hatte er ausgelaſſen, oder ganz unkenntlich verändert, ganze Stellen, woran der Pabſt

---

ſpielerei, deren ſich Photius auch bei ſeinem imaginären, gegen den Pabſt Nicolaus I. gehaltenen Concilium bedient hatte; blos um dadurch dieſen Concilien ein deſto größeres, blöde Augen blendendes Anſehen zu geben. Wie wäre es möglich geweſen, in der ſo kurzen Zeit von zwei Monaten ſo viele Biſchöfe aus den entfernteſten Gegenden des Orients in Conſtantinopel zuſammen zu bringen! — Man ſehe die, von Katerkamp hierüber gemachte aproximative Zeitberechnung, in deſſen Geſchichte, Band 4. S 438.

nie gedacht haben würde, eingeſchoben, und endlich in einem dichten Dampf von Weihrauch, den er ſich in dergleichen Stellen von dem Pabſte ſtreuen ließ, ſich ſelbſt gleichſam erſtickt. So z. B. hatte der Pabſt, in ſeinem Briefe an den Kaiſer, des Photius unbefugte, gleich in den erſten Tagen nach dem Tode des Ignatius gewagte Beſitznahme des Stuhles von Conſtantinopel, obgleich in ſehr milden Ausdrücken, dennoch nicht völlig ungerügt gelaſſen. Er ſchrieb nämlich: „daß, da nunmehr Ignatius geſtorben, der römiſche Stuhl, die Zeitumſtände berückſichtigend, geurtheilt habe, daß die von „Photius, ohne Vorwiſſen des römiſchen Stuhles „übernommene, obgleich ihm bisher verbotene biſchöfliche Amtsführung mit Schonung zu überſehen ſey,“ — dieſe Stelle ward von Photius völlig unterdrückt, und ſtatt derſelben läßt er den Pabſt folgendes ſagen: „Von allen, die aus dem Morgenlande nach Rom gekommen, ward uns berichtet, Gott habe den Photius mit allen nur erdenklichen Gaben des Geiſtes wie des Herzens geſchmückt. „In allen göttlichen wie weltlichen Dingen beſitze „er die höchſte Erkenntniß und Weisheit, und ſeiner „hervorleuchtenden Frömmigkeit in ſtrenger Befolgung aller Gebote Gottes werde in dem ganzen „Morgenlande mit dem größten Ruhme erwähnt. Es „wäre demnach höchſt unrecht geweſen, wenn man „einen ſolchen Mann unthätig und ſeine Gaben unbenutzt hätte laſſen wollen.“ — In ſeinem Schreiben an den Photius ſagte der Pabſt: „Gegen einen Gebeſſerten müſſe man Erbarmung „haben. Auch ihm ſolle ſie daher zu Theil werden, „jedoch unter der Bedingung, daß er vor dem verſammelten Concilium Genugthuung leiſte, die Kirche „um Verzeihung und Barmherzigkeit bitte, und für „die Zukunft eines heiligen Wandels ſich befleißige.“ —

Dieſer Paragraph ward nun dahin verfälſcht, daß der Pabſt den Photius auffodert, „er möchte, nach „dem Beiſpiel Chriſti, und in Gemäßheit der, ihm „ſelbſt eigenen Demuth, Gottes Barmherzigkeit, und „den über ihm waltenden Schutz des römiſchen Stuh„les auf dem Concilium verherrlichen.“ — In ſeiner beiſpielloſen Frechheit alles zu verfälſchen war Photius endlich ſo weit gegangen, daß er in ſeinem, von dem Pabſte erhaltenen Briefe den heiligen Vater ſagen läßt, „er habe das achte Concilium verworfen und aufgehoben, und erkläre alle Beſchlüſſe deſſelben für null und nichtig.“ Dieſe nämliche Erklärung hatte Photius auch in die, den Legaten in Rom gegebene Inſtruction eingeſchoben, ſo daß nach der von Photius gemachten Interpollation der Pabſt nun darin ſagt: „Wir wol„len über dies, daß von unſern Legaten vor der „ganzen Verſammlung bekannt gemacht werde: die „zu den Zeiten des Pabſtes Hadrian, ſo wohl in „Rom wie auch in Conſtantinopel, gegen den Pa„triarchen Photius gehaltenen Synoden ſeyen nich„tig und ohne alle geſetzliche Kraft.“ *) —

6. Bei dem Concilium führte Photius ſogar vor den römiſchen Legaten den Vorſitz, und dieſe waren feig genug, dazu zu ſchweigen, und auch nicht den mindeſten, den Vorrang des römiſchen Stuhles ſichernden Einſpruch dagegen zu erheben. Das

*) Des Photius Verfälſchung der päbſtlichen Briefe hat der Cardinal Baronius (ad an. 879, §. 7 et seq.) klar und deutlich erwieſen, indem er dieſe Briefe des Pabſtes aus dem römiſchen Archiv, nach deren ganzem Inhalt in ſeinen Annalen mittheilt, und ſie hierauf mit den davon gefertigten, und den Akten des Conciliums beigelegten griechiſchen Ueberſetzungen vergleicht.

Concilium hatte demnach jetzt offenbar gar keinen Zweck mehr. In allem wurden ſieben Sitzungen gehalten, wovon die fünf erſten nichts als eine ununterbrochen fortlaufende Apotheoſe des Photius waren, den beſtellte und wohlbezahlte Lobredner mit den ausſchweifendſten Lobſprüchen überhäuften, die ſtets von allen übrigen Biſchöfen mit dem lauteſten Beifall aufgenommen wurden. Unſtreitig wäre dies letztere ein abermaliger Beweis des wandelbaren, auf keinen Grundſätzen beruhenden, von jedem Windſtoß hin und her bewegten Charakters der Griechen; wenn man nicht mit Grunde beſorgen müßte, daß die Akten dieſes Conciliums eben ſo ſehr, wie die Briefe des Pabſtes und der orientaliſchen Patriarchen von Photius möchten verfälſcht und mit Zuſätzen überfüllt worden ſeyn. Indeſſen machten ſich manche der erkauften Lobredner ſelbſt wahrer Gottesläſterungen ſchuldig. So z. B. wandte Procopius von Cäſarea die, auf Jeſum Chriſtum ſich beziehenden Worte des Apoſtels: „Wir haben einen Hohenprieſter, der die Himmel durchdringt“ nun auf den Photius an. Unverkennbar war übrigens in allen den völlig objectloſen Sitzungen dieſes Conciliums das Streben des Photius und der griechiſchen Biſchöfe, den Stuhl von Conſtantinopel jenem von Rom gleich zu ſtellen, ja den letztern bisweilen ſogar gewiſſermaßen ſich unterzuordnen. Als die päbſtlichen Briefe an den Kaiſer, den Photius und den Clerus von Conſtantinopel, die doch jetzt ſämmtlich von Photius ganz nach ſeinem Wunſche waren umgemodelt worden, dem Concilium vorgeleſen wurden, und die Legaten nach geſchehener Ableſung die verſammelten Väter (!!) fragten, ob ſie alles, was darin enthalten, annehmen wollten, gaben ſie zur Antwort: „Wir erkennen und nehmen alles darin

an, was dieſelben (die päbſtlichen Briefe nämlich) billiges und rechtmäßiges enthalten. Bei den Stellen, in welchen der Pabſt ſein Verlangen kund gibt, in der morgenländiſchen Kirche Friede und Eintracht wieder herzuſtellen, affectirten die griechiſchen Biſchöfe ſogar eine Art von Unwillen gegen den heiligen Vater, und erklärten, daß Friede und Eintracht ſchon längſt unter ihnen geherrſcht, und der Pabſt ſich ſolcher Ausdrücke nicht hätte bedienen ſollen. — Als man bei Vorleſung der, in Rom den Legaten gegebenen Inſtruktion an die von Photius interpollirte päbſtliche Erklärung kam, daß nämlich die gegen Photius in Rom und Conſtantinopel gehaltenen Concilien verworfen und außer Kraft geſetzt ſeyn ſollen, erhoben ſich abermals wieder alle Biſchöfe, und erklärten, daß ſie Kraft ihrer eigenen Gewalt dieſe Synoden ſelbſt ſchon verworfen, verdammt und verflucht hätten. — Die bulgariſche Frage ward völlig beſeitiget. Hiezu, ſagten die Biſchöfe, hätten ſie jetzt keine Zeit, auch gehörte die Angelegenheit vor den Kaiſer, der allein das Recht hätte, die Grenzen ſeines Reiches zu beſtimmen. Auf die Forderung des Pabſtes, daß künftig kein Laie mehr auf einen Biſchofs-Stuhl ſollte erhoben werden, erwiederten die Biſchöfe: es ſey längſt ſchon der morgenländiſchen Kirche Brauch, ihre Biſchöfe ſich auch unter den Laien zu wählen. Als gleich in der erſten Sitzung der in Photius leibhaftig wohnende Vater aller Lügen, durch den Mund ſeines treuen Schülers, die Verſammlung verſichert hatte, daß die päbſtlichen Legaten nicht gekommen wären, um ihn in ſeine vorige Würde als Patriarch wieder einzuſetzen, ſondern blos um diejenigen zu anathematiſiren, welche ſich ihm nicht unterwerfen würden, und hierauf die Legaten, ohne zu erröthen, und mit dreiſter Stimme dieſe Lüge be-

ſtätiget hatten, ſtand Zacharias von Chalcedon auf, und verſicherte nach einer langen, auf Photius gehaltenen Lobrede, daß das gegenwärtige Concilium eigentlich blos des römiſchen Stuhles wegen zuſammen berufen worden, um denſelben nämlich von der ihm gemachten Beſchuldigung, eine Spaltung in der Kirche herbeigeführt zu haben, wieder frei zu ſprechen. Wirklich war auch dies der Standpunkt, worauf das Afterconcilium in allen ſeinen Sitzungen ſich zu behaupten ſuchte. Von allem alſo, was der Pabſt befohlen, verlangt und gewünſcht hatte, geſchah auch nicht das mindeſte, und noch nie, ſelbſt nicht auf dem berüchtigten epheſiſchen Räuberconcilium, ward ein ſo ſchändliches Gaukelſpiel aufgeführt, als auf dieſer photiusiſchen Synode, wo noch überdies bei den gewöhnlichen, am Ende der Sitzungen üblichen Acclamationen der Name des Photius ſtets vor jenem des Pabſtes genannt ward. *)

7. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es unter den vielen Biſchöfen des Morgenlandes doch immer noch Einige gab, welche an dieſen Werken der Finſterniß, das heißt, an den Verhandlungen des Conciliums keinen Antheil nehmen wollten. An ihrer Spitze ſtand wieder der höchſt ehrwürdige Metrophanes. Kränklichkeit vorſchützend, hatte er keiner einzigen Sitzung beigewohnt, als man ihn aber fragte, ob er das, was darin geſchehen, genehm halten, mithin die Akten unterzeichnen wollte, und er auch dieſes ſtandhaft verweigerte, ſo wurden er

*) Daß die Griechen bei ſolchen Gelegenheiten dem Photius ſtets den Titel: **Patriarcha universalis** beilegten, war etwas ganz gewöhnliches.

und die übrigen mit ihm gleich geſinnten Biſchöfe ohne weiteres excommunicirt, und ihrer Stühle entſetzt. Photius ſtützte ſich bei dieſer Gelegenheit, weil dies jetzt in ſeinem Intereſſe lag, wieder auf das Anſehen des Pabſtes. In ſeinem, von Johann erhaltenen Schreiben befand ſich unter den, von ihm interpollirten Stellen auch eine, worin der Pabſt die, von Chriſto dem heiligen Petrus und deſſen Nachfolgern ertheilte Schlüſſelgewalt gleichſam mit dem Photius theilt; ſo daß, was der Eine binden oder löſen würde, auch der Andere als gebunden oder gelöſt betrachten ſollte. Auch dies ward wieder von den päbſtlichen Legaten öffentlich bekräftiget, und ſie ſelbſt waren nun die erſten, die, jeder Schande und Schmach Trotz bietend, das Verdammungsurtheil gegen Metrophanes und die übrigen ausſprachen. Da Photius ſeine gewaltſamen Maßregeln, wo er nur immer konnte, gerne auf andere wälzte, ſo ſtellte er ſich, als wenn er jetzt blos dem Antrag und Ausſpruch der Legaten ſich fügte. „Wir „ehren euch“ ſagte er zu ihnen, „als unſere Väter; „denn ihr ſeyd ja die Legaten des Pabſtes, der un„ſerer aller geiſtlicher Vater iſt.“ — Eine Aeußerung, die, obgleich heuchleriſch und nichts weniger als mit den Geſinnungen des Photius übereinſtimmend, dennoch in dem Munde deſſelben bedeutend iſt, indem ſie zum Beweiſe dient, daß er den Grundſatz der ganz allein auf dem römiſchen Stuhle gegründeten und beruhenden Einheit der Kirche, ſelbſt damals noch nicht öffentlich und geradezu umzuſtoßen es wagen durfte.

8. Die beiden letzten Sitzungen, nämlich die ſechſte und ſiebente wurden in Gegenwart des Kaiſers, die eine in dem Palaſte in dem ſogenannten goldenen Saale, die andere wieder in der Kirche ge-

halten. Bei dieſen beiden Sitzungen hatte der argliſtige Photius wieder einen verborgenen, ſeiner völlig würdigen Zweck. Er wollte ſich nämlich ein geheimes Thor öffnen, durch welches er, ſobald es ſein Vortheil erfoderte, die morgenländiſche Kirche ſogleich zu einer ſcheinbar gegründeten Trennung von der römiſchen führen könnte. Dieſe geheime Pforte ſollte der, in den abendländiſchen Kirchen dem Symbolum beigefügte Zuſatz: Filioque ſeyn. Auf Eingebung ſeines ſaubern Patriarchen machte alſo der Kaiſer den Antrag, daß das Concilium ſeine Sitzungen mit der Vorlegung einer Glaubensformel ſchließen möchte, welche aber keine andere ſeyn dürfte, als die des zweiten ökumeniſchen, in Conſtantinopel gehaltenen Conciliums. Photius trat ſogleich auf, und erklärte. „Man müße feſt an den Entſcheidungen und Ueberlieferungen der Väter halten, „ihnen kein Unbild zufügen, von dem, was ſie gelehrt, nichts hinwegnehmen, aber denſelben auch „nichts zuſetzen.“ — Das conſtantinopolitaniſche Symbolum ward alſo jetzt vorgeleſen, und demſelben noch beigefügt: „Dieß iſt unſer Glaube; auf dieſen Glauben wurden wir getauft. Wir achten diejenigen als „unſere Brüder, die eben ſo glauben. Wenn aber „einer ſich erkühnen ſollte, ein anderes Glaubensbekenntniß zu machen, oder jenes von Canſtantinopel durch Hinweglaſſung, oder fremde Worte und „Zuſätze zu verändern; ſo ſoll er, wenn er ein Geiſtlicher iſt abgeſetzt, und wenn er ein Laie iſt verdammt werden.“ — Die ſiebente Sitzung war blos eine Wiederholung der ſechſten. Zu den Akten der beiden Sitzungen ward noch ein, von dem Meiſter in der Verfälſchungskunſt fabricirter, und dem römiſchen Stuhle unterſchobener Brief beigelegt, in welchem Photius den Pabſt ſagen läßt: „Die römiſche Kirche kennt den Zuſatz: Filioque nicht; da-

„her er diejenigen ſtrafbar finde, die ſich in dem „Symbolum dieſen Zuſatz erlaubt hätten, glaube „aber jedoch, daß ſie mit Schonung müßten be„handelt werden.“ *) — Dieſes Afterconcilium, welches die Griechen noch heute zu Tage, indem ſie das, unter Hadrian II. zu Conſtantinopel gehaltene Concilium nicht anerkennen, für das wahre achte öcumeniſche Concilium ausgeben, hatte am 13. März des Jahres 880 ein Ende.

9. Natürlicher Weiſe machten die Legaten bei ihrer Ankunft in Rom dem Pabſt einen, nichts weniger als mit der Wahrheit übereinſtimmenden Bericht. Sie verſicherten ihn ſogar, die bulgariſche Angelegenheit ſey ganz nach ſeinem Wunſche geordnet worden. Getäuſcht durch dieſen wahrheitswidrigen Bericht, ſchrieb der Pabſt ſogleich an den Kaiſer, dankte ihm für den, dem Concilium gewährten Schutz, und ſagte, daß er alles genehmige, was auf dem Concilium zur Wiederaufnahme des Photius geſchehen ſey. Aber, wie es ſcheint, durch eine innere Stimme gewarnt, und daher die Untreue ſeiner Legaten ahnend, ſetzte der Pabſt noch hinzu, daß, wenn jedoch die Legaten ihre Inſtruction nicht

*) Es ſtand jetzt bei Photius, jene Schonung, ſo lange ſie ſeinem Intereſſe zuſagte, zu beobachten. Aenderten ſich aber Zeiten und Umſtände, ſo hing es ebenfalls von ihm ab, alle abendländiſchen Kirchen ſtrafbar zu finden, daher ſich von ihnen, wie von der römiſchen Kirche wieder zu trennen. — Man ſieht, wie ſcharf und argliſtig dieſer Photius, deſſen Charakter in der Geſchichte nicht leicht ſeines Gleichen finden wird, alles zu berechnen wußte, und auf welchen tief verdeckten, und ſchlau verborgenen Wegen er ſeinem Ziele entgegen zu gehen ſuchte.

befolgt, und etwas gegen ſeine Befehle unternommen haben ſollten, er es nicht genehmigen werde, daſſelbe daher auch keinen Beſtand haben ſollte. — Bald darauf erhielt der Pabſt einige nähere Nachrichten über das Concilium und deſſen Verhandlungen. Noch aufmerkſamer machte ihn ein Brief des Photius, in welchem dieſer dem Pabſt ganz unumwunden ſagte: er habe ſeine Foderung, vor dem Concilium Genugthuung zu leiſten, deswegen nicht erfüllen können, weil er ſich aus ſeinem ganzen Leben keiner Handlung erinnere, die er zu bereuen, und wegen welcher er irgend jemand um Verzeihung zu bitten hätte. — Um alles ganz genau zu erkunden, ſchickte jetzt Johann unverzüglich den Erzdiacon Marinus mit ausgedehnter Vollmacht nach Conſtantinopel. Dieſe Wahl des Pabſtes war trefflich; denn zu Vollziehung eines ſo gefährlichen Auftrages, der eben ſo viel Muth und Feſtigkeit, als Einſicht und Weisheit erforderte, hätte der Pabſt keinen beſſern Legaten wählen können. So bald Marinus in Conſtantinopel angekommen war, trat er ſogleich in dem Charakter eines, mit großer Vollmacht ausgerüſteten päbſtlichen Legaten auf. Mehrere edle Männer, Geiſtliche wie Laien, ſchloſſen ſich ihm an. Was nicht verborgen bleiben konnte, ward nun aufgedeckt, und bald hatte Marinus alle Fäden des, von Lug und Trug, von Argliſt, Falſchheit und der Untreue der vorigen Legaten geſponnenen Gewebes in ſeinen Händen, und von der ihm ertheilten Vollmacht ſogleich Gebrauch machend, verwarf und verdammte er öffentlich das letzte Concilium, deſſen Beſchlüſſe, und alles, was darauf geſchehen war. In den erſten Aufwallungen ſeines Zornes ließ der Kaiſer den Marinus in Banden legen. Aber weder Kerker noch andere Drohungen erſchütterten die Feſtigkeit des ehrwürdigen Legaten, und bald

fühlte auch der an ſich edle Baſilius, wie ſchmachvoll es für ihn wäre, die, ſelbſt den Barbaren heiligen Geſetze des Völkerrechts noch länger zu verletzen. Marinus ward alſo nach einer dreißigtägigen Haft wieder in Freiheit geſetzt, und eilte hierauf ſogleich wieder nach Rom zurück.

10. Des Photius unterirdiſches vom Geiſte der Hoffarth und der Lüge erbautes Labyrinth hatte Marinus nach allen Richtungen durchforſcht. Als er jetzt dem Pabſt einen umſtändlichen, in das ganze ſchreckliche Detail eingehenden Bericht ertheilte, ſchauderte derſelbe vor dem Abgrund zurück, an deſſen Rand die Argliſt jenes Menſchen den römiſchen Stuhl geführt hatte. Aber nun erhob ſich Johann VIII. in der ganzen Kraft ſeines apoſtoliſchen Anſehens. Er berief auf der Stelle ein Concilium zuſammen, verwarf und verdammte die ſchandbare Afterſynode, und ſchleuderte auf das neue den Bannſtrahl gegen Photius und deſſen ſämmtliche ſchismatiſche Biſchöfe. Von den verſammelten Vätern begleitet, begab er ſich hierauf nach der St. Peterskirche, beſtieg, das Evangeliumbuch in der Hand, die Kanzel, that allem Volke kund, was in Conſtantinopel geſchehen war, verwarf und excommunicirte noch einmal den Photius, und ſprach ein furchtbares Anathema über ihn und ſeinen ganzen Anhang aus. — Das Gerücht von des Photius abermaliger Verdammung verbreitete ſich bald in allen chriſtlichen Ländern. Als die ſichere Nachricht davon nach Conſtantinopel kam, hielt ſich ſogleich eine Menge, Geiſtlichen wie Laien, von der Kirchengemeinſchaft des Photius getrennt. Die alten, während der erſten Uſurpation des Photius ſtatt gehabten, grauſamen Scenen wurden alſo jetzt wieder erneuert. Zwar durfte der Afterpatriarch unter einem Regenten wie Baſilius ſeiner Wuth

keinen ſo groſsen Spielraum öffnen, wie unter dem verſtorbenen Kaiſer Michaël; demungeachtet geſchahen der Greuel noch immer genug, und die jetzt auf das neue beginnende Verfolgung dauerte bis zu dem, im Jahre 886, erfolgten Tod des Baſilius ununterbrochen fort. — Mit der Thronbeſteigung des neuen Kaiſers Leo VI. ſchwand, ohne je wieder zu kehren, des ſtolzen Kirchentyrannen bisherige Herrlichkeit auf einmal dahin. Von allen ſeinen Höhen ſtürzte jetzt Photius herab, ward gleich in den erſten Tagen der neuen Regierung verhaftet, ſeiner uſurpirten Würde entſetzt und, um ſeinen gefährlichen, nur Unfriede und Trennung ſtiftenden Einfluſs völlig zu zerſtören, bis an die äuſserſte Grenze Armeniens verbannt. Mit Zuſtimmung der Cleriſey und des Volkes erhob Leo ſeinen jüngſten Bruder Stephanus, einen mit den ſchönſten Gaben geſchmückten Prinzen, auf den Stuhl von Conſtantinopel, und mit der Erhebung deſſelben nahm nun auch das Schisma wieder ein Ende. Zwiſchen der römiſchen und morgenländiſchen Kirche ward in kurzer Zeit der frühere, freundſchaftliche Verkehr vollkommen hergeſtellt, und in allen Kirchen gegen Aufgang und Niedergang herrſchten nun wieder Friede und Eintracht, bis leider der, von Photius reichlich geſtreute Saamen, der beſonders unter den Griechen einen empfänglichen Boden fand, nach und nach aufging, und ſo im eilften Jahrhundert ein zweiter Photius (Michaël Cerularius) aufſtand, und die griechiſche Kirche von dem Felſen des heiligen Petrus auf immer losriſs. — Beſchlieſsen wir dieſen Abſchnitt mit folgender, von dem verſtorbenen Herrn Domcapitular Katerkamp, nachdem er die Geſchichte des photiuſiſchen Schisma, und der dadurch in der Kirche veranlaſsten Bewegungen erzählt hatte, beigefügten, trefflichen Bemer-

kung. — — „So viel geht indeſſen klar aus die„ſer gehäſſigen Geſchichte hervor, daß, während des „Verlaufes derſelben, das Vorrecht und die hö„here Stellung der römiſchen Kirche über „alle Patriarchate des Orients ſo entſchie„den anerkannt war, daß es blos auf der Beſtäti„gung der römiſchen Kirche oder des Pabſtes be„ruhete, ob die Abſetzung, oder, (wie man doch der „Sache den Schein geben wollte) die Abdankung „des Ignatius rechtmäßig, und den Geſetzen der „Kirche angemeſſen ſey. Der Grundſatz des der „römiſchen Kirche eigenthümlichen oberſten „Richteramts ſtand demnach auch in der orien„taliſchen Kirche ſo feſt, daß ſelbſt Photius, (bei „allen Mitteln, die er anwandte) um zu ſeinem „Zweck zu gelangen, doch dieſen Grundſatz nicht „(ſichtbar und öffentlich) verletzen durfte, wie er auch „immer perſönlich in dieſer Hinſicht gedacht haben „mochte. —

XX.

1. Geſchichte der letztern Carolinger bis zur Erlöſchung des carolingiſchen Hauſes in Deutſchland. — — In allen Theilen des ehemaligen fränkiſchen Geſammtreichs laufen jetzt Begebenheiten und Ereigniſſe ſo wild und verworren untereinander, und ſind durch zahlloſe völlig ungleiche Fäden ſo innigſt mit einander verwebt, daß eine Theilung der Geſchichte nach Länder und Völker durchaus unmöglich wird. Eine Begebenheit bedingt ſtets eine Menge anderer, ſelbſt in den ent-

fernteſten Ländern. Was in einem Reiche geſchieht, iſt immer auch für alle übrigen ein nicht minder bedeutendes Ereigniß, und jede Erſchütterung im Oſten oder Weſten, wird alſogleich auch in Süden wie im Norden nicht minder heftig geſpürt. Ueberhaupt verliert jetzt die Geſchichte, ungemein arm an großen Charaktern, — weil niemand mehr durch eigene Perſönlichkeit, ſondern blos durch ſeine zufällig gewonnene Stellung zu wirken vermag, — dabei von widerlicher zurückſchreckender Einförmigkeit, weil ſie nur überall die nämlichen Raubkriege, überall dieſelbe anarchiſche Verwirrung, und überall nur gleiches Elend und gleichen Jammer zu erzählen hat, immer mehr ihre, ihr ſonſt eigenthümliche Farbe und Phyſiognomie, wird daher eben ſo wenig ermunternd für den Geſchichtſchreiber, als belehrend für die Leſer; und bei dem planloſen, wilden, alle bürgerliche Ordnung wie alle geiſtige Cultur nach und nach völlig zerſtörenden Treiben der Völker unter und gegen einander, *) gleicht dieſer

*) Wenn jetzt von Völkern die Rede iſt, ſo verſteht man darunter blos den Adel einer Nation, das heißt, die großen und reichen Grundeigenthümer, die beſonders in Frankreich jetzt ſchon ſehr bedeutend gewordenen Baronen und Burgherren, und dann vorzüglich die höheren Beamten, die ihre Aemter indeſſen erblich zu machen gewußt hatten. Das eigentliche Volk, in tiefſte Erniedrigung herabgedrückt, nimmt an nichts mehr Antheil, und ſcheint blos da zu ſeyn, um abwechſelnd bald von Barbaren, bald von ſeinen eigenen Tyrannen gequält und beraubt zu werden. Die Geiſtlichkeit, unter den erſten Carolingern noch der angeſehenſte, bei weitem einflußreichſte Stand, jetzt aber unvermögend gegen die übermüthigen und übermächtig gewordenen Großen ein Gleichgewicht zu bilden, vermag ſelbſt nicht mehr, ihr und ihrer Kirchen

Zeitraum einer ſich immer tiefer herabſenkenden und immer finſterer werdenden Nacht, die jetzt am Ende des neunten und am Anfange des zehnten Jahrhunderts über alle Länder, bisher oft Sitze der Cultur und blühenden Wohlſtandes, gleich einem ſchwarzen Bahrtuch ſich zu verbreiten beginnt.

2. Ludwigs des Deutſchen Söhne hatten gütlich das väterliche Erbe unter ſich getheilt. Carlmann war König von Bayern und Herr der pannoniſchen Länder, Ludwig der jüngere König von Sachſen und Oſtfranken, und Carl, der jüngſte von den Brüdern, König von Allemannien (Schwaben). Der Tod Kaiſer Carls II. hatte in allen Ländern große Bewegungen zur Folge. Carlmann erneuerte ſeine Anſprüche auf Italien. Auch Ludwig II., der ſeinem Vater, dem verſtorbenen Kaiſer, auf dem Throne von Frankreich gefolgt war, *) erhob ähnliche Anſprüche; aber außer Stande, die-

Eigenthum zu vertheidigen, viel weniger das bei völliger Vernichtung der königlichen Macht preisgegebene Volk zu ſchützen. Bald werden die auf uns gekommenen, obgleich damals fruchtlos verhallten Klagen der Biſchöfe und Aebte auf allen Concilien in Frankreich, wie in Deutſchland und Italien, uns ein eben ſo treues als ſchreckliches Gemälde jener eiſernen Zeiten aufſtellen.

*) Ludwig **II.** war freilich ſeinem Vater auf dem Thron gefolgt, auch hatte er ein gar nicht zu beſtreitendes Recht auf die Krone; aber demungeachtet mußte er den Großen ſeines Reiches, bevor ſie ihn anerkannten, und ſeine Krönung zuließen, erſt noch alles ſchenken, was er nur immer noch zu verſchenken hatte; Grafſchaften, Maierhöfe, Abteien, Zölle, Immunitäten, Rechte, Privilegien 2c. kurz, er mußte erſt alle ihre Foderungen erfüllen. **Secundum uniuscujusque postulationem:** ſagen die bertinianiſchen Jahrbücher.

ſelben jetzt geltend zu machen, behielt er ſich ſein wirkliches oder vermeintliches Recht auf günſtigere Zeitumſtände vor. Dem Carlmann, der, als Carl am Fuße des Mont-Cenis verſchied, mit einem Heere ſchon in Italien ſtand, ward alſo gehuldigt. Aber gleich nach ſeiner Rückkehr fiel er in eine gefährliche Krankheit. Schnell ſchwanden ſeine Körperkräfte dahin, und gleich im darauf folgenden Jahre traf ihn ein Schlagfluß und beraubte ihn der Sprache. Carlmann hätte gerne ſeinem natürlichen Sohn Arnulph, einem hoffnungsvollen Prinzen, das Reich hinterlaſſen. Den Zeitpunkt, wo er zum Beſten ſeines Sohnes hätte handeln können, hatte er jedoch verſäumt, und in ſeinem jetzigen hülfloſen Zuſtande mußte er dem guten Willen ſeines Bruders Ludwig, der auf die erſte Nachricht von der Gefahr Carlmanns nach Bayern geeilt war, ſein, wie ſeines Reiches und ſeines Sohnes Schickſal überlaſſen. Ludwig ließ ſich von den Ständen in Bayern huldigen, ſchien anfänglich den Arnulph völlig unterdrücken zu wollen, beſann ſich jedoch bald nachher eines Beſſern, und übergab ihm das Herzogthum Kärnthen.

3. Aber indeſſen war auch ſchon wieder der König in Frankreich Ludwig II. nach einer höchſtens anderthalbjährigen Regierung geſtorben. Von ſeiner erſten Gemahlin Ansgarde hatte er zwei Prinzen, Ludwig und Carlmann, und die Königin Adelheide war ſchwanger, als ihr Gemahl ſtarb. Nach dem Willen des verſtorbenen Königs ſollte ihm ſein älteſter Prinz Ludwig in der Regierung folgen. Aber Frankreich war in zwei Partheien getheilt. An der Spitze der einen ſtand der mächtige Herzog Boſo. Da er Schwiegervater des jüngern Prinzen Carlmann war, drang er darauf, daß das

Reich nach altem Herkommen unter des verſtorbenen Königs beiden Söhnen ſollte getheilt werden. Um über dieſe wichtige Angelegenheit ſich zu berathen, ward ein Reichstag nach Meaux ausgeſchrieben. Aber eine andere Faktion, von der Goſelin, Abt von St. Denis, und Conrad, Graf von Paris, die Häupter waren, verſammelte ſich in Creil, erklärte die beiden Prinzen, ihrer Geburt wegen, der Thronfolge unfähig, ſandte Abgeordnete nach Frankfurt an Ludwig den jüngern, und trug dieſem Frankreichs Krone an. Ludwig folgte dieſem Rufe, und zog mit einem zahlreichen, aber ſchlecht disciplinirten Heere nach Frankreich. Ludwig kam bis nach Metz, fand aber dort nicht, was er erwartete. Zwar waren ihm dahin mehrere franzöſiſche Vaſallen entgegen geeilet, aber größtentheils nur von Goſelins Parthey, mithin bei weitem nicht ſo viele, als er gehofft hatte; auch ſchloßen ihm beinahe alle Städte ihre Thore. Demungeachtet verbreitete die plötzliche Erſcheinung eines deutſchen Heeres auf franzöſiſchem Boden große Beſtürzung unter den in Meaux verſammelten Großen. Sie hatten kein Heer, das ſie den Deutſchen hätten entgegen ſetzen können, nahmen daher zu Unterhandlungen ihre Zuflucht, und ordneten ebenfalls aus ihrer Mitte einige an Ludwig, die ihm, um gütlich ſich mit ihm abzufinden, den bei der Theilung nach Lothars Tod an Frankreich gekommenen Theil von Lotharingen anboten. Ludwig war klug genug, den Antrag anzunehmen, ging daher mit ſeinem Heere wieder über den Rhein zurück, und ganz Lotharingen ward nun mit Deutſchland vereinigt.

4. Was bisher in Frankreich getrennt geweſen, hatte Ludwigs feindlicher Einmarſch wieder vereint. Die mehrſten Großen fühlten die Nothwen-

digkeit, mit der Erhebung der beiden Prinzen auf den Thron ihrer Väter nicht länger mehr zu zögern, und Ludwig und Carlmann wurden nun an einem und demſelben Tage von dem Erzbiſchofe Anſegiſus von Sens in der Abtey Ferriere geſalbt und gekrönt. Ludwig erhielt Neuſtrien (das eigentliche Frankreich), Carlmann Aquitanien und Burgund. Beide junge Könige, denen es weder an kriegeriſchem Muthe, noch an Einſicht und Milde des Herzens fehlte, waren einer Krone nicht unwürdig, wohl aber die Zeiten, in denen ſie lebten, ſolcher Fürſten nicht werth. Ueberall huldigte man ihnen blos mit den Lippen, nicht mit dem Herzen. Jeder wollte herrſchen, niemand gehorchen: und fruchtlos würde man jetzt in Frankreich die Reiche beider Könige geſucht haben. In dem ganzen Lande längs der Pyrenäen hatten ſich Statthalter und Grafen zu unabhängigen Fürſten aufgeworfen. Bernhard der Behaarte und ſein Sohn Wilhelm der Fromme wurden Stifter der Markgrafen von Barcellona. Bernhard II. hatte eigenmächtig den Titel eines Herzoges von Aquitanien angenommen, Eudes, des Herzogs Bruder, ſich ſelbſt zum erblichen Grafen von Toulouſe gemacht, und in dem ganzen Lande erinnerte nichts mehr an den König von Frankreich, als blos daß man in brieflichen Urkunden noch nach den Regierungsjahren deſſelben zählte. Eben ſo ſtand es auch in Bretagne. Als unabhängige Souveräne beherrſchten dieſes Land zwei Herzoge, die es ſich ſchon zu einem großen Verdienſte anrechneten, wenn ſie die Oberhoheit des Königs von Frankreich auch nur dem Namen nach anerkannten. — Herzog Boſo riß jetzt ſogar einen Theil von Burgund von Frankreich los, machte ſich zum ſouveränen Herrn der Provence, der Dauphinee, des weitſchichtigen Gouvernements von Lyon, ganz Savoyens, und des größ-

ten Theils der Franche-Comtee, ließ ſich bei dem Schloſſe Mantaille in den Ebenen der Dauphinee von den geiſtlichen und weltlichen Herren in Burgund zum Könige wählen, und in Lyon von dem Erzbiſchofe Aurelianus die Königskrone aufſetzen. Was endlich die großen Vaſallen zwiſchen der Loire und Seine betraf, ſo war blos Habgier noch das einzige Band, was ſie an den Thron der franzöſiſchen Könige knüpfte. *) — Gegen den neuen König von Burgund verbanden ſich zwar drei carolingiſche Könige, nämlich Carlmann, Ludwig der Jüngere, und Carl von Allemannien. Auch wurden Lyon und noch einige Städte wieder erobert. Aber Vienne mußte lange belagert werden. Hermengarde, des Boſo ſtolze, jedoch muthvolle und ſtaatskluge Gemahlin vertheidigte die Stadt, und leiſtete den tapferſten Widerſtand. Die Belagerung zog ſich in die Länge. Bald trennten ſich wieder die Heere der Alliirten. Carl zog zuerſt, und zwar ganz in geheim bei nächtlicher Weile mit ſeinem Heere ab, und eilte nach Italien, wo die Kaiſerkrone jetzt das Ziel ſeiner Wünſche war. Ludwig mußte dem von den Normännern hart bedrängten Lotharingen zu Hülfe kommen. Nur Carlmann ſetzte allein noch die Be-

*) Wenn ſie nämlich den Königen gegen deren Gegner Hülfe leiſteten, ſo geſchah es nur deswegen, weil ſie die Güter und Würden der Ueberwundenen zu erhalten hofften. Hatten ſie dieſe einmal, ſo machten ſie es gewöhnlich gerade eben ſo, wie es auch jene gemacht hatten. Gegen äußere Feinde, wie z. B. gegen die Normänner, regte oft kein einziger Vaſall auch nur eine Hand zur gemeinſamen Vertheidigung des Reiches. Von einem ſolchen Krieg konnten ſie ſich für ihre eigene Perſon keinen großen Gewinn verſprechen. Sie zogen es alſo vor, ſich lieber für ihre Rechnung mit den Barbaren abzufinden, bisweilen ſogar deren in Klöſtern und Städten gewonnenen Raub mit denſelben zu theilen.

lagerung fort. Aber auch ihn rief nicht lange darauf ſeines Bruders Tod nach Chierſi, (im Auguſt 882), wo die neuſtriſchen Stände, weil Ludwig III. keine Söhne hinterlaſſen, ihm als ihrem Könige huldigten. Man hielt es für eine ungemein gute Vorbedeutung, daß am Huldigungstage ein Eilbote mit der Nachricht ankam, Vienne habe nach einer zweijährigen Belagerung ſich endlich an das Heer des Königs übergeben. *)

5. Indeſſen ward auch der Oſten ein Schauplatz großer Veränderungen. Der König von Bayern war im März des Jahres 880 geſtorben, und deſſen jüngſter Bruder Carl hierauf ſogleich nach Italien geeilt. Zu Pavia huldigten ihm die italieniſchen Stände als König von Italien, und Pabſt Johann VIII. krönte ihn in Rom am Ende deſſelben Jahres, unter dem Namen Carl III. zum römiſchen Kaiſer. **)

*) Eine der erſten Bedingungen der Uebergabe von Vienne war freier Abzug der Königin mit den Ihrigen. Sie begab ſich hierauf nach Autün. Die von Carlmann gemachten Eroberungen gingen bald wieder verloren. Bei den Frankreich jetzt ſchnell nach einander treffenden Unfällen kam Boſo wieder aus ſeinen Gebirgen hervor, gewann in kurzer Zeit Vienne und alle übrigen ihm abgenommenen Städte, und hinterließ bei ſeinem Tode Burgunds Krone ſeinem zehnjährigen Sohne Ludwig, der Anfangs unter der Vormundſchaft ſeiner klugen Mutter ſtand, auf ihren Rath nachher zu Kaiſer Carl III. in das Elſaß ging, dieſen wenigſtens dem Namen nach als ſeinen Oberherrn anerkannte, und hierauf von demſelben in dem Beſitze des Königreiches Burgund beſtätiget ward.

**) Wenn einige das Jahr 880, andere das Jahr 881 als das Krönungsjahr Carls III. annehmen; ſo mag vielleicht dieſe Verſchiedenheit blos daher rühren, weil mehrere alte Geſchichtsſchreiber das neue Jahr ſchon mit dem Weihnachtsfeſte, andere aber, wie auch jezt noch üblich, mit der Erſcheinung Chriſti anfingen. (Murat. B. VI. 170.)

Ludwig der jüngere, der Erbe aller Staaten ſeines Bru-
ders Carlmann, überlebte denſelben nicht lange, und
ſtarb ſchon im Jahre 882; nach einigen am 20. Jän-
ner, nach Regino am 20. Auguſt deſſelben Jahres. —
Kummervoll und von Unfällen jeder Art begleitet,
waren Ludwigs letzte Jahre. Wegen des Beſitzes
von Lotharingen mußte er mit Hugo, Lothars II.
mit Waldrada erzeugtem Sohne, erſt einen langen
und blutigen Kampf beſtehen. Auf das väterliche
Erbe glaubte Hugo gegründete Anſprüche zu haben.
Zu einer Zeit, wo kein anderes Recht, als das Recht
der Waffen galt, war er mit einem zahlreichen Heere
in die weſtlichen Provinzen Lotharingens eingefallen.
Nichts war jetzt leichter, als ſich ſchnell ein Heer
zu ſchaffen. Wer nämlich damals nicht beraubt ſeyn
wollte, mußte ſelbſt ein Räuber werden. Ein Mann
von bekanntem kriegeriſchem Rufe durfte demnach
nur eine Kriegsfahne aufpflanzen, und ſogleich ſtröm-
ten kriegeriſche Schaaren von allen Seiten herbei.
Der Krieg ward gegen Hugos Anhänger mit vie-
ler Grauſamkeit geführt; er jedoch ſelbſt nicht be-
zwungen. Ludwig zog im folgenden Jahre in ei-
gener Perſon gegen ihn zu Felde; ſchlug zwar ei-
nige feindliche Haufen, konnte aber dennoch nichts
Entſcheidendes ausrichten, und bald riefen die Nor-
männer, die jetzt auf einmal zu gleicher Zeit an
der Schelde, am Rhein und an der Elbe erſchienen,
ihn und ſein Heer nach andern Seiten hin. An
der Schelde erfocht er zwar über die Barbaren ei-
nen bedeutenden Sieg, den er aber ſehr theuer, näm-
lich mit dem Leben ſeines natürlichen Sohnes Hugo,
den er zärtlich liebte, bezahlen mußte. In jugend-
licher Hitze hatte der tapfere Jüngling beim Ver-
folgen des Feindes ſich zu weit unter die feindlichen
Haufen gewagt, ward endlich umringt und zum Ge-
fangenen gemacht. Sobald Ludwig dies erfuhr, ließ

er zum Abzug blaſen, und ordnete Geſandte an die Normänner, um wegen der Freigebung ſeines Sohnes mit ihnen zu unterhandeln. Aber die Nacht brach ein. Die Normänner ſetzten in größter Eile ihren Rückzug fort, und am Morgen des folgenden Tages fand man die Leiche des erſchlagenen hoffnungsvollen Prinzen vor dem verſchanzten Lager der Barbaren. Tief beugte den König der Verluſt des geliebten Sohnes.

6. Aber noch ungleich größer waren die Unfälle an der Elbe. Mit einer weit größeren Anzahl von Schiffen als gewöhnlich waren die Normänner in die Mündung der Elbe eingelaufen. Graf Bruno, Bruder der Königin Luidgarde, Ludwigs Gemahlin, ſammelte in der Eile ein nicht minder zahlreiches, trefflich gerüſtetes Heer, und zog den Barbaren entgegen. Bei Hamburg kam es zu einer entſcheidenden Schlacht. Wie es ſcheint, hatten die Deutſchen eine höchſt unvernünftige Stellung zwiſchen der Elbe und der Alſter, im Winkel beider Flüſſe. Während der Schlacht erhob ſich im Weſten ein fürchterlicher Sturm. Die Elbe trat aus ihren Ufern, und überſchwemmte das Land. Die Sachſen geriethen dadurch in die größte Verwirrung. Sie mußten ihre Stellung verlaſſen und weiter vorrücken; aber vor ſich hatten ſie die zahlreichen Schaaren der Normänner. Da ſie nun, auf beiden Seiten von dem Gewäſſer beengt, nur auf einen äußerſt kleinen Raum zuſammen gedrängt waren, mithin, außer Stande, ihre Maſſen zu entwickeln, dem Feinde nur eine ſehr ſchmale Front darbieten konnten, ſo wüthete unter ihnen jetzt nur deſto furchtbarer und ungeſtrafter das Schwert der Barbaren. Die Deutſchen erlitten eine der blutigſten Niederlagen, welche die Geſchichte jener Zeit kennt. Graf Bruno, zwei Bi-

ſchöfe, zwölf Grafen, ſammt allen Dienſtmannen des Königs, und ihr Gefolge fielen in der mörderiſchen Schlacht. Das ganze Heer ging zu Grunde. Was dem Schwert oder der Streitaxt der Normänner entrann, ward in Gefangenſchaft fortgeſchleppt. Ganz Sachſen klagte und trauerte, als die Kunde von dieſer unerhörten Niederlage im Lande erſcholl. Aber deſto mehr freueten ſich die in Mähren und Böhmen wohnenden Slaven. In ihren Gemüthern regte ſich wieder die alte Feindſchaft gegen die Deutſchen. Das Unglück derſelben hatte ihren Muth erhöhet, und alles mit Feuer und Schwert verheerend, fielen nun auch Böhmen, Dalemincier und Sorben in Thüringen und Sachſen ein. Zwar wurden ſie von dem Grafen oder Herzog Poppo bald wieder zurückgetrieben; aber des Unheils, das ſie angerichtet hatten, war dennoch ſchon mehr als zu viel. Indeſſen war der Kampf mit den Normännern an der Schelde noch lange nicht beendiget. Selbſt im Winter zog Ludwig vor Nimwegen, wo die Feinde ſich feſtgeſetzt hatten. Einige ihrer Heerhaufen ſchlug der König aus dem Felde, vermochte aber nicht das ſehr ſtark befeſtigte Nimwegen zu gewinnen. Die Normänner ſelbſt baten endlich um freien Abzug. Sie verſprachen Ludwigs Reich nie mehr zu betreten, wenn er die Belagerung aufheben und freien Abzug ihnen geſtatten wollte. Der König nahm das Anerbieten an und zog ſich zurück. Auch die Normänner verließen jetzt die Stadt; aber erſt nachdem ſie die Feſtungswerke von Grund aus zerſtört, und ſogar Carls des Großen prächtigen Palaſt verbrannt hatten. Den Raub eines ganzen Jahres brachten ſie in aller Sicherheit auf ihre Schiffe, und ſegelten längs der Küſte Frankreichs, um dort mit einem anderen Schwarme ihrer Landesleute ſich zu vereinigen, und dann in dem

nächſten Jahre, trotz ihres gegebenen Wortes, in verſtärkter Zahl wieder nach Lotharingen zu kommen.

7. Aber was in dieſen unglücklichen Jahren Ludwigs Herz am blutigſten zuſammen drückte, war der Verluſt ſeines einzigen, in rechtmäßiger Ehe mit Luitgarde gezeugten Sohnes; damals ſchon gleichſam die einzige Hoffnung der deutſchen Linie des carolingiſchen Namens. Durch einen unglücklichen, verhängnißvollen Zufall ſtürzte der königliche Knabe aus einem Fenſter des Palaſtes zu Regensburg, zerſchmetterte ſich die Hirnſchale, und war auf der Stelle todt. Große und ſchwere Sorgen, ununterbrochene, höchſt mühſelige, oft ſehr blutige, und doch größtentheils erfolgloſe Feldzüge in Verbindung mit dem Unglück, das ihn ſelbſt und ſein Haus traf, hatten Ludwigs körperliche Kräfte nach und nach erſchöpft; er fing an zu kränkeln, und lag in Frankfurt ſchon tödtlich krank danieder, als zwei normänniſche Anführer oder Könige, Godefried und Siegefried, an der Küſte Lotharingens landeten, an der Maas ſich feſtſetzten, Cambrai und Utrecht zu ihrer Hauptniederlage machten, und den größten Theil von Lotharingen und ganz Niederdeutſchland überſchwemmten. Das ganze linke Maasufer ward verwüſtet, alles Land zwiſchen der Maas und dem Rhein in eine Einöde verwandelt. Eine Menge blühender Städte, Antwerpen, Trier, Jülich, Neuß, Cöln, Bonn, Coblenz wurden ein Raub der Flammen. Aachen ward in einen Aſchenhaufen verwandelt, die Burg Carls des Großen niedergebrannt, und die Kirche, in welcher die Gebeine des großen Kaiſers ruheten, zu einem Pferdeſtall gemacht. Ueberall ward geraubt, gebrannt und gemordet; und kein Vaſall, kein mächtiger Reichsfürſt regte ſich, um dieſem Greuel ein Ende zu machen. Nur der Bi-

ſchof von Metz und Graf Adelhard griffen zu den Waffen, zogen mit ihren wenig zahlreichen Schaaren den alles verwüſtenden Barbaren entgegen, und fielen ſammt ihren Getreuen als Opfer ihrer Treue gegen König und Vaterland. Nur mit vieler Mühe gelang es Ludwig auf ſeinem Sterbebette in Frankfurt, einige ſeiner getreuen Vaſallen zu bewegen, dem Vordringen der Feinde Einhalt zu thun. Dieſe fingen auch ſchon wirklich an, vor dem neu geſchaffenen Heere der Deutſchen zurückzuweichen, das aber, da jetzt Ludwig mit Tode abging, gleich auf die erſte Nachricht davon auseinander lief, worauf die Normänner auf das neue wieder vorrückten, und alles Land längs der Moſel ſchrecklich verwüſteten.

8. Als Ludwig ſtarb, befand ſich Carl in Italien. Schon zum Kaiſer gekrönt, und König von Italien, ward er durch den Tod ſeines Bruders nun auch noch Herr von ganz Deutſchland und Lotharingen. Die vereinte Stimme aller Deutſchen rief den neuen Herrn in das Vaterland zurück. Carl verließ auch unverzüglich Pavia, ging mit einem longobardiſchen Truppencorps über die Alpen, hielt ſich nur ein paar Wochen in Bayern auf, und begab ſich dann nach Worms, wo ihm auf dem dort ausgeſchriebenen, und diesmal ganz ungewöhnlich zahlreich beſuchten Reichstage von den Ständen gehuldiget ward. Carls erſte Sorge war, Deutſchland und Lotharingen von den Normännern zu befreien. Da die Noth jetzt mit jedem Tage dringender ward, ſo folgte auch jedermann dem Rufe des Kaiſers, und ein beinahe zahlloſes Heer von Oſtfranken, Lotharingern, Schwaben, Bayern, Thüringern und Sachſen, wozu auch noch jenes longobardiſche Truppencorps ſtieß, ſtand in kurzer Zeit bei Andernach, dem beſtimmten Sammelplatz, im Lager. Das Heer

war voll Muth, und die Hoffnung eines gewiſſen Sieges in ganz Deutſchland auf das höchſte geſpannt. Unter der Anführung Arnulphs ſchickte Carl die Bayern, und unter dem Grafen Heinrich die Franken voraus, um die im Lande zerſtreuten normänniſchen Heerhaufen von ihren bei Aſchloh an der Maas errichteten ſehr feſten Verſchanzungen abzuſchneiden und wo möglich zu vertilgen. Es wird behauptet, die Normänner hätten einige Franken beſtochen, durch deren Verrath der Verſuch mißlungen ſey. Wie dem aber ſeyn mag; alle Abtheilungen der Normänner hatten Zeit, ſich bei Aſchloh zu vereinigen, und das ganze normänniſche Heer erwartete hinter ſeinen Feſtungswerken den Angriff der Deutſchen. Zwölf Tage lang ward mit der größten Anſtrengung gefochten. Groß war der Verluſt von beiden Seiten. Aber unvermeidlich ſchien der Untergang der Normänner; und mit Zuverſicht ſah man ſchon in dem ganzen deutſchen Heere entweder einem allgemeinen, erfolgreichen Sturme, oder einer freiwilligen Uebergabe des Feindes auf Gnade oder Ungnade entgegen, als Carl plötzlich auf den Rath des Biſchofes Liutward von Vercelli, den der Kaiſer zur Würde eines Reichskanzlers erhoben, und der ihm jetzt über die Alpen gefolgt war, einen Vergleich einging, der nach der damaligen Meinung den deutſchen Namen mit unauslöſchlicher Schmach bedeckte. Die beiden normänniſchen Fürſten Godefried und Siegfried kamen in Carls Lager, verweilten zwei Tage bei dem Kaiſer, und in dieſer Zeit kam nun folgender Vertrag zu Stande. Carl machte ſich verbindlich, dem Godefried den größten Theil von Friesland als ein Lehen zu überlaſſen, den Normännern die ungeheure Summe von zwei tauſend und achtzig Pfund theils Goldes theils Silbers zu bezahlen, und ihrem Fürſten Godefried; wenn er Chriſt werden wollte, die

Prinzeſſin Gisla, eine Tochter Lothars II. von der Walrada, mithin Hugos Schweſter, zur Gemahlin zu geben. Dafür verſprach Godefried, Carl als ſeinen Oberherrn anzuerkennen, ihn, wie es einem treuen Vaſallen geziemt, zu ehren, und die lotharingiſche Küſte gegen die Anfälle ſeiner räuberiſchen Landesleute zu ſchützen. Dieſer Vertrag ward pünktlich erfüllt. Der normänniſche Fürſt ließ ſich taufen. Carl ſelbſt übernahm dabei die Pathenſtelle. Auch den Normännern ward das verſprochene Gold und Silber richtig abgewogen, und Godefried mit Hugos Schweſter vermählt. Hugo ſelbſt, deſſen Intereſſe ebenfalls in dem Vertrage war berückſichtigt worden, erhielt ein ſehr anſehnliches Jahrgeld aus den Einkünften der biſchöflichen Kirche von Metz. Die Normänner zogen nun ab. Ein Theil, der bei Godefried bleiben wollte, ließ ſich in Friesland nieder; der andere ſchiffte ſich ein, um unter Siegefrieds Anführung auf neue See-Raubzüge auszugehen. Carl kehrte mit dem Heere nach Coblenz zurück, wo er es in den gnädigſten Ausdrücken entließ. Aber im höchſten Grade unzufrieden ging daſſelbe auseinander; und in ganz Deutſchland hörte man nur einen und denſelben Schrei des Unwillens über den ſchmachvollen Ausgang einer Unternehmung, die alle Deutſchen zu den glorreichſten Erwartungen berechtigt hatte; und noch mehr ſank des Kaiſers Anſehen, als man vernahm, daß, um die normänniſchen Räuber zu belohnen und zu bezahlen, er ſogar die bisher vor eben dieſen Barbaren verborgen gehaltenen Schätze der Kirchen, beſonders jene der Kirche von Metz, hatte angreifen müßen. — So gerecht auch dieſe Klagen gewißermaßen ſeyn mochten, ſo läßt ſich doch ebenfalls Manches, wo nicht zu des Kaiſers völliger Rechtfertigung, dennoch wenigſtens zu deſſen Entſchuldigung ſich anführen. Die Verſchan-

zungen und Feſtungswerke von Aſchloh wurden mitten im Sommer belagert. Die Hitze war unerträglich. Die Leichen zahlloſer Erſchlagenen blieben unbegraben liegen. Bald verpeſteten ſie die Luft und bösartige, anſteckende Seuchen herrſchten im Heere der Deutſchen wie der Normänner. Unter dieſen gefährlichen und noch größere Gefahr drohenden Umſtänden machten die Normänner den erſten Antrag zu einem Vertrag. Des Kaiſers unbeſchränktes Zutrauen beſaß Liutward, Biſchof von Vercelli. Natürlicher Weiſe lag dem Italiener ungleich mehr Italiens als Deutſchlands Wohl am Herzen. Sein Wunſch war, den Kaiſer ſo bald als möglich dahin zu führen, wohin des Pabſtes flehentliche Stimme ihn längſt ſchon gerufen hatte. Eine ſchnelle Entſcheidung und Beendigung der normänniſchen Angelegenheit lag alſo ganz in dem Intereſſe des *italieniſchen* Biſchofs; und wer weiß, welche Künſte er angewandt, welche ſcheinbare, verführeriſche, ja wohl blendende Gründe er mochte vorgebracht haben, um ſeinen Herrn zur Annahme des vorgeſchlagenen Vergleichs zu bereden. Zudem ward der Biſchof hierin noch unterſtützt von dem eben ſo ſchlauen, als tapfern Grafen W i c b e r t, der Hugos treuer Freund und Anhänger war, mithin auch ganz gewiß mit den Normännern in einem geheimen Einverſtändniß ſtand. Geängſtiget von dem Gedanken an die Möglichkeit einer, vielleicht bald ſchon den größten Theil ſeines Heeres hinwegraffenden Peſt, dabei getäuſcht durch die geheuchelte Demuth und Unterwürfigkeit der normänniſchen Fürſten, und endlich auf allen Seiten von untreuen Räthen umſtrickt, wie leicht konnte da nicht Carl zu falſchen Maßregeln verleitet werden, die man nachher höchſt ungerechter Weiſe blos einer Feigheit des Monarchen zuſchrieb?

9. Indeſſen hatte Carl die allgemeine Meinung, die ſchon, weil allgemein, größtentheils auch ſeicht und irrig iſt, in ganz Deutſchland gegen ſich. Man hielt ihn für einen Herrn ohne Muth und kriegeriſches Talent. Aber ein unkriegeriſcher, des Krieges unkundiger König war damals für die Deutſchen ſo gut, als kein König. Spuren der öffentlichen Geringſchätzung zeigten ſich auch ſchon noch in demſelben Jahre; denn als der Kaiſer auf den Herbſt einen Reichstag nach Tribur ausſchrieb, kam beinahe niemand dahin, als Carl allein, und mit den Wenigen, welche darauf erſchienen, weil voll Unmuth und Mißtrauen, war durchaus nichts auszurichten. Der Kaiſer ging alſo wieder nach Bayern, und im folgenden Jahre 884 gleich nach dem Oſterfeſte nach Italien. Hier hatte er jetzt das Glück, den unruhigen, den päbſtlichen Stuhl ſo unaufhörlich beläſtigenden Herzog Wido von Spoleto gefangen zu nehmen. Er entſetzte ihn ſeines Herzogthumes, und übergab dieſes einem Anverwandten ſeines Hauſes, nämlich dem Herzog Berengar von Friaul. Aber dieſer mußte es erſt erobern, konnte auch nur zur Hälfte in den Beſitz deſſelben gelangen. Indeſſen fand Wido bald wieder Mittel, ſeiner Haft zu entwiſchen, ging zu den Sarazenen, machte mit denſelben ein Bündniß, erhielt von ihnen ein anſehnliches Truppencorps, und ward nun für ganz Italien eine ungleich ſchrecklichere, blutigere Geißel, als nur immer die Sarazenen ſelbſt es hätten ſeyn können. Carl vermochte nicht den Ruheſtörer zu bändigen; ein Beweis der Unfolgſamkeit der Vaſallen, wie der auch in Italien damals ſchon äußerſt beſchränkten, oder vielmehr völlig gelähmten königlichen Macht. Die deutſchen Angelegenheiten riefen jetzt Carl wieder nach Deutſchland. Nichts iſt bedauernswerther, als die Lage, in welcher er ſich befand. War er

in Italien, ſo wollte man ihn in Deutſchland haben, und war er in Deutſchland, ſo ſchrieen die Italiener, daß er nach Italien kommen möchte; und wohin er kam, vermochte er, da ihm keine Mittel zu Gebote ſtanden, weder zu helfen, noch zu ſchützen, oder zu beruhigen; und wenn er dann wirklich weder ſchützte noch ſchirmte, ſo legte man dem unglücklichen Monarchen ausſchließlich zur Laſt, was doch blos die Schuld einer gar nicht mehr zu bändigenden Zeit, und eines in allen ſeinen Elementen beinahe völlig zerrütteten Socialzuſtandes war.

10. Carl ging alſo im Anfang des Jahres 884 wieder über die Alpen zurück. Aber grenzenloſe Verwirrung und unausſprechlicher Jammer herrſchten in allen Gauen Deutſchlands. Die beiden Herzoge oder Grafen Poppo und Egino, der eine von Thüringen, der andere von Sachſen, waren in blutiger Fehde mit einander zerfallen. An dem perſönlichen Zwiſte der Streitenden nahmen nun bald auch beide Völkerſchaften Theil. Es entſtand ein ſchrecklicher, durch ganz Sachſen und Thüringen wüthender Bürgerkrieg. Blutige Schlachten wurden geliefert, Burgen erobert, Flecken und Dörfer verbrannt, große Strecken Landes völlig verwüſtet. Friede oder Waffenſtillſtand ward geſchloſſen, bald darauf wieder gebrochen, und auf das neue zu kämpfen und zu verwüſten wieder angefangen; und alles dieß ging nun ſo fort, als wenn es gar keinen Herrn oder König in Deutſchland gäbe. Gleicher Jammer lag auch über den Gegenden an der Donau. Zwentibold war mit einem ſtarken Heere über den Fluß gegangen, um gegen Herzog Arnulph von Kärnthen zu ſtreiten. Der Krieg ward von den Mähren mit der größten Wildheit geführt,

und alles den Krieg, beſonders in jenen Zeiten, begleitendes Elend ward nun auch das Loos der Länder dieſſeits, wie jenſeits der Donau. Um ſeine alten Anſprüche auf das Erbe ſeines Vaters auf das neue geltend zu machen, war Hugo, trotz des unlängſt abgeſchloſſenen Vertrages, abermals mit zahlreichen Raubſchaaren in Lotharingen eingefallen. Hugo war ein tapferer und thätiger Prinz, aber ohne allen innern moraliſchen Werth. Er und ſein zahlloſes Geſindel begingen Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten, die, wenn ſie hierin auch nicht gerade die nordiſchen Barbaren übertrafen, ſie dieſen doch wenigſtens gleich ſtellten. Wahrſcheinlich um den Hugo zu unterſtützen, waren auch die treuloſen Normänner in das Trieriſche eingedrungen, und fingen ihr gewohntes Handwerk auf das neue wieder an zu treiben. Zwar wurden ſie bei der Abtey Prüm von dem kriegeriſchen Herzog Heinrich von Franken, Carls einzigem treuen Vaſallen, zurückgedrängt; aber dafür ſegelten ſie wenige Wochen nachher ziemlich weit den Rhein hinauf, bemächtigten ſich der Stadt Duisburg, befeſtigten den Ort, errichteten ein ſtark verſchanztes Lager und ſtreiften von da aus bis tief in das Innere von Franken und Niederſachſen. Allem dieſem Jammer und dieſer grenzenloſen Verwirrung ſollte nun ein Monarch auf der Stelle abhelfen, deſſen königliche Macht durch die in ein Ungeheuer ausgeartete Lehnverfaſſung völlig gebrochen war, dem kein Vaſall gehorchte, der von ſeinen ſogenannten Getreuen jeden Dienſt erſt durch reiche Geſchenke an Abteien, Krongütern, Grafſchaften ꝛc. erkaufen mußte, und der, ſelbſt ſchon verarmt, beinahe gar nichts mehr wegzuſchenken hatte. Carl begab ſich nach Worms, wo er Reichstage ausſchrieb, auf denen nur wer gerade wollte erſchien, und wo mithin weder an einen gemeinnützigen Beſchluß, noch

auch, wenn einer wirklich zu Stande gekommen wäre, an deſſen Vollziehung zu denken war. Da indeſſen Herzog Heinrich von Franken und Biſchof Berthold von Würzburg die Normänner geſchlagen, und dieſe ſich wieder an die Mündungen des Rheins zurückgezogen hatten, ſo mußte Carl ſich einſtweilen damit begnügen, überließ demnach Lotharingen für jetzt noch ſeinem eigenen Schickſale, und ging, nachdem er in der Sache des Popo und Egino eine Entſcheidung gegeben hatte, an die ſich weder der eine, noch der andere kehrte, nach Baiern. Hier hatte er das Vergnügen, daß wenigſtens Zwentibold, über welchen Arnulph ſchon mehrere Vortheile erfochten hatte, ſich endlich unterwarf, zu dem Kaiſer kam, und den Vaſalleneid erneuerte. Carl war eigentlich in der Abſicht nach Baiern gekommen, um einige Vaſallen zu bewegen, ihm über die Alpen zu folgen. Da die Lage der Dinge dies nicht erlaubte, ſo ging Carl, ſchon wieder vom Pabſte und den Italienern gerufen, gegen das Ende deſſelben Jahres, mit einem nur ſchwachen Gefolge nach Italien, um dort den Kampf gegen Wido von Spoleto, der jetzt der Schrecken der ganzen Halbinſel war, auf das neue zu beginnen.

11. Nicht minder, als Deutſchland und Italien, war auch jetzt Frankreich ein weiter Schauplatz der Verwüſtung und Verwirrung. Unter Siegfrieds Anführung waren die Normänner in das Herz Frankreichs gedrungen. Die ſchönſten Gegenden, mit rauchenden Trümmern bedeckt, zeugten von der Wildheit der Barbaren. Gerne hätte der junge König Carlmann, der in frühern Gefechten ſchon Proben ſeiner Tapferkeit gegeben hatte, ihnen Einhalt gethan. Aber nirgends fand er Unterſtützung. Die Normänner hatten ſo eben wieder alles Land an der Somme

und Aisne in eine Einöde verwandelt. Nur von wenigen Vaſallen begleitet zog Carlmann ihnen entgegen. Aber das feindliche Heer war ungemein zahlreich, das ſeinige äußerſt ſchwach. Zu ungleich wäre der Kampf geweſen. Der König ſah ſich alſo genöthigt, mit den Normännern Friede zu ſchließen, und zu einem jährlichen Tribut von zwölf tauſend Pfund Silbers ſich zu verſtehen. Die Normänner zogen ſich hierauf an die Küſte von Boulogne zurück, wo ſie ſich einſchifften, und in mehr als zwei hundert, mit dem Raube Frankreichs beladenen Schiffen in ihr Vaterland zurückkehrten. Bald darauf ſtarb König Carlmann. In dem Walde bei Baiſſieux, wo er ſich mit der Jagd beluſtigte, ward er durch die Ungeſchicklichkeit eines ſeiner Diener mit einer Lanze gefährlich am Schenkel verwundet. Er fühlte ſogleich, daß die Wunde tödtlich ſey, und nun weniger um ſein eigenes Leben beſorgt, als um das Wohl ſeines ungeſchickten Dieners, deſſen unglückliche Hand ihm doch den Tod gegeben hatte, verbreitete er ſelbſt das Gerücht, ein wilder Eber habe ihn verwundet. Dieſer einzige Zug ſchließt uns ſchon das ſchöne Herz des edeln gekrönten Jünglings auf. Als Carlmann ſtarb, hatte er ſein neunzehntes Jahr noch nicht vollendet. (884.) Eines Thrones wäre er würdig geweſen, hätte es damals nur einen nicht in allen ſeinen Grundfeſten erſchütterten, nicht völligen Einſturz drohenden Thron in dem ganzen ehemaligen fränkiſchen Reiche noch gegeben.

12. Verödet war jetzt das Haus Carls des Großen. An dem Baume, der vor einigen Generationen noch ganz Europa überſchattete, und unter deſſen dicht belaubten, ſchirmenden Aeſten ſo viele Völker, unbeſchadet ihrer Autonomie, ruhig neben einander wohnten und kräftig gediehen, grünten jetzt

nur noch zwei einzige Zweige, wovon jedoch der eine ſchon wieder zu verdorren begann. Dieſe zwei Aeſte waren Kaiſer Carl III. und des verſtorbenen Königs Ludwig III. nach deſſen Tode geborner, jetzt kaum erſt fünfjähriger Sohn Carl, dem man nachher den abgeſchmackten, deſſelben völlig unwürdigen Beinamen: der Einfältige gab. (Charles le simple.) Das zarte Alter dieſes Prinzen diente den großen Vaſallen zum Vorwand, ihn ganz zu übergehen, und Frankreichs Krone dem Kaiſer Carl anzubieten. Da dieſer ſich jetzt in Italien befand, ward Graf Theodorich abgeſandt, um dem neuen franzöſiſchen Könige die Wahl der Nation bekannt zu machen. Eine Krone auszuſchlagen, lag nicht in dem Geiſte der damaligen Zeit, mithin auch nicht in dem einfachen Sinne des guten, nicht wenig hart geplagten Kaiſers. Er nahm alſo das Anerbieten an, und um Italien nun gleich wieder verlaſſen zu können, ſuchte er es jetzt ſo ſchnell als möglich zu beruhigen. Statt alſo den widerſpenſtigen Herzog Wido durch Waffengewalt zur Unterwerfung zu zwingen, nahm er ihn auf einem in Eile zu Pavia zuſammen berufenen Reichstag wieder zu Gnaden auf, und gab ihm ſein Herzogthum zurück, wofür der Herzog, des Kaiſers treuer Vaſall zu ſeyn, mit den Lippen verſprach. Auch Wido's ſämmtliche Anhänger wurden wieder in ihre Güter, Würden und Ehren eingeſetzt. Aber gerade dadurch verſchlimmerte Carl nur noch mehr ſeine Sache in Italien. Seine ehemaligen Gegner glaubten ſich ihm nicht durch Dankbarkeit verpflichtet, wohl wiſſend, daß bloß der Drang der Umſtände den Kaiſer zu dieſem Schritte gezwungen habe, blieben alſo ſeine geheimen Feinde und hatten jetzt nur noch mehr Mittel ihm zu ſchaden, während ſeine bisherigen Anhänger, mißvergnügt über die Wiedereinſetzung der in die Acht

Erklärten, deren Güter ſie ſich ſchon als den ſichern Lohn ihrer Anhänglichkeit an den Kaiſer verſprochen hatten, ſich von ihm abwandten, und andere dem kaiſerlichen Anſehen nicht minder gefährliche Pläne im Stillen ſchmiedeten. Carl glaubte jetzt, Italien beruhigt zu haben; aber er verließ es, wie er es ſchon beim Antritt ſeiner Regierung gefunden hatte, nämlich voll des immer mehr gährenden Stoffes, in eine Menge von Partheien und Faktionen getheilt, und ohne einen einzigen Freund, auf deſſen Treue er ſich hätte verlaſſen können.

13. Im Anfange des Jahres 885 kam Carl nach Deutſchland. Aber auch hier ſetzten ſich ſeiner Reiſe nach Frankreich noch ungleich ſchwerer zu überwindende Hinderniſſe entgegen. In Lotharingen ſpielte Hugo mit ſeinen zahlreichen Anhängern noch immer den Meiſter; und ſein Schwager, der normänniſche Fürſt Godefried, erklärte dem Kaiſer förmlich den Krieg. *) Den beiden furchtbaren Gegnern hatte man kein Heer entgegen zu ſetzen. Aber man glaubte, Aufrührern und Treubrüchigen ebenfalls keine Treue ſchuldig zu ſeyn. Zu Liſt oder Verrätherei nahm man alſo ſeine Zuflucht. Nachdem man ſich den Schein gegeben hatte, mit beiden in Unterhandlung treten zu wollen, wurden Godefried und Hugo je-

*) Unter Drohungen hatte er nämlich Forderungen gemacht, die, weil ſie nicht erfüllt werden konnten, ſo gut als eine Kriegserklärung zu betrachten waren. Weil er, wie er ſagte, des Weines bedürfe, Friesland aber keinen erzeuge, ſo begehrte er, daß der Kaiſer ihm eine Strecke Landes am Rhein, nebſt verſchiedenen Städten, und unter dieſen auch die Stadt Coblenz, abtreten möchte. Würde dies nicht geſchehen, ſo würde er ſich ebenfalls an ſeinen geleiſteten Vaſalleneid nicht mehr gebunden glauben.

doch nach verſchiedenen Orten, zu einer mündlichen Unterredung eingeladen. Beide geriethen in die Schlinge. Godefried ward ſammt ſeinem Gefolge überfallen und ermordet, Hugo gefangen genommen, der Augen beraubt, in ein Kloſter gebracht, und der Kopf ihm dort geſchoren. Hugo hatte jetzt ſeine Rolle ausgeſpielt. Er ſtarb bald darauf als Mönch in der Abtei Prüm.*) Ruhig konnte nun Carl ſeine Reiſe antreten; und mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten ward ihm zu Pontion von den ſämmtlichen Ständen des Reiches, nur mit Ausnahme jener von Burgund, als König von Frankreich gehuldiget.

14. Alle Theile der weitſchichtigen, einſt von Carl dem Großen beherrſchten fränkiſchen Geſammtmonarchie hatte jetzt Kaiſer Carl III. wieder unter ſeinem Scepter vereint. Freilich fehlte es ihm an dem Geiſte ſeines großen Ahnherrn, aber es fehlte ihm auch an jenen materiellen Mitteln, welche Carl dem Großen zu Gebote ſtanden; ferner fehlte es in allen Ländern an Eintracht und Gemeingeiſt, und endlich beſonders den großen wie kleinen Vaſallen an jener Treue und Folgſamkeit, welche alle Glieder eines Körpers mit dem Haupte vereinigen. Nur eine ganz ungewöhnlich große Perſönlichkeit, ver-

*) Der bekannte Chroniſt Regino, der damals Abt des Kloſters von Prüm war, ſchor mit eigener Hand ihm den Kopf. Uebrigens ward Hugo wenig bedauert. Er war ein wollüſtiger und aus Wolluſt grauſamer Herr. Es wird von ihm erzählt, daß er ſeine zwei treueſten Anhänger, die ihm ſchon viele wichtige Dienſte geleiſtet, nämlich die Grafen Wicbert und Bernard habe ermorden laſſen, den erſtern aus bloßem Argwohn, den andern der ſchönen Frederade wegen, Bernards Gemahlin, gegen die der Wüſtling in unreiner Liebe entbrannt war.

bunden mit ſeltener Körperkraft, eiſernem Willen, mit Kriegskunde, kriegeriſchem Geiſte und heldenmäßiger Tapferkeit, hätte vielleicht noch vermocht, den Trotz jener Zeit zu beugen, und die Völker unter dem Joche des Geſetzes wieder an Gehorſam und bürgerliche Ordnung zu gewöhnen. Freilich war Kaiſer Carl **III.** alles dieſes nicht; aber ungerecht iſt es, ihn der Feigheit und völligen Mangels an Einſicht, noch ungerechter ihn der Trägheit und einer blödſinnigen Geiſtesſtumpfheit zu beſchuldigen. Carl ſcheuete weder den Krieg, noch die Arbeit; aber dieſe mußte mit dem Maaße ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Kräfte in Verhältniß ſtehen, und jener mit den Mitteln, über die er verfügen konnte, um ihn mit Erfolg zu führen; und that Carl auch bisweilen große Mißgriffe, ſo beging er ſie ſtets auf den Rath der gewöhnlich ihn zahlreich umgebenden Räthe, und ſogenannten wirklichen oder vermeintlichen Getreuen. Carls Hauptfehler war blos, daß er entweder viel zu frühe, oder viel zu ſpät auf die Welt kam, und daß der Zufall ſeiner Geburt ihn zum Träger mehrerer Kronen beſtimmt hatte. Er war fromm, widmete nur, gleich ſeinem Großvater, den Andachtsübungen oft zu viele, nie mehr wiederkehrende Stunden; aber übrigens dennoch arbeitſam, friedliebend, gerecht und gütig, würde er, als bloßer König von Schwaben, mit dem Ruhme eines guten, für das Wohl ſeines Volkes wahrhaft beſorgten Fürſten die Welt verlaſſen haben.

15. Die jetzt vereinte Macht der Franken ſchreckte jedoch nicht im mindeſten die Normänner. Verheerend und raubend fielen ſie auf das neue wieder in Frankreich ein, und als man ſie an den erſt unlängſt geſchloſſenen Vertrag erinnerte, gaben ſie zur Antwort:

dieſer Vertrag ſey mit König Carlmann geſchloſſen worden, und der Tod dieſes Fürſten entbinde ſie aller daraus für ſie entſpringender Verbindlichkeiten. Gleich nach empfangener Huldigung ließ alſo Carl ein allgemeines Aufgebot gegen die Normänner ergehen; er ſelbſt aber ging nach Deutſchland zurück. Die Entfernung des Kaiſers und Königs in einem ſolchen Augenblicke erregte großes Mißvergnügen. Der Heerbann kam zwar zuſammen, aber die Schaaren waren ſchlecht geordnet, ohne Muth und ohne Führer, wurden daher bald wieder von den Normännern zerſtreut, und ganz Frankreich ſtand den Barbaren auf das neue offen. Die franzöſiſchen Großen, die Carl nur deswegen zu ihrem Könige gewählt hatten, damit er ſie von den Normännern befreie, ohne daß es ihnen ſelbſt die mindeſte Anſtrengung koſte, regten wie gewöhnlich weder Hand noch Fuß, machten, jeder für ſich, mit den Normännern eine Uebereinkunft, und überließen dann, ſo bald nur ihre Burgen und Güter geborgen waren, alle Kirchen, Klöſter, Abteien, und beſonders die Städte ihnen gerne zum Raube. Wirklich bemächtigten ſich auch jetzt wieder die Normänner mehrerer bedeutender Orte, unter andern auch der Stadt Rennes, und ſtanden noch vor Ende des Sommers (885) ſogar ſchon vor den Thoren von Paris. Dieſe Stadt ward als die Capitale von ganz Frankreich betrachtet. Die Normänner wollten ſie daher zu ihrer Hauptniederlage und ihrem Hauptwaffenplatz machen. Aber zum Glück für die Einwohner von Paris befehligten jetzt darin drei Männer, die ſelbſt den Zeiten Carls des Großen Ehre gemacht haben würden; nämlich Eudes, Graf von Paris, Biſchof Gauslin und der Abt Hugo. Paris beſchränkte ſich damals blos auf den jetzt auf einer Inſel in der Seine liegenden Theil der Stadt. Dieſen befeſtig-

ten Eudes und ſeine beiden edeln Gefährten ſo gut, als es in der Eile geſchehen konnte, verſahen die Stadt reichlich mit Lebensmitteln, und wußten bald mit dem ſie ſelbſt beſeelenden Heldenmuth auch die ſchwache Beſatzung, wie die Einwohner der Stadt, zu beleben. Von jetzt an wetteiferten Soldaten und Bürger mit einander an Tapferkeit und ausdauernder Standhaftigkeit. Der Gebrauch aller damals bei Belagerungen üblicher Kriegsmaſchinen war den Normännern nicht mehr unbekannt. Tag und Nacht beſchoſſen ſie die Stadt, ſtürmten öfters zu gleicher Zeit auf mehrern Seiten, wurden jedoch ſtets mit großem Verluſt wieder zurückgeſchlagen. Eudes, an der Spitze einer auserleſenen Schaar, wagte ſogar öftere Ausfälle, zerſtörte die Schanzwerke der Belagerer, tödtete viele ihrer Leute, und kam nicht ſelten mit reicher Beute an Vieh und Lebensmitteln wieder in die Stadt zurück.

16. Carl war indeſſen theils in Deutſchland, theils in Italien, hielt da wie dort Reichs- und Hoftage, auf denen nichts beſchloſſen ward, und ſein Anſehen mehr verlor, als gewann. Das Angſtgeſchrei der Franzoſen rief endlich Carln wieder nach Frankreich zurück. Mit einem diesmal ziemlich zahlreichen Geleite longobardiſcher Vaſallen ging er alſo wieder über die Alpen und zog nach Burgund, erließ für ganz Frankreich, Deutſchland und Lotharingen ein allgemeines Aufgebot, und beſtimmte Metz, wohin er ſich mit ſeinen italiäniſchen Schaaren ſelbſt begab, zum Sammelplatz des Heeres. Aber kein Franzoſe erſchien; nur Deutſchlands und Lotharingens Heerbann ſetzte ſich in Bewegung, konnte aber, wegen der überall ausgetretenen Flüſſe, erſt ſpät an dem Orte ſeiner Beſtimmung eintreffen. Die Belagerung von Paris hatte jetzt beinahe ſchon andert-

halb Jahre gedauert. Die Stadt war auf das äuſſerſte gebracht. In dieſer verzweiflungsvollen Lage faßte Graf Eudes einen Entſchuß, der an Kühnheit alles übertraf, und dennoch mit unbegreiflichem Glücke ausgeführt ward. Er verläßt nämlich Paris, geht mitten durch das normänniſche Heer hindurch, eilt nach Metz, führt dem Kaiſer die über Frankreichs Hauptſtadt ſchwebende Gefahr mit der den Worten eines Helden eigenen Kraft zu Gemüthe, und kommt dann mit dem ſichern Verſprechen eines ſchleunigen Entſatzes, durch alle Poſten und Lager der Normänner, in der Mitte der bei ſeinem Anblicke mit neuem Muth belebten Pariſer wieder an. Wirklich ſetzte ſich auch das kaiſerliche Heer ſogleich in Bewegung. Voraus ſchickte Carl den tapfern Herzog Heinrich von Franken, um einſtweilen den Feind in ſeinem Rücken zu bedrohen, und deſſen Macht und Aufmerkſamkeit zu theilen. Heinrich, als er in der Nähe der Stadt ankam, wollte ſogleich die feindliche Stellung recognosciren. Leider führte ihn ſeine kriegeriſche Hitze, die keine Gefahr ſcheuete, zu nahe an den Feind; er fiel in einen Hinterhalt, ſtürzte vom Pferde, und ſtarb unter den rohen Händen der Barbaren eines ſeines bisherigen Heldenlebens unwürdigen Todes. *) Des Krieges, wie der Ge-

---

*) Die Normänner hatten nicht ferne von ihrem Lager eine Menge tiefer Gruben gegraben, und dieſe mit leichtem Waſen überdeckt. In eine ſolche Grube war nun der edle Herzog geſtürzt. Man möchte beinahe glauben, daß eine vergeltende unſichtbare Hand hier mit im Spiel geweſen ſey. Aus Liebe zu ſeinem Herrn, dem Kaiſer, hatte Herzog Heinrich es übernommen, dem normänniſchen Könige Godefried zwar nicht gerade eine ſolche Grube zu graben, ihm aber doch eine Schlinge zu legen, in welche er gerieth, und darin den Tod unter den Händen beſtell-

ſchäfte kundig, dabei kühn und unternehmend, und mit unverbrüchlicher Treue ſeinem Herrn ergeben, war Herzog Heinrich der einzige, der des Kaiſers unbedingtes Zutrauen verdiente, und auf den der Monarch mit Sicherheit zählen konnte. Durch den Tod deſſelben verlor Carl mehr als ſeinen rechten Arm. Tief ſchmerzte ihn auch dieſer Verluſt, deſſen für ihn ſo verhängnißvolle Folgen er vielleicht jetzt ſchon ahnete. Indeſſen ſetzte er ſeinen Marſch ununterbrochen fort. Als beide Heere einander gegenüber ſtanden, wurden die Normänner mit leichter Mühe von dem rechten Seine-Ufer vertrieben. Aber nun hielt Carl einen großen Kriegsrath. Alle bei dem Heere anweſenden Fürſten und Großen fanden ſich dabei ein, und das Reſultat ihrer Berathungen war am Ende, daß man mit den Normännern ſich gütlich abfinden müſſe. Siegebert nahm das Anerbieten willig an. Man zahlte ihm ſieben hundert Pfund Silbers, und gab ihm die Erlaubniß, mit ſeiner Flotte die Seine hinauf zu ſegeln, und in Burgund zu überwintern, das heißt, auch dieſen Theil von Frankreich völlig zu verwüſten. Carl ging hierauf mit ſeinem Heere wieder nach Deutſchland zurück.

17. Dieſer abermals ſo ruhmloſe Feldzug und ſchändlich erkaufte Friede richtete in allen Ländern Carls Anſehen vollends zu Grunde. Man legte dem unglücklichen Monarchen wieder ganz allein zu Laſt, was er doch offenbar blos durch den vereinten Willen ſeiner ohnehin ſo trotzigen Vaſallen zu thun gezwungen war. Indeſſen war der Unwille allgemein,

ter Meuchelmörder fand. Gleiches Loos war jetzt auch dem übrigens ſo durchaus trefflichen fränkiſchen Fürſten zu Theil geworden.

denn jeder wälzte den eigenen Antheil an der Schande auf den Kaiſer. Man war der Regierung deſſelben nun müde; und alles wünſchte eine baldige Veränderung. Der erſte Angriff geſchah gegen den Reichskanzler, Carls Vertrauten, nämlich den Biſchof Liutward von Vercelli. Dieſer ſollte als das erſte Opfer der ſchwer verletzten und beſudelten Nationalehre fallen. An der Spitze ſeiner Feinde ſtand der ſo eben aus Italien bei dem Kaiſer angekommene ſtolze Herzog oder Markgraf Berengar von Friaul. Man beſchuldigte den Biſchof der abſcheulichſten Laſter, der gröbſten Verbrechen, der Herrſchſucht, des Geizes, der Bedrückung; daß er die edelſten Töchter Deutſchlands und Italiens entführen laſſe, um ſie mit den Anverwandten ſeines Hauſes zu verheirathen; *) endlich klagte man ihn ſogar eines ehebrecheriſchen Umganges mit der Kaiſerin an. Durch dieſe letzte Anklage war der Biſchof unwiederbringlich bei dem Kaiſer verloren. Carl war hier auf ſeiner empfindlichſten Seite verwundet. Zu Kirchheim im Elſaß berief er eine zahlreiche Verſammlung zuſammen, entſetzte den Biſchof ſeiner Würde als Reichskanzler, jagte ihn vom Hofe hinweg, und klagte nun ſelbſt ſeine Gemahlin öffentlich des Ehebruches an. Die edle Richardis, im Bewußtſein ihrer Unſchuld, betheuerte, daß ſie, obgleich ſchon zehn Jahre mit Carl vermählt, doch keinen Mann noch kenne; ſie erbot ſich, ihre Reinheit durch ein Gottesgericht zu beweiſen, entweder im Zweikampfe, **)

*) Die ganze Litanei der dem Biſchofe angeſchuldigten Laſter und Verbrechen findet man in den fuldaiſchen Annalen, jedoch dabei keinen auf irgend eine beſtimmte Thatſache ſich gründenden Beweis. Wer alſo den Biſchof durchaus für ſchuldig erklären will, muß es auf das bloße Wort des Annaliſten thun.

**) Nämlich im Zweikampfe, den irgend ein Ritter für ſie beſtanden haben würde.

oder auf glühenden Pflugſcharen. Die in der Verſammlung anweſenden Biſchöfe und Großen fühlten einen Widerwillen, ſich mit dieſem widerlichen, den Kaiſer ſelbſt mit Schande und Schmach bedeckenden Handel zu beſchäftigen. Zudem wurden ſie auch untereinander uneins. Wie gewöhnlich ward wieder nichts beſchloſſen, aber auch das Anerbieten der Kaiſerin nicht angenommen, die ſich hierauf ſogleich nach dem, von ihr ſelbſt geſtifteten Kloſter Andlau zurückzog, und dort bis zu ihrem Tode ein ungemein erbauliches, wahrhaft heiliges Leben führte.

18. Von jetzt an fiel Carl in eine tiefe Schwermuth. Völlige Unthätigkeit und Unentſchloſſenheit waren Folgen davon, und immer tiefere Wurzeln ſchlug nun die allgemeine Meinung, daß der Kaiſer der Regierung durchaus nicht mehr fähig ſey. Sein gefährlichſter Gegner ward der Biſchof Liutward. Er begab ſich an den Hof des Herzogs Arnulph, und ermunterte unaufhörlich dieſen Fürſten, als ein Sprößling des carolingiſchen Hauſes Carls ſchwachen Händen den Scepter zu entreißen, der in Deutſchland herrſchenden Verwirrung nun einmal ein Ende zu machen. Als ehemaliger Reichskanzler, daher mit allen geheimen Triebwerken der verworrenen Maſchine genau bekannt, konnte freilich Liutward dem Arnulph treffliche Rathſchläge ertheilen, denen dieſer Fürſt ſich um ſo williger hingab, da ihm nicht unbekannt war, daß Carl mit dem Gedanken umgegangen ſey, und vielleicht auch noch damit umgehe, ſeinem unehelichen Sohne Bernhard die Thronfolge zu verſchaffen, auch diesfalls ſchon den Pabſt zu ſich nach Worms eingeladen habe *) Da Arnulph der Ge-

*) Wirklich hatte auch der Pabſt Hadrian III. die Reiſe

ſinnung der Sachſen, Franken und Thüringer ſchon verſichert war, ſo hatte er in kurzer Zeit ein aus Slaven und allen Völkerſchaften Deutſchlands zuſammen geſetztes Heer unter ſeinen Fahnen, und brach mit demſelben gegen den Kaiſer auf. Jetzt erwachte auch Carl wieder aus ſeinem Schlummer. Der Gewalt wollte er Gewalt entgegen ſetzen, berief daher alle ſeine Getreuen nach Tribur; aber nur wenige kamen, die mehrſten eilten zu Arnulph. *) Zu dieſem ſandte Carl den ehrwürdigen Erzbiſchof Liutberg von Mainz mit derſelben Partikel des heiligen Kreutzes, auf welchem ihm Carlmanns Sohn einſt den Eid unverbrüchlicher Treue geſchworen hatte. Arnulph vergoß Thränen bei dem Anblick der heiligen Reliquie; aber ſchon zu weit fortgeriſſen von dem Strome der wild bewegten Zeit, war jetzt kein Rückſchritt mehr möglich. In Eilmärſchen zog er mit ſeinem Heere nach Tribur, wo nun auf einem unter Arnulphs Schwertern und Lanzen gehaltenen Reichstag Carl förmlich des deutſchen Thrones und der

---

nach Deutſchland ſchon angetreten, war aber unterweges geſtorben. — Wenn einem unächten, dem carolingiſchen Stamme gleichſam eingepfropften Zweige der Weg zum Thron ſollte geöffnet werden; ſo hatte unſtreitig Arnulph gegründetere Anſprüche auf den Thron, als Bernard. Dieſer war der Sohn des jüngſten von den drei Söhnen Ludwigs des Deutſchen; Arnulph aber hatte Carlmann, den älteſten der drei Brüder, zum Vater.

*) In einer an ganz Deutſchland gerichteten Proclamation hatte Arnulph alle, die ſich nicht unverzüglich bei ihm einfinden würden, mit dem Verluſt ihrer Güter und Würden bedrohet. Kaum war dieſes Manifeſt zur öffentlichen Kunde gelangt, als Carl, ſogleich von allen verlaſſen, höchſtens nur noch drei oder vier Perſonen in ſeiner, vor wenigen Tagen noch ſo zahlreichen Umgebung zählte.

königlichen Würde entſetzt ward. In ſtiller Ergebenheit beugte ſich der von Allen verlaſſene Monarch unter die jetzt ſchwer auf ihm liegende Hand der Vorſehung, ſchickte dem Arnulph die Krone und andere Inſignien durch ſeinen Sohn Bernhard, empfahl dieſen der Huld des neuen Königs, bat für ſich nur um anſtändigen Unterhalt für den Reſt ſeiner Tage, und erhielt von Arnulph einige Maierhöfe in Schwaben. Den Kelch bitterer Leiden hatte Carl bis auf den letzten Tropfen geleert. Alles, was nach den unerforſchlichen Rathſchlüſſen Gottes hatte geſchehen ſollen, war geſchehen, und ſo machte nun auch jetzt der Tod, ſchon in dem dritten Monate nach dieſer furchtbaren Cataſtrophe, dem mühevollen Leben dieſes von dem höchſten Gipfel wenigſtens ſcheinbarer menſchlicher Hoheit ſo tief herabgeſunkenen Monarchen ein Ende. (13. Jänner 888.) Allgemein ward er betrauert, welches vielleicht, wäre er auf dem Throne geſtorben, nicht der Fall geweſen ſeyn würde. Mit größerer Pracht, als zu Folge Carls völlig verlaſſener Lage zu erwarten geweſen wäre, ward ſeine Leiche in der auf einer Inſel im Conſtanzer See liegenden Abtei Reichenau begraben; und die frommen Mönche dieſes Kloſters bezeugten, daß ſie, als man den entſeelten Körper in das Grab ſenkte, ſämmtlich geſehen, wie Carls durch ſchwere Prüfung und lange harte Leiden völlig entſündigte und gereinigte Seele ſich in einem Lichtſtrom gegen Himmel, den Wohnſitz der Seligen, erhoben habe. Mit dem Tode Carls III. erloſch die *deutſche Linie* des carolingiſchen Stammes.

Literarishe Anzeige.

Von der so eben in Belgien erschienenen Prachtausgabe des

MISSALE ROMANUM
in Folio,

haben wir den Hauptdebit für Deutschland, Oestreich und die Schweiz übernommen, und bitten alle Interessenten, sich zur Beziehung derselben an die ihnen zunächst gelegene Buchhandlung oder in frankirten Briefen direkt an uns zu wenden.

Die französischen und belgischen Blätter, denen Probeabdrücke mitgetheilt wurden, haben einstimmig ausgesprochen, dass diese Ausgabe durch geschmackvolle Typen, Kupfer und Verzierungen, durch Schwärze des Drucks, Schönheit und Stärke des Papiers, Correctheit und Vollständigkeit alle früheren übertreffe, und zu den Meisterstücken der neueren Typographie gehöre. Bei der Grösse des Formats war es auch möglich eine Schrift zu wählen, die selbst auf schwächere Augen wohlthuend einwirkt.

Wir benutzen diese Gelegenheit, unsere beiden Ausgaben des

Breviarium Romanum

IV Voll. in gr. 24 Mit rothen oder schwarzen Rubriken,

in Erinnerung zu bringen, bei denen durch Eleganz der Ausstattung das im Kleinen geleistet wurde, was bei dem Missale im Grossen ausgeführt worden ist. Im Juli dieses Jahres werden ebenfalls ganz vorzüglich ausgestattete neue Auflagen derselben erscheinen.

Um die Anschaffung allgemein zu erleichtern, setzen wir den Preis des MISSALE ROMANUM auf

fl. 36. oder Rthl. 21.

den des BREVIARIUM ROMANUM in gr. 24. mit rothen Rubriken auf

fl. 16. oder Rthl. 9. 12 ggr.

und den des BREVIARIUM ROMANUM in gr. 24. mit schwarzen Rubriken auf

fl. 10. oder Rthl. 6.

wofür sie durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. Die Breviere enthalten die Propria Sanctorum der einzelnen Diözesen.

MAINZ, im May 1836.

Kirchheim, Schott & Thielmann.

STOLBERG, Friedrich Leopold, Graf zu
Geschichte der Religion Jesu Christi

911
S875ge
1817
v.28